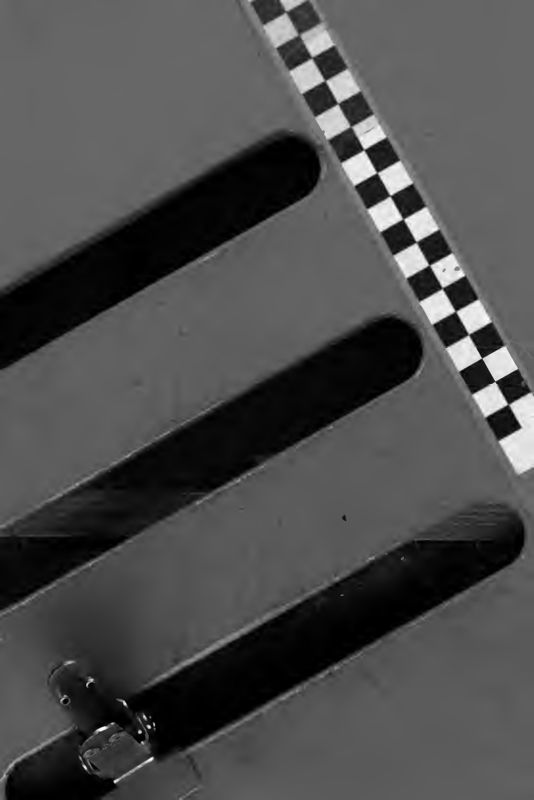
image
not
available












Velhagen und Klasings
Monatshefte









Studienkopf von Marie Roberth.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVI. Jahrgang 1901/1902. Heft 4, Dezember 1901.

Weihnacht

von Josef Lauff.

Die Krähe schreit ob öden Halden,
Des Herbstes Füllhorn steht geleert,
Und ziegelrot im Winterwalde
Hat sich der Stechpalmenzweig gebeert.
Doch wie sich auch die Nebel spannen,
Der Rauhreif um die Äste flicht —
Verheißend durch die schwarzen Tannen
Bricht ein geheimnisvolles Licht.

. .

Es zeigt empor, die Sterne schimmern,
Die Seligen des Himmels nahn,
Und unter unvergleichlichen Stimmen
Wird Gottes Wunder kundgethan.
Es naht in rätselhaften Spuren
Sich wieder mit geheimem Wehen,
Was einst auf Galiläas Fluren
Die weisen Könige gesehn.

Das ist die Zeit, die gnadenvollen,
Die Zeit von Schauern lind durchwebt,
In der ob der verschneiten Scholle
Der Stern von Bethlehem sich hebt.
Das ist die Zeit der Weihnachtskerzen,
Die liebend kommt und liebend erregt
Und auch so manchem harten Herzen
Den Born der reinsten Milde schlägt.

.//.

Da wird so manchem Erdensohne
Der Trank der Hoffnung eingeflößt,
Da wird so manche Dornenkrone
Vom tiefgebeugten Haupt gelöst.
Es wird der reife Mann zum Kinde,
Wenn's strahlend aus den Zweigen bricht,
Und glücklich tastet selbst der Blinde
Beseligt in ein Meer von Licht.

.//.

O heilge Nacht! — Die Glocken tönen
Und keine Brust bleibt liebeleer;
Ein stilles Sühnen und Versöhnen
Geht unter deinem Fittich her.
Es nahen gläubig Hirt und Herde
Dem Menschensohn, dem Gotteskind...
Drum Frieden allen auf der Erde,
Die eines guten Willens sind.

.//.



Blumen- und Palmenkultur an der Riviera.

Von

W. Hörtel-San Remo.

Mit sieben Abbildungen nach Originalzeichnungen von H. Nestel-Bordighera.

Mit dem Worte Riviera verbinden wir die Vorstellung von Blumenduft und Palmenwedeln. Die Veilchen San Remos, die Palmenhaine Bordigheras, der Blumenkorso Nizzas, die Parfümfabriken von Grasse — ein jeder hat von ihnen gehört, und die aus jenem Küstenparadiese mitten im Winter nach dem Norden gesandten lieblichen Kinder Floras bewirken, daß wenigstens in den größeren Städten Winterblumen nicht mehr wie früher ein teurer Luxusgegenstand sind. Nähergerückt ist der Süd dem Norden durch den modernen Verkehr, der es ermöglicht, daß die kurzlebigen Blumen, unter dem warmen Kusse der Rivierasonne erblüht und von den braunen Kindern des Südens geschnitten, mit ihrer Farbenpracht und ihrem wonnigen Dufte die Nordländer zu einer Zeit erfreuen, wo bei ihnen das Leben der Natur in Eis und Schnee erstarrt. Der nordische Fremdling aber ist doch bei seinem ersten Besuche der Riviera über die Pracht und Fülle der Vegetation aufs höchste überrascht, zumal wenn er in derselben Breitenlage kurz zuvor die lombardische Tiefebene mit entlaubten Bäumen und dichter Schneedecke gesehen hat. Die Riviera ist bekanntlich dank ihrer, durch die ligurischen Apenninen und Seealpen gegen Norden geschützten Lage klimatisch nicht zu Ober-, sondern zu Unteritalien gehörig, und selbst am Golfe von Neapel wird man vergeblich nach solchem Blumenreichtum suchen, Palmenhainen aber wie in Bordighera auf italienischem Boden nicht wieder begegnen. Alle Erdteile haben ihr Schönstes gesandt, um diese herrliche Küste zum Paradiese Europas zu gestalten.

Ehe alle jene Gaben fremder Zonen eingetroffen, reichten vermutlich Kiefernwälder bis zur Küste, und die felsigen Abhänge trugen eine immergrüne, strauchartige, stachlige, gewürzhaft duftende Pflanzenwelt, wie man sie noch heute reichlich auch in der Nähe der Kurorte und in noch größerer Ausdehnung in der mittleren Region Korsikas sehen kann, wo der Bluträcher vor den Sbirren in diese „Maquis" sich flüchtet. Und wenn es wahr ist, daß Napoleon auf St. Helena ausgerufen: „Korsika, wie schön ist die Erinnerung, die mir von dir

blieb! Mit verbundenen Augen würde ich deine Nähe am Wohlgeruche erkennen," so bezieht sich das auf die Maquis, deren Duft den Schiffern auf weite Entfernung die Lage jener wundervollen Insel anzeigt. In den Maquis finden wir Thymian und Lavendel, Rosmarin und Wacholder, Ginster, Geisblatt, Stechwinde, Lentiskus und Cistrose, das zarte, zur Bekränzung von Spiegeln und Bildern wie in Bouquets viel verwendete Spargelkraut, den Erdbeerbaum, die schöne über zwei Meter hohe Baumheide und die Myrte, deren Sträucher eine Höhe von zwei bis drei Metern erreichen und im Sommer mit Blüten, im Winter mit kleinen schwarzen wacholderartigen Beeren übersäet sind.

Beim Anblick dieser Myrtenblüten muß ich immer an ein junges Ehepaar denken, in dessen angenehmer Gesellschaft ich einst einen Ausflug in das ligurische Gebirge unternahm. Das kleine Frauchen hatte vergeblich in ihrer norddeutschen Heimatstadt bei allen myrtenzüchtenden Jungfrauen nach einer Blüte für ihren Brautkranz gesucht und sah nun tausende bei einander, ohne daß auch nur eine einzige Braut die Hand danach ausstreckte. Die Italiener benutzen bei des Lebens schönster Feier Orangenblüten, weshalb auch die Vermählungsanzeigen in den italienischen Zeitungen die poetische Überschrift Fior d'Arancì tragen; die Myrte aber streut man in die Ställe.

Den ganzen Winter über bieten Kinder auf den Promenaden der Kurorte Sträuße wildwachsender Blumen feil, und von Anfang Januar bis in den Frühling hinein blühen unter den hochragenden Ölbäumen im saftigen Grün Milliarden von Veilchen, üppige, an Farbe verschiedene, aber an Schönheit gleiche Hyacinthen, Anemonen, Narzissen, Tulpen, Orchideen und viele andere Blumen. Dazu in den Thälern und Gärten die Orangen- und die Citronenbäume, — letztere das ganze Jahr hindurch gleichzeitig mit Blüten und Früchten in allen Stadien der Entwickelung, vom Grün bis zum Goldgelb — und in den Wintermonaten die weißen und rötlichen Blüten der Mandel- und Pfirsichbäume. Und nun erst die herrlichen Gärten der Villen und Hotels! Wer vergäße den von Herrn von Hüttner angelegten Garten der Villa Parva in San Remo, eine wahre Palmenversuchsstation, oder die Gärten des Handelsgärtners Winter in Bordighera, oder den Garten von Mortola, wo man auf engem Raume ein Heer von Pflanzen aus der alten und neuen Welt betrachten und staunend bewundern kann, welche fast unglaublichen Erfolge der Eingewöhnung subtropischer Pflanzen in dem gleichmäßig milden Klima durch hingebende Liebe zur Natur und scharfe Beobachtungsgabe erzielt worden sind. Namentlich fühlen sich die Pflanzen aus ähnlichen, vorzugsweise trockenen Klimaten, aus Australien, Nordafrika, Mexiko, Argentinien, Kalifornien, von den Kanarischen Inseln und dem Kap, an der Riviera völlig heimisch. Aber auch nordische Bekannte treffen wir dort wieder, so fremd sie uns zunächst auch vorkommen mögen. Blumen, die wir nur aus Gewächshäusern kennen, gedeihen und wuchern im freien Lande. Manche unserer Gartenblumen verhalten sich zu ihren dortigen Verwandten wie das Kind zum Manne. Ein Busch des Pelargoniums oder der weißen und gelben Marguerite hat häufig die Größe eines Blumenbeetes. Den ganzen Winter hindurch treibt, knospt, blüht und duftet es. Monatelang scheint die Riviera ein einziger Blumengarten zu sein. Kein Baum, kein Fels, kein Fleckchen Erde, kein Graben so tief, keine Mauer so hoch, welche die Blumen nicht erfolgreich ihrer Herrschaft zu unterwerfen trachten. Aber so reich die Auswahl, auch hier ist die Rose die „Königin der Blumen". An Hecken, Häusern, Veranden, in den Gärten versteckt sie ihre immergrünen Zweige unter einer unbeschreiblichen, schwer lastenden Fülle duftender Blüten. Und zur Bestätigung der Regel „Keine Rose ohne Dornen" ist hier eine Ausnahme: die mit kleinen duftenden weißen oder gelben Blüten bedeckte rankende Banksiarose, die an Lauben, Wänden und Mauern mit der herrlichen Marschal Niel um den Preis im Klettern ringt.

Machen wir es ihr nach und klettern auch, und zwar im Frühling, weit in die Seealpen hinein, so finden wir ganze Abhänge mit leuchtenden Alpenrosen bedeckt. Die Vegetation des Südens und Nordens sind einander dort sehr nahe, denn an einem Tage gelangt man vom blauen Mittelmeere auf Alpenspitzen hinauf, von denen nur für wenige Monate der Schnee schwindet, und im Sommer thront über der Fürstin der

Tropen auf steiler Höhe die Königin der Alpen: über der Palme das Edelweiß. —

— — — — — — — — — — — — —

Auf diesem Küstenstriche sind fast alle Rosengattungen vertreten, und ein großes Gebiet ist ihrer Kultur eingeräumt. Besonders gedeihen die Thee- und Noisetterosen; am häufigsten begegnet man der gelben Safrano, der köstlichen Marie van Houtte und den Nabonnand-Rosen. Einige sehr schöne Rosen hat kürzlich ein deutscher Gärtner in San Remo aus Samen gezüchtet, so die „Principessa Elena“ und „Marianne Busse.“

Nur die große Trockenheit des Sommers ermöglicht die Kultur der Rosen an der Riviera. Sie leistet ihnen denselben Dienst wie im Norden die Winterkälte: sie gibt ihnen die nötige Ruhezeit. Wenn drei Monate lang kein Regentropfen die dürstende Erde erquickt hat, und unter den Strahlen der glühenden, sengenden Sommersonne die Rosenstöcke halb verdorrt sind, beschneidet man sie im Herbst, gräbt und düngt das sie tragende Land und bewässert die Pflanzungen, wenn der Herbstregen auf sich warten läßt. Das Beschneiden geschieht in den kälteren Lagen bereits Ende August, damit die Knospen noch vor Weihnachten aufbrechen, in den bevorzugten wärmeren Standorten aber erst im Oktober, damit die Rosenstöcke ihre Ernte im Januar und Februar liefern. Die zweite Blüte aller Stöcke bringt dann der April, wo sich neben den tiefblauen Fluten der halbkreisförmigen Golfe über Nacht ein zweites farbenprächtiges Meer bildet, ein Rosenmeer, so ausgedehnt und endlos, daß selbst der habsüchtige ligurische Bauer es nicht auszuschöpfen vermag. Zwischen den beiden Blütenzeiten liegt der rosenarme März. Um auch dann der Nachfrage genügen zu können, deckt der Blumenzüchter vom Dezember an einen Teil seiner Pflanzungen mit Glas und beschleunigt dadurch den neuen Frühjahrsflor.



Das Trocknen der Rosen.

Vom Oktober bis zum Frühjahr blühen die Nelken in schier unglaublicher Fülle. Sie werden jährlich neu angezogen durch Stecklinge, die man bereits im Dezember



Nelkenkultur in Norie.

zieht und im April in die Beete einsetzt, nachdem die alten Pflanzungen abgeerntet worden sind. Zum Schutze gegen Winde und zur Erzielung eines schlanken Wuchses stellt man um jede Nelke vier, durch baumwollene Fäden verbundene Stäbchen. Als Dünger benutzt man vielfach die Abfälle der Kokons aus den Seidenspinnereien Oberitaliens.

Während die Grundstücke mehr als zweijährige Nelkenkultur nicht gut ertragen, werden sie der lieblichen gefüllten Veilchen nicht so schnell überdrüssig. Man braucht dieselben nur alle fünf Jahre etwa zu verpflanzen, ja, es gibt Gärten, die 15 Jahre hintereinander die reichsten Veilchenernten lieferten. Wer im Winter von Genua nach San Remo fährt, dem senden etwa eine Viertelstunde vor seinem Reiseziel bei Riva Ligure und Taggia die Veilchenfelder ihre duftigen Grüße in das geöffnete Coupéfenster hinein. Hier haben jene Pflanzungen eine solche Ausdehnung erlangt, daß dieses hellblaue gefüllte Veilchen auch „Taggiaveilchen" genannt wird. Ursprünglich zog man es im Schatten der Öl- und Obstbäume, bis man erkannte, daß auch das Veilchen die warme Sonne liebt, und ihm die bis dahin der Tomate eingeräumten Felder anwies. Nun aber blieb es nicht das kleine Veilchen, das es war, als es noch im Verborgenen blühte, sondern es entwickelte sich zu einer Höhe von 20 cm und blüht und duftet, daß man sein blaues Wunder darüber haben kann, blüht vom November bis Mai, am üppigsten aber im Februar und März. Dann sind die Blätter wegen der Fülle der Blüten kaum zu sehen, und in den oft mit Theerosen eingefaßten Feldern knieen Scharen schwarzhaariger, brauner Frauen und Mädchen mit roten Kopftüchern und brechen singend und scherzend die duftenden blauen Blumen, und zwar für den Versand mit Stiel, für die Parfümfabrikation ohne denselben. Die höchsten Preise, deren man sich in Taggia erinnert, betrugen nach den Mitteilungen des um die Hebung der ligurischen Landwirtschaft rast-

los bemühten Professors Tirocco 25—30 Lire für das Kilo, und zwar vor etwa 20 Jahren zu Weihnachten und zum Karneval, die niedrigsten 1—1,50 Lire. Als Durchschnittspreis könnten für die letzten Jahre 2—3 Lire gelten.

Die Bewässerung der Blumenfelder bereitet in den Zeiten der Dürre — und es gibt auch Winter, in denen während dreier Monate kein Regentropfen fällt —, große Mühe und ist vielfach recht kostspielig, weil man das Leitungswasser an den Bergen hinaufführen muß. Von einem Reservoir aus wird dann durch Röhren das Grundstück versorgt.

In der Morgenfrühe werden die Blüten geschnitten, aber niemals in nassem Zustande verschickt. Ist in den niedrigen Lagen der Taufall stark gewesen, oder hat es geregnet, so müssen die feuchten Blumen vor der Verpackung getrocknet werden. Die Nelke hängt man zu diesem Zwecke mit den Stielen an horizontal aufgespannte Fäden und beschleunigt ihr Trocknen durch Fächeln mit Palmblättern. Den Rosen entzieht man auch wohl die Feuchtigkeit in der Weise, daß man sie schichtenweise auf Seidenpapier legt und im Notfalle mit dem Palmenfächer nachhilft. Große Versandgeschäfte haben besondere Trockenräume eingerichtet.

Deutsche Gärtner haben wesentlich zur Hebung der Blumenzucht an der Riviera beigetragen. Es ist dort wohl kein bekannterer Ort, wo nicht deutsche Landschafts- und Handelsgärtner ansässig wären.

Außer Rosen, Veilchen und Nelken gelangen besonders Orangenblüten, Margueriten, Levkoyen, Narzissen, Ranunkeln, Freesien, Anemonen, Reseda, Mimosen und Tuberosen zur Versendung. Man verschickt Blumenschachteln als Muster ohne Wert bis zum Gewichte von 350 Gramm für 1,25 bis 3 Fr. je nach Inhalt und Jahreszeit, Schachtel und Porto einbegriffen, oder größere Pakete und zwar immer mit Schnellzügen, wobei dann auf der betreffenden Grenzstation Spediteure für schleunigste Weiterbeförderung Sorge tragen.

Die erstere Art des Blumenversandes läßt England nicht zu, und gegen die zweite wünschen die deutschen Blumenzüchter bei den neuen Handelsverträgen eine hohe Zollschranke errichtet zu sehen, während die Blumenbinder teils die Beibehaltung des jetzigen Zustandes, teils einen mäßigen Schutzzoll befürworten. Die



Palmengruppe und Wasserhebewerk.

Konkurrenz der Gärtner in Nord und Süd ist in der That im Laufe der Jahre sehr stark geworden. Über immer weitere Gebiete der Riviera haben sich an Stelle der prächtigen Olivenhaine große Blumenfelder ausgebreitet und das Landschaftsbild an der Küste vielfach verändert. Und das hängt mit den geringen Erträgen des Ölbaumes zusammen, die aber zum Teil durch mangelhafte Pflege desselben und den thörichten Massenmord der Insekten fressenden Vögel verschuldet sind. Trügerisch freilich ist der Ölbaum immer; wo man, wie vielfach im westlichen Ligurien, die ganze Existenz auf diesen einen unzuverlässigen Baum gestellt hat, da kann der Kleinbauer — und Kleinbesitz herrscht an der Riviera vor — unmöglich auf einen grünen Zweig kommen. Sein Leben ist als ein Schwanken zwischen übertriebener Erwartung einer glänzenden Ernte und tiefer Trauer über enttäuschte Hoffnung bezeichnet.

Es ist kein Wunder, daß Rosen und Nelken die Ölbäume von so mancher Terrasse verdrängt haben und viele Ölbauern Blumenzüchter und -versender geworden sind.

Der Hauptblumenmarkt der Riviera wird in Nizza abgehalten. Zahlreiche Großhändler haben dort ihren festen Stand, kaufen die Blumen, welche die Züchter ihnen bringen, und vertreiben sie mit beträchtlichem Gewinne. Seit einigen Jahren hat man auch in Ospedaletti bei San Remo einen Blumenmarkt eingerichtet, dessen Bedeutung immer mehr steigt. Aufkäufer beiderlei Geschlechts sieht man beständig auf der Eisenbahn zwischen Nizza und Ospedaletti mit großen Blumenkörben, die Französinnen im Unterschied von den barhäuptigen Italienerinnen mit bändergeschmückten Hüten. Vor den Festtagen geht es auf diesen Blumenmärkten besonders lebhaft zu, und der Lärm ist kaum geringer, als an den Börsen der Großstädte. Zu Weihnachten und zum Jahreswechsel ist die Nachfrage ungeheuer, die Blumenfelder aber thun den Gärtnern nicht den Gefallen, sich mit ihrer Blütenzahl danach zu richten. Die Preise sind daher namentlich bei kühlem Wetter so hoch, daß der Händler in diesen Tagen zuweilen unter dem Einkaufspreise verkaufen muß, um seine Kunden bei guter Laune zu erhalten. — Der Hauptbedarf der nordischen Blumenhandlungen fällt des Sonntags wegen auf die letzten Tage der Woche, weshalb auf den Rivieramärkten in der ersten Wochenhälfte die Blumen gesuchter und teurer sind als in der letzten, wo sie zuweilen nicht einmal Käufer finden. Ganz besonders billig kauft man am Freitag ein, weil an diesem Tage die großen Blumensendungen nach England eine Unterbrechung erfahren. Am Sonntag ankommend, würden sie dort dem Empfänger nicht zugestellt werden.

Im großen und ganzen ist die Sonne der Preisregulator. Sendet sie besonders warme Strahlen hernieder, so öffnen diese — gleich dem heißen Scirocco — viele tausend Knospen zugleich und bewirken ein sofortiges Sinken der Preise, oft bis auf, ja unter den vierten Teil des bisherigen Standes. Kältere Nächte und trübe Tage dagegen führen eine Preissteigerung herbei. Beginnt infolge großer Wärme im Herbst die erste Blüte zu frühe oder wegen kühlerer Wintertemperatur die Frühlingsblüte zu spät, so ist der Ertrag der Pflanzungen natürlich sehr gering. Aber auch bei programmgemäßen Blütezeiten kann in Bezug auf den finanziellen Erfolg der Überproduktion wegen das Blumenversandgeschäft nicht mehr in dem früheren Maße ein blühendes genannt werden. — — —

Freilich läßt sich der Duft der Blume ebensogut auf Flaschen ziehen wie der Saft der Rebe, und zahlreiche Parfümfabriken dienen jenem Zwecke. Den Vorrang hat in dieser Beziehung vor Nizza und Cannes das Städtchen Grasse mit 34 Fabriken. In der mittelalterlichen, an dem steilen Hange des Roccavignon hinaufsteigenden Stadt wird das Haus gezeigt, in dem der Florentiner Tombarelli bereits gegen Ende des XVI. Jahrhunderts Parfüms gewann. Jedoch blüht die Parfümfabrikation dort erst seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Die Fabriken liefern die Rohmaterialien, aus denen dann die Parfümeure in den Großstädten die bekannten feinen Bouquets durch Mischung herstellen. Für diese Produkte sollen jährlich gegen fünf Millionen Francs nach Grasse fließen, von dessen Feldmark ein großer Teil mit Blumenfeldern bedeckt ist, mit spanischem Jasmin, Centifolien und Damascenerrosen, gefüllten Parmaveilchen, Tuberosen, Jonquillen und Cassien. Von den Blüten der bitteren Orange sollen gegen 300 000 kg verbraucht werden, aus welcher Zahl man sich einen

Begriff von der Ausdehnung dieser Orangenhaine und dem berauschenden Dufte machen kann, der im Frühling um Grasse herrscht.

Es würde hier zu weit führen, näher auf die Parfümgewinnung einzugehen. Es kommt für dieselbe besonders das Macerationsverfahren und die Enfleurage in Betracht, wobei man die Blumendüfte mit Fett verbindet und aus der so entstandenen „Pomade“ später mit Hilfe von Alkohol wieder entbindet. Das Fett nimmt die duftigen Blumenseelen mit Wonne auf, aber Veilchen gehört dazu, um 1 kg Extrakt zu gewinnen, das 36 Francs kostet.

Mit Erfolg haben die Chemiker in diesen Industriezweig eingegriffen und eine Reihe von Duftstoffen auf künstlichem Wege hergestellt, die sich zu den betreffenden Blumendüften verhalten wie Sacharin zum Rübenzucker, so das Jonon, den Riechstoff des Veilchens, das der „Veilchenwurzel“ genannten Wurzel der Iris florentina entnommen wird. Die Herstellung eines künstlichen Veilchenparfüms gelingt aber trotzdem nicht



Blumenmarkt in Nizza.

es spielt nur die Rolle des Brautführers; der Bräutigam, der das Glück hat, die Braut heimzuführen, ist der Alkohol.

So gewinnt man z. B. den Veilchenextrakt aus den gefüllten Parmaveilchen. Man pflückt sie in der Morgenfrühe, sobald der Tau verschwunden, streut sie in reines, 40 bis 50° C. warmes Fett und erneuert sie so oft, bis dasselbe vollständig mit Veilchenduft gesättigt ist. Diese Pomade wird dann solange in Weingeist geschüttelt, bis sie den lieblichen Duft ganz und gar an ihn abgegeben hat. Eine ungeheuere Anzahl immer zum besten, wofür der „Prometheus“ kürzlich die Thatsache zur Erklärung anführte, daß bei dem Geruchs- und Geschmackssinn mit der Größe des Reizes nicht die Stärke der Wahrnehmung sich ändert, sondern ihr Charakter. Hat man etwa ein Gramm Jonon — mehr als in Centnern von Veilchen enthalten ist —, so kann man es offen stehen lassen, erhitzen und verdampfen, und trotzdem riecht man Veilchengeruch nur ganz am Anfang. Wird der Duftstoff in der Luft konzentrierter, so schlägt der charakteristische Duft schließlich in einen

starken Himbeergeruch um. Viele der künstlichen Veilchenparfüms riechen thatsächlich nach Himbeeren und zwar nur, weil die Fabrikanten sich nicht entschließen können, den Käufern wenig genug für ihr Geld zu geben. — — —

Noch deutlicher und zu jeder Zeit — auch während der Vegetationsruhe im regenarmen heißen Sommer — sichtbarer als das Blumenheer unterscheiden die Palmen die westliche Riviera von anderen italienischen Landschaften. Diese Fürsten der Pflanzenwelt charakterisieren die Gärten und Anlagen derselben. In San Remo stehen sie in Reih und Glied und bilden Alleen, in Bordighera Haine. Hier erheben sie ebenso stolz ihre Kronen wie in der tropischen Heimat. Es kommen 45 Species und verschiedene Varietäten derselben an der Riviera fort, die Hälfte davon jedoch nur in geschützten Lagen, wo der nächtliche Tausall ganz gering ist, und die Temperatur nicht unter — 2° C. sinkt. Die Kokospalmen sind durch einige südbrasilianische Arten vertreten, die zum Teil kleine eßbare mirabellenartige Früchte liefern. Erwähnt seien ferner die Brahea Roezlii, eine sehr harte Fächerpalme aus Arizona mit leuchtend silbergrauen Blättern, die chinesische Chamaerops excelsa, die Kentia Balmoreana und Forsteriana von den Howe-Inseln, die Livistona australis und chinensis, die kalifornische Pritchardia filifera und von den Phönixpalmen die indische Ph. silvestris, die stolze Ph. canariensis und die Ph. dactylifera, die „Königin der Oasen". Die beträchtliche Anzahl nun landständiger Palmen gestattet es, in den Anlagen größere Gruppen tropischen Charakters zu bilden, die der landschaftlichen Physiognomie der westlichen Riviera einen ganz eigenartigen malerischen Reiz verleihen.

Vor 35 Jahren war neben der mediteranen Zwergpalme — Chamaeropshumilis — die hier ihren nördlichsten natürlichen Standpunkt hat, nur die Phoenix dactylifera an dieser Küste zu finden. Diese ist einst von den Sarazenen dorthin verpflanzt und noch heute vorherrschend, eine Fiederpalme mit 10—20 m hohen, von den Schuppen der abgefallenen Blätter bedecktem Stamme, graugrünen langen Wedeln. Die Wedel dienen als wichtige Einnahmequelle in Bordighera. Während sie sonst gleich den gebogenen Strahlen eines Springbrunnens in der Luft schweben, bindet man sie auf dem Stamme zusammen, um für den Palmsonntag und das Laubhüttenfest geeignete Wedel zu erzielen; denn sowohl im römisch-katholischen wie im jüdischen Kultus findet die Palme Verwendung. Der bordighesische Bauer aber überträgt die Konfession der Palmwedelkäufer auf seine Palmen und nennt die eine „Romana", die andere „Ebrea". Er sieht es der jungen Palme auf den ersten Blick an, für welche von beiden Religionen sie sich besser eignet, und behandelt sie demgemäß.

Die Romana muß sehr lange, spitz auslaufende Zweige liefern, die sich leicht in die gewünschten Formen flechten lassen. Damit sie die erforderliche Farbe der Reinheit erlangen, schnürt man im Sommer die Krone so fest zusammen, daß die jungen Wedel innerhalb derselben ohne Licht und Luft wie bleichsüchtige Kellerpflanzen sich entwickeln. Einen schönen Anblick gewähren die hunderte ungeheurer Reiserbesen in den Palmenpflanzungen des Val di Sasso östlich von Bordighera keineswegs, und gar traurig sieht im Frühling die losgebundene Krone aus, an einen armen geschundenen Esel erinnernd. In Bündeln von 50 bis 60 Stück werden die „parmorelli" zum Palmsonntag verschickt, und zwar namentlich nach Rom und Südfrankreich.

„Im Vatikan bedient man sich Palmsonntags echter Palmen", sagt Goethe. Diese aber stammen aus Bordighera, und die Lieferung derselben dankt das Palmyra Italiens einer bekannten Tradition nach einem Sanremesen, dem Schiffskapitän Bresca, der in Rom einst als Retter in der Not erschien. Dort sollte nämlich am 10. September 1586 der ägyptische Obelisk, der jahrhundertelang im Cirkus des Nero geruht hatte, auf dem Petersplatze aufgestellt werden, und Papst Sixtus V. hatte bei Todesstrafe strengstes Schweigen für die Dauer dieses äußerst schwierigen Werkes anbefohlen. Als nun 800 Arbeiter und 40 Pferde mit ungeheurer Anstrengung das steinerne Ungetüm schon beinahe emporgehoben hatten, da versagten plötzlich die erschlafften Taue ihren Dienst. In diesem bangen Augenblicke hallte aus der dichtgedrängten Volksmenge der Ruf: „Aiga! Aiga!" über den weiten Platz. Es war eine ligurische Kehle, aus der das

Wort kam, das man an der Riviera statt des italienischen acqua gebraucht. Der die Arbeiten leitende Architekt Domenico Fontana befolgte ungesäumt den guten, auf seemännischer Erfahrung ruhenden Rat und ließ Wasser auf die Seile gießen. Sie wurden dadurch verkürzt, zogen wieder an und hoben den Obelisken auf seinen Platz, wo er noch heute steht. Die Menge fürchtete für Brescas Leben, der Papst aber erteilte ihm und seinen Nachkommen das Privileg der Lieferung von Palmenwedeln für den Vatikan.

Die Ebrea wird im Mai und Juni gebunden, aber locker, damit die inneren Wedel ergrünen können. Dieselben müssen stumpfer auslaufen, als bei der Romana. Man versendet sie teils direkt an Firmen in Deutschland, Österreich, Rußland und Amerika, teils an Kommissionäre nach Triest, von wo aus sie über Osteuropa verbreitet werden. Im Ertrage übertrifft die Ebrea die Romana; sie bringt ihrem Besitzer 4—6 Lire jährlich ein, die Romana dagegen, die nach der erlittenen Tortur eines Ruhejahres bedarf, alle zwei Jahre 7—8 Lire. Insgesamt fließen für die „parmorelli“ wohl 60 000 bis 70 000 Lire jährlich nach Bordighera.



Blumenmädchen in Mentone.

Abgesehen von den vielen tausend zum Versand gezüchteten Palmen trägt das Palmyra Italiens auf einer Fläche von 30 Hektar nach Schätzung Einheimischer wohl zehntausend große Palmbäume, von denen einige ein Alter von mindestens hundert Jahren erreicht haben. Ungestraft kann man dort unter Palmen wandeln.

Unter einer Palmengruppe wollen wir noch einen Augenblick weilen, ehe wir von der Riviera Abschied nehmen: unter den „Scheffelpalmen“. Es sind das etwa achtzehn hohe, malerisch um eine alte Cisterne gruppierte Dattelpalmen, dicht über dem blauen Meere in einer wunderbar schön geschwungenen Bucht zwischen Bordighera und Ospedaletti. Ihren Namen haben sie davon, daß unser lebensfroher Victor von Scheffel unter ihren Wedeln einst sterben zu müssen wähnte. Er schildert den Vorgang in dem Gedichte:

Dem Tode nah.
(Bei Bordighera am Mittelmeer, Riviera di Ponente.)

Zwölf Palmen ragten am Meeresstrand
Um eine alte Cisterne;
Der Wagen knarrte im Ufersand,
Die Sonne versank in der Ferne.

Still einsam war's. Die Flut begann
Sich in Abendpurpur zu färben;
Da rannte der Tod mich plötzlich an,
Daß ich vermeinte zu sterben.

Der Herzschlag stockte, es stockte das Blut,
Die Glieder wollten ermatten;
Die Freunde trugen mit trübem Mut
Hinab mich in kühlenden Schatten.

Da sprach ich ruhig: „O laßt mich hier,
Will nichts von der Heimfahrt mehr wissen;
Sie fragten dort drüben noch nie nach mir,
Können auch meine Asche vermissen.

Hier umglänzt mich die alte, blaugoldene Pracht,
Die der Jugend Leid mir versüßte,
Hier murmelt das Meer so träumerisch sacht,
Als ob Sorrento mich grüßte.

Hier umstehn, eine altbefreundete Schar,
Mein Schmerzenslager die Palmen;
Im Fächerdach rauscht's voll und klar
Wie tröstende Sterbepsalmen.

Kein übler Geschmack: so am Palmenstrand
Ein Grab in italischer Erden!
Du mußt, o Freund, erst im deutschen Land
Lebendig zur Mumie werden.“

In der That läßt sich keine schönere Ruhestätte träumen, und es gibt wohl kaum ein zweites Fleckchen an der Riviera, das den Besucher so in seinen Zauberbann hineinzieht wie dieses. Jedenfalls fühlt man sich nirgends an dieser Küste so über das Mittelmeer hinweg in das Morgenland getragen wie hier.

„Das ist die Stätte, wohin Ihr gehen müßt, ihr Künstler; das ist der Platz, den ihr sehen müßt, ihr Dichter; das ist der Punkt, der euch anziehen muß, euch alle, die ihr auf der Suche seid nach lebhaften und mächtigen Eindrücken und findet, daß die Natur die Kraft hat, das Herz höher schlagen zu machen! Ich habe schon von dem orientalischen Charakter Bordigheras



Die Scheffelpalmengruppe im Garten des Herrn Winter.

gesprochen, aber ich erkläre, daß zwar Erinnerungen an das Morgenland unmittelbar sich dem Geiste aufdrängen, wenn man die Altstadt und ihre Umgebung durchwandert, hier aber sich nicht mehr nur Vergleiche und überraschende Ähnlichkeiten finden, sondern Judäa ganz und gar in diesem Erdenfleck steckt. Das ist der Brunnen der Samariterin, das ist der Brunnen der Rebekka, das sind die Juden, das sind die Apostel, das ist Jerusalem, Nazareth und Bethlehem, die in diesem bescheidenen Winkel des bordighesischen Vorgebirges erscheinen." So schrieb Charles Garnier, der Architekt der Grand Opéra in Paris und des Kasinos zu Monte Carlo, in den Motifs artistiques de Bordighera und knüpfte die Bitte daran, dieses „einzige und wahrhaft imposante Motiv" vor Zerstörung zu bewahren. — Sein Wunsch, der zugleich der aller Naturfreunde und Landschaftsmaler war, ist erfüllt worden. Herr Winter, der jenes einst wilde Vorgebirge in ein Blumenparadies verwandelte, hat die Umgebung der Scheffelpalmen pietätvoll in ihrer natürlichen Wildheit gelassen. Künstliche Pflege erfahren sie nicht, bedürfen derselben auch nicht, denn sie können hier, ihrer innersten Neigung gemäß, „den Fuß in das Wasser, das Haupt aber in die Glut des Himmels tauchen.". Und obwohl sie nach den Garnierschen Ausführungen zu „Hebräerinnen" prädestiniert erscheinen, so können sie doch als freie Töchter der Natur ihre stolzen Kronen ungehemmt von der Seebrise wiegen lassen, welche ihnen die Grüße ihrer Schwestern aus Afrika herüberträgt.



Im Zwischenland.

Novelle von

Lou Andreas-Salomé.

(Abdruck verboten.)

I.

Wundervoll duftete es durch die ganze Wohnung, — — nach Äpfeln und Konfekt und Tannenharz —. Der Diener hatte die beiden ganz großen Tablets herausnehmen müssen, die silbernen, auf denen sonst nur bei Gesellschaften der Thee gereicht wurde. Da lagen nun jetzt all die Süßigkeiten aus der Konditorei, — nett geordnet, so daß man gleich das Richtige zur Hand bekam, was man zum Baumschmuck brauchte. Und daneben häufte sich auf dem endlos langen Tisch im Speisesaal ein blitzendes Durcheinander von goldenen und silbernen Ketten, Sternen, Kugeln und tausend entzückenden Kleinigkeiten aus Pappe oder Dragant, wovon jedes einzelne Stück den Anspruch erhob, an einen bunten Bindfaden befestigt zu werden.

Boris und die Gouvernante scherzten so viel während der Arbeit, — trotzdem Boris doch eigentlich auf französisch durchaus nicht zu scherzen verstand, — daß sie alle beide eigentlich nichts Rechtes zustande brachten. Weit emsiger schien Musja beschäftigt, ihr glühten die Ohren ordentlich vor Eifer, und nur hin und wieder warf sie ihrem Bruder einen vorwurfsvollen Blick zu.

Jetzt zählte sie bereits gut zwölf Jahre, wurde also schon seit einer langen Lebenszeit dazu verwendet, um Weihnachten beim Ausschmücken des Baumes mitzuhelfen. Aber dennoch kam es ihr noch jedes Jahr als eine ebenso stolze Auszeichnung vor, als eine ebenso überschwengliche Freude, wie beim allerersten Mal. — Nein, was hatte sie doch für ein brennender Neid verzehrt, damals, als man sie noch nicht heranließ an alle die süßen, blitzenden Herrlichkeiten, während der um ein Jahr ältere Bruder schon mit gewichtiger Miene mit an dem langen Tisch saß, Bindfaden zuschnitt, Nüsse vergoldete, und errötend nach dem Theebrett mit verzuckerten Früchten hinschielte, das sehr weit ab von ihm stand —!

Musja bemühte sich, ihren Erinnerungen noch weiter nachzugehn, noch über den gelben Neid hinaus, noch tiefer hinein in ihr reiches, langes Leben — —. Sollte denn wirklich dieser Neid das Allerälteste sein, was sie von sich wußte, — diese schrecklich starke Sehnsucht, doch nicht mehr so demütigend klein zu sein, wenigstens ums Weihnachtsfest herum nicht? O nein! Das Allerälteste, — so ganz aus altersgrauer, beinah sagenhafter Vorzeit irgendwann, — das war wohl die Vorstellung von einem Christbaum, den überhaupt keine Menschenhände schmückten, der Vater und Mutter und Großvater ebenso überraschte, wie die Kinder, weil er vom Himmel kam und das Christkind ihn heimlich ins Haus gebracht. Am Weihnachtsabend, wenn sie alle erwartungsvoll versammelt dagestanden, hier in diesem langen Eßzimmer neben dem großen Saal, — dann ertönte in die atemlose Stille hinein ein helles Glöckchen, das niemand geläutet, und die Flügelthüren des Saales sprangen auf, die niemand geöffnet hatte, und dann — war Weihnachten! Das Christkind befand sich nicht mehr im Saal, aber außer all den Geschenken, all den Lichtern und dem blitzenden Baum hatte es eine

himmlische Seligkeit zurückgelassen, die es nirgends weiter auf Erden gab, als nur am Weihnachtsabend einmal in jedem Jahr.

Und jetzt entsann Musja sich auch: zwischen dem Christkindwunder und dem ersten Weihnachten mit Neid, da lag noch etwas dazwischen, etwas Trauriges, — ein bitterliches Entsetzen darüber, daß die Weihnachtsbäume im Walde geholt werden und das Weihnachtskonfekt beim besten Petersburger Konditor, bei Berin, in der Kleinen Morskaja-Straße.

Auf welche Weise Boris das damals in Erfahrung gebracht, das wußte Musja jetzt nicht mehr; von ihm hatte sie es erfahren, und es stand fest: die Mutter selbst mußte es schließlich zugeben, daß, so über alles lieb und gut das Christkind auch sonst sei, es sich doch ganz unmöglich mit Tannenbäumen und Konfekt befassen könne. Speciell deshalb erschuf der liebe Gott ja eben Wälder und Konditoreien.

Boris triumphierte darüber, — Musja heulte furchtbar, wie er sich ausdrückte. Die Mutter nahm sie auf den Schoß und erzählte ihr viele schöne Geschichten, unter anderm auch, wie das war, als Mama ihrem kleinen Mädchen zum ersten mal vom Christkind und dem Weihnachtsfest Mitteilung gemacht, — und als Musja in langem Kinderkleidchen, ganz dumm und erstaunt auf Mamas Knieen gesessen hatte. — Ja, das mußte wohl lange her sein! Unausdenkbar lange. Denn damals war ein jedes einzige Jahr nicht etwa nur ein Jahr lang, sondern ungefähr hundert Jahre: so schien es Musja. Und nun gar von da ab rückwärts — o von da ging es überhaupt in eine Unergründlichkeit von Zeit hinab, — in etwas Endloses, — — als ob da ganze Jahrtausende, sonderbar und schwarz und ganz unkenntlich geworden vor lauter Alter, übereinandergeschichtet lägen in der dunkeln Vergangenheit der kleinen Musja. — —

„En français, s'il vous plaît!“ erklang die Stimme der Gouvernante über den Tisch, zu Boris hinüber, der sich im reinsten Russisch erging.

„O fi donc, mademoiselle Marie! Als ob Sie mich nicht herrlich verstehn! Für Sie: das ist ganz natürlich, daß Sie alles auf französisch sagen! Aber ich habe einen Eid gethan, alles nur auf russisch zu sagen. Wenn wir auch nicht eine ganz russische Familie sind, sondern auch ein bißchen eine deutsche, so sind wir deshalb doch noch lange nicht infolgedessen eine französische, und Großpapa ist doch noch kürzlich ein ganz russischer General gewesen! Nein, hören Sie zu, Mademoiselle Marie: wissen Sie, was ich will? Ich will alle meine Gefühle wie ein russischer Dichter ausdrücken, — erst die leichtern, später sogar die allerschwersten, — und wenn ich einmal ein Gefühl auf russisch nicht genau weiß —“

„Alors vous me le direz au moins en français, celui-là,“ schlug Mademoiselle Marie vor und hielt ihm zur Bestechung auch noch ein Konfekt entgegen, das beim Binden in der Mitte durchgebrochen war.

„O nein! Dann reiße ich es mir aus dem Herzen,“ versicherte Boris und nahm das Konfekt. „Aber wenn ich ein großer Dichter geworden bin, Mademoiselle, dann werde ich nie vergessen, daß Sie mir geholfen haben, es auf russisch zu werden. Sie sollen mal sehen, wie das ist, so ein Dichter —,“ er machte mit den Armen eine Bewegung, als ob er an die Zimmerdecke auffliegen wollte. Da er jedoch nicht aufflog, so ließ er seine ziemlich klein geratene, etwas untersetzte Knabenfigur resigniert wieder zusammensinken.

Mademoiselle Maries freundliches, junges Gesicht verriet deutlich, daß sie einer amüsanten Unterhaltung in zwei Sprachen durchaus nicht abgeneigt sei. Indessen, wie konnte sie denn dem lustigen Boris, ihrem lernfaulen Liebling, der mit dem Französischen absolut nicht vorwärts kam, auch noch beistimmen? Sie sagte deshalb mit unnatürlich tiefer ernster Stimme und einem Drohfältchen zwischen den Augenbrauen:

„Vraiment un méchant enfant! Welchen schweren Kummer Sie mir immer machen!“

Eine Tapetenthür im Hintergrunde wurde brüsk geöffnet und, vom Korridor her, den trotz der frühen Tagesstunde schon die Wandlampen erleuchteten, kam der ältere Bruder, der fünfzehnjährige Michael, dazu.

Die Arme schlenkernd, näherte er sich dem Tisch, bückte seine schmal aufgeschossene Gestalt darüber und musterte die ausgelegten Süßigkeiten mit kritischem Gesicht, das etwa besagte: „Na, von weit her ist's gerade nicht, aber probieren kann der Mensch ja schließlich alles!“ worauf er anfing, eine

verzuckerte Beere nach der andern zwischen die Lippen zu stecken.

Alle schwiegen. Boris beschäftigte der Bindfaden plötzlich so sehr, als höre und sehe er nichts, aber das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Mademoiselle Marie hatte über Michael nichts zu bestimmen, sie schwieg demnach ostentativ, und nur die kleine Falte zwischen den Augenbrauen verlor alles Künstliche, sie drohte jetzt ganz echt.

Musjas braune lebhafte Augen blickten groß nach dem älteren Bruder hin; sie ließ die Arbeit, stützte ihr Kinn in die Hand und leckte langsam, wie in tiefen Gedanken, an der andern Hand den klebrig gewordenen Zeigefinger ab, der unwissentlich genascht haben mußte. Michael schien ihr etwas zu vollführen, was unglaublich schändlich zu nennen war, — ein Sakrilegium.

„Als ich noch ‚das‘ that, da war ich noch viel zu klein, um beim Baumschmücken mitzuhelfen!“ bemerkte sie und bekam plötzlich das Schlucken.

„Na ja, drum eben thu' ich ‚das‘, weil ich zum Mithelfen schon viel zu groß bin, — für Kinder ist ‚das‘ auch nichts!“ gab Michael prompt zurück.

Mademoiselle Maries Blick irrte entsetzt umher, schon sah sie die Drei im hellsten Zank und verschiedene Gegenstände im Zimmer herumfliegen; hastig fiel sie mit gut gespielter Harmlosigkeit ein:

„Ach, was die guten Eltern doch für Freude haben würden am schönen Baum! Da unten in der Krim, da gibt es sicher keine Tannen. Aber dafür erholt sich der Papa dort so gut nach seiner Krankheit, schreibt die Mama. Les avez-vous lues, les bonnes nouvelles, Monsieur Michèl? Daher dürfen wir nicht sehr traurig sein, daß die guten Eltern uns fehlen, und wir das Weihnachtsfest nicht bei ihnen zu Hause verbringen. N'est-ce pas vrai, mes enfants?“

Die Miene der armen jungen Gouvernante deutete dabei abwechselnd so hochgradige innere Anteilnahme, Freude, Rührung, Aufmunterung an, als sie nur irgend in ihre Worte zu legen vermochte. Ganz angestrengt sah sie zuletzt aus.

Michael sagte belustigt:

„O, mademoiselle, quel malheur, daß Sie erst ein Jahr bei uns sind! Sonst würden Sie nämlich wissen, daß wir Weihnachten immer beim Großpapa zubringen und nie in unserer Wohnung hinter der Newabrücke. Also brauchen Sie gar nicht so zu deklamieren, — hätten Sie schon lieber gesagt: hier ist ja auch alles weit schöner, die Räume, der Baum, und auch die Geschenke — —“

„Halt gleich's Maul!“ Boris war aufgesprungen und blitzte den Bruder mit empörten Augen an; „glaubst du, ich lasse von dir unsere Mademoiselle lächerlich machen, — eine Dame, — widerlich!“

„O sieh einer den Ritter! Bravo, mein Junge, sehr gut! Aber du kleiner Knirps gehst deiner Dame ja noch unter dem Arm durch, — wachs' erst mal, ja?“ Michael nahm noch eine Beere und hielt sie während des Sprechens zwischen den Zähnen.

Boris rang mit dunkelrotem Gesicht danach, nur ja nicht zornig oder gekränkt auszusehn, sondern einfach zu Eis erstarrt von ungeheurer Verachtung. Endlich gelang es. Er fühlte: jetzt sah er so aus. Und schnell äußerte er, — ehe es vorbei war, denn länger als eine Minute konnte er die aufsteigende Wut nicht zurückhalten:

„Ich habe dieses Jahr Wichtigeres vorgehabt, als in die Höhe zu schießen wie du, elender Spargel. Das thun nur Leute, die immer nur auf ihr Äußeres Wert legen, anstatt auf ihr Inneres. Ich überlasse es ihnen, sich auszunehmen wie dünn gespitzte Bleistifte. Deine Hopfenstangenfigur borge ich mir noch lange nicht, — diese — diese —“ er brach gequält ab, auf der vergeblichen Suche nach einem treffendern, vernichtendern Bild.

Michael schlug eine höhnische Lache auf, unbeirrt von Mademoiselles Todesängsten, die bald den einen, bald den andern hilflos anlächelte, um gewaltsam die Illusion heraufzubeschwören, als befänden alle sich in geistvoll-friedlicher Unterhaltung.

„Meine Figur nicht borgen! Ja, hast denn du überhaupt eine?! Borgen — famos, famos! Sehr richtig: geborgt hast du deine, — beim vorigen Jahrgang geborgt. Haha, famos! Trägt seine alten Jahrgänge auf. ‚Bitte‘, sagt er, ‚leihen Sie mir doch noch auf ein Jahr — mich selbst, hab' keine Zeit zu wachsen —‘

Musjas Stuhl fiel um, sie war noch grade schnell genug in die Höhe gefahren, um dazwischen zu springen, als Boris sich auf Michael stürzte.

„Haut euch nicht! Bitte, haut euch nicht!" schrie sie. „Bei Großpapa! Was für ein Skandal. Was bist du für ein häßlicher Junge, Mischa!"

Boris fiel keuchend auf einen Stuhl. Michael zuckte vornehm die Achseln und ging zur Saalthür.

„Na und du, Kleine?" fragte er über die Schulter. „Glaubst wohl, daß du schön bist? Na, so kurz geraten, wie ‚er' bist du ja nicht, — der Wahrheit die Ehre! Aber das sitzt noch alles nicht, sieh mal," — er kam zurück und streckte den Zeigefinger gegen sie aus, „was für einen großen Mund du hast — viel zu groß; und abstehende Ohren hast du auch, — sie stehen wahrhaftig ein bißchen ab. Und zu lange Arme, — weißt du, das wird in der Zukunft ja alles ein bißchen besser. Kannst ja noch ein ganz hübsches Frätzchen werden. — Na, sei gut, gib mir einen Schmatz!" Er näherte sich ihr und wollte sie küssen, doch Musja wich zurück, weil sie bemerkte, wie scharf beobachtend, mit fast tückischen Augen, Boris dieser Manipulation entgegensah.

Michael stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf.

„Das reine Klettenzeug! Müssen die beiden immer sich ineinander verhäkeln! Na, natürlich, ihr paßt ja auch zusammen! Du, mit deinen Zukunftsohren! Du, mit deinem großen Mund! Du, mit deinen langen Armen — die gehören dir ja gar nicht, die sind ja wohl schon zwanzig Jahre alt, — vorausbestellt, scheint es! Na, und die Füße wohl auch, — fünfundzwanzig alt sind wohl die. Ja, da lebst du ja wohl auch auf Borg, wie der Knirps da?! Pumpst wohl die Zukunft an?!" Das Entzücken über seinen Witz verbesserte ihm die Laune augenblicklich. „Auf Pump! Auf Pump! Écoutez, mademoiselle: die beiden leben einfach auf Pump. Pumpen die Erwachsenen an, pumpen die Kinder an, — haben selber nichts! Nein, da mach' ich's anders: da pump' ich mir wahrhaftig was ganz anderes!" Er drehte Boris noch eilig eine Nase und verschwand im Saal.

Mademoiselle Marie hatte inzwischen mit etwas zitternden Händen einen Rest des Konfekts auf dem ersten Tablet fertig gebunden. Sie durfte während des Streites die Geschwister sich nicht selbst überlassen, fühlte aber hinterher immer ein schreckliches Heimweh, — aus den fremden Häusern hinaus ins eigne, — und ins eigne Land. Thränen traten in ihre Augen, und unter dem Vorwand, sich die Hände vom Schaumgold zu säubern, verließ sie das Zimmer.

„Also endlich ist es genug, wenigstens für heute, Gott sei Dank!" bemerkte Boris mit einem verdrießlichen Seitenblick auf das Tablet mit den fertigen Sachen. „Alberne Baumschmückerei, greulich langweilig."

Musja, die am Tisch lehnte, schaute ihn ungläubig an. „Langweilig? Das ist doch nicht dein Ernst? Wir fanden es doch immer ganz prachtvoll?!"

„Ja, früher meinetwegen. Aber allmählich wird es eben langweilig!" beharrte Boris eigensinnig. Er stand auf, ging ans Fenster und blickte in den grauen Dezembertag hinaus, auf die langen, schnurgeraden Petersburger Straßen.

Musja dachte bei sich:

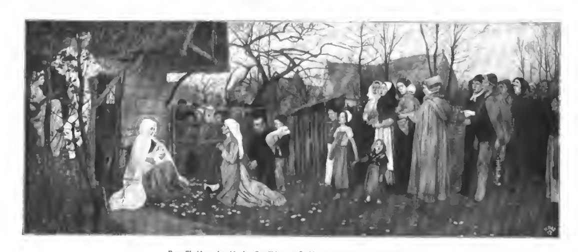
‚Boris ist das also schon langweilig! Und Mischa ist überhaupt schon davon entbunden! Man will wohl im Leben immer noch höher hinaus? Zuletzt werden die Jungens wohl gar den Silberstern zuoberst an der äußersten Spitze der Tanne befestigen wollen, — auf der Leiter. Aber das wird wohl auch sogar Mischa denn doch nicht dürfen! Nein, denn das läßt der Großpapa sich nicht nehmen. Er ganz allein wird das wohl thun wollen, bis er uralt ist.'

Musja trat zum Bruder ans Fenster, den Kopf mit dem hellen, ihr bis in den Nacken offen niederhängenden Haar, an ihn lehnend. Das Haar wurde durch einen schwarzen runden Hornkamm, mehr energisch als schön, zurückgehalten, so daß es die Stirn allzu stark entblößte und auch die Ohren wirklich einigermaßen herausstehen ließ. Beiden Geschwistern gemeinsam waren die hübschen, kecken, dunkeln Augen, wie der große lebhafte Mund mit den beiden Grübchen zu den Seiten.

„Ärgere dich doch nicht über Mischa! Was schadet es, klein zu sein? Napoleon war doch auch nur klein!" tröstete Musja.

„Napoleon! Was der mir nützt! Ich will doch kein Feldherr werden, wo man zu Pferde sitzt, da ist es natürlich einerlei. Ich will ja ein großer, russischer Schriftsteller werden, — das weißt du ja doch!"

„Ja, ja! Wie Ignatieff!" bemerkte Musja tiefernst und nickte bestätigend mit dem Kopf.



Das Weihnachtslied. Gemälde von Juliaan de Vriendt in Brüssel.

Sie wechselten einen strahlenden Blick, und nun lächelten sie beide verstohlen. Alles war wieder gut.

„Ja, wenn wir diesen herrlichen Mann nicht hätten! Wir haben ihn ja nur im ausgeschnittenen Zeitungsbild, aber trotzdem!“ sagte Boris gedankenvoll. „Wir haben seinen Geist! Das Buch, das wir erwischten, kennen wir doch so gut wie auswendig, nicht?“

„Das will ich meinen! Und seit ein paar Tagen ist es doch wundervoll: zu wissen, wie nah er wohnt. Zu wissen, daß er zwei Häuser weit von uns lebt und atmet! Welch ein Glück, daß wir bei Großpapa sind, so nah bei ihm. Findest du es nicht wundervoll?“

Boris kraute mit sich verfinsternder Miene seinen kurzgeschorenen Kopf.

„Wundervoll? Ja, — so für Mädchen, wie du, — die wollen nur was zum Anschwärmen haben. Aber mir kann das alles nichts helfen. Was kann mir denn das helfen? Sagen müßte er mir doch, wie ich es anfangen soll, um ein großer Schriftsteller zu werden.“

„Ja, wenn du nur heimlich ihn fragen könntest, — ich dachte schon: zu ihm gehn,“ wagte Musja vorzuschlagen. Aber Boris antwortete ungnädig:

„Unsinn, das verstehst du nicht. Das können Mädchen überhaupt nicht verstehn. Das verbietet mir mein Stolz. Man würde später auch immer von mir sagen: ich habe mich an ein Vorbild angelehnt. Dichter werden muß man nämlich eigentlich ganz aus sich selbst heraus,“ fügte er kleinlaut hinzu.

Musja schwieg sorgenschwer und dachte angestrengt nach, was da zu machen sei. Nach einer Weile äußerte Boris:

„Wenn ich doch wenigstens nicht eine deutsche Realschule besuchen würde, wo man eigentlich gar nicht lernen kann, russisch zu dichten. Aber weil Papa mit dem Direktor so befreundet ist, werde ich geopfert! — — Und wenn wir im Sommer wenigstens nicht in Finland wohnen würden. — Weißt du noch, diesen Sommer, als ich im Boot fuhr, wie die fremden Fischer mit Steinen warfen? Ja, die lieben uns nicht! Und zu russischen Fischern kommen wir nicht. Ach, wenn wir doch einmal da irgendwo auf dem Lande wohnten, — so weit da in Rußland, wie Ignatieff singt —“

„Es geht eben nicht, wegen der Wanzen, sagen sie alle,“ äußerte Musja bekümmert.

Der Diener ging mit einer Lampe durchs Zimmer. Die Saalthür wurde aufgemacht und der fertige Baumschmuck hineingetragen.

Im Saal stand eine riesige Tanne, deren Spitze die hohe Decke des Zimmers berührte. Die Lampe erleuchtete nur spärlich das weite Gemach mit den weißtapezierten Wänden, dem Bechsteinflügel und den bronzebraunen Sammetmöbeln. Dieser Saal pflegte sonst nur zu größeren Gesellschaften benutzt zu werden.

Mademoiselle Marie und die beiden Kinder machten sich ziemlich wortkarg dran, die Zweige zu behängen. Ganz zu unterst, wo der Baum mitten aus dem bethlehemitischen Stall herauswuchs und eine allerliebste Landschaft beschattete, durch die drei kleine heilige Könige ritten, sollte man nur die schweren Äpfel, Orangen und gefüllten Attrappen verwenden. Der Diener stand in respektvoller Entfernung, weißbaumwollene Handschuhe an den Händen, und reichte von den beladenen Settentischen alles Erforderliche zu.

Das feierliche Schweigen wurde erst gebrochen, als der alte General Matthiessen nach Hause kam. Gleich vom Vorflur kam er zu den Kindern in den Saal herein, gefolgt von Michael, mit dem er sich eben auf der Straße getroffen hatte.

Sofort ließen Musja und Boris den Baum im Stich, um auf ihn zuzulaufen. Sogar die Französin ging ihm lebhaft entgegen, in unwillkürlicher Freude, bis ihr plötzlich einfiel, daß sie ja weder für den alten General, noch auch von ihm angestellt sei, und sie daher etwas unvermittelt unterwegs halt machte.

„Nein, wartet mal, ihr Ungestüme, warte mal, Musja, — erst die großen Damen, dann die kleinen Damen!“ sagte der alte General, sich zärtlich von den beiden Enkeln befreiend, um zunächst die Gouvernante herzlich zu begrüßen.

Nun mußte er den Baum bewundern, den man erst vor einigen Stunden gebracht. Sobald ließen sie ihn nicht los, das wußte er sehr wohl! Seit er seinen Dienst aufgegeben, nahmen seine Enkel ihn in Allerhöchsten Dienst, wie er glückstrahlend zu äußern pflegte. Und da gab es durchaus

keine Pensionierung! „Wenn du erst ganz uralt bist, dann bist du wahrscheinlich erst interessant!“ hatte Boris behauptet; seitdem konnten sie es kaum erwarten.

Michael lehnte am Flügel und sah mit undurchdringlicher Miene dem Treiben am Weihnachtsbaum zu; niemandem hätte einfallen können, zu glauben, er mokiere sich bei alledem ein wenig. Indessen, als der alte General sich unerwartet zu ihm wandte, errötete er unmotiviert über sein ganzes hübsches Knabengesicht mit den noch unbeschriebenen glatten, weichen Zügen.

„Sieh da, setzen wir beiden Alten uns bequem, mein Junge,“ bemerkte der General, sich auf dem Kanapee niederlassend, und schon flog die Gouvernante herbei, um die Wachslichte, die dort zerstreut herumlagen, hastig aufzulesen. Sie wollte sich entschuldigen, aber er wich dem aus, indem er ihr mit der feinen Dankbarkeit des alten Mannes dankte, dem eine große, freundliche Tochter etwas Liebes erweist.

„Willst du Cigaretten?“ Er bot Michael das gefüllte tscherkessische Etui: ein für allemal war es ausgemacht worden, daß Michael, wenn auch noch nicht zu Hause, so doch beim Großvater sollte rauchen dürfen. „Siehst du, mein Junge, wovon wir eben unterwegs sprachen: warte nicht bis zum Schulaustritt, um dich für einen Beruf zu entscheiden, denke schon früher, denke schon jetzt ein wenig darüber nach. Es würde sicher deinem Vater eine Sorge vom Herzen nehmen.“

Michael hatte sich mit spitzen Fingern eine Cigarette genommen.

„Ich habe gedacht: etwas, was recht schnell geht. Jurisprudenz — da studiert man nur drei Jahre,“ antwortete er unsicher.

„Zunächst. Aber dann handelt es sich dabei, wie bei allem darum, sich mit großer Tüchtigkeit zu wappnen. Ganz besonders heutzutage, wo die Konkurrenz so drängstigend zunimmt.“ — Der alte General wiegte seinen schmalen, vornehmen Graukopf und sah den Enkel gütig-prüfend an. „Für das, was so jeder Fachmann im Durchschnitt ebenfalls leisten kann, gibt man heute kaum noch was, — zu viele drängen heran, und alles drängt nach Petersburg bei uns! Daher muß man sorgsam wählen, wozu man am besten taugt. Ja freilich, wer ganz Außerordentliches zustande bringt, — wer kann, was sonst keiner vermöchte, — der ist auch heute gut dran —“

„Ja, das wäre wohl das Beste.“ Michael rauchte, tiefsinnig vor sich hinschauend. „Das Beste wird sein, ich wähle das, — was Keiner sonst kann, und thu' das,“ meinte er naiv.

Der Großvater unterdrückte jeden Anflug von Lächeln. Statt aller Antwort, die recht schwierig gewesen wäre, klopfte er ihm mit gütigem Wohlwollen auf die Schulter.

„Wie Gott es haben will!“ sagte er erst nach einer langen Pause, nicht sehr laut, und wurde still.

Michael erfuhr so wenig vom unterdrückten Lächeln vorhin, als der Großpapa von dem seinen erfahren. Er bekam eine zweite Cigarette, legte sich ein wenig schräg in den Stuhl zurück, und im Rauchwirbelchen, das, allerlei phantastische Formen annehmend, dicht vor ihm aufstieg, mengten sich ihm sämtliche Berufsbilder durcheinander, in denen der Mann seit Adams Zeiten thätig gewesen. Fast war es, als habe er, Adams Urenkel, alle diese Berufe selbst schon hinter sich, nicht erst vor sich —, so verblaßt lagen sie schon alle da. Eine unendliche Auswahl, dargeboten seinem Gutdünken, ähnlich wie das silberne Tablet mit den verschiedenen Konfektsorten, das neben ihm auf dem Tisch stand, ihn aber augenblicklich nicht anzog, solange diese schwerwiegende Sorge seine Gedanken belastete. — —

Auch der alte General schien mit keinen rosigen Gedanken beschäftigt und blickte stumm sinnend vor sich hin, während in seiner Hand ihm langsam die unbeachtete Cigarette erlosch. Die Kinder schauten ein paar Mal vergebens zu ihm herüber, ob er ihnen beim Behängen des Baumes nicht helfen wolle, — da, wo ihre Arme nicht mehr hinaufreichten. Doch Mademoiselle Marie machte ihnen ein Zeichen, daß sie ihn nicht in seinem Sinnen stören sollten.

Musja schlich sich an die Rückseite der Tanne, wo Boris eben kleine Metallleuchter für die Wachskerzen verteilte. Sie nahm ihn beim Ärmel, schob ihn etwas tiefer in den breiten Schatten des Baumes, den das einsame Lampenlicht vom Flügel her nicht mehr erreichte, und flüsterte ihm zu:

„Ich habe etwas Besonderes zu Weihnachten für dich. Aber ich will es dir lieber vorher sagen. Es ist etwas sehr Schönes. Aber es ist ganz schwer, es zustande zu bringen. Du mußt mir auch ein bißchen helfen.“

„Ja, was ist es denn?“ fragte Boris; er drückte die Wachskerzen in den Leuchtern fest. „Ich dachte so bestimmt, es sei ein Tintenwischer, — war denn das gestickte Tuchläppchen in deinem Nähkorb, — ganz zu unterst lag es da doch, — war es nicht für einen Federwischer?“

Musja schüttelte vielsagend den Kopf; sie kam ganz dicht an sein Ohr:

„Nein, der Tintenwischer ist es nicht, — — es ist Jgnatieff, den ich dir schenken wollte.“

Boris ließ mit einigem Geräusch die kleinen Leuchter zu Boden prasseln.

„Jgna — —, wie meinst du denn das?! Wie willst du denn den verschenken, möchte ich wissen?!“

Musja kauerte sich hastig nieder, die Leuchter zusammenzuraffen, wobei sie in der Erregung einen Baumast streifte und sich das Kleid über der linken Schulter zerriß.

„Ich will zu ihm gehn, — ihn bitten, daß er uns sagt, wie du ein russischer Dichter werden könntest.“

Boris kniete ganz aufgeregt neben ihr hin, er sah sie voll Spannung an.

„Ach nein?!“ flüsterte er. „Das ist doch nicht dein wirklicher Ernst? Das würdest du doch nicht thun? Musja, liebe, gute Musja, würdest du denn das thun?“

Sie nickte ernsthaft.

„So schlimm ist es gar nicht. Es ist ja so nah. Die Kirillowna weiß vom Hausknecht ganz genau, wo es ist. Unten im Haus ist ja der Papierladen. Dann kommt der Thorweg, — da geht man hinein in den Hof, — und dann ist es ein Eingang ganz links. Sehr hoch wohnt er, drei Treppen. Ich habe mir's genau angemerkt: Quartier 28.“

„Ja — aber, — wie willst du denn einfach so hingehn?“ Boris machte ein sehr besorgtes Gesicht, er wußte nicht recht, ob er Musja ein solches Geschenk machen lassen dürfe.

Sie kauerten noch immer nebeneinander auf dem Fußboden.

„Du hilfst mir eben! Ich brauche gerade ein neues Diktatschulheft; wir sagen: wir wollen in den Laden hinein und eins kaufen. Dann wartest du da, bis ich wiederkomme.“

Boris starrte im Kampf mit sich selbst auf das Parketmuster, er faßte nach Musjas Hand und drückte sie krampfhaft in der seinen zusammen.

„O Gott, wenn das gelingen würde! Siehst du: dir kann ich es ja gestehen, du bist ja meine Schwester, du bist mein bester, wirklicher, einziger Freund, Musja: siehst du, allein werde ich es nicht zuwege bringen, wenn ‚Er‘ mir nicht sagt, wie ich es machen muß. Dir gesteh' ich es ganz ehrlich, allein kann ich nicht. Aber dann — dann werde ich es bestimmt erreichen! Glaubst du auch daran, Musja?!“

„Ganz bestimmt!“ versicherte sie eifrig, „— denn ‚Er‘ kann bestimmt alles —, aber —“ sie unterbrach sich und setzte fragend hinzu, indem sie ihrem Bruder zaudernd in die Augen blickte, „— nicht wahr, mir verbietet es doch nicht ‚mein Stolz‘ hinzugehn —, du hast das doch von dir gemeint?“

Boris starrte ihr ebenfalls in die Augen und sann nach, erschrocken über dies plötzliche Hindernis, das unerwartet drohte.

„— dir —? Nein — das heißt, ich glaube nicht, — — du wirst ja kein Dichter!“ meinte er, ermutigend. „Nein, also was für ein Stolz sollte das sein? Aber wenn du glaubst, daß es so einen gibt —?“

Musja glaubte es nicht. Eben wollte sie es versichern, als der alte General sich langsam, mit etwas steifen Beinen, vom Sammetkanapee erhob und die Kinder in ihrer verstohlenen Beratung unterbrach.

„— Matwej, — die Leiter —!“ befahl er dem Diener, und fuhr sich mit der rechten Hand über die Stirn, wie um sie glatt zu machen für lauter freundliche Gedanken. „Was —? So hoch am Baum seid ihr schon ohne mich gekommen, ihr Tausendsassas? Nun, aber wartet mal, — an die Spitze kommt ihr mir nicht! Jawohl, da klettert der Großpapa ganz allein hinauf! Wo ist denn mein Stern?“

Musja kam schon damit angerannt, indes Matwej die lange Leiter hart am Baum aufstellte. Es war ein großer, prachtvoller Silberstern mit einem Engelskopf in der Mitte.

Mademoiselle Marie näherte sich besorgten Auges der Leiter und legte unwillkürlich ihre beiden Hände wie zum Schutz an dieselbe. Von der andern Seite stand kerzengerade, mit ehrerbietiger Miene der Diener und hielt die Leiter fest. Auch Michael trat herzu.

Langsam und bedächtig, eine Sprosse nach der andern nehmend, klomm der alte General bis ganz hinauf. Den Stern hatte er sich mit der daran haftenden Nadel vorläufig wie einen Riesenorden an seinen Hausrock festgesteckt.

Unter atemloser Spannung, den Kopf zurückgebeugt, den Mund halb offen, sahen ihm die Kinder nach, wie er sich oben etwas schwankend aufrichtete, nach den höchsten Zweigen des Baumes hinübergriff und den Silberstern an der äußersten Spitze befestigte, die im Zurückschnellen die ganze Tanne erzittern ließ und dann unter der blinkenden Last ihres Sterns ein wenig gekrümmt blieb.

Leise knisternd rieselten etliche Tannennadeln zwischen den Zweigen zu Boden.

Als der alte General glücklich wieder unten angelangt war, ging ein Aufatmen durch die drei Großen unter dem Christbaum.

„Daß du dich aber auch damit abmühst, Großvater! Du solltest es uns überlassen," sagte Michael.

Musja sprang dem Großpapa in die Arme.

„Abmühst —?" rief sie hell. „Ach, hör' doch nur, was Mischa sagt! Als ob du dir das nehmen lassen würdest, nicht wahr? Als ob du dir das Allerschönste nehmen lassen würdest — dein ganzes Weihnachtsvergnügen, nicht wahr? Nicht wahr?"

Der alte General fing sie in seinen Armen auf und küßte sie über und über.

„Jawohl, — ja gewiß wahr! Was sollte der Großpapa wohl machen, wenn man ihm seinen Stern abnimmt, seine schönste Dekoration — nein, den sollt ihr ihm wohl lassen! Den sollen sie ihm lassen, alle die Habgierigen da, die Großen da! Ihr Kleinen gönnt ihn mir noch, was —?"

Der Diener trug die Leiter fort, Mademoiselle Marie ging hinaus, um für den Abendthee zu sorgen. Für heute war es der Arbeit genug, entschied der Großpapa, morgen konnte sie beendet werden, und übermorgen wurden die Thüren verschlossen; da fing der heimliche Aufbau an.

Boris und Musja standen Hand in Hand vor dem Baum und schauten zum blinkenden Stern auf.

„Woran denkst du jetzt?" fragte Boris; „ich denke an J — — — —"

Musja lächelte geheimnisvoll.

„Ach, ich auch! Ich denke daran, daß morgen um diese Zeit —, daß ich dann vielleicht schon da war —. Und dann?!"

„Dann gibt es zu Weihnachten nichts so Schönes, als was du mir schenkst!" sagte Boris begeistert.

Sie sah ganz still, ganz verklärt in die dunkeln Zweige hinein, die hie und da, an einzelnen Stellen erst, weihnachtlich erschimmerten.

„Doch. Das noch Schönere, das habe doch ich. Ich habe es noch schöner: ich habe ihn dann gesehen!" erwiderte sie leise, fast scheu.

„O, sehen — das ist noch nichts! Nein, ich selbst will durch ihn was werden, was sich sehen läßt. Und ich werde es auch, paß mal auf! Als der Großpapa vorhin den Stern da oben annachte, da schlug mir ordentlich das Herz, ich dachte: fällt der Großpapa nicht herunter, so gelingt's — fällt er herunter —"

„O pfui, Boris! Daß du aber auch so etwas Furchtbares dir ausdenken konntest!" rief Musja voller Entsetzen.

„Er hätte doch auch ganz gut heruntergleiten können, ohne sich weh zu thun."

Musja schwieg. Sie faßte nach einer der neuen Bonbonsattrappen, die am Christbaum hingen, einer zierlichen Windmühle, an der die Flügel sich wirklich drehten; lauter Schokoladenplätzchen lagen drin.

„Wie wir ganz klein waren, da waren wir doch auch noch schrecklich dumm," bemerkte sie und lachte plötzlich hellauf. „Stell' dir vor, ich meinte immer: um den Stern an der Weihnachtstanne zu befestigen, dazu müßte man General sein, — wie Großpapa! Ich wußte noch gar nicht, daß alle Papas und Großpapa dieses Vergnügen haben dürfen."

Boris sah seine Schwester etwas unsicher an.

„Ja, glaubst du denn wirklich, daß

das für Großpapa oder die andern Papas ein Vergnügen ist?"

Musja ließ die Windmühle los, sie wandte sich erstaunt nach dem Bruder um.

„Ja — etwa nicht?!"

Boris wußte nichts zu antworten. Musjas ehrliches Kindererstaunen machte ihn selber verwirrt. Sollte sie doch recht haben?

Als der Großvater mit der Abendzeitung zur Lampe herantrat, um zu lesen, blickte Boris ihn durchdringend an — —.

II.

Vom Nähtisch im erhöhten Fenstererker fiel der großgemusterte schottische Wollenstoff schwer nieder bis auf das Fußbänkchen. Musja saß da auf ihrem kleinen Schemel wie hinter einem faltigen Vorhang, der sie ganz einhüllte. Es sollte ein Kleid werden für sie selbst, und die Kirillowna nähte schon seit ein paar Tagen von früh bis Dunkelheit daran.

Musja hatte einen Fetzen von dem Zeug erbeutet; das große Muster lief in seiner Mitte in lauter grau-grünen und blauen Streifen zusammen, und über das alles hinweg ging ein einziges rotes Karreau, das nicht mehr recht zu Ende kommen konnte auf dem schmalen Stück. Das sah dadurch merkwürdig aus, fast wie erblindet neben dem großen, schönen Stoff, der seine leuchtenden roten Vierecke alle ordentlich beisammen hatte.

„Es muß ein Bettvorleger werden, dann schadet es nichts — Teppichen kann das passieren," entschied Musja und blickte vom Fußbänkchen zur Kirillowna hinauf. „Weißt du, die kleine Damenpuppe, die mit der Spitzenmantille — die, für die du dich nicht interessierst — die hat doch ein eignes Bett und einen eigenen Waschtisch, aber keinen Betteppich."

Die Kirillowna schob einen neuen Saum unter das Nährad, und die Maschine surrte los.

„Wenn ich nur wüßte, warum Sie was nähen für die Puppenmadams! Wenn Sie doch nicht mit den Puppen spielen," bemerkte die Kirillowna, als sie für eine Minute das Rad anhielt.

„O, manchmal spiel' ich doch! Nicht mehr oft. Aber für die Puppen zu nähen, ist doch noch hübsch." Musja bückte sich nach einem Baby, das in langem Tragkleidchen am Fußboden neben ihr lag; es war nur ein mit Werg gestopftes, sehr gewöhnliches Baby, indessen von sehr beträchtlicher Größe.

„Es bewegt nicht mal die Augen. Und die Haare sind auch nur drauf gemalt — es hat gar keine Haare; früher kam es mir darauf gar nicht an, jetzt kränkt es mich aber."

„Ein Baby braucht keine Haare," äußerte die Kirillowna ernst, „es braucht nur Hemdchen, Windeln, Jäckchen —." Sie befestigte mit ernstem, sorgenvollem Gesicht die Säume; darüber hinweg schielte sie nach Musjas großem Puppenkind.

„So klein ist meins aber nicht, mindestens ein Jahr alt schon," berichtigte Musja.

Die Kirillowna seufzte nur; tiefer neigte sie ihre entzündeten Augen über die Arbeit, um im grauen Morgenlicht mehr zu sehn, und das Rad surrte weiter.

Musja stand von ihrem Fußbänkchen auf und ging durchs Zimmer bis an das Bett von Boris, das für diese Zeit hier seinen Platz gefunden hatte. Es war ein schmales Durchgangszimmer, und Boris hatte auch nur wenige seiner Sachen von zu Hause mit herübergenommen. Aber über dem Bett — ein Zeitungsabdruck nach einer Photographie, mit bunten Wasserfarben angemalt — hing sein Held, Apollon Pawlowitsch Ignatieff, in einem breiten Rahmen von Goldpapier; denn es sollte auf jeden Fall ein selbstgefertigter Rahmen sein, der ihn umgab.

Die Farben machten sich nicht besonders gut auf dem Druckpapier, und ganz genau konnte man ja auch nicht wissen, welche Farben der Wirklichkeit entsprachen. Allein eben das besaß gerade einen ungeheuren Reiz. Nach langem und tiefem Nachdenken hatten Musja und Boris dem teuren Bilde blaue Augen, rote Wangen, goldblondes Haar und einen etwas dunklern Bart gegeben, der übrigens nur das untere Kinn spärlich bedeckte. An der Wange schimmerten leider allerlei Wörter von der bedruckten Kehrseite durch; sie erhielt dadurch ein Aussehen, als ob sie schlecht rasiert sei.

Musja stand vor dem Bilde und bewegte ungeduldig die Füße; Boris mußte jeden Augenblick kommen, um sie abzuholen!

Der Großpapa hatte ihn nur noch ganz schnell einer Weihnachtsbestellung halber in die nächste Straße geschickt.

Jetzt — jetzt, in einer Viertelstunde vielleicht schon, würde sie vor „Ihm" stehen! Boris meinte freilich: das sei noch das wenigste: ihn sehen. Aber ihr war Er doch der, von dem sie nun schon Wochen und Monate geträumt hatte, nicht wie Boris geträumt, daß er sie dies oder jenes lehre, ihr zu irgend welcher eigenen Größe verhelfe — o nein! Aber was hatte sie denn im Grunde geträumt?

Sie konnte es selbst kaum sagen. Einfach, daß er sie an der Hand genommen hätte — so ganz einfach an der Hand genommen und sie durch große, freundliche Wiesen geführt, die voll von lauter Sommerblumen standen —. Solche Wiesen, wie sie in seinen Liedern und Dorfschilderungen vorkamen, solche Wiesen, wie nur er sie zu zeigen verstand —. Wenn Apollon Pawlowitsch Ignatieff in ihren Träumen Musja durch seine russische, schlichte Landschaft hindurchführte, dann verwandelten sich seine Wiesen und Felder, Flüsse und Bauernhäuser in die blühendsten Gärten, in die berauschendsten Wunder, die ihre Kinderphantasie sich vom Leben zu dichten vermochte — —.

Als Musja mit einem Stoßseufzer beklommener Ungeduld wieder an ihren im Stich gelassenen Bettvorleger ging, bemerkte sie, daß die Kirillowna das Baby vom Fußboden zu sich auf den Schoß gehoben hatte und es eingehend betrachtete.

Sowie die Kirillowna Musjas Blick auffing, wurde ihr farbloses, breites Gesicht dunkelrot.

„Ach, was so eine Puppe aber schön ist!" sagte sie und lächelte verlegen, so daß ihre zerbrochenen Vorderzähne zwischen den Lippen zu sehen waren.

Musja legte die Hände auf dem Rücken zusammen und schaute mit einer herablassenden kleinen Überlegenheit in den Augen hin.

„Du kannst gern mit meinen Puppen spielen, wenn du willst," erklärte sie nachsichtig; „du weißt, ich spiele nur noch selten. Daß du dich aber noch dafür interessierst, Kirillowna!"

„Diese hat so schöne Windeln. Und auch gestrickte Jäckchen hat sie, — von weicher, weißer Wolle mit blauen Schleifen," meinte die Kirillowna mit gedrückter Stimme. Sie legte das Baby auf den Tisch und faltete einen neuen Kleidersaum.

„O ja. Aber die kleine Damenpuppe hat noch weit feinere Sachen," versicherte Musja voll Genugthuung.

Die Kirillowna schüttelte den Kopf.

„Diese hier ist schöner. Sie ist groß. Sie ist wie ein wirkliches Kind. Viel schöner ist diese," beharrte sie, und wieder sah sie, in Gedanken verloren, nach dem Baby hin.

Musja machte ein verschmitztes Gesicht. Sie schmiegte sich an das gebückt dasitzende Mädchen und flüsterte mit schelmisch aufleuchtenden Augen:

„Du —! Ich weiß schon ganz gut! Aber warum machst du es auch so schrecklich deutlich, Kirillowna?! — — Ich weiß ganz gut, warum du das Baby immer so ansehen mußt und dabei ganz rot wirst. Wirklich ganz rot bist du geworden, Kirillowna —!"

Das Mädchen war so erschrocken zusammengefahren, das Musja selbst erschrak und rot wurde.

„Nein, — wie denn, — garnicht, — nein, garnicht, — wie können Sie denn das wissen," murmelte die Kirillowna, mühsam sich fassend.

Musja starrte sie ganz erstaunt an.

„Ich meinte nur, — ich dachte mir, es sei das Jäckchen, was du neulich gearbeitet hast. Ich sah ja gut, daß du heimlich dran gearbeitet hast —"

„Was für ein Jäckchen —?! Gar kein Jäckchen ist da!" versicherte die Kirillowna fast böse.

„Ich dachte ja nur: es sei für mich! Für mein Baby," sagte Musja kleinlaut. „Ist es denn garnicht für mich gewesen?! Du verstecktest es doch in der Schürze, wie ich kam, — von weißer Baumwolle war es —"

Die Kirillowna machte nur den Mund auf, aber besann sich gleich wieder, antwortete nichts und bekam ein hartes, ratloses Gesicht. Plötzlich hob sie die Hand mit dem Fingerhut vors Gesicht und fing an zu weinen.

„O Gott, Kirillowna, liebe Kirillowna, wein' doch nur nicht!" rief Musja ganz außer sich und drückte sich enger an ihre Kniee. „Verzeih mir, — es war so dumm von mir! Verzeih mir doch nur!"

Musja war überzeugt, dem Jäckchen sei irgend etwas Böses zugestoßen, und darum gräme die arme Kirillowna sich nun. Schon seit Jahren schenkte sie den jüngern beiden Kindern stets etwas zu Weihnachten, denn seit sie denken konnten, lebte sie bei ihnen; vor einem halben Jahr war sie zwar fortgegangen, ins Dorf zur Mutter, und seitdem besaßen sie ein neues Dienstmädchen, aber dann war sie wiedergekommen und diente jetzt beim General. Bei ihm hatte schon ihr Vater, Kyrill, noch als Leibeigener, den Dienst versehen; nach ihrem Vatersnamen wurde sie noch immer „Kyrillowna" gerufen, obschon sie Agrafina hieß.

„Ist dem Jäckchen 'was Unangenehmes passiert? Ist das Jäckchen vielleicht — verbrannt —?" riet Musja herum.

„Verbrannt? Nein, es ist nicht verbrannt, ihm ist nichts passiert, — für mich selbst war aber das Jäckchen, — weil — ich — ich wollte so gern auch so etns zum Spielen haben," murmelte die Kirillowna hilflos, ganz verstört, und dabei sah sie ängstlich nach, ob ihre Thränen nicht den schönen Kleiderstoff feucht gemacht hätten. Ihrem armen Kopf fiel es zu spät ein, daß Musja ihr ja doch bessere Lügen ganz nah legte.

„Ach — nein, wirklich für dich selbst?!" rief Musja voll Erstaunen. Sie hatte zum Glück gar nicht Zeit, sich auszuwundern, denn schon war Boris zum Abholen da und nahm alle ihre Gedanken ganz gefangen.

Boris war noch im Pelz und Überschuhen, bereit gleich zu gehen. Er blickte Musja nur bedeutungsvoll an, sie flog schon, sich das Mützchen aufzusetzen und ihren wattierten Mantel zu nehmen.

„Adieu, — adieu, Kirillowna! Es ist sehr wichtig! Sei nur nicht mehr traurig, — übermorgen ist ja Weihnachten!" rief Musja dem Mädchen noch möglichst eindringlich zu, und stürzte hinaus.

Ohne ein Wort zu sprechen, mit gespannten Zügen und aufgeregten Augen gingen die Kinder nebeneinander bis an den Vorflur, an dem das Arbeitszimmer des alten Generals lag.

Vor der Thür blieben sie stehen. Einer stieß aufmunternd den anderen, ehe sie anklopften.

Der Großpapa kam ihnen zuvor und öffnete die Thür, herausschauend.

„Nanu — was scharrt denn da? Wer ist denn da?" fragte er freundlich „Was? Beide zum Ausgehen gerüstet? Wohin denn, wenn ich fragen darf?"

„Etwas spazieren!" erklärte Boris hastig, und Musja setzte hinzu:

„Und ein neues Diktatheft brauche ich aus dem Papierladen. Es kostet aber zehn Kopeken."

Der alte General zog seine Geldbörse und suchte zwischen den Silberlingen.

„Zehn habe ich nicht! Wie wär's denn mit zwanzig? Vielleicht ist im Laden irgend etwas, was für die anderen zehn Kopeken einspringt? Denk mal nach! Was gibt's denn in dem Papierladen?"

Die Geschwister sahen einander mit stummer Frage an, ihre Phantasie zermarternd. Endlich sagte Musja zögernd:

„Etwas ist wohl da. — Aber das ist viel teurer, gewiß. Etwas Wunderschönes ist es!"

„Was ist es denn? Ist es denn so ganz unerschwinglich?"

„Ein Tintenfaß ist es!" antwortete Musja, schon mutiger. „Ganz aus Glas ist es, mit lauter gläsernen Kanten und Ecken, — und dann, mitten drin — irgendwo mitten drin —"

„Ist eine Landschaft —" vollendete Boris enthusiastisch. „Es ist ein herrliches Werk, Großvater!"

„Ja, das scheint mir ja auch! Nun, das wird am Ende wohl gar fünfzig Kopeken kosten, was meint ihr wohl."

„Es kostet sechzig! Es steht dran geschrieben," berichtete Boris sehr betreten, mit sinkender Stimme.

„Also sechzig! Da sind drei Zwanziger, ihr kleinen Verschwender, — — eins, zwei, drei, — stimmt es?" Der Großpapa zählte Musja das Geld in die Hand, in der schon der erste Zwanziger bereit lag.

„O Großpapa! Ich danke dir! Ach Großpapa, solch ein herrliches Tintenfaß! Und darf ich damit machen, was ich will?!"

„Ja, gewiß. Aber was soll man denn mit einem Tintenfaß weiter machen? Soll es am Ende eine Suppenterrine für die Puppen sein?"

„Nein, so dumm ist doch Musja nicht mehr! Aber — es verschenken," fiel Boris atemlos ein.

„Ach so!! Nun ja, gewiß, warum nicht. Wem wollt ihr es denn schenken?"

Beide sahen ihn verlegen und errötend an, ohne zu antworten.

Der alte General räusperte sich. Er war ziemlich fest davon überzeugt, daß er selbst das Tintenfaß, mit der Landschaft inwendig, haben sollte.

„Nun, behaltet nur eure kleinen Weihnachtsgeheimnisse für euch. — Und bleibt nicht zu lange fort, hört ihr? Nicht zu lange!"

Sie küßten ihn auf den Mund mit dem borstigen weißen Schnurrbart, gingen hinaus, durch den Vorsaal, und klinkten die Thür zur Treppe auf.

Auf der Treppe standen sie still, strahlenden Auges schauten sie sich an.

„Für ‚ihn' —!" flüsterte Musja und gleichzeitig schrie Boris auch laut, beseligt: „Für ‚ihn'!"

„Was er für Augen dazu machen wird?! Und es würde sich auch nicht schicken, daß ich ohne Angebinde komme; es ist ja doch Weihnachten! Ob ‚er' einen Baum hat?!"

Stolpernd liefen sie die Treppe hinunter, die schwere Hausthür fiel hinter ihnen zu. Draußen lag grauer windloser Frost; man konnte Schnee erwarten.

Auf der Straße hasteten viele Menschen, mit Einkäufen und Besorgungen zu den Festtagen beschäftigt. Boris und Musja hielten einander an der Hand. Die kurze Strecke bis zum Hause mit dem Papierladen unten, erschien ihnen wie eine lange und feierliche Wanderung, — etwas ganz Neues, Märchenhaftes fing ja dort an, wenn sie erst das Tintenfaß hatten und in den großen Thorbogen nebenan eintraten.

Ein paar Damen gingen vor ihnen in den Laden herein, aber sie holten nur etwas ab und waren schnell wieder draußen. Jeder eilte heute.

Boris und Musja folgten den beiden Damen, und ihre Augen irrten über die Menge der ausgelegten Gegenstände hin, nach den gläsernen Tintenfässern.

„Sie wünschen —?" fragte die Verkäuferin die beiden Kinder, die noch Hand in Hand dastanden.

„Ein Schulheft!" sagte Musja.

„Ein Tintenfaß!" sagte Boris im gleichen Augenblick.

„Bitte: ein Schulheft oder ein Tintenfaß?" bemerkte die Verkäuferin nervös, eilig.

Musja erklärte furchtsam:

„Erst ein Tintenfaß, aber dann auch ein Schulheft, — aber eins ganz von Glas, bitte, ein solches mit einer Landschaft drin."

„Das Schulheft soll aber von Papier sein," berichtigte Boris schnell; er hatte die Tintenfässer schon erspäht und nahm eins davon zur Hand.

Es war hellgrün. Aber es gab auch blaue und rötliche da. Zwischen den blauen und rötlichen schwankten die Kinder lange. Endlich gefiel ihnen das rote doch am besten.

„Was ist es denn für eine Landschaft?" erkundigte Musja sich zaghaft. Durch die gläsernen Achtecke konnte man es nicht recht erkennen.

„Es ist gar keine Landschaft, — der Eiffelturm ist es," bemerkte die Verkäuferin irritiert durch die Langsamkeit, mit der das Geschäft sich abwickelte.

„Der Eiffelturm!! — — Das ist in Paris," meinte Boris nachdrücklich, damit sie es auch hörte.

Musja nahm das blaue Schulheft unter den Arm und steckte das Tintenfaß in die Tasche. Sie bezahlten und bekamen zehn Kopeken zurück.

Als die Ladenthür zuklappte, bemerkte Musja besorgt:

„Ob das auch das Schönste war? Er wird gewiß nicht begreifen, daß es der Eiffelturm ist. — Da lag ein Falzbein, hast du es gesehen? Ein Falzbein mit einem Mohrenkopf —"

„Nein, warum einen Mohrenkopf? Er schreibt doch nicht für die Neger;" meinte Boris unwillig. „Frauen sind immer so unentschlossen. — Am Ende gehst du noch nicht mal hin —?"

Im Grunde seines Herzens hegte er nämlich diese Befürchtung.

Sie standen vor dem großen Thorbogen, dessen Öffnung wie ein schwarzes Loch aussah.

Musja erwiderte nichts. Auch ihr schien zwischen dem letzten Augenblick, der noch mit Vorbereitungen hinging, und dem ersten Eintritt hier eine sonderbare, unermeßliche Entfernung zu liegen, — und doch wieder etwas so Plötzliches, so Jähes, so Unerwartetes, als wäre sie vom ruhigen Zimmer zu Hause bis in diesen Thorbogen wie von einem Eiffelturm hinunter gesprungen mitten in ein tiefes, sehr kaltes Wasser.

Sie klammerte sich fester an die Hand



Eulenspiegel und Nele. Gruppe von Charles Samuel-Brüssel.
(Von der Internationalen Kunstausstellung zu München, 1901.)

des Bruders und flüsterte ganz benommen: „Komm.“

Auf dem Hof war der Schnee etwas zur Seite gefegt, ein schmaler Weg wurde frei zu den Eingängen ins Hinterhaus rechts und links. Kleine Kinder spielten vor der einen der beiden Thüren, die Köpfe mit warmen Tüchern umwickelt; ihre Stimmen hallten schrill von den hohen Hausmauern wieder.

Boris und Musja fanden den Eingang links; über ihm stand eine ganze Reihe von Quartiernummern, von 15—37.

„Es ist 28, — es ist hier!“ murmelte Musja. Ihr wurden die Hände trotz des kleinen Muffs, den sie am Band um den Hals trug, ganz kalt.

Boris kam noch mit hinein bis auf die dunkle, unsaubere Steintreppe. Er war nicht weniger aufgeregt als die Schwester, wenn er es auch zu verhehlen trachtete.

„Also adieu!“ sagte er gezwungen und gab ihr die Hand. Aber dann drehte er sich noch einmal um, und fiel Musja um den Hals, wobei ihn nur der Muff störte, der zwischen sie beide geriet.

Musja hatte sichtlich diese Umarmung auch erwartet; es nahm sich aus, als nähmen die zwei stummen, zärtlichen Abschied auf wer weiß wie lange.

Endlich riß Musja sich los und lief die erste halbe Treppe hinauf. Boris stand unten und sah empor.

„Höre, du sagst also nicht: ‚Herr Ignatieff‘ zu ihm, — du sagst: ‚Apollon Pawlowitsch‘, — das ist viel russischer.“

„Ja, ich weiß schon.“ Musja stieg langsamer weiter, hielt sich am Geländer und schaute hinab.

„Und du nennst keinen Namen, — hörst du? Meinen Namen nennst du nicht, — ‚von einem Ungenannten‘, sagst du.“

„Gut, gut.“

Jetzt sah sie Boris nicht mehr, jedoch stand er noch immer unten. Erst als sie die dritte Treppe erreichte, kam jemand geräuschvoll durch die Thür unten herein, — da ging Boris wohl fort. Laut zu ihr hinaufzurufen wagte er nicht mehr.

Die Schritte, die hinter ihr herkamen, ließen Musja gar keine Zeit zum Zaudern und Besinnen mehr. Es schien ihr aus irgend einem Grunde schrecklich, von ihnen eingeholt zu werden. Sobald sie deshalb oben vor einer ziemlich schmutzigen, gelben Thür angelangt war, über der eine 27 prangte, zog sie heftig, förmlich hilfesuchend, an der lang niederhängenden, rostigen Klingel.

Es schrillte über die ganze Treppe, entsetzlich laut —. Neben der Klingel befand sich ein Schild auf der gelben Thür. Musja bemerkte es erst jetzt. Aber auf dem Schild stand kein Name, — „Hebamme“ stand mit großen Buchstaben drauf.

Eine lässige Hand machte die Thür nur eben spaltenweit auf.

„Es wird wohl keine solche Eile haben?“ Zu wem —? Ein kleines Mädchen? Es ist wohl zu Natalia Semenowna? Die bin ich.“

Die Thür wurde ganz geöffnet, eine hagere, starkknochige Person in niedergetretenen Pantoffeln, die sich eben die Hände an der Küchenschürze abtrocknete, erschien auf der Schwelle.

Sie brachte eine ganze Wolke Dampf und Küchendunst mit sich, einen scharfen Geruch nach Zwiebeln; hinter ihr zischte und brodelte es auf dem Herd der kleinen, halbdunklen Küche, in die man direkt von der Treppe aus trat.

„Nun, komm nur herein!“ sagte sie, nahm Musja bei der Schulter und schob sie in die Küche; „ich muß mich nur eben umziehen, — eilt es denn sehr? Wie geht es denn Mutter?“

„Danke, gut!“ antwortete Musja verständnislos und zitternd vor Verlegenheit; — warum mußte diese schreckliche Frau, die aussah wie eine Menschenfresserin, sich umziehen? Und warum fragte sie nach ihrer Mutter?

„Wohnt denn ein Herr Ignatieff nicht hier? Apollon Pawlowitsch Ignatieff?“ fragte sie mit Anstrengung.

„Ja, der wohnt auch hier. Das ist doch mein Bruder! Aber was soll denn der? Der kann dabei durchaus nichts helfen.“

„Doch! Er kann gewiß helfen!“ Musja nahm ihren ganzen Mut zusammen. „Ich soll ihn sprechen! Ich bin zu ihm hergekommen! Bitte, lassen Sie mich ihn doch sprechen! Es ist etwas sehr Wichtiges!“ beteuerte sie mit flehenden Augen.

Die Hebamme sah verblüfft aus.

„Ja, warum kannst du denn nicht eher das Maul öffnen, du Balg!“ schrie sie, vor Ärger errötend. „Von wem kommst du denn also eigentlich?!“

„Ich komme von einem Dichter!" stammelte die arme Musja ganz außer sich.

Natalia Semenowna schlurfte zur Thür, die von der Küche in's Nebengemach führte, und klopfte unwirsch, mit der ganzen Faust dran.

„Apoloschka! Gefälligst! Da ist jemand von einem Dichter hier!" rief sie höhnisch.

Die Thür ward von innen aufgestoßen. Zugleich wurde ein langes Gähnen vernehmbar.

Ehe Musja begriff wie, befand sie sich in einem schmalen Gemach mit einem einzigen Fenster nach dem Hof zu und einem breiten, zerschlissenen Divan an der Hinterwand, vor dem ein Tisch stand.

Apollon Pawlowitsch war, nachdem er sie eingelassen, wieder auf den Divan zurückgefallen, auf dem er offenbar soeben geruht hatte. Aufrecht sitzend, mit den beiden ausgestreckten Händen zerstreut den Polsterrand des Sitzes umklammernd, starrte er über das Theeglas hinweg, das vor ihm stand, fragend auf Musja.

„Ja, was willst du denn, Kleine?"

„Ich komme von einem Dichter, der — der —, von einem, der ein ebenso großer Dichter werden möchte, wie — wie Sie!" sagte Musja sehr leise, mit niedergeschlagenen Augen.

Apollon Pawlowitsch fand nicht gleich eine Antwort; er hustete.

„Er hält mich für einen sehr großen Dichter?" fragte er, außerordentlich sanft.

„Ja. Für den größten."

Musja hörte, wie er aufstand. Der Divan krachte. Sie hielt noch immer das Schulheft krampfhaft an sich gedrückt, sie hatte vergessen, es Boris unten abzugeben.

„Er hat etwas von mir gelesen?"

„Ja. Wir beide haben gelesen —" Musja hob die Augen zum erstenmal zu ihm, und aus diesen begeisterten Kinderaugen strahlte ihm etwas entgegen, das ihn einhüllte in lauter Licht.

‚Das also ist er!' dachte Musja andächtig. So also sah er aus. Er hatte ganz andere Farben, als bei ihnen auf dem Bild. Ziemlich dunkle Haare, zerzausten, dünnen Bart, sehr hellgraue, momentan ein bischen verschlafene Augen und ein gelbliches Gesicht, in dem sich die Backenknochen mager und scharf abzeichneten. Er war wohl noch ganz jung, schmalschultrig, und trug eine schäbige, offene Jacke, unter der das am Halseinsatz buntgestickte russische Hemd sichtbar wurde.

Musja fühlte ihre Erwartungen weder enttäuscht noch übertroffen. Sie nahm sein Bild einfach auf —, so, wie es war, so mußte es sein: das war ja **er**! Nicht die Umgebung, in der sie ihn vorfand, nicht der kleine, unordentliche Stubenwinkel, nicht die merkwürdige „Menschenfresserin" draußen in der verqualmten Küche flößten ihr Verwunderung ein oder sanken gar zu all den übrigen Gegenständen des Lebens herab, die man zu beurteilen wagt —.

Sie stand da und betrachtete ihn voll Andacht.

„Was für ein Glück, daß Sie in Petersburg sind!" sagte sie, in seinem Anblick verloren, und lächelte.

„Ja, es ist wirklich ein Glück!" Er fuhr sich durch die Haare, die glatt und straff, ihm fortwährend in die Stirn fielen, — „ich meine: ein Glück für mich! Ja, Kultur, — Kultur, — das muß man nur einsehen. Das ist die Hauptsache! Das geistige Leben! Der Fortschritt. Ja, man muß an der Entwickelung der Menschheit mitarbeiten, — man hat die Pflicht. Kann man denn das auf dem Dorfe, — ich bitte Sie, kann man denn das?!"

Musja bemühte sich, zu verstehen, was er sagte.

„Mein Bruder braucht also nicht aufs Dorf zu gehn?" fragte sie.

„Ihr Bruder —?"

„Ja, der Dichter."

„Ach so, richtig! Ja, — ich vergaß das ganz —," Apollon Pawlowitsch streckte unwillkürlich die Hand nach dem blauen Schulheft aus. „Was hat er denn schon geschrieben? Das da sollte ich wohl lesen? Das ist wohl aus seinen Werken? Nun, zeigen Sie her! Viel Zeit zu lesen, habe ich nicht, aber zeigen Sie her!"

„Ach nein, das ist nur ein leeres Heft!" sagte Musja erschrocken, und in diesem Augenblick war sie selbst erstaunt, daß Boris noch gar nichts geschrieben hatte; — „aber er wird bald schreiben. Wenn Sie ihm nur sagen —," sie unterbrach sich und fügte mit einem leuchtenden Blick hinzu: „Ach, daß man solche Lieder schreiben kann, — solche wunderschöne Lieder! Wissen Sie noch, das vom Winterabend, — und dann vom kleinen

Füllen, wie es neben dem alten Pferd trabt, — von den verkrüppelten Weiden am kleinen Teich hinten, da hinten bei der Scheune, die Weidenbäume, die dann der Frühling so wunderschön anzieht —"

Apollon Pawlowitsch nickte, sein Gesicht verlor jetzt ganz die schläfrige Miene, ein Ausdruck von Frohsinn und Güte überflog es wie ein Lächeln.

„Ja, das ist eins von den besten, — da haben Sie wirklich recht! Und dann das große, kennen Sie das? Das Gedicht von den heimkehrenden Arbeitern am Abend und von den Pferden, die nach ihrem Tagewerk zur Herde laufen, — weit hinaus in die Wiesen, wo der Hirt beim Nachtfeuer auf sie wartet. Der Nebel liegt über den Flußufern, und nur hie und da sieht man die frei dahinsprengende Gestalt eines Pferdes auftauchen, groß abgezeichnet gegen den Abendhimmel, — und man hört es wiehern durch die Stille, sehnsüchtig, laut wiehern, — haben Sie das gelesen —?!"

„Ja, o ja! Dies große Gedicht — — ach, und das vom Korn im Felde nach dem Gewitter, vom gelben Korn, vom armen, gelben Korn, — o wissen Sie noch?!" Musja setzte sich in der Aufregung auf die Kante eines wackeligen Rohrstuhles neben ihr am Fenster. Sie verlor alle Befangenheit. Es war, als kannte sie Apollon Pawlowitsch seit langem, langem, — als hätten sie irgendwann zusammen schon ein großes Glück erlebt.

Er trat an den Tisch zurück und trank den Rest kaltgewordenen Thees, der sich noch im Glase befand. Ein Schatten ging durch seine hellgrauen, verträumten Augen.

„Ja, ja!" murmelte er. „Sehen Sie: das ist die Heimat. Heimatluft: ja. Zu Hause, im Dorf: da war es so. Solche Lieder wird Ihr Bruder hier wohl nicht schreiben: sagen Sie ihm das. Und überhaupt: kennt er denn Moskau?"

„Nein. Ist es dazu notwendig, daß er Moskau kennt?"

„Ja, wie denn nicht? Ich bitte Sie: unbedingt notwendig. Das ist ja unsere russische Hauptstadt. Das ist alles: die Kirchen, das Volk, — alles. Also sagen Sie ihm: sein erster Weg — zu Mütterchen Moskau —." Er holte ein zweites Glas von einem niedrigen Schrank herunter und wollte für Musja Thee eingießen, aber es war keiner mehr da.

„Was ist das für eine Wirtschaft! Nataschka! Gib uns doch Thee. Der Samowar ist kalt!" schrie er durch die geschlossene Thür in die Küche. Dann trat er ans Fenster zu Musja.

„Wie kann man denn, ohne Moskau," begann er wieder, es beschäftigte ihn sichtlich außerordentlich. „Wenn Sie hier herauskommen, belieben Sie zu sehen: lauter lange, gerade Straßen, lauter ordentliche Leute, — ja, ich will nichts gegen sie sagen: ordentliche Leute! Die Ordnung, — das ist schon so was, — Petersburg, ganz Petersburg: das ist die Ordnung. Es ist so, als ob man einen Stempel bekommt: ‚So, jetzt sei bitte ordentlich, mein Lieber!' Wie ein Impfzwang ist es. Ja, und man muß auch, denn sonst wird man wahnsinnig. — Hier in Petersburg, da kann man schon leicht wahnsinnig werden. Und die Dichter werden es überhaupt am allerleichtesten."

„Werden sie so leicht wahnsinnig?" fragte Musja beunruhigt.

„Jawohl, ganz leicht. Und, belieben Sie zu bemerken: wie denn auch nicht? Diese langen Straßen, die Aufregung, der große Fluß mit den weiten, niedrigen Inselufern — —. Und die schwere Isaakskathedrale, dieser Granitblock, was denken Sie, wie schwer der ist?! Und steht auf Sumpf. Ja, lauter so schwere Stücke und stehn auf Sumpf. Haben Sie schon einmal Petersburg in einer ‚weißen Nacht' gesehn —? Ach, das ist etwas Sonderbares, sehen Sie: wie unwahrscheinlich sieht alles aus! Alles wird leicht und ohne Farbe, alles schwebt. ‚Bist du denn von Granit?' sagt man zur Isaakskirche, wenn man vorbei geht, ‚bist du nicht leicht, von grauem Papier,' sagt man, — und so ist alles. Ein Traum. Ja, um nicht wahnsinnig zu werden in Petersburg, muß man schon ein Beamter sein."

„Ein Beamter —?" fragte Musja zaghaft; sie folgte mit großen, ängstlichen Augen seinen Auseinandersetzungen.

Apollon Pawlowitsch nickte melancholisch mit dem Kopfe.

„Jawohl. Wenn man ein Beamter ist, dann steht alles fest, nichts kann wackeln, nichts kann leicht werden, nicht einmal in der ‚weißen Nacht.' Der Beamte, das ist

die Rettung, — was so ein richtiger Petersburger Beamter ist." Er klopfte unwirsch mit dem Fingerknöchel gegen die Thür. „Aber, Nataschka! Wirst du uns wohl noch Thee bringen!"

„Danke, ich brauche ja gar keinen Thee, — wirklich!" fiel Musja zögernd ein. Ihr war furchtbar heiß, sie wußte nicht, ob vom wattierten Mantel, den sie in der warmen, engen Stube nicht abgelegt hatte, oder von Apollon Pawlowitschs Rede, die sie mit aller Anstrengung zu verstehen trachtete und die ihr die schlimmsten Befürchtungen für Boris' Zukunft wachrief.

„Könnten Sie mir nicht sagen, ob ich schon lange hier sitze?" fragte sie, mit plötzlichem Schrecken der Zeit gedenkend.

„Ich rechne: eine gute halbe Stunde," meinte er, zog eine Tombak-Uhr aus der Jackentasche und vergaß dann, darauf hinzusehn, weil irgend etwas draußen auf dem Hof seine Aufmerksamkeit erregte.

„Wenn es eine halbe Stunde ist, so muß ich gehn." Musja stand auf; sie bemerkte, daß er zerstreut war und immer noch hinaussah; sie wagte auch gar nicht, ihn zu stören. Wer weiß, ob er nicht gerade in diesem Augenblick etwas Prachtvolles dichtete? Boris hatte behauptet, das könnte man den Menschen von außen gar nicht ansehn.

Da fühlte sie etwas Hartes in ihrer Tasche, — das Tintenfaß hätte sie wirklich fast vergessen! Es schien ihr jetzt auch nicht mehr so wichtig, wie noch vor einer Stunde, daß er es von ihnen geschenkt bekam.

Ein wenig verlegen wickelte sie es aus der Papierhülle und hielt es ihm hin. Apollon Pawlowitsch blickte darauf nieder, wußte aber nicht gleich, was sie damit wollte.

„Es ist ein Tintenfaß! Zu Weihnachten!" sagte Musja, sehr bange, daß es ihm mißfallen könnte.

„Für mich?!" Er nahm es ihr aus der Hand. „Wirklich für mich? Aber das ist ja reizend!"

„Inwendig ist ein ganzes Bild drin, — man sieht es nur nicht gleich, weil es so klein ist: es ist der Eiffelturm!" erklärte Musja, besorgt, daß er es übersehen könnte.

„Ach, wahrhaftig, — da ist so was! Nein, sieh mal an, da ist wirklich so was!" Apollon Pawlowitsch rief es mit einer hellen, beinah kindlichen Stimme, es entzückte ihn offenbar ganz aufrichtig.

„Ja, da danke ich Ihnen auch recht schön! Sie sind wirklich ein zu liebes, kleines Mädchen! Ja, aber ich selbst — ich habe gar nichts zu schenken —."

„O —!!" machte Musja nur. Hätte sie doch ausdrücken können, was ihr kleines Mädchenherz bewegte!

„Nun, es schadet nichts! Ein andermal, — das nächste Mal. Nicht wahr? Denn Sie kommen doch wieder? Ja, ich bitte Sie darum. Recht bald bitte ich wiederzukommen."

Dabei öffnete er die Thür und geleitete Musja durch die halboffene Küche, in der sich jetzt niemand aufhielt. Auch auf die Treppe trat er noch mit ihr heraus. Sie schüttelten sich die Hand wie zwei alte Freunde.

Musja wäre gar zu gern die Treppe rückwärts hinuntergegangen, denn er blieb noch oben stehn. Aber sie fürchtete sich, zu stolpern. So guckte sie sich also nur immerfort um, — er stand wirklich noch immer da —.

„Auf Wiedersehn!" rief sie von unten, am liebsten hätte sie geweint.

Aber da fiel ihr rechtzeitig noch Boris ein, der auf sie wartete. Sie stürzte in den Hof hinaus und durch den Thorbogen. Im Thorbogen stand er. Atemlos, ganz in Schweiß, mit blassem Gesicht und fast zitternd langte sie bei ihm an.

„Nun —?" fragte er gespannt.

Sie gingen gleich nebeneinander weiter, in die Straße, um den Leuten nicht aufzufallen, die durchgehen konnten.

„Ach, — du kannst dir gar nicht vorstellen, — garnicht denken, so herrlich wie er ist!" brachte Musja mit Mühe heraus. Sie wußte nicht, wie anzufangen, und seufzte vor drängender Wonne tief auf.

„Ja, — was sagte er denn? Das ist die Hauptsache! Später: wie er aussieht rc. Zuerst: was sagte er!" bestimmte Boris, die Fülle des zu Erledigenden mit männlicher Überlegenheit organisierend. Er hatte sich während der ganzen Zeit im dunklen Thorweg darauf eingeübt, um das Möglichste von Musja rasch in Erfahrung zu bringen.

„Was hat er gemeint, daß ich zunächst thun soll?"

Musja besann sich.

„Er hat gemeint, zunächst mußt du nach Moskau gehn.“

„— Nach Moskau —?!“

„Ja. Denn wenn du hier bleibst, dann solltest du schon besser ein Beamter werden.“

„Was heißt denn das aber?! Ich will ja doch gar nicht ein Beamter werden!“

Langsam schritten sie die Straße hinunter. Boris schaute fortwährend auf Musja, — mit dringender Aufforderung, erregt, in verwunderter, unbeschreiblicher Ungeduld.

Verwirrt suchte sie nach ihren Weihnachtsgaben für ihn. Zu viel war es, — so viel: es staute sich irgendwo, schwoll hochauf, konnte nicht weiter, that ihr weh.

„— Da war eine Küche — —; er aber trank Thee. Nebenan, nicht in der Küche. Ich sollte auch Thee trinken. Seine Augen sind viel heller, als wir sie ihm gemacht haben. So helle Augen kann man gar nicht malen. —“

Einzelne weiße weiche Flocken sanken, in der windstillen Luft fast senkrecht, vom grauen Himmel nieder. Eine Schneeflocke legte sich leicht und breit auf den Muff, erschimmerte silbern, und sah Musja an, wie eine Welt von Sternen.

Vor ihnen her dehnten sich die langen geraden Straßen, die so aussahen, als ob man sie nie zu Ende gehen könnte, als ob man sich in ihnen verliere — verliere, ohne doch vom Wege abgewichen zu sein. Häuser und Kuppeln türmten sich einförmig von allen Seiten, ein kaum gegliedertes Mauergewirr, das melancholisch zum Wintergewölk hinauf starrte. Dichter und dichter fiel darüber der Schnee, lautlos, so unmerklich herabrieselnd, wie wenn unsichtbare Hände ein feines Gespinst mit dicken weißen Tupfen drin vor dem Stadtbild festhielten, ohne es zu bewegen.

Mitten drin stand Musja und sah es doch fern, — fern vor sich, eine Stadt konnte es sein, oder auch nur ein Traum. Und während sie noch nachsann, voll Eifer und Anstrengung nachsann, über das Viele, was sie Boris noch zu sagen hatte, löste all ihr Sinnen sich schon auf wie zu sanftem schimmernden Schneeflockengeriesel, alles verschleiernd. Nur noch ihren Freund schaute sie deutlich, — Ihn, der sie still bei der Hand nahm und hindurchführte durch das Gewirr von Mauern und Straßen, wie durch eine fremde Stadt, — und vor seinen hellen Augen, den Augen, die man unmöglich malen konnte, wandelte die Stadt sich zu goldenen Gassen und Zauberpalästen, zu blühenden Gärten, über denen Glocken erklangen, und zu kleinen, im Frühling verborgenen Häusern, in denen man immer zu Hause war. —

Dorthin ging Musja wie im Traum neben Boris. — —

III.

Der Diener zündete wahrhaftig schon die Hängelampe über dem langen Eßtisch an, obgleich erst eben drei Uhr vorüber war. Vor halb fünf wurde der Tisch zum Mittagsmahl nicht gedeckt, es blieben also noch anderthalb Stunden zum Weiterspielen.

Das Licht fiel grell auf die kahle Tischplatte, von der Musja und Boris den wollhaarigen, dicken Friesbezug fortgezogen hatten, denn die Viehherden vom hölzernen Bauernhof und auch die zinnernen Soldaten standen auf ihm nicht fest.

Der Hof wurde immer da hingebaut, wo die rotbraune Mahagonipolitur aufhörte und die gestrichenen Einlegebretter anfingen; die blanke Politur stellte verbotenen Boden dar, denn sie durfte nicht zerkratzt werden, und Großpapa hatte deshalb mit Erfolg vorgeschlagen, ein für alle Mal unbetretbaren Moorgrund aus ihr zu machen, worin jeder, der vorwitzig hineingeriet, rettungslos versank und ertrank. Zur bessern Mahnung befand sich dort, ganz am Tischrande, ein Aschbecher, ein schwarzer, oben ausgehöhlter Teufelskopf, mit furchtbarem, grinsendem Gesicht, zwei kleinen Hörnern und, unten, dicht am Kinn, zwei Bocksfüßchen, auf denen er ganz bequem stand. Von jeher hatte er für Musja und Boris etwas Grauenhaftes gehabt, und obgleich sie ihn jetzt längst ohne alle Ehrerbietung behandelten, stiegen doch aus seinem hohlen Schädel, aus der toten Asche, die dort zu liegen pflegte, so ängstliche Erinnerungen aus ihrer Kindheit auf, daß er ihnen für die Soldaten und Bauern schlechthin unentbehrlich schien.

Weit — weit erstreckten sich fruchtbare Felder vom Hof über die gestrichenen Einlegebretter hin. Darum galt auch dieser Hof allgemein für den reichsten im ganzen Eßzimmer. Das Gehöft, das auf dem dicht

herangerückten Kartentisch ihm gegenübergestellt wurde, hielt keinen Vergleich mit ihm aus: auf dem grünen Tuch ansässig, besaß es eben nur Heuwiesen, — höchstens noch, an der Kante, wo das etwas beschädigte grüne Tuch ein Stück von der Ecke bloßgelegt hatte, noch einen ganz netten Teich mit ungeheuer großen Enten darauf, die sich übrigens gar nicht sehr gern hierher setzen ließen, denn erstens waren sie größer als die Menschen, und zweitens waren sie so kunstvoll organisiert, daß sie auf wirklichem Wasser schwimmen konnten.

Es existierten viel mehr Soldaten als Bauern, aber nur ein paar Hundert wurden der Schachtel entnommen, weil es ja keinen Krieg gab. Krieg zu spielen, hielten die Kinder für gemein, seitdem der russische Kaiser den Ewigen Frieden proklamiert, und wenn auch die fremden Mächte noch nicht bestimmt wußten, ob sie ihn halten wollten, so sollten es doch wenigstens diejenigen Armeen bestimmt thun, über die Boris etwas zu sagen hatte.

Doch weder die Mächte noch auch Boris vermochten schon jetzt, so ohne weiteres, ihre Armeen plötzlich ganz abzuschaffen; das blieb jedenfalls eine Sache langsamer Entwickelung, die mit gesunder Allmählichkeit vom Militärwesen fort auf andere Interessengebiete übergehen mußte. Man konnte zunächst nichts thun, als den militärischen Zuwachs verhindern, und das that Boris bereits seit zwei Weihnachten. Er beschäftigte deshalb auch noch immer die Soldaten vom Türkenkriege, zum Teil alte Veteranen jetzt schon, die auch wohl lieber nach Pflug und Sense gegriffen hätten, anstatt immer noch weiter zu dienen.

Heute hatten große Manöver stattgefunden, glänzende, — sowohl auf Stühlen, als auch hart neben der zweiten, jenseitigen, Mahagonipolitur, wo der feine Spalt zwischen ihr und dem Einlegebrett den Grenzstrich zwischen Ausland und Inland bedeutete. Wer dort hinüber wollte, brauchte einen Paß, und den stellte Großpapa, — die oberste Gewalt, Polizeipräsident und Befehlshaber aller Truppen, — wohlweislich nicht aus: so blieb auch dieses Mahagoni unantastbar.

Die Soldaten kamen vom Manöver soeben müde in ihre Quartiere zurück; die Bauern jammerten darüber, daß ihnen die Kornfelder allzusehr zerstampft worden seien. Und niemand von den Soldaten wußte sich recht zu entschuldigen, weil Musja und Boris, alle beide, höchst einseitig den Bauern ihre Stimme liehen, ja sogar ohne jedes Widerstreben mit dem Vieh im Hof wieherten, muhten und meckerten, während die Soldateska stumm und völlig zinnern dastand, vom Odem ihrer Schöpfer ganz unbeseelt. Das war jedoch kein Wunder: denn über Feldern und Einlegebrettern, Wiesen- und Mahagonimoor, schwebte beim Spiel fort und fort Ignatieffs Geist, aus dem Brüllen der Kuh noch stieg er empor, jedoch die Poesie der Manöver hatte er nie besungen.

„Dazu braucht man eigentlich den ganzen Eßtisch gar nicht! Und all die Mühe mit dem Aufbauen! Es geschieht doch weiter nichts, und man könnte das alles viel besser in Ignatieff lesen!“ sagte Musja bedrückt. „Es müßte doch was passieren! Wenn man schon alle Sachen hinstellt, dann muß auch was passieren.“

Boris ließ gerade seinen Lieblingssoldaten, einen dickgegossenen vom ostsibirischen Regiment mit Fellmütze, im reichen Bauernhof Quartier verlangen.

„Wenn man älter wird, passiert eben immer weniger,“ äußerte er unwillig über die Illusionsstörung. „Laß mal Großpapa ganz für sich allein spielen, du sollst mal sehn, wie das wäre: er würde alles aufbauen, — ja, alles ganz genau, viel genauer als wir, — und dann —“ Boris war sichtlich etwas unsicher darüber, was dann eintreten würde, „— dann würde er rauchen und es sich immerfort ansehen. Gar nichts weiter.“

Musja wollte nicht widersprechen, obgleich sie überzeugt war, Großpapa würde alles im Kasten lassen und schon weit früher rauchen. Aber Widerspruch weckt Zank, und beim Spiel schwebte der Zank ohnehin stets wie ein Gewitter in der Luft. — Warum eigentlich, das konnte Musja nie begreifen, denn außerhalb des Spiels vertrugen sie sich ja so prachtvoll. Aber es verhielt sich nun einmal so seltsam damit, — geradezu, als hinge das schon an den Sachen selbst oder an bestimmten Handbewegungen oder Worten, daß sie immer wieder dasselbe mit sich brachten, Zank oder Frieden; als stellte man nicht nur

den Bauernhof auf, sondern mit ihm den Zank, der vielleicht vor ein paar Tagen um ihn gewütet hatte, — als setzte man nicht nur die Enten in den Teich, sondern mit ihnen lauter Vergnügen und Gelächter, das vielleicht gestern durch ihre arrogante Größe entfesselt worden war.

Vom Spielen aus, über den langen Eßtisch, schienen allerlei unsichtbare Wege zu laufen, die man ging und ging, ohne es zu merken — Wege in viel lustigere Freudengefühle, in viel bitterbösere Kränkungen, als das wirkliche Tageserleben mit sich zu bringen pflegte — Wege, die verstohlen immer noch weiter an allem entlang liefen, wenn man auch längst nicht mehr spielte — immer an allem nebenher, wie durch wunderliches Traumland, wie durch aller Dinge heimliches Nachbarland —.

„Ich seh' ja ganz gut: du hast keine Lust. Bist überhaupt gar nicht dabei. Ja, dann geht natürlich nichts ordentlich!“ sagte Boris verdrossen und warf den halben Wald voll Ärger um; „— ja, dann kann man ebensogut aufhören —“

„Nein, höre, da ist noch verschiedenes zu thun —. Da ist zum Beispiel noch der Deserteur, den du gern erschießen wolltest,“ warf Musja ein, bemüht, ihm etwas Angenehmes zu sagen. Denn wenn im Ärger der Wald umfiel — eine Willkür ohne gleichen mitten im Spiel, dann war der Zank schon ganz nah, dann wurde alles schon Willkür — —. Neulich hatten sie sich damit aufgeholfen, daß sie den umgefallenen Wald gleich holzen ließen — das ganze Dorf geriet in Aufregung, aus der kleinen Willkür entstanden ganze Schicksale —. Indessen, das konnte man doch nicht wiederholen, und um keinen Preis wollte Musja den Zank! Ihre ärgste Erinnerung, deren sie sich am meisten schämte, war die, wie sie voriges Jahr Boris bei solchem Anlaß eine Milchtasse an den Kopf geworfen hatte. Diese Tasse enthielt noch Milch, und als sie zum Wurf ausholte, floß diese ihr brühwarm über Nacken und Rücken.

Boris hatte inzwischen schon am Tisch gerüttelt, so daß auch noch ein paar Scheunen und eine Herde umfielen. Da rief er plötzlich neu belebt: „Sieh mal — sieh nur mal, was das ist! Ein Erdbeben ist das! Ach, den alten Deserteur laß nur laufen. Was soll so ein Einziger, der kommt schon noch mit um. Aber laß uns doch mal ein bißchen schütteln —. Überhaupt: wenn Matwej zum Tischdecken kommt, dann könnte stets noch ein kleines Erdbeben stattfinden.“

Es wurde wirklich noch ganz amüsant. Manche, denen man gar nichts zugetraut hätte, blieben unbegreiflich lange auf den Beinen, andere, die widerstandsfähig aussahen, fielen gleich um. Zwischendurch gab es eine Ruhepause: man spielte ein wenig mit den Überlebenden, weidete sich an ihrem Jammer, man bestattete einige von den angesehensten Toten, und endlich baute man sogar ein starkes Blockhaus aus den Schachteln, wohin die Letzten sich flüchten konnten, wenn es mit dem Erdbeben zu arg wurde.

„Ach, das ist prachtvoll!“ schrie Boris aufgestachelt, und er rüttelte mit satanischem Glücksgefühl am Tisch. „Ja, du hast doch Recht, Musja: Es muß was passieren! Das ist es! Sonst werden auch alle diese Leute zu träge — zu bequem werden sie.“

Als der Diener mit dem Tafeltuch hereinkam, befand sich nichts mehr aufrecht auf dem Tisch, als der grinsende Aschbecher.

„Die Hölle!“ bemerkte Boris und steckte den Deserteur in den hohlen Teufelsschädel zur Asche, damit er nun doch irgendwie Buße thue.

Auch Musja war froh über das Erdbeben, das Boris wieder ganz lustig gemacht hatte; denn sie ging heute den ganzen Tag bedrückt herum und fühlte sich schuldig vor ihm. Während sie zusammen am Kartentisch standen, um die Sachen fortzupacken, umhalste sie ihn plötzlich und sagte:

„Du mußt mir nicht böse sein: ich dachte ja wirklich, so etwas ließe sich schenken —. Jetzt weiß ich selber nicht, wie ich es mir eigentlich wohl gedacht habe —.“

Er begriff sie erst nicht.

„Ach — das mit dem Ignatieff —!“ gab er dann zur Antwort und lachte. „Ach, laß nur, du! Ich weiß ja — so dumm bin ich doch nicht!“

„Was meinst du denn damit, Boris? Warum lachst du denn?“

„Laß doch nur! Siehst du: du kannst's schon gar nicht aushalten und verrätst dich! Ja, so seid ihr, die kleinen Mädchen! Da

sind doch Jungens ganz anders. Warum ich lache? Nun, eben darum, weil du dein Weihnachtsgeheimnis nicht für dich behalten kannst. Ich weiß ja, daß du mir die Hauptsache erst zu Weihnachten sagen willst. Ich finde das auch ganz schlau von dir."

„— O — und das glaubst du wirklich?"

Boris gab ihr einen schallenden Kuß auf den großen Mund mit den beiden Grübchen.

„Ich soll es wohl nicht merken, nicht wahr? Ja, am Anfang konnte ich es ja natürlich auch nicht wissen. Natürlich fragte ich dich aus, so viel ich nur konnte. Aber so auf den Mund gefallen zu sein — das ist doch nicht recht zu glauben, nein, das war durchsichtig, du!"

Musja ließ die Sachen polternd in den Kasten fallen. Sie setzte sich voller Schreck und Erstaunen auf den Stuhl, der neben dem Kartentisch stand.

„Ich habe dir doch allerlei von ihm erzählt —?!"

„Ja, aber was?! Etwa das, weswegen du hingegangen bist? Du hast mir erzählt, daß sein Hemd oben bestickt ist, daß seine Schwester Natalia Semenowna heißt — was ich übrigens gar nicht begreife, denn dann müßte sie doch Natalia Pawlowna heißen —? Nun, und dann weiß ich, daß er vor einem Theeglas saß, auf einem Kanapee, und daß er sich über den Eiffelturm sehr gefreut hat."

„Ja — aber was er mit mir gesprochen hat —?!"

„Das von den Pferden in seinem Gedicht? Das steht ja schon in seinem Buch. Er wird dir doch nicht erzählen, was wir in seinem Buch schon alles gelesen haben!!" rief Boris frohlockend und führte einen triumphierenden Indianertanz im Zimmer auf. „O nein, damit willst du mich ja nur bis Weihnachten hinters Licht führen! Und daher redetest du auch so viel Unsinn hinterher — das konnte ja kein Mensch verstehn! Nein, so dumm bin ich noch lange nicht!"

Musja saß ganz zusammengesunken auf ihrem Stuhl. Sie errötete immer tiefer, je weiter Boris sprach. Das sah er wohl und er freute sich.

Also es war nichts — gar nichts mit ihrem geplanten Weihnachtsgeschenk für Boris? dachte die arme Musja verstört. Nein! Sie hatte zu wenig an ihn gedacht, dort oben bei „Ihm". Alles hatte sie vergessen — alles, außer „Ihm" — auch Boris hatte sie vergessen.

So war sie wohl reich beschenkt worden — reich, wie im Himmel fühlte sie sich. Aber mitgebracht hatte sie nichts, mitbringen ließ es sich wohl nicht —. Sie schämte sich tief. Was sollte sie nur machen? Es war ein großes Unrecht gegen Boris.

Plötzlich fuhr ihr ein Gedanke siedendheiß durch den Kopf: morgen — — morgen wollte sie noch einmal hingehn! Morgen wollte sie sich durch nichts beirren lassen — einzig und allein an Boris denken — alles in Erfahrung bringen, nur für Boris.

Jetzt kam es nur darauf an, sich morgen ganz heimlich wegzustehlen. Ja, das würde aber auch die einzige Schwierigkeit sein. Denn „Er" hatte ja gesagt: „Auf Wiedersehn," — und daß sie recht bald wiederkommen möchte —.

Musja versank auf ihrem Stuhl in selige Gedanken. Boris sah sie kaum merklich vor sich hin lächeln —. Morgen — morgen würde sie also wieder bei „Ihm" sein — —. Und schon wieder begann sie, den Bruder ein klein wenig zu vergessen —.

Matwej stellte die dampfende Suppenterrine auf den Tisch. Musja blieb noch gerade so viel Zeit, um in fliegender Eile im Nebenzimmer die vorschriftsmäßige Waschung der Hände vorzunehmen. Der alte General nebst einer bejahrten, schwerhörigen Verwandten, von der die Sage ging, daß sie ihn einst gern habe heiraten wollen, nachdem er Witwer geworden, sowie Michael und ein Schulfreund von ihm saßen bereits bei Tisch, als Musja hereinkam.

Der Großpapa sprach sehr laut mit Rücksicht auf seine Nachbarin und zog, so viel er konnte, die Kinder ins Gespräch. Boris und Musja fühlten sich auch stets dadurch geehrt, sie wagten aber trotz der Taubheit des Gastes ihre Stimmen nicht stärker als sonst zu erheben, und so antwortete die alte Verehrerin des Generals jedesmal auf etwas völlig anderes, als sie gesagt hatten.

Michael und sein Schulkamerad blickten

einander meistens nur stumm an, mit vor gewaltsamem Anstand geradezu erstarrten Gesichtern. Von Zeit zu Zeit, sobald sie einander etwas reichten, oder eine besonders verkehrte Antwort der alten Dame erfolgte, sagte einer dem andern nur, ohne eine Miene zu verziehen: „Deus meus." Dies geheimnisvolle Wort schien für sie alle Aeußerungen über alle Gegenstände in einer für jeden der Anwesenden völlig rätselhaften Weise vollgültig zu enthalten und befriedigte sie durchaus.

Erst gegen Ende der Mahlzeit verfiel Michael in seinen Neckton dem Bruder gegenüber. Der alte General tadelte seine Enkel nie bei Tisch; er hielt seinen Blick nur um so beharrlicher mit ruhiger Güte auf Boris gerichtet, je wilder er dessen inneren Kampf um die Selbstbeherrschung werden sah. Endlich äußerte er ganz freundlich:

„Ein Kind ist er nicht mehr nur, Michael! Leider nicht — obschon du mit echt brüderlicher Liebe diesen schönsten aller Namen ihm immer noch gönnst. Ja, leider entwachst ihr schon dem Namen, ihr meine Jüngsten, meine Lieblinge, Großvaters fröhliche Lachtauben ihr! Traurig für den armen Großpapa. Denn dann ist es auch schon gar nicht mehr weit bis zu den bösen Flegeljahren."

„Ja, lieber Himmel, was sind sie denn nun eigentlich?!" rief Michael sehr laut, als gelte es den taubsten Ohren oder als solle es des alten Generals letzten beide Worte überhören lassen. „Kinder sind's nicht, Erwachsene sind's ja doch auch nicht — in der Klemme sind sie dazwischen! Rechts wohnen alle Erwachsenen, links alle Kinder, und ihr — ihr wohnt wohl nirgends, oder so in einem Zwischenland, einem Nirgendwo! Da muß es aber kurios sein, in eurem Zwischenland! Alle sitzen und warten und gucken nach rechts oder nach links und wissen sich gar nicht zu lassen. Da wird wohl der Größte und der Kleinste zum König gemacht, denn der Größte, der denkt, er gehört doch schon eigentlich nach rechts, und der Kleinste denkt, er gehört doch eigentlich nach links — und da sind beide doch auf irgend was stolz —."

Michaels Schulfreund gestattete sich ein ganz kleines, bescheidenes Beifallslachen. Boris schluckte an einem mächtigen Stück, das er in der Aufregung nicht genügend zerkaut hatte, Musja aber sah mit furchtsamen Augen nach Michael hin. Wie unheimlich war doch das, was er da sagte — das, vom Zwischenland —. Dort mußte man möglichst schnell hindurch zu den ganz Erwachsenen — ja hindurchgeführt werden — sie wußte wohl, von wem — sie wußte wohl, wohin —.

Der alte General hatte sich anscheinend wieder ganz seiner Tischnachbarin zugewandt. Als jedoch die Mehlspeise kam, bemerkte er zu den beiden Freunden:

„Ich erinnere mich noch ganz gut, wie verhaßt mir in eurem Alter lange Mahlzeiten und süße Speisen waren. Solltet ihr also ebenso denken, so zwingt euch zu nichts und erhebt euch getrost; dieses Zuckergericht ist vorwiegend Frauen und Kindern wohlschmeckend. Nur ein so ganz Alter, wie ich, nascht freilich auch schon wieder gern davon."

Michaels Schulkamerad wollte den eifrigsten Protest einlegen, indessen Michael, der verstanden hatte, daß der Großvater ihn gehen hieß, hinderte den Verdutzten daran. Er stand auf, etwas verlegen, etwas errötend, wünschte gesegnete Mahlzeit, betonte seinen Dank für die gütig gewährte Befreiung von Zuckersachen und sagte seinem Kameraden mit ermannendem Blick: „Deus meus."

Boris und Musja bekamen zweimal von der Mehlspeise und wurden sehr vergnügt. Sie vertieften sich in ein Gespräch unter sich, wo Musja durch tausend kleine Listen auf Umwegen zu ergründen suchte, was morgen für Boris Wertvolles zu erfragen sei. Denn im Grunde hatte er ihr das ja nie gesagt! Für die Übrigen bei Tisch blieb dies wunderliche Gespräch auch nur ein wortreicheres: „Deus meus"

Boris mußte befürchten, daß seine Tischdame, Mademoiselle Marie, darunter litt, denn er wähnte stolz, ihr läge etwas an seiner Unterhaltung während des Mittagessens, die er unter Großpapas Augen mit ihr nur französisch führen durfte. So wandte er sich zu ihr, griff an sein Glas, in dem sich nichts befand, stieß es an ihr Weinglas, überlegte ganz schnell, wie er sich am kürzesten entschuldigen könnte, und erklärte endlich ausdrucksvoll: „Vive la France!"

„Frage doch Mademoiselle Marie, ob sie nicht Lust hat, nach Tisch mit dir zusammen noch ein Stündchen auf die Schlittschuhbahn zu gehn?" schlug der Großvater vor. „Die Newabahn ist bengalisch erleuchtet, und der Abend verspricht ganz klar zu werden. Aber vielleicht zieht auch Mademoiselle Marie vor, dich allein gehn zu lassen — so viel, wie sie heute für mich schon gethan hat —, — so viele Weihnachtsbesorgungen —"

„Aha, — es scheint, du willst uns nur ein bißchen fort haben, Großpapa!" bemerkte Boris mit pfiffigem Gesicht, während die Französin dem alten General dankte. Sie lief für ihr Leben gern auf der Eisbahn.

„Nun, ungefähr dürfte das wohl stimmen!" gab der Großvater lächelnd zu. „Hier meine liebe Freundin Therese will so gut sein und mir bei allerhand helfen, wobei ihr mindestens überflüssig seid. Länger als höchstens ein paar Stunden dürft ihr jedoch nicht fortbleiben. Dann, — wenn ihr kommt, — findet ihr wohl den Saal bereits mit verschlossenen Thüren."

„Und wo soll ich denn hin, Großpapa?" fragte Musja. Abends wurde sie zum Schlittschuhlaufen nicht mitgenommen.

„Du? Hättest du nicht zum Beispiel Lust, ein wenig zu Wera Möbius hinüberzugehn? Die Gelegenheit dazu nimmst du ja immer gern beim Schopf, nicht wahr?"

Musja sah ihn noch immer an; mit ganz wunderlichen Augen sah sie den Großvater an.

„Zu Wera? Über die Straße, — schräg gegenüber. Über die Straße," wiederholte sie langsam.

„Ja freilich! Weißt du's etwa nicht mehr?! Ein Sprung über die Straße ist ja nicht schlimm. Oder doch —?"

Musja schüttelte den Kopf, wurde rot und lachte. Aber das Herz hämmerte ihr dabei plötzlich so stark los, daß sie beinah den Atem verlor.

Sie hörte nichts mehr von dem, was die andern sprachen.

‚Die Gelegenheit dazu nimmst du beim Schopf!' schien jemand zu sagen. Großpapa hatte das wohl soeben gesagt.

Jetzt! Jetzt! Diese Gelegenheit beim Schopf fassen! — nicht erst morgen, — nein, heute! Wer weiß, ob morgen überhaupt eine wiederkam, — wer weiß, was morgen war? —

Ob sie einen Augenblick früher oder später zu Wera ins Zimmer trat, würde niemand bemerken, — nein, das konnte gewiß keiner nachrechnen. Und dann war es geschehn! —

Musja sprach nichts mehr, aber ihr Gesicht erstrahlte mehr und mehr, — ein großer Glücksjubel stieg auf in ihr, brausend stieg er plötzlich auf, — so ein Jubel wie getragen von Hunderten von Stimmen und doch von einem einzigen Ton, — ein Jubel, wie der einer wartend gedrängten Volksmenge, wenn eine Majestät vorüberkommt. — —

Sobald man sich von Tisch erhob, teilte Musja es der Kirillowna mit, daß sie auszugehen habe. Wegen des Risses an der Schulter, den ihr gestern der Christbaum ins Kleid gemacht, hätte sie ihr Alltagskleidchen wechseln müssen. Die Kirillowna meinte jedoch, er sei schön genug zugestopft worden, und hing ihr nur noch vor dem Spiegel im Schlafzimmer einen feinen, am Rand breit gestickten weißen Umlegekragen über die eingerissene Stelle.

„So sehen Sie wirklich sehr hübsch aus, mein Seelchen!" beteuerte die Kirillowna und steckte den Kragen fest.

Musja schaute dabei ernst in den Spiegel. Sie legte keinen Wert darauf, hübsch auszusehn. Aber festlich hätte sie gern ausgesehn. Ihr Staatsröckchen würde sie am liebsten angezogen haben, — das lichtblaue, mit den großen Schleifen am Gürtel. Übermorgen, am Weihnachtsabend, zog sie das an. Indessen, heute war ja gleich — jetzt gleich! — auch so etwas wie Weihnachten, etwas wie ein großer, großer Feiertag, zu dem man alles Schönste zusammensuchen muß, um ihn gebührend zu ehren. —

Der Großvater saß mit seiner alten Freundin schon im Saal beim Weihnachtsbaum. Matwej hatte mehrere Lampen hereintragen müssen, und ein paar lange Tische waren neben dem Baum aufgestellt. Noch lag jedoch nichts darauf.

Als Musja hereinkam, um sich zu verabschieden, hörte sie den Großvater gerade sagen:

„Ja, da ist guter Rat teuer. In Michaels Alter hat der Mensch eben gar

nicht mehr den Eifer so oder so zu sein, — sondern nur einen einzigen Eifer: wirklich ein Erwachsener zu sein. Daher sieht man nichts als lauter nachgeahmte Manieren und Fazen. Alles von ihm selber ist verhüllt. Aber es ist da. Man muß dran glauben, — man muß lieben und glauben, ohne zu sehen."

Musja blieb zögernd beim Baum von der Thürseite her stehen und zupfte zwecklos ein paar Nadeln von einem Zweiglein ab. Es kam ihr plötzlich ganz schwer vor, sich von Großpapa zu verabschieden.

Seine alte Freundin bewegte zum eben Vernommenen sanft tadelnd den Kopf in der schwarzen Tüllhaube, an der bei den Ohren zwei graue Löckchenpuffen wie kleine Widderhörner vorstanden.

„Da kann ich nicht recht beistimmen. Was da ist, muß eben da sein. Man muß an den Kindern etwas strenger herumarbeiten, damit es zu tage kommt, ihre Seelen erschüttern. Man trägt die Verantwortung. Etwa nicht?"

„Ach das freilich."

„Wie sagen Sie?"

„Ich sagte: ‚Ach das freilich.'"

Fräulein Therese besaß eine energisch gebogene Nase und viele dunkelblaue Adern an ihren mageren Händen, die beim Sprechen immer auf ihrem Schoß etwas in Unruhe gerieten. Argwöhnisch und mißbilligend schaute Musja durchs Tannengezweig zu ihr herüber.

‚Die würde beim Spielen gewiß auch »Erdbeben« machen!' dachte sie bei sich; ‚und in den Teufelskopf hineinstippen würde sie uns, wenn wir ihre Zinnsoldaten wären oder ihre Bauern. Ach, wie gut, daß wir's nicht sind!'

Und in ihr regte sich mit einemmale dunkel eine ganz neue, seltsame, aufstachelnde Lust, Heimliches auszuführen, — Lust daran, einfach weil es heimlich war und ein listig umgangenes Verbot. — — Gar nicht mehr schwer war es, fortzugehn.

Der alte General seufzte auf, wie zur Antwort auf Unhörbares.

„Wir lenken der Kinder Schicksale, aber das Leben lenkt uns. Was ist all unser Mühen und Trachten, was hilft es, was wendet es ab? Vertrauen wecken, — Vertrauen geben, — das ist alles."

Er sprach sehr laut und langsam seiner Freundin halber, jedoch es klang dadurch so wunderbar feierlich. —

„Adieu, lieber Großpapa!" murmelte Musja hinter dem Baume hervor und zupfte noch immer zwecklos vom Zweige die Nadeln ab. Schon fingen ihre Hände an, harzklebrig zu werden.

„Adieu, mein Herzchen, belustige dich gut!" Der Großvater streckte seine schlanke feine Hand liebreich nach ihr aus, und sie kam schnell heran, küßte die Hand, knixte vor Fräulein Therese, und dann lief sie hinaus.

Recht beklommen war ihr. Großvaters Worte tönten wie Glocken vor ihr her. Als sei das Leben etwas furchtbar Ernstes, furchtbar Schweres, so tönten sie, — als sei es etwas, woran sogar Großpapa selbst gar nicht viel ändern könne. Nicht einmal Großpapa! — — Es war wohl wie beim Spielen auch: stellte man sich's noch so schön auf, richtete man sich's noch so schlau ein, — und kam dann Matwej mit dem Tafeltuch, so war es eben aus. —

Die Kirillowna wartete schon in Tuch und Mantel im Vorflur. Leicht ließ sie sich unterwegs bereden, schon an Weras Hausthür zurückzugehn, damit es aussähe, als käme Musja wirklich „ganz allein" hin. —

Musja lauschte einen Augenblick hinter der Hausthür auf den über den hartgefrorenen Schnee knirschenden, sich entfernenden Schritt. Dann öffnete sie die Thür wieder und flog wie sturmgepeitscht über die Straße, — als trügen sie Flügel, so flog sie, und sie wußte nicht einmal: ob lichte Engelsfittiche oder schlimme, schwarze. —

Durch den Thorweg trugen sie sie, die finstere Treppe hinauf. Nur auf dem ersten Treppenabsatz flackerte vom Fenstersims ein trübes Talglicht in der Zugluft.

Oben mußte Musja einen Augenblick nach Atem ringen. Aber Angst und Schwanken kannte sie nicht mehr. Es war ja schon erreicht — erreicht! Hier, bei Ihm, konnte ihr nichts mehr geschehen. Der große Glücksjubel jubelte wieder in ihr. — —

Diesmal schellte sie nicht so durchdringend. Ganz leise. Weit lieber noch hätte sie sich ganz leise hereingeschlichen, ganz ohne zu schellen.

Laut erklang ein Manneschritt, — das mußte er selber doch sein! In der That öffnete er selbst ihr die Thür in die Küche. Mit einer Küchenlampe leuchtete er vor sich her.

Er erkannte Musja gar nicht sogleich.

„Sie kommen wohl zu meiner —" fing er an, aber dann, die Lampe hochhebend:

„O, du bist es, — Sie sind es!" verbesserte er sich, und einen Augenblick lang behielt er voll Erstaunen die Thürklinke noch in der Hand.

Offenbar verwunderte es ihn nicht wenig, daß sein Gast von heute morgen schon wieder kam.

„Ja, also bitte! Belieben Sie, bitte, einzutreten."

Sie gingen durch die Küche, wo es ganz dunkel war, in das schmale Gemach nebenan. Dort setzte er die Küchenlampe auf den Tisch nieder. Auf dem zerschlissenen Diwan hinter dem Tisch war ein Bett hergerichtet. Rosa karrierte, sehr vernutzte Federkissen und eine altersgraue Flanelldecke. Eine dumpfe, unerträglich heiße Ofenluft schlug Musja entgegen.

Apollon Pawlowitsch stand da und betrachtete Musja weit eingehender als heute morgen. Wie sie den Mantel aufknöpfte, bemerkte er den feinen gestickten Kragen, der ihr etwas so Festliches gab.

„Belieben Sie nicht auch den Hut abzulegen, — die Nataschka hat hier gut heiß eingekachelt," meinte er, und Musja nahm ihr Mützchen vom Kopf.

Das lichte, in den Nacken hängende Haar war ungewöhnlich glatt und ordentlich mit dem schwarzen Hornkamm zurückgenommen, aber das Gesicht, das es so ganz freiließ, war voll Verwirrung und Beseligung.

So ein merkwürdiges, kleines Kindergesicht hatte er wirklich noch gar nicht gesehn. — Irgend etwas daran rührte ihn beinahe.

Er schob Musja den wackeligen Rohrstuhl hin, auf dem sie heute Morgen gesessen, übrigens den einzigen, der sich im Zimmer befand.

„So, nun können wir ja wahrhaftig Weihnachten feiern!" sagte er gutmütig und setzte sich neben den karrierten Kissenbezügen aufs Bett.

Musja nickte ernsthaft, strahlend.

„Haben Sie keinen Weihnachtsbaum bekommen?" fragte sie, um sich schauend; diese eine Frage mußte sie sich doch noch außerhalb der Angelegenheiten von Boris gestatten, es interessierte sie zu stark. „Wir haben einen von Großpapa bekommen, — einen ganz großen, und den Stern drauf hat er selber befestigt." Eine vermessene Idee kam ihr plötzlich mit drängender Sehnsucht. „Könnten Sie nicht zu uns kommen und den Baum sehen?"

Welch eine wahnsinnige Glücksvorstellung: Hand in Hand mit Apollon Pawlowitsch am leuchtenden Christbaum zu stehn! Dann, ja erst dann konnte sie eigentlich sagen, daß sie Ignatieff dem Bruder zu Weihnachten geschenkt habe. Und dann konnte Boris ihn selbst alles fragen. —

Der junge Mensch auf dem Bett fixierte sie noch aufmerksamer:

„Es geht wohl hoch her bei Ihnen, zu Weihnachten?"

„O —! Das Allerschönste, was es nur giebt, läßt Großpapa dazu kommen, damit der Baum nur recht schön wird. Großpapa ist ja so gut — so gut! Voll von verzuckerten Früchten hängt der Baum, und eine neue Windmühle mit Schokoladenplätzchen hängt dran. Und um halb sieben essen wir, — sonst schon immer um fünf. Und zum Essen gibt es jedesmal Rentierbraten, — einen ganz großen, manchmal auch Kastanienmus dazu, denn das esse ich am liebsten," erzählte sie und seufzte vor Behagen.

„Rentierbraten?" fragte Apollon Pawlowitsch ernst.

Musja nickte. Ohne daß ihr selbst eine Ahnung davon kam, hatte irgend etwas an diesem ganzen unsaubern Zimmerchen oder an Ignatieffs eigener reducierter Erscheinung sie dazu veranlaßt, gerade nur die materiellsten Herrlichkeiten preisend zu erwähnen.

Vielleicht war es das Entgegenkommen in seinen Augen. — Wie er so ihr gegenüber auf dem Bett saß, vor lauter Interesse ein wenig vorgeneigt, jedem Wort bereitwillig lauschend, kam es ihr fast vor, als unterhalte sie sich mit einem Altersgenossen, mit einem richtigen Freunde von Boris, über den Weihnachtsmann.

„Wer ist denn nun das: Ihr Großvater?" fragte er unvermittelt.

„Mein Großpapa, das ist ein General!" sagte Musja.

Diese Eröffnung machte sichtlich starken Eindruck auf ihn. Ganz betroffen sah er aus, rückte unruhig auf dem Bett, und in seine Wangen mit dem struppigen Bartansatz trat ein schwaches Rot.

„Ja, wirklich, ist denn das — —, ja, da danke ich Ihrem Herrn Großvater sehr, — es ehrt mich sehr, — es ist wohl, weil er mein Buch — — Ja, also wann soll ich kommen? Zum Weihnachtsfest? Um wieviel Uhr?" —

„Ich — ich will ihn gleich fragen, wann? Ich habe ihn noch nicht gefragt, ob —, er weiß ja gar nicht, daß ich hier bin, — er weiß ja gar nicht, daß ich Sie kenne, — er weiß ja gar nichts von Ihrem Buch!" gestand Musja sehr aufgeregt.

„— Was —?! Er weiß nicht —?!" Apollon Pawlowitsch sprang vom Bett auf; gänzlich verändert, — Musja kam es vor: wie ein rächender Gott —, stand er plötzlich vor ihr.

Sie hob flehend ihre Hände zu ihm auf. —

„— Ach, nicht, — nein, verzeihen Sie es mir, daß ich gegen Großpapa nicht aufrichtig gewesen bin, — ja, Sie haben recht, — o jetzt fühle ich es ja so, ach so sehr: Sie haben recht, ich hätte Großpapa nicht dadurch kränken dürfen, nie, nie! Jetzt, wo ich bei Ihnen bin, fühle ich ja so deutlich: man muß gut sein, — ehrlich, man darf nichts Böses thun! O Sie haben gewiß nie etwas so Böses gethan!"

Musja war ganz aufgelöst von Scham. Würde er sie strafen? Würde er sie verachten? Er, der für sie der Herrlichste war, was würde er ihr thun? Sie wollte ja blind gehorchen, er sollte sie entsühnen. Voll Furcht und Anbetung starrte sie ihn an.

Apollon Pawlowitsch that aber etwas gänzlich Unerwartetes.

„Pfui Teufel!" schrie er wütend auf, spuckte auf die Diele aus, steckte die Hände in die Hosentaschen, stellte sich dicht ans Fenster, sah auf die von der Stubenwärme dicht beschlagene Scheibe und pfiff mißtönig was vor sich hin.

Musja erfaßte ein sonderbares Schwindelgefühl, — wie jemanden, der gar nicht bemerkt hat, daß er ins Leere tritt, und ungeschickt, tappend, um sich greift, um sich zu halten. Eine entsetzliche Schüchternheit überkam sie. Es lag an ihr, — nur an ihr konnte es ja liegen, daß sie nichts begriff, — daß alles so unbegreiflich war. Vielleicht war es eben gerade dies, womit er sie strafen wollte. —

Dann würde er sich ja wieder zu ihr wenden, — streng, zürnend, ach ja, gewiß! Aber mit diesen Augen, die so hell und tief waren, wie weiter keine Augen auf der Welt, und er würde sie bei der Hand nehmen, und führen, — damit sie gut blieb.

Sie wiederholte sich das alles noch, aber wie im Schwindel. — —

Plötzlich wandte Ignatieff sich wirklich um.

„Nun, was denn noch? Was noch, wenn ich bitten darf?! Wünschen Sie noch was?! Oder wollen Sie vielleicht hier herumspionieren? Hier ist durchaus nichts zu spionieren! Da hätte dieser — dieser — Großpapa — Sie ganz umsonst geschickt. Sagen Sie ihm das gefälligst!" schrie er feindselig.

„— Er hat mich ja nicht geschickt —!" Musja erhob sich zitternd, unbeholfen, vom Stuhl; schwerfällig wie eine Lahme. Ihr Mantel blieb am Stuhl hängen und hätte ihn fast zu Boden gerissen.

„— Nicht? O nein, wo wird denn auch so ein — General!" Ignatieff lachte höhnend auf. „Schöner General wird das sein! Irgend so ein dunkles Polizeisubjekt vielleicht. Das kennen wir! Also sagen Sie es ihm gefälligst!" Seine Augen funkelten böse und doch ratlos. „Das kennen wir: Rentierbraten, — o ja! Was denn noch?! Die leckersten Bissen, — ja, Prosit Mahlzeit, die möcht' ich da sehn!"

Und in den erbosten Ton, mit dem er das alles herausstieß, mischte sich plötzlich ein sonderbares Beben, eine uneingestandene, kindische Enttäuschung. —

Er und Musja, beide standen sie da, bitterlich enttäuscht —.

Musja war wie unter lauter Halluzinationen geraten: Worte vernahm sie, die doch unmöglich geäußert sein konnten, — Dinge nahm sie wahr, die doch wohl soeben noch gar nicht vorhanden gewesen. Alles, ja alles um sie her, veränderte vollkommen die Physiognomie, — das Schreckliche, was er aussprach, und das Geringfügigste, was sie rings herum erblickte, verflossen untrennbar ineinander, in etwas Unglaubhaftes, Alb-

druckhaftes, um eine durchaus andersartige Welt um sie herumzustellen, die keinerlei Zusammenhang mit der frühern aufwies.

Auf dem Tisch lag ein schmutziges Handtuch, daneben stand eine halbleere Schnapsflasche ohne Glas. Häßlich roch es im Zimmer. Vielleicht auch nur, weil aus dem geborstenen Cylinder der Küchenlampe die Flamme rußte.

Alles, ja alles, stellte sich um Musja herum wie ein böser Traum, mit herzbeklemmender Angst, — Gegenstände und Worte ununterscheidbar eins.

„Ich möchte nach Hause!“ murmelte sie klagend, mit einer ganz schwachen kleinen Stimme.

Ihm schien langsam die Besinnung wiederzukehen. Er stampfte mit dem schweren Kniestiefel auf und machte eine unwirsche Handbewegung.

„O, Blödsinn! Verrückt wird man wahrhaftig. — Ja, aber, zum Teufel noch einmal, warum belieben Sie denn überhaupt herzukommen?! So ein kleines Mädchen —“ er vollendete nicht und sah sie nur erstaunt an. Was kam sie denn eigentlich da zu ihm? In der Abenddunkelheit —. Ordentlich geputzt kam sie an —, in einem niedlichen Kleidchen —. Lief da wahrhaftig auf der Straße herum und geradeswegs zu ihm. Heute zum zweitenmal schon: geradewegs zu ihm. Was wollte sie denn —.

„So ein kleines Mädchen!“ wiederholte er, dieses Mal weit freundlicher, ja förmlich aufgeräumt, und er streckte beinahe schäkernd die Hand aus und rührte an Musjas heiße, willenlos herabhängende Kinderhand.

Als ihr Gesicht gesenkt blieb, schlenkerte er aufmunternd ihre Hand ein wenig hin und her.

„O du, sei mal lustig,“ sagte er, sich zu ihr neigend, — „küß mich auch 'mal, — ja?“

Da hob sie ihre Augen zu ihm auf, ganz klar, ohne alle Scham, ohne allen leisesten Argwohn, seine Hand oder sein Mund könnten sie beleidigen wollen. Aber ein so rührend tiefer Gram, eine solche Todestraurigkeit blickten ihn, hilflos wie ein verwundetes Tier blickt, aus diesen Augen an, daß Ignatieff sich unvermittelt aufrichtete und Musjas Hand verdutzt fallen ließ.

„Ich möchte nach Hause!“ murmelte sie noch einmal, und ihr kleines Gesicht behielt denselben wehen, kindlichen Ausdruck.

Darauf öffnete er schweigend die Thür zu der Küche und ließ sie hinaus. In irgend einer Verwirrung dachte er nicht daran, die Lampe mitzunehmen, sie stolperten voreinander her. Draußen auf der Treppe schien das flackernde Talglicht von ganz unten nur eben so weit herauf, daß Musja den Ansatz der obersten Stufen mühsam unterschied.

Da sagte Apollon Pawlowitsch mit einer fast weinerlichen Stimme:

„O, was bin ich für ein Lump. Ein Lump bin ich, — ja, was denken Sie denn?! Ein ganz gewöhnlicher Lump, — in's Loch sollen sie mich stecken. Ja, das kommt doch so. Ein Lump.“

Und die weinerliche, schwankende Stimme klang dabei, als ob er sich darüber lustig machen wolle, — lachen, auftrumpfen —.

Musja stand neben ihm, während er das sagte, aber sie sah nichts von ihm in der Finsternis. Und um ihren Kindermund mit den beiden Grübchen erschien etwas, fast wie ein Lächeln, etwas ganz blasses, kleines, armseliges, das wie ein halbes Weinen war, aber er sah nichts davon in der Finsternis.

So standen sie noch einen Augenblick nebeneinander im Dunkeln, einer vom andern nichts wissend, beide am Weinen.

Dann stieg Musja die Treppe hinunter —.

IV.

Boris war von der Eisbahn zurückgekehrt. Er legte in seinem Zimmer die Schlittschuhe fort und erzählte mit großer Munterkeit vom lustigen Treiben auf dem Eise. Trotzdem er seine Pelzjacke schon im Vorflur ausgezogen, wehte noch eine ganze Wolke frischer Winterluft um ihn her, machte ihm die Backen rot und die dunklen Augen glänzend.

Musja saß oben im erhöhten Fenstererker, auf dem Stuhl der Kirillowna. Sie hörte zerstreut zu. Immer erzählten sie einander ja auch noch das Geringste, wenn sie getrennt voneinander etwas erlebt hatten. Und oft überschrieen sie sich dabei, jeder im Eifer, dem andern mit seinen interessanten Neuigkeiten zuvorzukommen.

Musja wartete es auch diesmal nicht ab, bis ihr Bruder zu Ende kam, — mitten hinein sprach sie, fortwährend, aber merkwürdig war es, daß sie's nicht laut zu thun vermochte: sie vermochte es heute nur ganz

stumm. Nur in ihren Gedanken redete sie unausgesetzt.

Von einem Hinterhause, drüben im Hof, ein paar Häuser weiter, wo ein junger Mensch in einem unsaubern Zimmerchen lebte, — ein junger Mensch mit hellen Augen, der Verse schrieb, Schnaps und Thee trank und sich selbst einen Lump nannte, der ausspie, wenn man ihn ärgerte, der mit groben Worten hart wie mit Ruten weh that, und der nach weher that, wenn er freundlich wurde — —.

Musja sprach davon stumm in des Bruders muntere Schilderungen hinein, ohne Wehleidigkeit, so, wie man Sätze aus irgend einer uralten Chronik spricht, — aus einer, die in großem, strengem Stil niedergeschrieben ist, deren Sätze man langsam auswendig lernen muß, um nichts hinzuzuthun, nichts abzuthun, und deren Alter ganz verbietet, ihr ohne Ehrfurcht zu begegnen.

Und Musja empfand eine wehethuende, stumme, sonderbare Ehrfurcht vor dem, was da wirklich war, wie vor etwas, das seit Jahrhunderten, das seit Jahrtausenden war, — wie vor etwas, das es ganz unmöglich machte, damit zu spielen oder darüber zu phantasieren.

Sie hätte es so gern laut gesagt. Aber dann entstand plötzlich gleich wieder ein ganz anderes Hinterhaus in einer ganz andern Welt, und Boris und sie waren Schöpfer in dieser Welt und befehligten sie. — Laut konnte sie es nicht aussprechen. Keine Brücke führte herüber und hinüber.

Musja bückte sich vor und legte ihren schmerzenden Kopf gedankenschwer auf die vor ihr stehende Nähmaschine, die ein weißes Leintuch verhüllte, damit sie in den Festtagen nicht einstaube.

„Da liegt noch immer dein neues Schulheft, — nimm's mal mit!“ sagte Boris und kam mit dem blauen Heft zu ihr: „Weißt du, das ist amüsant, daß Ignatieff heute morgen gedacht hat, meine Werke wären da aufgeschrieben, — da im Schulheft —.“ Etwas verlegen fügte er hinzu: „Er dachte wohl sogar vielleicht: ich bin schon groß?“

„Meinst du: berühmt?“ fragte Musja zerstreut.

„Nein! Ich meine natürlich: schon erwachsen!“ antwortete er ärgerlich. „Wie soll man denn auch plötzlich berühmt sein?!“

„Ach, ich finde, das ist doch eigentlich schon gleich!“ sagte Musja zögernd.

„Was denn?!“

„Ja, ob wir so für uns glaubten, du bist eigentlich berühmt, — oder zum Beispiel: er soll dir erklären, wie man ein großer Dichter wird. Das ist schon gleich. Beides geht gar nicht so, — glaube ich.“

Boris blickte sie betroffen an. Seine Augen schienen sich zu verdunkeln, in der Anstrengung des Nachdenkens. Plötzlich wurde er rot.

„Ja, wenn, — ja, so wird natürlich gleich alles verdorben! Ich weiß gar nicht, wie du bist, heute. Zweifel an meiner Größe sind dir doch nie gekommen.“

‚Ja, so wird wirklich alles verdorben!‘ dachte Musja reuig. Und so eigentümlich peinlich wurde gleich alles —. Solange es zwischen ihr und Boris nur felsenfest stand: alles sei genau so, wie nach ihrem stillschweigenden Übereinkommen alles zu sein hatte, konnte im Grunde kein Zweifel aufkommen. Nein, denn dann blieb immer alles als **das** bestehen, für was sie es halten wollten.

„Das ist wahr: geschrieben habe ich ja noch nichts!“ gab der arme Boris sehr zögernd zu, „— na, aber schließlich — —“

„Schließlich schadet das gar nichts!“ versicherte Musja mit plötzlicher Energie und gab sich einen verzweifelten Ruck, um kopfüber unterzutauchen in ihrer bisherigen vertrauten Phantasiewelt. „Deine Werke können ganz gut bereits im blauen Schulheft stehn. Ich bitte Großpapa einfach um ein neues, — warum denn nicht?! Und dann **stehen** sie drin. Statt ‚Diktatheft‘ können wir auf den Umschlag geradesogut schreiben: ‚Gesammelte Werke.‘“

Boris rannte zum Tisch, wo sein Schreibzeug stand; er lachte vor Freude. Mit spritzender Feder malte er den Titel auf das kleine weiße Schild des Umschlagdeckels.

„Man könnte auch was darunter vermerken, — in Klammern, — etwa: ‚Gedichte‘, aber ‚Dramen‘, und dann meinen Namen. Wir wollen uns das aber noch überlegen!“ rief er eifrig.

Matwej trat an die Schwelle der offenen Thür nach dem Eßzimmer und meldete, daß der Thee aufgetragen sei.

Immer hatte er zu sagen: „der Thee,“

obschon der Abendthee für Boris und Musja aus gewärmter Milch bestand.

„Komm, — morgen können wir ja weiterspielen!" meinte Musja, wieder lebhafter geworden, und nahm die beiden Stufen von ihrem Erkersitz mit einem Sprung. Aber Boris warf einen ganz sonderbaren Blick auf sie.

„Spielen —?" fragte er unsicher und wandte sich brüsk vom Schreibtisch nach ihr um.

Sie errötete, wollte eigentlich lachen, schwieg jedoch verwirrt still —. Nein, bisher war das ja doch durchaus nicht lediglich ein Spiel gewesen, — durchaus nicht dasselbe wie die Zinnsoldaten und Bauern, — nein, Wirklichkeit und Ernst war es ihnen gewesen. Das heißt: es hatte ihnen dafür gegolten —. Im Grunde durften sie dann aber schon nicht die „Werke" auf den Heftumschlag schreiben, denn sie wußten ja doch alle beide, daß das Heft leer sei, — sie wußten es, selbst wenn es so fest zugeklebt würde, daß niemand je hineinsehen konnte —.

Schweigend waren sie ins Eßzimmer gegangen und setzten sich an ihre Milchtassen.

Sehr still war es heute in der Wohnung. Matwej hielt sich dienstbereit hinter ihnen und räusperte sich nur von Zeit zu Zeit respektvoll. Den Samowar stellte er erst für Großpapa auf, der mit Michael und Mademoiselle Marie heute später als sonst trank, weil er seine alte Freundin noch nach Hause geleitete. Die große Flügelthür zum Saal stand schon geheimnisvoll geschlossen.

„Mademoiselle Marie ist wohl immer noch in ihrer Stube," bemerkte Boris und rührte mit dem Löffel in seiner Milch herum, ohne etwas zu trinken.

„Mit der Abendpost ist für sie ein Brief aus Frankreich gekommen; mit dem ist sie gleich in ihre Stube gegangen, als ihr zurückkamt. Eine 25Centimes-Marke war drauf: zwei Gottheiten fast ohne Kleider, die sich in der Mitte die Hand schütteln," berichtete Musja.

„Wer weiß, was drin steht. Denke dir mal, wenn Mademoiselle plötzlich hier hereinkäme und würde uns sagen: ‚Es thut mir sehr leid, aber ich muß euch verlassen, der Präsident der Republik braucht mich, er befiehlt mir, Jeanne d'Arc zu werden.' Und sie würde weinen, uns umarmen und segnen. ‚Lebt wohl, ihr Hügel, ihr geliebten Triften!' würde sie uns sagen."

„Ach, das würde sie nicht thun. Großpapa würde es ihr sicher gar nicht recht glauben. Bei den Erwachsenen geschieht nichts, woran nicht alle wirklich glauben," wandte Musja ein.

„Das können die Erwachsenen nicht so genau wissen! Mademoiselle könnte ja ganz gut so thun, als ob das alles in ihrem Brief wirklich drin steht, und doch niemanden hineinsehen lassen. Das wäre doch mal was Interessantes? Was würde dann wohl alles geschehn?"

„Würde man nicht sagen: Mademoiselle ist verrückt geworden?"

„Meinst du das? Sie in ein Irrenhaus thun?" fragte Boris angeregt; die Vorstellung an sich gefiel ihm fast ebenso, wie das Erdbeben vor Tisch.

„Ja, meinst du nicht? Wenn man so thut, als ob man wer weiß was ist, und es doch nicht ist —?"

Unwillkürlich schauten sie gleichzeitig von ihren Tassen auf. Einer schaute den andern an. Es war, als würden sie sich plötzlich irgend etwas Unheimliches bewußt. Sie hörten auf, zu sprechen.

Matwej trat diskret heran, räumte die leeren Tassen fort und entfernte mit einer halbrunden Tischbürste die Brotkrumen.

Boris rückte auf seinem Stuhl, er sagte mit einem unruhigen Lächeln:

„Weißt du, daß *wir* manchmal so thun, das ist ja — das war doch nur ein Spiel!"

Musja nickte, ohne ihn anzusehn.

„Denk' nur, sonst wären wir ja eigentlich immer verrückt gewesen. Ja wirklich, längst im Irrenhaus. Denn was haben wir als Kinder nicht alles geglaubt?! An Feen und an Heinzelmännchen, und daß man Flügel bekommen könnte, wenn man einen Wunsch frei hatte und die Fee dazu kam —."

„Ja, das haben wir geglaubt," bestätigte Musja. „So recht fest geglaubt. Und das thun alle Kinder. Dann ist es so gut, wie wahr. Aber jetzt glauben wir doch so etwas nicht mehr, und wir sind ja auch keine solchen Kinder mehr."

„Aber doch auch nicht gerade Erwachsene!" verteidigte Boris sich, plötzlich Michael recht gebend. Er wurde lustig.



Römerin. Nach dem Gemälde von F. Triebsch

„Mischa sagt ja: wir sitzen im Zwischenland. Hast du solchen Unsinn schon gehört? Wo niemand sein kann. Nicht Kinder und nicht Erwachsene. Also wer wohl? Wohl lauter Gespenster? Prost das Zwischenland!" Kichernd wollte er nach der leeren Tasse greifen, bemerkte, daß sie schon fortgenommen sei, und wurde ebenso plötzlich still.

„Wir müssen schlafen gehn!" meinte Musja. Sie stand auf. „Gute Nacht!" sagte sie und zögerte zu gehn. „Glaubst du an Gespenster?"

„Nein —, du —?"

„O nein! — Also gute Nacht."

Musja ging ihm voraus, durch sein Zimmer. Als sie an die dunkeln Nebenstuben kam, durch die sie hindurch mußte, um zu Mademoiselle zu gelangen, hörte Boris, wie sie anfing, gewaltig schnell zu laufen. Sie stolperte, fiel fast —.

Unwillkürlich schloß er die Thür zur dunkeln Nebenstube etwas hastig zu. Ihn überlief eine Gänsehaut. Aber er that, als wisse er nichts von dergleichen, pfiff laut etwas vor sich hin und begann, sich auszukleiden.

Da fiel sein Blick auf das leere Schulheft, das noch auf seinem Tische lag. Scheu, von der Seite, sah er es an, runzelte sehr ernst die Stirn und schloß es ganz fort, ins unterste Fach eines Schrankes. —

— — Musja erwachte mitten in der Nacht von der vergeblichen Anstrengung, die sie im Traum gemacht, zu weinen. Irgend etwas Wundervolles entschwebte ihr soeben — hell und wundervoll, mit zarten Händen, und sie selbst blieb — wo? Eben das wußte sie nicht, niemand sagte es ihr, niemand war da. Oder doch — Gespenster waren da, deshalb drückte es so furchtbar auf die Brust, ließ nicht aufweinen, aufschreien —.

Sie öffnete die Augen, plötzlich — erschreckt, mit einem kleinen, kläglichen Gestöhn. Tiefes Dunkel, — schauerliches Dunkel, aber doch gut, denn da brauchte man wenigstens die Gespenster nicht zu sehen. Wenn nur keins von ihnen sie schadenfroh anrufen würde —. Das Entsetzen davor trieb sie mit dem Kopf unter die Decke.

„Qu'y a-t-il donc, ma chérie?"

Das war französisch. Ein Lichtlein blinkte auf. Musja tauchte erstaunt, mit blinzelnden Augen aus der Decke empor. Mademoiselle saß aufrecht im Bett. Sie hatte Licht gemacht. Ihr Haar, glattgeflochten zur Nacht, fiel in einem langen Zopf über die Nachtjacke mit der gestickten Halskrause.

„Haben Sie die Gespenster nicht gesehen? Wo sind sie?" fragte Musja flüsternd, und sie zitterte sehr, denn sie konnte es Mademoiselle gut ansehen, daß sie die Gespenster sicher auch bemerkt hatte. So ernst sah sie aus — ganz kummervoll, gar nicht verschlafen. Auf dem Nachttischchen beim Licht lag, aufgerissen, ein Briefumschlag, und, halb darunter geschoben, noch etwas; wie eine kleine Photographie sah es aus.

„Es gibt keine Gespenster — il n'y en a point, chérie!" sagte Mademoiselle tröstend. Aber es klang durchaus nicht überzeugend, so teilnahmlos und bitter wie ihre Stimme war, und Musja glaubte ihr auch nicht.

„— Besonders die zwei — haben Sie die zwei auch bemerkt —? Die zwei saßen die ganze Nacht hier — irgendwo — ach, wo? — Eins ganz dünn, o so sehr dünn, und sehr lang, oben hört es deshalb zuletzt ganz von selber auf — und ein dickes, ganz kurz und dick, ganz schwarz, außer in den Augen — und die Beine, die sitzen ihm gleich unten am Kinn —!" Musja klapperte mit den Zähnen.

Mademoiselle seufzte. Sie behielt noch immer das strenge, kummervolle Gesicht, ein völlig anderes Gesicht als sonst, und wache, düstere Augen, in die sicher noch kein Schlaf gekommen war. Nein, sicher hatte sie wachgelegen und auf all den schauderhaften Unfug heimlich aufgepaßt —. Wie tapfer doch die Erwachsenen waren!

Jetzt erhob Mademoiselle sich langsam, streifte ihren rotflanellnen Unterrock an und begab sich an Musjas Bett.

„Allons-donc! dormez bien vite maintenant — voyons," äußerte sie tonlos, sich auf die Kante des Bettes setzend.

Als Musja sich so nah an einen Menschen schmiegen konnte, milderte sich ihre Angst. Nur die Nacht hatte es wohl so dunkel gemacht, und bald wurde es ja Tag! Und am Tage gab es wohl nie Gespenster —.

Aber dennoch konnte Musja gar nicht froh werden. Es half nichts, daß die Gespenster fortgingen. Es mußte irgend etwas Schreckliches da sein, tief hinter Nacht und hinter Tag — wo — wo? Und was war es nur? Etwas schrecklich Bangemachendes — etwas schrecklich Wehethuendes — —.

Mademoiselle streichelte mechanisch Musjas Hand, dabei blickte sie mit zusammengezogenen Augenbrauen starr vor sich nieder auf den Fußboden.

— ‚Sie weiß es bestimmt, was es ist!‘ dachte Musja, und enger drückte sie sich heran an die junge Gouvernante.

„— Dites-le moi — dites-le moi!“ bat sie ganz leise und fürchtete sich sehr. „Ist etwas Schreckliches geschehn —?“

Da schlang Mademoiselle ihren Arm um Musja, und, den schmalen Kinderkörper an ihre Brust pressend, ihr Gesicht an Musjas Gesicht geschmiegt, fing sie an, rückhaltlos zu weinen —.

* * *

In den letzten taghellen Stunden vor Heiligabend saß Musja, mit der hastigen Beendigung einer heimlichen kleinen Weihnachtsstickerei beschäftigt, in einem Winkel der Stube von Boris, als der alte General mit Mademoiselle Marie das Eßzimmer nebenan betrat.

Musja beugte sich vor und spähte durch die offene Thür, ob Großpapa sie etwa bemerken könne, denn sie nähte die letzte Goldschnur an einem Lampenteller für ihn fest. Und vielleicht mußte sie sich auch jetzt lieber die Ohren zuhalten, falls von den Sachen im Saal die Rede sein sollte —.

Aber Großpapa sagte nur:

„Auch wenn Sie es mir nicht anvertraut hätten, ich sah es ja alle diese Tage —. Ich kenne doch Ihre freundlichen Augen, die seitdem voll Zweifel und Traurigkeit waren —.“

Mademoiselle murmelte augenscheinlich gekränkt:

„Ich weiß, Monsieur le Général, daß die Kinder mich so nicht hätten sehen dürfen — nicht traurig, nein, immer guter Dinge —. Ich weiß, was ich meiner Stellung schuldig bin —“

Der alte General ließ sie nicht ausreden. Mit einer halblauten Stimme so voll Güte, wie er Musja als kleinem Kinde lieb zugesprochen, wenn sie sich gestoßen hatte, fiel er ein:

„Nein, nicht Ihrer Stellung wegen, nicht der Kinder wegen! Nicht weil Sie bei uns im Dienst stehn, verlange ich es von Ihnen, sondern weil Sie manchmal zu mir wie eine Tochter sind und mir vertrauen. Um Ihrer selbst willen ist es notwendig: der Ungewißheit, in die der Brief Ihres Verlobten Sie versetzt — den berechtigten Zweifeln, müssen Sie Ihre ganze Standhaftigkeit entgegenhalten; — wenn Sie hier bei uns keine Pflichten hätten, müßten Sie sich jetzt welche schaffen, alle Gedanken an strenge Pflicht und Arbeit binden — sonst reibt es Sie auf.“

„Ja, aber wenn — wie lange?“ Mademoiselles Stimme geriet ins Schwanken. „Ich will mich zusammennehmen, aber wird es noch gut werden? Wird alles für mich wieder gut werden?“ Sie fragte es rührend, als wisse er mehr, als Menschen wissen können.

„Mein armes Kind — und wenn nicht —“

„Das würde ich nicht aushalten! So schlecht kann die Welt nicht sein!“ rief sie weinend. Sie saß am Eßtisch, das Gesicht in die Hände gebückt.

„Es müßte ausgehalten werden — auch das! Es muß — es muß! Machen Sie sich stark dafür, schon jetzt, schon in der Ungewißheit,“ sagte er ermannend, fast hart. Er ging, die Hände auf dem Rücken, gesenkten Kopfes durch das Zimmer.

„Verzeihen Sie mir diese Unterredung, Marie. Ich weiß: beinahe habe ich Sie gezwungen, sich darüber gegen mich auszusprechen.“ Er blieb dicht vor ihr stehn. „Aber alles ist besser, als unausgesprochen Zweifel und Schmerzen in sich herumzuwälzen — alles ist besser, als damit allein zu sein. Das hält oft auch der stärkste Mensch nicht aus.“

„Ich danke Ihnen!“ sagte Mademoiselle und erhob sich. Sie trocknete ihr Gesicht. „Ich werde mich sehr bemühen. Ich werde Ihnen alles sagen.“

Sie wollte ihm die Hand küssen, doch ließ er es nicht zu.

„Vielleicht bin ich sehr hart gegen Sie! Ein richtiger alter Soldat, der nur eins fürchtet, nämlich daß Sie desertieren

könnten," meinte er mit einem Lächeln, das Musja aus seinem Tone hörte; „ja — ja! Und daß ich Ihre freundliche Gegenwart einmal missen müßte. Denn ich dachte immer: wenn die Kinder Sie einmal nicht mehr brauchen, oder sonst etwas — dann wäre hier noch so ein Fleck, um sich heimisch zu fühlen. — — Nun, ich will Sie nicht länger aufhalten, Marie."

Mademoiselle schien hinausgegangen zu sein. Großpapa stand aber immer noch im Eßzimmer am Tisch.

Musja regte sich nicht. Aber da, wie sie es am wenigsten vermutete, glitt ihr die Schere, Kirillownas große, lange Zuschneideschere, die sie sich vom Nähtisch genommen — vom Schoß auf den Fußboden.

Der Großvater kam an die Thürschwelle. Musja hatte nur eben noch Zeit, sich auf den Lampenteller zu setzen.

„Bist du da, Kind?" Er blickte sie einen Augenblick nachdenklich an. Aber er fragte nicht, ob sie zugehört habe? Sie machte ein so ernsthaftes, kleines Gesicht, als hätte sie nicht nur zugehört, sondern auch verstanden.

„— Ach, Großpapa —."

„Was denn, mein Herzchen!" Der alte General trat zu ihr und strich ihr zärtlich über das lichte, straff zurückgenommene Haar, an dem die Ohren abstanden, wie um zu lauschen.

„Du bist ja schon in deinem blauen Festkleidchen! Ja, ja, gleich dunkelt es, und Heiligabend ist da!" sagte der Großpapa. „Und siehst du: vor dem Christbaum werden alle Herzen froh, auch die jetzt traurig sind: dazu ist der Heiland in die Welt gekommen."

Musja begriff gut, daß sie sich keine Gedanken machen sollte über das, was sie etwa gehört hatte.

Sie bückte den Kopf. Wie beneidete sie Mademoiselle! Die ging hin und sprach zu Großpapa, und Großpapa half ihr. Vielleicht hatte ihr Verlobter Böses gethan, so daß sie einen andern würde nehmen müssen, oder er war auch nur krank. — Musja jedoch besaß keinen Verlobten, niemand hatte Böses gethan, niemand war krank. Was hätte sie Großvater sagen sollen? Allein um ihretwillen konnte doch nicht alles anders sein, als es war?

Was sie so entbehrte und betrauerte, das gab es ja gar nirgends, das war überhaupt nicht. Wenigstens da, wo Großpapa und die Erwachsenen sich befanden, gab es das nicht. Nachts, im Traum, beim Spielen, — manchmal auch, wenn sie Boris ansah, dann kam es aber herauf. —

Boris merkte es übrigens nicht mehr. Ihm war es nicht mehr schauerlich. —

Wie Musja noch mit gebücktem Kopf auf ihrem Lampenteller da saß, kam Boris in seine Stube gelaufen. Ganz verwildert sah er aus, seine Augen blitzten empört. Ordentlich blaß war er.

„— Weißt du es schon —?!" schrie er außer sich.

Hinter ihm erschien die Kirillowna; auch die sah sehr aufgeregt aus, doch mehr ins Heitere. Sie bewegte sich auf ihren Erkersitz zu. .

„Was habt ihr denn? Was ist denn los?" rief Musja aufspringend.

„Denke dir nur, — stell' dir vor: er wird ins Gefängnis gesteckt!" erklärte Boris, und es verschlug ihm förmlich den Atem.

„— Wer —?!"

Sie starrten einander an. Boris sagte gar nicht, wer. Sie wußte es von selbst. — Die Kirillowna erzählte:

„Ich weiß es ganz bestimmt vom Hausknecht, vom Afanasi. Heute früh haben sie ihn geholt. —"

„Die Beamten haben ihn geholt!" ergänzte Musja. Ja, das konnten nur die Beamten gewesen sein, von denen er ihr gesprochen hatte. Die, die auf Ordnung hielten. Jedenfalls war er wahnsinnig geworden.

Boris schien über Musjas Bemerkung verwundert.

„Weißt du es denn —?! Er hat Wechsel gefälscht."

Dies letztere ließ Musja ziemlich kalt. Wahrscheinlich that man das immer, wenn man wahnsinnig wurde.

Die Kirillowna kramte sich aus dem Nähtisch einiges heraus.

„Ich werde noch mehr hören, — ich werde den Afanasi in die Küche holen, — der Afanasi weiß alles ganz haarklein," versicherte sie lebhaft. „Ach, solche Sachen passieren oft, — so viele Menschen, die kein Gewissen haben und denen unser Herrgott kein Brot gab. — Gott verzeih mir die Sünde: unglückliche Menschen —." Sie bekreuzigte sich.

Obgleich sie dem Nähtisch schon ent-

nommen hatte, was sie brauchte, konnte sie sich doch noch nicht entschließen, sich aus dem Zimmer zu entfernen, wo ihre Nachrichten solche Sensation hervorgerufen hatten. Erst als Boris ungeduldig drängte: „Geh, Kirillowuschka, geh, frage noch den Afanasi!" ging sie hinaus.

Boris, noch ganz wild von Aufregung, stürzte zu Musja:

„Gott — Gott, kannst du dir's denn denken — vorstellen — daß das wahr ist —?!"

„Es ist ihm sicher selbst sehr unangenehm, daß er so ganz wahnsinnig geworden ist, Boris!" sagte Musja still.

„Er ist ja gar nicht wahnsinnig geworden! Begreifst du denn nicht? Schlecht ist er geworden!"

Das war jedenfalls ein völlig anderer Unglücksfall. Aber in diesem Augenblick verwirrte beides sich Musja durchaus zu einem, sie konnte es nicht voneinander trennen.

„Ein ganz gewöhnlicher Lump, sagen sie von ihm! Kannst du dir vorstellen, daß das wahr ist?!

„Ein Lump?" Musja sah ihren Bruder betrübt an. „Ja, das ist gewiß wahr," bemerkte sie ebenso still. Er selbst hatte sich ja doch so benannt.

Boris wurde dunkelrot.

„Unser Ignatieff! Unser Apollon Pawlowitsch! Ach, wie habe ich ihn geliebt! Ach, wie wollte ich von ihm lernen! Unser — unser Ignatieff, — Musja!"

Thränen standen ihm plötzlich in den keckschauenden dunklen Knabenaugen. Und über die Thränen kam er in Wut. Auf den Fußboden warf er sich mit einem Male, der Länge nach, schrie und trampelte mit den Füßen.

„— Ich will nicht, — nein, ich will nicht, daß das wahr ist! Ihn soll man mir nicht anrühren, — nein, Ihn nicht! Alles wäre ich durch Ihn geworden! Ein guter Mensch wäre ich durch Ihn geworden! Unser — unser —"

In Musja ging etwas Sonderbares vor. Boris klagte ja um einen, der in Wirklichkeit gar nicht da war. ‚Unser, — es ist ja unserer gar nicht, der das alles gethan hat!' dachte sie wie im Schlaf.

In einem Hinterhause, drüben im Hof, ein paar Häuser weiter, da lebte ein fremder junger Mensch, von dem allein galt alles das. —

Musja stand steif wie ein Stock. Aber dabei that es ihr so wunderbar wohl, Boris um „unsern" Ignatieff, um den herrlichen Phantasiehelden, auf dem Fußboden daliegen und weinen zu sehn, — denn obwohl er wütete und schrie, weinte er doch eigentlich.

Ihr ganzes kleines Herz füllte sich bis zum Zerspringen mit Liebe zu ihrem Bruder. War es in diesem Augenblick doch ganz so, als hätte „unser" Ignatieff, — das Spiel, der Traum, das Leben der Geschwister, wahrhaftig und leibhaftig existiert, — ganz so, wie sie ihn in ihrer Phantasie gekannt hatten, und sei nur soeben gestorben. —

Musja kauerte sich zu Boris hin und umhalste ihn. Da richtete er sich auf und sagte lebhaft:

„Weißt du: die Lieder, alle die Lieder, — die hat er doch wirklich geschrieben? Kann man denn schlecht sein und alle die Lieder schreiben und wissen, wie ihnen allen zu Mut ist — den Wolken und dem Wald und dem Frühling." —

„Ach ja, alle die Lieder!" wiederholte Musja bestürzt. An die hatte sie überhaupt noch nicht wieder gedacht. Aber die waren ja keine Phantasie von ihnen. Die waren wirklich. Zwischen dem bloß geträumten Ignatieff, der immer mit ihnen gewesen war als ihr bester Freund, der eigentlich immer alles gewesen war, — und zwischen dem jungen fremden Menschen drüben im halbdunkeln unsaubern Hinterhause, der eigentlich gar nichts war, tönten und sangen und jubelten diese Lieder, die da wußten: „wie allem zu Mute ist". Kein Traum und auch keine Wirklichkeit, nur ein Lied, — ein Ding zwischen Traum und Wirklichkeit irgendwo — ein wundervolles Ding.

Boris hatte sich auf die Knieen erhoben, Musja saß noch gedankenvoll auf dem Fußboden.

„Und Ihn wollte ich um Rat fragen, wie man solche Lieder wohl macht! Überhaupt: um Rat — ihn!" rief er erbittert und sprang auf. „Ich hasse ihn! Ich hasse sein Buch! Ich hasse ihn!"

Musja schwieg, denn sie — sie haßte ihn nicht. Aber als sie Boris so leiden sah, regte sich etwas ganz Feines, etwas Seltsames, in ihr: fast wie ein mütterliches Empfinden.

Sie ging ihm nach, an das Fenster im erhöhten Erker, wo er stand und hinter der Nähmaschine auf die gegenüberliegenden Häuser sah, die Stirn gerunzelt, die Hände in den Hosentaschen.

Musja dachte an die Lieder, aber sie wagte von ihnen gar nicht zu sprechen. Da sagte sie diplomatisch:

„Es ist doch schön, daß man im Sommer nicht in der Stadt wohnt, nicht wahr? Und der Sommer, der kommt ja bestimmt! Und wenn wir erst draußen im Gras liegen dürfen, — weißt du, so das Gesicht nach oben, daß auf einmal alles lauter Himmel ist, — und wenn wir erst durchs Korn gehn, daß die Ähren rascheln, und die kleinen Lerchen aufschwirren und meinen, wir wollten sie fangen —"

Sie sagte nicht, was dann sein würde, wenn das alles geschah. Aber es hatte an sich selbst schon etwas so Tröstendes. Wie lauter Lieder war es, aufgelöst zu lauter Wirklichkeiten, aufgelöst zu zitternden Sonnenstrahlen, Duft von reifem Korn und jubilierenden Lerchentrillern. — Wie tausend wunderfeine goldene Brücken war es, die aus Bangem hinausführten in wundervoll Vertrautes. — — —

Beide fuhren erschreckt und erstaunt auseinander, als nebenan schon Lärm und Licht ins dämmerdunkle Eßzimmer drangen.

„Nun, ihr versteckt euch immer noch? Immer noch Heimlichkeiten?" fragte Großpapas Stimme neckend.

Sein Erscheinen bedeutete: Christabend ist da!

Er führte Fräulein Therese, seine alte Freundin, am Arm herein. Sie trug heute ein tiefviolettes Seidenkleid und eine feine weiße Spitze über den gepufften Löckchen, was sehr festlich aussah. Michael und Mademoiselle folgten ihnen. Über dem langen Tisch brannte jetzt die Hängelampe, aber doch war es kaum hell im großen Raum vor den geschlossenen Saalthüren.

Musja und Boris gesellten sich mit klopfenden Herzen zu den Übrigen. Der Heiligabend war zu ihnen niedergestiegen, so heimlich und plötzlich wie ein Dieb in der Nacht. Diese paar letzten Stunden, ehe er anbrach, sonst endlos und durch kein Bemühen zu füllen möglich, wie ein bodenloses Faß, hatten sich so randvoll vollgepackt mit unerhörten Inhalten, daß sie noch überall oben heraussahen, sich hineindrängten in den Weihnachtsabend.

Man unterhielt sich nur halblaut, scherzte, verstummte wieder. —

Musja vertraute ihren in Papier eingewickelten Lampenteller noch schnell Mademoiselle an, damit er auf Großpapas Geschenkplatz gezaubert würde. Dann öffnete sich die Korridorthür sehr leise, und das Gesinde trat mit zu ihnen heran.

Allen voran Matwej, der in seiner schwarzen Dienertracht mit den weißen Handschuhen wirklich fast aussah wie ein Herr. Nach ihm die Kirillowna im geblümten Kleide, mit grünem Brusttuch, die Augen senkend und lächelnd, wie sie immer that, wenn sie verlegen war, — daneben die Köchin, breit, groß, in einer blütenweißen Latzschürze, die so steif gestärkt war, daß sie krachte. Hinter allen Dreien tauchte die derbe Gestalt Afanasis auf, des Hausknechts, im roten russischen Hemd und Pumphosen, der, mit seinen schweren Kniestiefeln möglichst vorsichtig auftretend, heute von einer Mietspartei zur andern ging, um überall den Teller mit Süßigkeiten und das Trinkgeld in Empfang zu nehmen.

Großpapa war inzwischen unbemerkt verschwunden.

Ein Aufatmen der Erwartung ging durch die Versammelten. Musja bekam kalte, feuchte Hände und trat vom rechten Fuß auf den linken. — Sie sah ganz gut, daß sogar Michael seine Ruhe verloren hatte; er wünschte sich diesmal so vieles, daß ihm wegen der Erfüllung Grund zu zittern blieb. — Endlich, — endlich, ertönte ein silberhelles Glöckchen. Noch einmal, — ein drittes Mal. — —

Die Saalthüren sprangen auf. Eine augenblendende Flut von Licht strömte heraus, und mit ihr der Duft von Weihnachten, dieser feierliche Duft, der an alles Kindliche und an alles Heilige erinnert bis ins späteste Alter. —

Die hohe Tanne stand da, bis ins feinste Zweiglein mit schimmerndem Schmuck angethan, mit ihren vielen Dutzenden von brennenden Wachslichtern lachend und leuchtend wie mit ebenso vielen Engelsaugen, die sich froher Kinder freuen, — und doch auch stand sie so ernst da, tief-ernst, und hielt leise brennend alle ihre Lichtkerzen hoch, als schaue sie aufwärts, nur auf-

wärts, — weit über alle die Menschenkinder unter ihren Zweigen hinauf, — weit über deren ganze Welt. —

Alle waren ganz langsam eingetreten, die jüngsten Kinder voran.

Der alte General lehnte am weißgedeckten langen schmalen Mitteltisch mit dem Weihnachtsaufbau für die drei Enkel, der von zwei Seitentischen eingefaßt wurde, — dem für ihn selbst, die Gouvernante und Fräulein Therese, und dem für die Dienstboten des Hauses.

Mit kleinen, gemessenen Schritten ging Fräulein Therese zum geöffneten Bechsteinflügel. Von allen Stimmen mitgesungen, erklang des alten Generals Lieblingschoral durch den stillen, großen Saal:

„Ehre sei Gott in der Höhe."

Musja erkannte den Platz mit den für sie selbst bestimmten Geschenken schon von weitem, aber es machte so eigentümlich verlegen, hinzusehn, — zu wissen: ‚Das ist für dich.' Unwillkürlich that man, als wisse man durchaus nicht, wo er sei. Großpapa mußte sie erst hinführen, mußte ihr erklären. —

Und dann war man doch wie berauscht, man unterschied kaum was, — man umhalste Großpapa, und er hatte eine so liebe Art zu küssen. Musja hätte an seinem Halse hängen bleiben mögen, ihr Gesicht an seiner Schulter verstecken, — sie fand den Übergang gar nicht von dem Weihnachtsrausch zur Betrachtung der Weihnachtssachen. Aber Großpapa mußte ja auch zu den andern gehn.

Musja stand in ihrem lichtblauen Kleidchen noch wie selig vor den Kopf geschlagen an ihrem Platz, als Boris sie durch ein großes Freudengeheul weckte. Er hatte schon Verschiedenes entdeckt, wodurch er seine Wünsche noch um ein Beträchtliches überflügelt sah, — und erst das war doch im Grunde das „eigentliche Weihnachtliche", wie er versicherte. Unter anderm gehörte dazu eine Riesenmappe: Ethnographische Bildertafeln mit Text, — und — und nächstes Jahr zu Weihnachten kam noch eine zweite solche Mappe, verkündete er Musja bereits voraus. Großpapa hatte gemeint, noch sei er ein bißchen zu jung für dieses Werk, aber er könne „hineinwachsen".

„Und das will ich auch gleich thun!" beteuerte er. „Und sieh mal, das hier ist Rußland, — ganz Rußland, sieh mal, mit Samojeden und Kamtschatka und allem." Er zeigte ihr voll Eifer Leute in wunderlichen Kopfbedeckungen und in Tierfelle gekleidet. „Wenn mir nun Rußland von allen Ländern am besten gefällt, so werde ich es bebauen, ich werde dann Landwirt. Wenn mir jedoch die andern Länder besser gefallen, — besonders die in der nächsten Mappe zu Weihnachten, so werde ich vielleicht Forschungsreisender."

Musja blickte auf die Samojeden und begriff nichts.

„Du wolltest doch alles nur für Rußland thun —," meinte sie ganz schüchtern.

„Ja gewiß! Aber damals kannte ich eben die andern Länder noch gar nicht," sagte er gereizt. „Übrigens ist es ja auch gar nicht unmöglich, daß ich mich Rußland widme. Aber du mußt nur wissen: in Rußland fehlt es an Menschen, — ich werde dann also versuchen, es zu bebauen und zu bevölkern —." Er sah Musja bedeutungsvoll in die Augen und setzte triumphierend hinzu: „Ich werde ein Mann der That sein, auf alle Fälle, — das ist weit männlicher als — dichten —."

Und dann schob er sich wißbegierig zu ihren Geschenken heran.

„Ein guter Haufen!" erklärte er anerkennend.

Vor dem Bild der abwesenden Eltern, das sich auf Musjas Platz befand, lagen allerlei reizende Kleinigkeiten aus der Krim, Ansichten, türkische Nadeln, Gürtelschnallen. Im übrigen zerfielen die Geschenke sichtlich in einen praktischen Teil, der den Toilettegegenständen des halberwachsenen Mädchens Rechnung trug, und in einen Spielsachen-Teil, der sich sogar etwas verschämt zwischen den Sachen verbarg. Offiziell und manchmal auch thatsächlich, spielte Musja noch mit Puppen, ihre Puppenkinder wurden deshalb noch immer zu Weihnachten bedacht. Das Baby hatte ein entzückendes Tragkleidchen bekommen, dessen Stickerei am Vorderteil Musja jedoch selbst ausführen sollte, die feinsten Seiden waren dem vorgezeichneten Muster beigegeben.

Sie nähte ja auch so gern. Aber das Spielzeug bereitete natürlich nicht mehr die schrankenlose Überraschung wie einst, — es waren eigentlich schon nur noch die etwas

öden, trägen Stunden, in denen man damit „spielte". Und den niedlichen Toilettegegenständen erging es im Grunde wie Boris seiner Mappe: man mußte erst „hineinwachsen", — denn noch hatte Musja für sie mehr Achtung als Neigung. Aus ihrem mehr oder minder hübschen Aussehen machte sie sich noch nichts, hielt noch viel auf Bequemlichkeit, verabscheute Handschuhe und ängstigte sich sehr leicht, etwas zu verlieren oder zu beschmutzen von all dem feinen Zierat.

Während sie mit Boris alle einzelnen Sachen genau betrachtete, anprobierte und zu den andern hintrug, um sie bewundern zu lassen, wurde ihr bei all diesem Thun so eigentümlich traurig zu Mut. Die Lichter des Baumes brannten tiefer herab, manche mußten schon ausgelöscht werden, — der Weihnachtsrausch sank —.

Musjas Platz war so reich bedacht, daß die Sachen förmlich übereinander liegen mußten; und doch kam es ihr vor, — ein jedes Mal das sie hinsah, kam es ihr dringlicher so vor, — als ob zwischen ihnen allen ein ganz leerer Platz geblieben sei. Der Platz, nicht vom vergangenen Jahr, nicht vom kommenden: der Platz für heute. Die ehemalige Musja, die zukünftige Musja, sie alle beide waren reich bedacht worden: sie aber war leer dabei ausgegangen.

Dafür konnte freilich weder der gute, liebe Großpapa was, noch irgend einer der andern, denn sie hatte alles erhalten, was man sich nur wünschen kann. Dinge, die es gar nicht gibt, kann man nicht geschenkt bekommen, — Wunderlichkeiten, — Phantastereien —. Wie entsetzlich unheimlich wäre das auch, — Musja mußte geradezu hinsehen und es sich ausmalen: ein leerer Platz, ganz leer, und doch voll. Voll für den, der es eben sieht —. Voll wie das blaue Schulheft von Boris jetzt voll war mit seinen „Gesammelten Werken" —.

Musja stand mit gesenktem Kopf beim brennenden Christbaum an ihrem Geschenkplatz, und ihr wurde einsam und unheimlich zu Mute, — ihr wurde wie jemandem, der recht rasch durch ein dunkles Zimmer will, aus dem Hellen ins Helle, und der nicht vom Fleck kommt —.

Hilfesuchend sah sie sich nach Großpapa um. Der saß mit seiner alten Freundin auf den bequemen Polsterсesseln am Kanapee; müde und angegriffen sah er aus; was für die andern ein Fest hieß, mußte ihm doch bald eine arge Anstrengung bedeuten. Aber das würde er wohl nie eingestehn in seiner Güte, auch wenn er schon ganz alt, ganz müde war, — oder verheimlichte er es jetzt bereits nur noch aus Güte, auch jetzt nur noch um der Freude seiner Enkel willen —?

In einiger Entfernung von ihm saß Mademoiselle, bereit zum Plaudern mit den beiden Knaben, die wie Räuber den Baum umschlichen, hie und da eine verzuckerte Frucht erwischend, an der das Kerzenlicht glitzerte wie an Diamantgeschmeide. Mitunter sah Großpapa Mademoiselle flüchtig an, und dann erschien eine Art von Lächeln auf ihrem Gesicht, das bleich war und unter dessen Augen Schatten lagen, — so ein Lächeln aus Gehorsam gegen Großpapa.

Denn obgleich Mademoiselle ihr hübsches gelbliches Wollkleid mit dem blassen lachsroten Besatz angelegt hatte und obgleich sie so gut und freundlich auf alles einging, was die Knaben schwatzten, dachte sie doch sicher keinen Augenblick an das Weihnachtsfest hier. Sie mühte sich redlich ab, ihre schwere Pflicht zu thun, und dachte dabei an Frankreich und an ihren bösen oder kranken Verlobten.

Die Dienstboten waren noch einmal hereingekommen, um die Geschenke der Kinder zu betrachten, nur Afanasi fehlte schon unter ihnen. Zu sprechen wagten sie nicht viel, höchstens erlaubten sie sich ein bewunderndes „Ah!" und lächelten fortwährend ausdrucksvoll. Ihre guten, einfachen Gesichter nahmen sich jedenfalls ganz anders aus, als sonst in der Küche, im Nähzimmer, wo Boris schlief.

Nur die Kirillowna vergaß sichtlich auf Momente, daß der Anstand es gebot, ein besonderes Gesicht aufzusetzen. Bald starrte sie in den Lichterbaum mit ihren entzündeten Augen, denen das viele Licht doch gewiß wehe thun mußte, bald blickte sie wie traumverloren, mit wehmütiger Miene auf die vielen schönen Sachen. Einmal stieß die Köchin sie sogar mit dem Ellenbogen an, sie solle sich doch passender benehmen.

Musja dachte: ob sie wohl befriedigt war von ihren Weihnachtsgaben? Großpapa beschenkte ja alle reich! Aber vielleicht war das so eine wie Musja selbst?

So eine, die was vermißte, ohne zu wissen, was —?

Da kam ihr plötzlich die merkwürdige Erinnerung an das Interesse, das die Kirillowna an ihren Puppensachen nahm. Großpapa konnte ihr ja natürlich keine Puppensachen schenken. Aber Musja konnte es! Ungestüm erwachte in ihr das Verlangen, der Kirillowna irgend eine Freude zu bereiten — sie glücklich lachen zu sehn — so ganz überrascht, wie Musja selbst früher gewesen —.

Sie stahl sich aus dem Saal, lief durch alle Zwischenzimmer in ihr und Mademoiselles Schlafzimmer, raffte dort eilig zusammen, was ihr großes Babykind an Windeln, Hemdchen und Jäckchen besaß, fügte noch einen kleinen, seidegefütterten Babymantel nebst Mützchen hinzu, machte ein Bündel daraus und ging zurück.

Noch war die Kirillowna mit den beiden andern im Saal, doch jetzt mußte ja die Köchin wieder an ihre Arbeit und Matwej das Mittagsmahl auftragen, dann kamen sie jedenfalls heraus —. Im Eßzimmer, hinter der Saalthür, stand Musja halb verborgen, ihr Bündel an sich gepreßt —.

Es dauerte wohl nur Minuten, indessen ihr kam es lange, lange vor, daß sie so stand —. Und nun, wo sie sich nicht mehr drinnen bei den Übrigen befand, hier von ihrem Beobachterposten aus, überschaute sie mit einem Male erst ganz die schimmernde Schönheit des Baumes und des Festes —. Sich selber sah sie, wie sie soeben noch dagestanden am Geschenktisch, verlegen und unglücklich, in ihrem lichtblauen Kleidchen, nicht imstande, mit den Jungens zu schwatzen und zu naschen, nicht imstande, Mademoiselles Heiterkeit zu glauben, nicht imstande, mit den Erwachsenen wie eine Erwachsene zu sein —.

Und dann sah sie sich wieder als das ganz kleine Mädchen unter dem Weihnachtsbaum, das jubelnd und kreischend vor Glückseligkeit auf Großvaters Schoß hochgesprungen war — damals, als sie noch an alles glaubte, sogar an die Christtanne, die oben im Himmel geputzt wird und heimlich aus den Wolken herniedergetragen in Großpapas weißen Saal —.

Und auch das meinte Musja schon vor sich zu sehn, wie es in ein paar Jahren wohl sein würde, wenn sie groß, ein vernünftiges Mädchen geworden war, das bereits mit dort am Kanapee saß, zwischen Großpapa und den Eltern —.

Vielleicht lud man dann andere Kinder zu Weihnachten ein, denn ohne Kinder war es doch wohl kein Fest. Doch dann würde sie bereits verstehen, den Kindern zu bescheren, sich an deren Freude zu freuen aus Güte — ihnen zuzulächeln und ihnen den Glauben zu lassen an alles, was selig macht. Ja, so würde es wohl sein — —. Ja, wohin sie auch schaute, zurück oder vorwärts, alles war voll trauter Bilder, festlich und liebreich — aber dazwischen lag es wie dunkles Wasser oder stürmisches Meer — dazwischen war es, als läge nichts sicher und ruhig und heimatlich unter ihr, sondern als hebe der Boden sich, senke sich — — —.

Da, jetzt eben, blickte Großpapa nach seiner alten goldenen Taschenuhr und gab Matwej mahnend einen Wink. Alle drei Dienstboten entfernten sich, so erschrocken, als hätte jemand mit einer Kanone geschossen.

Matwej und die Köchin hatten die größere Eile, für die Kirillowna gab es ja momentan nichts zu thun. Sie kam deshalb hinterher.

Musja packte sie unerwartet am Arm, so daß sie ein bißchen aufschrie.

„— Kinderzeug! Vom Baby!“ sagte Musja und riß das Bündel auseinander.

Die Kirillowna schlug die Hände klatschend zusammen. Sie lachte vor lauter Freude, ganz dumm und außer sich lachte sie vor lauter Freude, und Musja sah dies Gesicht mit den wehmütigen, gespannten Zügen, mit den entzündeten, fragenden Augen sich warm verklären — —.

Da lachte auch Musja, und es klang hell hinein zu den Großen im Lichtersaal, die verwundert aufhorchten, ob da, hinter der Thür, etwa noch ein Weihnachtsfest vor sich gehe —?

Musja wußte nichts mehr vom dunkeln Wasser, vom stürmischen, unheimlichen Meer. Wie auf eine sichere Planke hatte sie sich mit Hilfe der Kirillowna gerettet in eine kleine Herzensgüte — —.

Aus alten Puppenstuben.

Von

Dr. Georg Lehnert.

Mit fünfzehn Abbildungen nach Photographien.

Der werlde vröude ist tockenspil.
Ulrich von Türlin, Willehalm.

Der Trieb, es den Erwachsenen gleich zu thun, wurzelt tief im Wesen des Kindes. Er führt den Knaben dazu, mit Säbel und Gewehr einherzustolzieren und Schlachten zu schlagen, deren Bedeutung dem Kindergemüte zum mindesten ebenso groß erscheint wie uns der Wert eines Korpsmanövers; er führt das Mädchen dazu, mit Puppen zu spielen und ihnen auf kleinem Herde Köstlichkeiten zu bereiten, die dem kindlichen Gaumen schmackhafter dünken als uns unsere Leibspeisen. Von den Waffen des Knaben kommt nichts auf die Nachwelt, sie zerbrechen in den welterschütternden Kriegen, die ihr Träger führen muß; von den Puppen des Mädchens erhalten sich eher schon einige und mit ihnen auch die Puppenküchen und -stuben. Die werden sogar, wenn sie Jahrhunderte überdauern, zu kulturhistorischen Wertstücken. Denn eben deshalb, weil die kleine Welt es der großen möglichst gleich haben will, sind die Puppen und Puppenstuben immer getreue Abbildungen der Kleider und Wohnungen, die die Erwachsenen ihrer Zeit benutzen. Als im XIX. Jahrhundert der Chignon Mode wurde, bekamen auch die Puppen ihn, als die Tournüre unsere Frauenwelt beglückte, mußten auch die Puppen eine künstliche Aufbesserung an der gehörigen Stelle erfahren, und sie hatten ihre Krinoline so gut wie die erwachsenen Dämchen.



Abb. 1. Altes Puppenhaus im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

Es sind uns leider nicht allzuviel alte Puppen und Puppenstuben erhalten geblieben. Spielzeug ist ein vergängliches Ding, schon in den Händen der Kinder, geschweige denn in der Mühle der Zeit. Nur wenn der Zufall ein Stück für Jahrhunderte jedem Eingriffe entrückt hat, oder wenn die Freude am Altererbten bis auf das Kleinste sich erstreckt, oder wenn endlich ein Spielzeug von Anfang an wegen seines hohen Preises besonderen Schutz

genossen hat, dann ist es auch auf uns gekommen. So hier und da eine einzelne Puppe, eine Puppenküche oder ein Puppenhaus. Diese Tockenhäuser, wie unsere Vorfahren sie genannt haben, sind für uns weitaus am wichtigsten. Denn von dem Hausrat der Erwachsenen ist wohl einzelnes aus früheren Zeiten unverändert bis in unsere Tage gelangt, selten jedoch ein vollständiges Zimmer. Die Puppenhäuser



Abb. 2. Vorplatz eines Puppenhauses aus dem XVII. Jahrhundert. Kunstgewerbemuseum, Berlin.

sind uns aber ganz erhalten geblieben; sie spiegeln, wenn auch kindlichen Begriffen angepaßt, oft merkwürdig getreulich die Wohnhäuser ihrer Zeit wieder und werden dadurch für uns zu einer wahren Wissensquelle.

In ihrer allgemeinen Anordnung unterscheiden sie sich von unseren heutigen Puppenstuben darin, daß sie zumeist mehrstöckig sind. Sonst aber blickt man auch in sie von vorn hinein, und nur selten ist ein Tockenhaus auch äußerlich ganz wie ein Gebäude ausgebildet (Abb. 1). Die uns heute noch erhaltenen Puppenhäuser stammen zufälligerweise sämtlich aus Süddeutschland und auch ungefähr alle aus dem XVII. Jahrhundert. Sie haben also das deutsche Wohnhaus jener Zeit zum Muster. Viele sind ihrer freilich nicht; eines im Bayerischen Gewerbemuseum und fünf im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, eines im Kunstgewerbemuseum zu Berlin und eines im South Kensingtonmuseum zu London, das ist wohl alles. Daneben sind uns aber mehrfach noch ganz reizende Puppenküchen überkommen. So im Germanischen und im Berliner Museum, und endlich eine kleine Anzahl Puppen, heute auch meist im Germanischen Museum aufbewahrt.

Aus dem, was uns zeitgenössische Schriftsteller und Künstler von der Einrichtung des wirklichen Wohnhauses jener Zeit überliefert haben, können wir ermessen, ein wie getreues Abbild die Puppenhäuser gewesen sind. So erblicken wir in dem Berliner Puppenhause im Erdgeschoß den großen Vorplatz, der zugleich als Vorrats- und Spülraum dient (Abb. 2), ihm zur Rechten die Küche, ihm zur Linken das Kinderzimmer (Abb. 3), dem weder Wiege und Laufgestell noch andere für ein Kinderzimmer nötige Geräte fehlen. Aber auch Spinnrocken, Nähkasten und sonstige Zeugen weiblichen Haus-

fleißes sind vorhanden. Ein Frühstückszimmer schließt sich ihm zur Linken an. Unter dem Allem gibt es ein prächtiges Kellergeschoß mit dem stattlichen Waschkeller (Abb. 4) zur Linken, mit Vorratsräumen zur Rechten. Steigen wir aber zum Oberstock hinan, so kommen wir rechts in das Speisezimmer, in seiner Einrichtung ganz das, was wir als altdeutsch bezeichnen (Abb. 5); in der Mitte des Geschosses befindet sich die gute Stube, an der unsere Vorfahren genau so krampfhaft festgehalten haben wie wir, und endlich zur Linken der Schlafraum mit seinen mächtigen, fast bis zur Decke reichenden Betten (Abb. 6).



Abb. 3. Kinderzimmer eines Puppenhauses aus dem XVII. Jahrh. Kunstgewerbemuseum, Berlin.

Läßt dieses Tockenhaus einen Rückschluß auf die Thätigkeit seiner vermeintlichen Bewohner nicht zu, so offenbart sich ein anderes, das schönste der im Germanischen Museum befindlichen, als ein Kaufmanns-, ein echtes, rechtes Patrizierhaus. Im Untergeschoß breitet sich, durch einen mächtigen Thorweg nach außen führend, die Hausflur. Neben ihr ist das Geschoß wagerecht nochmals in Ober- und Unterteil zerlegt. Unten rechts erscheinen Stall und Kammer, links Laden und Waschküche, oben rechts Speise- und Schlafzimmer, links nochmals Schlafzimmer. Dann erst kommen wir im zweiten Geschoß, vom Vorplatze ausgehend, rechts zum Wohnzimmer und links zur Küche und im dritten Geschoß rechts zum Schlafraume und links zum Prunkzimmer. Natürlich fehlen sogar die großen Bodenräume unter dem Dache nicht.

Nach außen ist in den Puppenhäusern, wie schon gesagt, der architektonische Cha-



Abb. 4. Waschkeller eines Puppenhauses aus dem XVII. Jahrhundert. Kunstgewerbemuseum, Berlin.

rakter selten wiedergegeben. Desto getreuer wird die bauliche Ausstattung der Innenräume gewahrt. Steinfliesen bedecken in Keller, Küche und Vorplatz den Fußboden, den in den anderen Zimmern Dielen und Teppiche bekleiden. Einfach weiß getüncht sind die Wände von Küche und Kammer, aber zierlich getäfelt und schön tapeziert die von Wohngemach und Prunkzimmer. Und was ist nicht alles gethan, um in die Räume das Milieu, die Gesamtstimmung hineinzutragen! Bis ins Kleinste geht da die Nachahmung. Birgt die Hausflur Warenballen und Fässer, Werkzeuge, große Balkenwage und Gewichte, so breiten unten im Keller sich mächtige Lager voll rundlicher Weinfässer; Bänke und Wandbretter strecken sich, besetzt mit Krügen und Eimern, Mulden und Körben, und ebenso wenig wie die vielversprechenden Flaschen, mangeln Schleifstein und Mausefalle. Haben im Stalle Pferde und Rinder ihre Stände, ihre Heuraufen und ihre Futtertröge, so findet der Knecht dort auch seine Bettstatt und seinen genau nachgebildeten Strohsack. Der Futterkasten steht an der Wand, Karre und Schaufel, Rechen und Eimer, Sieb und Schwinge, Bürste und Kartätsche sind zur Hand. Und im Kaufladen erst! Hinter dem Ladentische dehnen sich die Wandgestelle, voll von tausenderlei Waren, die Zuckerhüte voran; es folgen Fäßchen, Büchschen und Schachteln mit den verschiedensten Aufschriften, Wachsstöckchen, Roßhaare in Zöpfe gesponnen, Leinwand- und Tuchballen; eine Trittleiter lehnt am Regal, Schiefertafeln zum Rechnen, Handbuch, Schuldbuch und Journal zum Eintragen der Geschäfte sind ebenso vorhanden wie die wohlbeschlagene Truhe zum Wegschließen der Bücher und die schwere Geldkiste, aus der verführerisch die winzigen Gold- und Silbermünzen uns entgegenblinken. Nicht minder vollständig sind die anderen Räume ausgestattet. Die Zimmer entbehren weder der großen grünen, auf Messing- oder Eisenfüßen stehenden Kachelöfen, noch der Kleiderhaken oder der Bilder an der Wand. In den Schlafzimmern türmen sich die Betten — aus echten Gänsefedern in wirkliche Inletts gefüllt und mit fein gestickten Überzügen versehen — über leibhaftigen Strohsäcken fast bis zur Decke empor. Hier in breiter zweischläfriger Bettstatt, dort in verschließbarer Wandlade oder in prunkvollem Himmelbette. Zunderkasten mit Stahl und Stein, Leuchter aus Zinn, Gebetbücher auf den Nachttischchen, Waschschränke mit Zinngerät in die Wände ein-

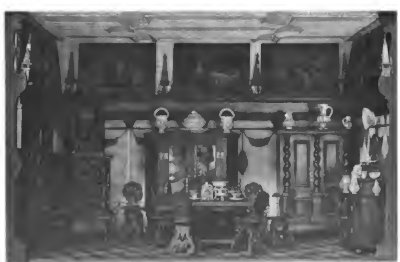


Abb. 5. Speisezimmer eines Puppenhauses aus dem XVII. Jahrhundert.
Kunstgewerbemuseum, Berlin.



Abb. 6 Schlafzimmer eines Puppenhauses aus dem XVII. Jahrhundert.
Kunstgewerbemuseum, Berlin.

gelassen, Kammtaschen mit Kämmen und Bürsten und endlich so mancherlei anderes noch, das zu Schlafzimmern nun einmal gehört (vgl. Abb. 6 links unten): alles ist in winzigem Maßstabe, aber überraschend naturgetreu nachgebildet vorhanden. Fehlen in Speise- und Vorratskammer weder Anrichte- noch Kuchenbleche, weder Kannen noch Schüsseln, weder Teller noch Pfannen, Trichter, Waffeleisen, Backrädchen, Vorlegebestecke, Trage- und Marktkörbe, so mangeln dem Vorplatze im Erdgeschosse ebenso wenig die Kasten und Schränke und Truhen mit Schürzen, Leibchen, Handtüchern, Wischlappen, Herren- und Damenwäsche, oder die Spulrädchen und Spinnrocken, die Mangelhölzer, Perücken- und Haubenstöcke und — die Handfeuerspritzen. Denn die sind für jene feuerwehrlose Zeit äußerst nötig gewesen, also durften sie auch im Puppenhause nicht fehlen! Prangen in der Küche (Abb. 7) zinnerne Schüsseln und kupferne Pfannen, allerlei Reibeeisen, Dreifüße, Feuerzangen, Hackstöcke, Bratspieße, Mörser, Nudelbretter, unzählige weiße und braune Fayencegefäße, Löffelbretter, silberne und stählerne Bestecke, so zieren das Wohnzimmer Landschaften in Öl gemalt, Spiegel, Räucherpfannen, Nähkästchen mit allem Zubehör, ja selbst eine Schwarzwälder Uhr. Ein Kinderwagen steht in der Ecke, ein Laufstühlchen davor, Schaukelpferd und Kinderschlitten, Hornschlange und anderes Spielzeug beweisen, daß man selbst der Kleinsten gedacht hat. Ein Herrenhut hängt an der Wand, Pantoffeln stehen darunter, Rasierzeug ist bereit gelegt, Würfel, Kartenspiel und Damebrett sind vorhanden, selbst Nippsachen, zum Beispiel eine Wiege und ein Herz aus Silberfiligran, oder zwei Chinesen aus Alabaster geschnitzt, sind zu finden. Auf dem großen Vorplatze im zweiten Geschosse aber

stehen die mächtigen breiten Schränke, in denen Tisch- und Leibwäsche, Strümpfe, Handschuhe, Jacken, Häubchen, Pelzwerk, Garn und Tuch aufgespeichert sind. Brustharnisch, Sturmhaube und Mützen hängen an den Wänden, ein Spinett steht an der Wand, zinnerne, messingene und silberne Kron-, Wand- und Handleuchter sind je nach Bedarf auf die Räume verteilt. Selbst die geringfügigsten Kleinigkeiten sind nicht vergessen. So steht in einem Zimmer ein Käfig mit einem Papagei, in einem anderen finden wir Augengläser und Handspiegel, im Prunkzimmer goldene Pokale, silberne Bisambüchslein, selbst zinnerne Vasen mit winzig kleinen künstlichen Blumen, und das Kleinste Ostendorfer je 95, 75, 33 und 45 Gulden bezahlt, auch am 17. Oktober desselben Jahres „gen Augsburg um Arbeit ins Dockenhaus“ 86 Gulden 3 Schock 22 Stüber gesandt. Dieses Haus hat allerdings nicht weniger als sechzehn Fenster Front bei vier Stockwerken Höhe besessen, aber 330 Gulden sind doch bereits für die damaligen Verhältnisse ein schönes Stück Geld gewesen, nach heutigem Werte mehr als das Vierfache.

Nun unterliegt man allerdings leicht insofern einem Irrtume, als man das für Kunst ansieht, was in Wirklichkeit mehr einer großen Handfertigkeit entspringt. Denn die einfache Nachbildung

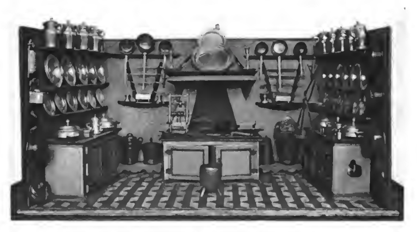


Abb. 7. Alte Puppenküche. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg.

im Kleinen im Kinderzimmer, nämlich — Puppengeschirr.

Solche kostbaren Spielzeuge waren natürlich nur für die Kinder vornehmer oder doch sehr reicher Leute möglich. Sie waren ursprünglich vielleicht gar nicht als Spielzeuge, sondern mehr als Schaustücke einer Kunstkammer, eines Kuriositätenkabinetts, geplant. Wenigstens lesen wir von einem uns leider nicht erhaltenen Dockenhause, daß es für die Kunstkammer des Herzogs Albrecht V. von Bayern bestimmt gewesen sei. Im Jahre 1558 hat man für seine „Erstellung“ dem Hofkistler Wolf Greiß, den Schlossern Hans Klein und Kaspar Bauer, sowie dem Maler Hans eines Hauses ist noch keine Kunst in unserem Sinne. Aber man besaß damals noch nicht dieses Unterscheidungsvermögen und sammelte, wie ja der Name Kuriositätenkabinett schon besagt, mit Vorliebe allerlei „merkwürdige und künstliche Dinge“, vom Alraun und Diebesfinger an bis zum Straußenei und Ölgemälde. Auch soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß in manchen dieser Dockenhäuser, in dem einheitlichen Durchführen der einzelnen Zimmereinrichtungen z. B., ein vollständiger Kunstsinn offenbart worden ist. Im großen und ganzen blieben diese Puppenhäuser aber auch Seltenheiten, die nur hin und wieder von einem oder mehreren geschickten Hand-



Abb. 8. Rumänische Bauerfrau.
Puppensammlung der Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva).

gar nichts sagen gegen die 20000 Livres, die die Herzogin von Orleans 1722 für eine einzige Puppe gezahlt hat. Diese Puppe, für die junge Prinzessin von Frankreich bestimmt, brachte allerdings nicht nur das mit, was sie auf dem Leibe trug, sondern eine volle Ausstattung, einen wirklichen Trousseau gleich einer fürstlichen Braut. Was mag dieser Brautschatz nicht alles enthalten und wie mag die junge Prinzessin nicht damit gespielt haben! Wir wissen es ja, daß die jungen Mädchen nächst dem Kochen für ihre Puppen nichts lieber thun, als sie an- und auszukleiden. Da gibt es schöne Morgenroben und elegante Abendtoiletten, Anzüge für jede besondere Gelegenheit. Und wenn man's nicht in wirklichen Kleidern haben kann, so schafft man sie sich wenigstens in Bilderbogen zum Ausschneiden und Übereinanderlegen. Es berührt einen ordentlich seltsam, wenn man solche Papierstücke wieder in die Hand bekommt, nachdem sie hundert und mehr Jahre in irgend einer Rumpelkammer, irgend einer alten Kommode sanft geschlummert haben. Einfache Kupferdrucke sind oft auf rauhem,

werksmeistern, besonders in Augsburg und Nürnberg, gefertigt und vielfach für Geld gezeigt wurden. Erst allmählich scheint man diese Tockenhäuser ausschließlich als Kinderspielzeug hergestellt zu haben, und wohl nicht mit Unrecht ist dieser Spielzeugluxus damals und später recht herbe getadelt worden. So entrüstet sich noch 1765 Paul v. Stetten der Jüngere in seinen „Erläuterungen der in Kupfer gestochenen Vorstellungen aus der Geschichte der Reichsstadt Augsburg" folgendermaßen:

„Bey der Erziehung der Mädchen muß ich der Spiehl-Sachen gedenken, mit welchen manche spielten biß sie Bräute wurden, nehmlich der sogenannten Docken-Häuser. Darinn war alles, was zu einem Hause und einer Haußhaltung gehörte, im Kleinen vorgestellt, und manche trieben dabey die Ueppigkeit so weit, daß ein solches Spiehl-Werk gegen 1000 Gulden und mehr zu stehen kam."

Derartige Summen wollen aber noch



Abb. 9. Bürgerfrau aus Sigmaringen.
Puppensammlung der Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva).

grauweißem Papier, mit der Hand ausgemalt, auf der Rückseite ist mit verblaßter Tinte in altfränkischen Zügen geschrieben, wofür der Anzug bestimmt gewesen ist, zum Beispiel: „Robe, so man für das théâtre nehmen mag.“

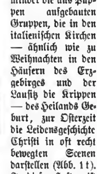
Es ist ja nur selten, daß sich Ankleidepuppen mit ihrer vollen Ausstattung erhalten haben. Am ehesten findet man sie noch in fürstlichen Häusern. So hat zum Beispiel die verstorbene Königin Viktoria von England Zeit ihres Lebens sämtliche Puppen aufbewahrt, mit denen sie als Kind gespielt hat, und nicht nur diese Puppen, sondern auch noch deren gesamten Vorrat an Wäsche und Kleidern. Viele unter den Puppen sind von ihr selbst gekleidet worden. Mit welchem Eifer sich die jugendliche Prinzessin ihnen gewidmet hat, geht wohl am besten daraus hervor, daß sie eigenhändig ein vollständiges, noch heute vorhandenes Verzeichnis über sie und ihre Kleider geführt hat!

Neben die Königin Viktoria ist mit der Vorliebe für Puppen „Ons Wilhelmintje“, die liebliche Königin der Niederlande, getreten. Sie hat ihre Puppen mit ihrem sonstigen Kinderspielzeug in einem kleinen Privatmuseum vereinigt, und man erzählt sich heute noch gern, daß sie einst einer Puppe, die gar nicht gerade sitzen wollte, ernsthaft gesagt hat: „Wenn du nicht folgen willst, mache ich dich zur Königin. Dann bist du ganz allein und darfst mit niemand spielen!“ Ist das nicht rührend?

Auch der Name der Königin Elisabeth von Rumänien, jener Königin, die als Carmen Sylva neben ihrer Herrscherkrone auch noch die einer Dichterin trägt, ist eng mit Puppen verknüpft. Als ihre Mutter, die Fürstin von Wied, die selbst eine große Puppensammlung besaß, auf den Gedanken kam, zu einem milden Zwecke eine Ausstellung von Puppen zu veranstalten, die geschichtlich oder ethnographisch wichtige Kostüme zur Schau bringen sollte, da steuerte Carmen Sylva den Hauptteil dazu bei. Denn auf ihre Bitte brachten ihr die Frauen ihres Landes alles, was sie an richtig gekleideten Puppen besaßen, und so kamen neben Gestalten aus der deutschen Heimat packende naturgetreue Darstellungen aus dem rumänischen Volksleben fesselnd zur Wiedergabe (Abb. 8 und 9). —



Abb. 10. Figur aus der italienischen Puppenkomödie. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg.



Es liegt ein wenig in der menschlichen Natur, sich an Puppen zu vergnügen. Die italienischen Puppenkomödien sind berühmt (Abb. 10) und nicht minder die aus Puppen aufgebauten Gruppen, die in den italienischen Kirchen — ähnlich wie zu Weihnachten in den Häusern des Erzgebirges und der Lausitz die Krippen — des Heilands Geburt, zur Osterzeit die Leidensgeschichte Christi in oft recht bewegten Scenen darstellen (Abb. 11). In diesen Heften ist erst vor einem Jahre ja ausführlich über die Krippen berichtet worden.

Heute ist es beinahe zur Sucht geworden, Kostümpuppen zu besitzen. Man läßt auf den großen Ausstellungen ganze Kolonnen von Puppen aufmarschieren, die den Wandel der Kleidung im Laufe eines oder mehrerer Jahrhunderte zur Anschauung bringen müssen. Einzelne Damen, zum Beispiel Madame Gerard Piogey in Paris, haben sogar vielerwähnte Sammlungen von Puppen angelegt, die genau nach den Bildern berühmter geschichtlicher Persönlichkeiten ge-



Abb. 11. Puppe aus einer italienischen Krippe. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg.

kleidet sind. Dennoch ist gerade das Ankleiden von Puppen ein Gebiet, auf dem die Damen, besonders die Mütter, nicht müde werden sollten zu arbeiten. Man kann außerordentlich Schönes darin leisten, das haben erst kürzlich wieder die Damen des bayerischen Kunstgewerbevereins bewiesen, als sie zum Jubiläum des Vereins eine Menge herrlich und geschichtlich treu gekleideter, wirklich ganz reizender Puppen zur Schau stellten (Abb. 12 und 13).

Freilich, welch ein Unterschied, allein schon in den Gesichtern, zwischen den alten Puppen zum Beispiel aus dem Germanischen Museum (Abb. 14 und 15) und unseren heutigen! Einst hat man sie grob aus Holz geschnitzt und noch gröber bemalt, später fabrikmäßig aus Holz gedreht oder in Wachs bossiert (Nürnberger Spielwaren), jetzt gießt man sie in Papiermasse und gibt ihnen eine Wachshaut, echte Haare und Glasaugen, die fast den natürlichen gleichen (Erzeugnisse des Meininger Oberlandes). Und doch hat die alte ungeschlachte Docke, deren harter Holzkörper weder Gelenke noch echte Haare noch gar „Schlafaugen“ besaß, das kindliche Gemüt genau so — vielleicht noch inniger erfreut als die heutige, die neben all ihren Vorzügen noch den hat, Papa und Mama sagen zu können. Das Kind bemißt den Wert seines Spielzeugs nur nach dem, was es sich dabei denkt. Ich habe schon manchmal fröhlich für mich hingelacht, wenn ich gesehen habe, wie ein kleines Mädchen seine Puppe — mochte der auch der halbe Kopf oder ein Arm fehlen, oder das Seegras aus den Beinen heraus gucken — so freudig herzhaft an sich gedrückt hielt, als wäre sie die schönste von der Welt. Wie es mit ihr sprach, sie, mangels eines Wägelchens, in die umgekehrte Fußbank bettete, den Stiefelknecht als Pferd davor spannte und sie dann stolz bei 30 Grad Hitze quer über den Hof hinweg Schlitten fuhr! Solch Kind freut sich ebenso sehr, wenn es eine Fünfzigpfennigpuppe unter dem winzigen Weihnachtsbäumchen findet, wie das Kind reicher Eltern, dem der Weihnachtsmann eine kostbare Ankleidepuppe mit allem nur erdenkbaren Zubehör schenkt. Und so haben auch damals, als im Schlosse des Ritters oder im Palaste des Patriziers das Dockenhaus auf dem Weihnachtstische stand, die Kinder jener Eltern sich nicht mehr gefreut, als die des armen Hörigen in der Hütte drunten, denen der Besitz einer hölzernen Docke der Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit dünkte. Nicht wie das Spielzeug ist, bestimmt seinen Wert für das Kind, sondern als was es ihm erscheint; und je länger es bei seinem Spielzeuge, in seinem kindlichen Gedanken-



Abb. 12. Puppe, zur Jubelfeier des bayerischen Kunstgewerbevereins gekleidet von Fräulein Kathi Dietrich. Nach: Kunst und Handwerk, Verlag von R. Oldenbourg in München



Abb. 13. Puppen, zur Jubelfeier des bayerischen Kunstgewerbevereins gekleidet von den Damen Stuck, Schäfer und Obermaier.
Nach: Kunst und Handwerk, Verlag von R. Oldenbourg in München.

kreise bleibt, um so glücklicher ist ganz gewiß auch seine Jugend.

„Muoz ich sie behalten bi den tocken?" läßt Wolfram von Eschenbach die jugendliche Sigune fragen, als ihr Schionatulander von der Minne spricht. „Soll ich sie zu den Puppen legen?" ist das nicht herzerquickend kindlich, ist darin nicht eine Beobachtung wiedergegeben, wie sie nur ein Vater an seinem eigenen Kinde gewonnen haben kann? Und wir wissen von Wolfram von Eschenbach, wie sehr er sich über das spät errungene Glück an Frau und Tochter gefreut hat. Wie spaßhaft schnurrig und knurrig berührt dagegen der Verfasser der „Arche Noes" (Dillingen 1693), der auf Seite 323 seines Buches sagt: „Dem Frauenvolk klebet eine sonderliche Zuneigung gegen den Kindern an. Das siehet man an denen kleinen Töchterlein, welche, obwol sie noch gar nit wissen, ob sie Mägdlein seind, noch viel minder, warumb sie solche seind, dannoch in ihren Kinderspielen aus Lumpen zusammengemachte Docken herumbtragen, wiegen, einfätschen und versorgen." — Da loben wir uns die alten Minnesänger, die mit Freude berichten, daß ihre Herzallerliebste einhergegangen sei, so



Abb. 14. Alte Puppe aus dem Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg.

schmuck wie eine kleine Puppe. „Ach raines tockel, traute schoene tocke“ ruft der Wolkensteiner aus; „bistus (bist du es), der freuden tocken“ begrüßt er die Nahende; „dû rehtez (rechtes) sumertöckel“ redet ein anderer die Geliebte an, die sich zum sommerlichen Feste geschmückt hat. Neidhardt von Reuenthal schildert „Briderûn als (wie) eine tocke sprane in ir reidem (rotem) rocke“, und auch der gute Wolfram von Eschenbach läßt im Titurel seinen Schionatulander klagen „sit mich unheil mit våre geschieden hat von miner sumertocken“. Warum auch nicht das Wort gebrauchen? Wenn einer seinen Herzensschatz so zierlich und nett findet wie eine Puppe, so ist das nur ein Lob, und sicher wird die Vielgepriesene dann nicht ausgesehen haben wie ein „Modepüppchen“ oder gar nicht mehr gewesen sein als eine „bloße Puppe“.


Abb. 15. Alte Puppe aus dem Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg.

Und überhaupt, unsere alten Minnesänger, sie waren durchaus nicht immer so landfahrige, von einer Mädchenblume zur anderen flatternde Gesellen, wie manche Leserin wohl denken mag. Sie waren meist sogar recht ehrbare, wackere Hausväter, und gerade die besten unter ihnen singen in ihren Liedern, wie glücklich sie darüber gewesen sind, mit Frau und Kind am eigenen Herde auf ihren Burgen zu sitzen. Da mögen sie gar viel dem kindlichen Spiele mit den Puppen zugeschaut haben. Denn wo hätte sonst einer von ihnen, der Graf Rudolf von Nieuwenburg, das Wort hergenommen, das so ganz die Welt des Kindes wiedergibt: „Daz kint spilete und was frô.“

Venetianische Gondelgespräche.

Von H. Hesse.

I.

Komm', wir wollen einen Schmuck erdenken,
Den wir eins dem andern wollen schenken,
Wenn einmal wir beide arme Kinder
Fürsten werden sein und Schätzefinder.
Eine Kette hab' ich dir ersonnen:
Perlen, fern im Orient gewonnen,
Perlen, die perlmuttern und opalen
Mit versteckten jähen Lichtern prahlen;
Dieser Perlen reiche Reihen sollen
Endigen in einen wundervollen
Busenstern von lachenden Türkisen,
Die bei jeder Regung Strahlen schiessen
Und inmitten eine Platte tragen,
Drauf in altem Golde aller Sagen
Lieblichste in zarter Arbeit leuchtet:
Aphrodite, welche schaumbefeuchtet
Aus der Welle schwebt. Die Göttin trüge
Deiner eig'nen Schönheit schöne Züge.
Ich hinwieder wünsche mir aus Glase
Eine zartgeformte, hohe Vase,
Deren Wände müssten meergrün schimmern,
Und wie Sonnenschein am Lido flimmern.
Hundertfarbig, neu zu jeder Stunde,
Irisspielend jegliche Sekunde.
In Murano soll der beste Bläser
Schaffen uns dies Wunder aller Gläser,
Tag und Nächte soll er wund sich mühen,
Bis ihm Farbenwunder traumhaft blühen
Und aus seiner reichsten Träume Fluten
Uns der fabelhafte Kelch wird fluten.
Dann an warmen Abenden, wie heute,
Tönt der Kelch ein wundersam Geläute,
Und wir beide hören zu und schweigen,
Bis aus dem Geläute Lieder steigen,
Lieder, die wie Fabeln fremder Zeiten
Fremd und schön in langen Takten gleiten,
Tief in Zauberglück die Seele hüllen,
Aller scheusten Sehnsucht Wunsch erfüllen.
Hörst du? Hörst du nicht? — Es ziehen
Schon vom Ufer her die Melodieen,

Es erglänzen schon in jähen Farben
Unsres Kelches tausendfache Farben,
Über Redentore hängt verblühend
Reif und schwer die Sonne, blutrot glühend,
Die Lagune leuchtet auf in grossen
Feuerfeldern, blüht in roten Rosen,
Feiert aller Farben reichste Feste,
Überströmt mit Prunk uns stille Gäste.
Nein, der Bläser soll sich nicht bemühen,
Schau, hier siehst du meine Vase glühen.
Irgendwo im blauen Meere hinten
Werden wir auch deine Kette finden.

II.

Was ich träume, fragst du? Dass wir beide
Gestern starben und im weissen Kleide,
Weisse Blumen in den losen Haaren,
In der schwarzen Gondel meerwärts fahren.
Glocken läuten fern vom Kampanile,
Werden leiser, werden bald vom Kiele
Übergurgelt, den die Wellen schlagen.
Weiter meerwärts werden wir getragen,
Dorthin, wo mit himmelhohen Masten
Schiffe schwarz am Horizonte rasten,
Wo die Fischerbarken mit den feuchten
Rot und gelben Segeln tiefer leuchten,
Wo die blauen grossen Wogen brausen,
Wo die wilden Schillermöven hausen.
Dort, durch eines Wasserthores blauen Rachen
Segelt abwärts unser leichter Nachen
In die Tiefen, deren weite Räume
Fremd erfüllen die Korallenbäume,
Wo in Muscheln, die verborgen glimmern,
Bleiche Riesenperlen köstlich schimmern,
Scheue Silberfische glänzen leise
Uns vorbei und lassen Farbengleise,
Deren Furche andre überglänzen
Mit den goldenroten, schlanken Schwänzen.
Träumend dort in meilentiefer Tiefe
Wird uns sein, als ob zuweilen riefe
Einer Glocke Ton, ein Windeswehen,
Deren fernes Lied wir nicht verstehen,
Deren fernes Lied von engen Gassen
Redet, die wir langeher verlassen,
Und von Dingen, die wir ehmals kannten,
Und von Wegen, die wir ehmals fanden.
Einer Strasse, eines Kirchleinnern
Werden wir verwundert uns erinnern,
Eines Gondelrufs und mancher Damen,
Die wir manchesmal vorzeit vernahmen.
Lächelnd, wie im Schlaf die Kinder pflegen,
Werden wir die stummen Lippen regen,
Und das Wort wird, eh' wir's können lallen,
In Vergessenheit und Traumtod fallen.
Über uns die grossen Schiffe gleiten,
Dunkle Barken bunte Segel breiten,
Grosse Vögel in der Sonne fliegen,
Blanke Netze auf dem Wasser liegen,
Und darüber hoch und rein gezogen
Eines Sonnenhimmels blauer Bogen.

III.

In Burano, wo an ihren Spitzen
Hundert schöne Mädchen fleissig sitzen,
Mit den weissen, allzuspitzen, raschen
Fingern eilig fügend feine Maschen,
Wo an wundervoll geschaffenen Stücken
Fremde schöne Damen sich entzücken,
In Burano bin ich heut gewesen,
Ein Geschenk dir, Gina, zu erlesen.
Ah wie glänzten die brillanten, frischen
Zartgeblümten Zeuge auf den Tischen!
Ah wie zart in tastend leisen Händen
Fühlte ich der feinen Nähte Enden!
Einen Spitzensaum und sieben Krägen
Liess ich sorgsam mir beiseite legen;
Dass ein feiner Schmuck dich würdig ziere,
Gab ich gerne sechzehnhundert Lire.
Dann erschaute ich und liess mir reichen
Weisse Seidenkissen, die mit weichen
Breiten Säumen edler Arbeit prangten,
Säume, deren Fries von reichgerankten
Spitzenkränzen und erhab'nen Rosen
Mir verlockend schien, darauf zu kosen
Holde Liebesstunden. Zwölf Zechinen
Zahlte ich für jedes Stück von ihnen.
Eine Gondel liess ich damit füllen
Und mit starkem Segeltuch verhüllen.
Diese Gondel, leider muss ichs sagen,
Ward hinaus ins offene Meer verschlagen,
Und ich fürchte, unsre schönen Sachen
Werden nun den Fischen Freude machen.
In den weissen Spitzenrankenkränzen
Werden schlanke Silberfische schwänzen,
Durch die Maschen, die so köstlich waren,
Wird der Thunfisch und der Hering fahren,
Und die seideweichen Liebeskissen
Werden von der Störe Brut zerschlissen.
Einzig eine kleine, arme Haube
Blieb mir über und entging dem Raube.
Nimm sie, Schönste, an der Schätze Stelle,
Die mir tückisch stahl der Gott der Welle.





Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Aus meiner Gymnasialzeit.*

Erinnerungen von

Th. H. Pantenius.

Wer von uns deutschen Kurländern auf dem Lande erzogen wurde und später studieren sollte, wurde durch Hauslehrer zum Eintritt in die Tertia des Gymnasiums vorbereitet und auf Grund einer Prüfung in diese aufgenommen. Als ich auf das Gymnasium kam (1858), gab es in dem 480 Quadratmeilen großen Kurland nur ein Vollgymnasium, das in Mitau, und ein Progymnasium in Libau. Die aus dem sogenannten Oberlande, dem Landstrich südlich der oberen Düna, stammenden Jünglinge besuchten freilich mitunter auch das Gymnasium in Riga.

Das Mitausche Gymnasium stellte ungefähr dieselben Anforderungen und übermittelte seinen Schülern ungefähr dieselben Kenntnisse wie damals ein Gymnasium in Deutschland. Es war in einem ehemaligen herzoglichen Palais sehr gut untergebracht. Die Klassenräume, die sich über zwei Etagen verteilten, waren groß und hoch, und das war gut, denn die Klassen waren überfüllt. In der Tertia und der Sekunda saßen je 70—80 Schüler, in der Prima 40 und mehr. Neben den drei obersten Klassen des humanistischen Gymnasiums liefen noch Parallelklassen her, deren Lehrpensum ungefähr dem Kursus eines Realgymnasiums entsprach. Hier erhielten die Schüler ihre Ausbildung, die später die Forstkarriere ergreifen wollten.

Der Unterricht wurde bis auf die Stunden, in denen russische Geschichte und russische Geographie gelehrt wurde, in allen Klassen in deutscher Sprache erteilt.

Als ich in das Gymnasium eintrat, war sein Direktor ein Nationalrusse, der, ehe er an die Spitze eines klassischen Gymnasiums gestellt wurde, ein höherer Marineoffizier gewesen war. Er war ein kleiner, untersetzt gebauter Mann mit einem behaglich gerundeten Leibe und kurzem Halse. Seine freundlichen Augen blickten durch die Gläser einer in Gold gefaßten Brille und wurden dadurch etwas entstellt, daß sie beständig blinzelten.

Der Herr Direktor war ein außerordentlich gutmütiger Mann, aber seiner Stellung in keiner Weise gewachsen. Seine Kenntnisse waren die allerbescheidensten: er verstand nicht nur kein Wörtchen Latein oder Griechisch, sondern verfügte wohl überhaupt nur über ein äußerst geringes Wissen. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage beschränkte er sich denn auch darauf, an seinem Teil die Disziplin aufrecht zu erhalten. In welchem Geiste das geschah, davon ein Beispiel. Die Revision des Klassenbuches, die am Sonnabend stattfand, war Sache des Inspektors d. h. eines Beamten, der keinen Unterricht erteilte, sondern nur mit der Aufrechterhaltung der Disziplin betraut war. Diesem Herrn legte an jedem Sonnabend der Primus jeder Klasse das Klassenbuch und die von den Eltern eingegangenen Entschuldigungsschreiben vor. Der Inspektor überzeugte sich dann, ob auch alle, die als fehlend eingetragen worden waren, Entschuldigungen beigebracht hatten und verhängte Strafen über solche Schüler, die die Schule ungerechtfertigterweise versäumt hatten. In einem Sommer hatte der Inspektor eine längere Badereise unternommen, und der Direktor vertrat ihn. Am ersten Sonnabend meldete sich zur festgesetzten Stunde jeder Primus mit seinem Klassenbuch. Primus der Tertia war damals mein Freund Adolf, ein sehr munterer junger Herr. Der Direktor sah das Klassenbuch durch und verglich die Liste der Fehlenden sorgfältig mit den eingegangenen Entschuldigungsschreiben. Darauf entspann sich zwischen ihm und Adolf folgendes Gespräch.

Der Direktor (in sehr gebrochenem Deutsch): Adolf, hier fehlen sieben Entschuldigungszettel.

Adolf: Jawohl, Excellenz.

Der Direktor: Adolf, ich bin für Sie keine Excellenz, ich bin für Sie „der Herr Direktor."

Adolf: Jawohl, Excellenz.

Der Direktor: Adolf, hier fehlen sieben Entschuldigungszettel.

Adolf: Jawohl, Excellenz.

Der Direktor: Adolf, wo sind die fehlenden Entschuldigungszettel?

Adolf: Sie sind nicht vorhanden, Excellenz.

Der Direktor (sehr erregt): Was ist das für eine Antwort, Adolf? Sie sehen doch, hier sind noch sieben Schüler als fehlend eingetragen, und es sind doch keine Entschuldigungszettel für sie da.

Adolf: Jawohl, Excellenz.

Der Direktor (heftig): Adolf, was sind Sie für ein Primus! Es haben sieben Schüler gefehlt, und sie haben keinen Entschuldigungszettel. Wie

*) Vgl. XIII. S. 709. XII. S. 271 und S. 426.

können Sie sich erlauben, mir die sieben Entschuldigungszettel nicht zu bringen?

Adolf: Verzeihen, Excellenz, aber die Sieben haben eben geschwänzt.

Der Direktor (in hellem Zorn): Ach was, Adolf, bei mir wird nicht „geschwänzt". Ich werde Ihnen was sagen, Adolf. Wenn Sie mir nicht Montag die sieben Entschuldigungszettel vorlegen, werde ich Sie absetzen. Ich kann keinen Primus brauchen, der mir nicht alle erforderlichen Entschuldigungszettel bringt.

Adolf verbeugte sich und ging. Er versammelte darauf die sieben Sünder — ich gehörte auch zu ihnen — und trug ihnen unter großer Heiterkeit das Verlangen des Direktors vor. Wir überlegten uns den Fall noch allen Seiten und kamen schließlich dahin überein, uns selbst die verlangten Entschuldigungszettel auszustellen. Ich schrieb also z. B.: „Daß ich Endesunterzeichneter am Montag von 9—11, am Mittwoch von 10—12 und am Sonnabend von 8—9 die Schule versäumt habe, bescheinige ich hierdurch. Pantenius."

Am Montag brachte dann Adolf wirklich diese seltsamen Entschuldigungen dem Direktor.

Uns Zurückbleibenden war, während er fort war, doch höchst unbehaglich zu Mut, denn wir waren uns der unerhörten Frechheit unseres Unterfangens voll bewußt. Unsere Besorgnisse erwiesen sich aber als unbegründet. Nachdem Adolf die Entschuldigungszettel dem Direktor übergeben hatte, verglich dieser sie noch einmal mit dem Klassenbuch; dann klopfte er Adolf freundlich auf die Schulter und entließ ihn mit den Worten: Nun sehen Sie, Adolf, wenn man sich nur rechte Mühe gibt, so ist eben alles in Ordnung.

Man kann sich wohl denken, daß in diesem Sommer viele Entschuldigungszettel abgegeben wurden.

Eine Quelle steter Sorge bildete für den Direktor die Uniformenfrage. Wir trugen eine Uniform, die dem heutigen Überrock der deutschen Offiziere bis auf die fehlenden Achselklappen glich. Diese Uniform war, solange der Kaiser Nikolaus lebte, ohne Murren in der vorgeschriebenen Weise getragen worden; seit dem Regierungsantritt Alexanders II. lag aber die Abschaffung der Uniform schon so zu sagen in der Luft, und der liberale Geist jener Tage äußerte sich bei uns Schülern in erster Reihe in tödlichem Haß gegen dieses an sich ja ganz schmucke, kleidsame und bequeme Kleidungsstück. Es galt unter uns für den Ausdruck einer niederträchtigen Sinnesart, die Uniform nach Vorschrift zugeknöpft zu tragen. Wer irgend auf sich hielt, ließ sich den roten Kragen viel niedriger machen, als er sein sollte, und sorgte außerdem dafür, daß das rote Band um die Mütze verbotenerweise abnehmbar war. Junge Herren von ausgesprochen liberaler Gesinnung hielten auch noch darauf, daß möglichst viele Knöpfe fehlten und rissen die Nähte über den Ellenbogen auf. Man trug die Uniform auch nur noch in der Schule und bewegte sich zu Hause und auf der Straße nur in Civil, obgleich das streng verboten war.

Der Direktor war in Verzweiflung. Bei dem in Petersburg herrschenden Geist wagte er es nicht, energisch einzuschreiten; andererseits mußte sein militärisch geschulter Geist unter dem Anblick unserer mißhandelten Uniformen unsäglich leiden. Er versuchte es daher mit einem Mittelweg, ging von Klasse zu Klasse und verkündete überall folgendes Programm: „Ich bemerke mit Bedauern, daß Sie gehen ohne Uniform. Zu gehen ohne Uniform ist verboten. Ich werde Ihnen sagen, was ist jetzt erlaubt: Wenn Sie wollen gehen straßüber, können Sie gehen ohne Uniform. Wenn Sie wollen gehen straßauf, straßab, müssen Sie haben Uniform."

Vergeblich. Wir gingen sowohl „straßüber" wie „straßauf und straßab", womit die Abstattung eines Besuches respektive Spaziergänge gemeint waren, ohne Uniform, und diese wurde in der Schule selbst immer schenßlicher, bis sie endlich ganz und gar abgeschafft wurde. Erst als das geschehen war, erkannten wir, daß die verhaßte denn doch auch ihre großen Vorzüge gehabt hatte. Die Unterschiede zwischen dem reichen jungen Majoratsherren, der unter uns zahlreich vertreten war, und dem armen Jungen, der sich durch Privatstunden mühsam über Wasser hielt, traten jetzt erst auch in der Kleidung hervor. Ein Äußeres, das immerhin auch etwas auf das Innere zurückwirkte.

Während aber die Uniform in den letzten Stadien der Schwindsucht lag, verursachte sie unserem Direktor noch viel Herzleid. Ich sehe ihn noch, wie er in seiner in der Palaisstraße liegenden Wohnung am Fenster stand und die in Civil an ihr vorübergehenden Gymnasiasten durch ein Opernglas musterte. Da er aber so kurzsichtig war, daß selbst seine bewaffneten Augen nur schlecht sahen, so war er frechem Leugnen gegenüber ohnmächtig. Er war es auch sonst jedem Schüler gegenüber, der ihn richtig zu nehmen wußte. Hielt sich z. B. ein solcher während der Unterrichtsstunden müßig im Korridor auf und wurde dort vom Direktor überrascht, so brauchte er nur die Thüre zu einem beliebigem Klassenzimmer zu öffnen und den Direktor sich tief verbeugend, mit: „Excellenz wollten gewiß hier eintreten," anzureden, um ob solcher Höflichkeit durch ein freundliches Kopfnicken und ein gnädiges: „Ich danke Ihnen" belohnt und jeder weiteren Nachfrage überhoben zu werden.

Als die Uniform abgeschafft wurde und auch sonst der neue Geist in das Land und in die Schule einzog, waren auch unseres Direktors Tage gezählt, und er zog sich für den Sommer auf seine im innersten Rußland liegenden Güter, für den Winter nach Moskau zurück. Besuchte ihn dort ein früherer Schüler des Mitauschen Gymnasiums, so fand er die freundlichste Aufnahme und wurde, wenn seine Verhältnisse eine solche Gabe irgend angebracht erscheinen ließen, mit einem Neufundländer beschenkt. In Bezug auf die Zucht dieser Hunde war unser Direktor nämlich wirklich Fachmann.

Sein Nachfolger wurde der bisherige Inspektor, ein Graf und ehemaliger Garderittmeister. Der Graf stammte aus einer polnischen Familie, war aber selbst ganz und gar ein deutscher Kurländer. Wohl alle, die ihn gekannt haben, gedenken seiner mit Liebe und in Verehrung. Ich

fürchte allerdings, daß der Graf in Bezug auf gelehrte Kenntnisse seinem Vorgänger nicht sehr überlegen war — seine Specialität war die Zucht von Kanarienvögeln —, aber er war ein vollendeter Gentleman und ein prächtiger Charakter. Die Disciplin der Schule ließ zwar unter seiner Leitung viel zu wünschen übrig, und die Lehrer mochten zusehen, wie sie mit ihren losbändigen Schülern auf eigene Hand zurecht kamen, aber der Graf erreichte es immerhin, daß sich unter diesen ein starkes Ehrgefühl entwickelte. In diesem Punkt verstand er, so übernachsichtig er auch sonst war, keinen Spaß. Der vornehm wirkende Mann mit dem ergrauenden Schnurr- und Backenbart und den unzähligen Fältchen im Gesicht hatte die Gabe, auch den Unbändigsten bescheiden zu machen, und angesichts seiner guten Augen hat gewiß nie jemand gelogen. Er faßte uns eben alle immer ganz als Kavaliere an, und das war jungen Kurländern meiner Generation gegenüber nicht so unangebracht, wie es Fachpädagogen wohl erscheinen mag. Erwiesen wir uns in Sachen der Ehre als zuverlässig, d. h. waren wir wahr, schonten wir den Schwachen und waren wir bereit, die Folgen unserer Handlungen auf uns zu nehmen, so ließ er uns im übrigen Freiheit vollauf.

Die Lehrer des Gymnasiums, die den Titel „Oberlehrer" führten, waren weniger exotischer Natur als der Direktor und der Inspektor. In den oberen Klassen war das Fachlehrersystem streng durchgeführt, das heißt ein Lehrer unterrichtete nur in der Religion, ein zweiter nur im Griechischen, ein dritter nur im Lateinischen u. s. w. In den unteren Klassen, bis Tertia einschließlich, war das System ein gemischtes, die Lehrer unterrichteten teils nur in einem, teils in mehreren Fächern.

Den Religionsunterricht erteilte uns eine überaus würdige Persönlichkeit. Dieser Oberlehrer war schon ein alter Herr von imponierender Haltung. Sein überaus kluges Gesicht, das ein feiner halblanger Backenbart einrahmte, war durch kurzes, nach oben gekämmtes, weißes Haar gekrönt. Er war ein Mann von ebenso tiefgehender wie umfassender Gelehrsamkeit und wußte auch in der sogenannten „schönen Litteratur" gut Bescheid. Sein Vortrag war allerdings für uns zu hoch gehalten, aber wer sich für sein Fach interessierte, lernte viel von ihm. Bei seiner ganzen Persönlichkeit machte ihm das Aufrechterhalten der Disciplin keine Schwierigkeiten, und der Schülerfürwitz wagte sich ihm gegenüber höchstens in der Form ehrfurchtsvoll gestellter knifflicher Fragen hervor. In diesem Fall fügte der alte Herr Zeigefinger und Daumen so zusammen, so daß sie einen Kreis bildeten, legte diesen dem Fragesteller auf die Schulter und sagte mit einem feinen Lächeln und ganz leiser kaum vernehmbarer Stimme: „Mein lieber junger Freund, kommen Sie nach zwanzig Jahren wieder. Dann werde ich Ihnen Ihre Frage beantworten." Wir nahmen uns natürlich alle vor, von dieser Erlaubnis seinerzeit Gebrauch zu machen, aber es hat wohl keiner von uns diesen Vorsatz ausgeführt, obgleich der alte Herr als Gatte einer vierten Frau wirklich den von ihm ins Auge gefaßten Zeitpunkt nicht nur erlebte, sondern auch noch weit überlebte. Eine merkwürdige Eigenheit des alten Herrn bestand darin, daß wir die geistlichen Lieder, die die tägliche Morgenandacht begleiteten, im allerschnellsten Tempo singen mußten. Wir schmetterten die Choräle in die Luft wie die flottesten Reiterlieder, was angesichts ihrer getragenen Melodien überaus komisch wirkte und uns, gewiß ganz gegen die Absicht, gleich von Anfang an in eine heitere und ausgelassene Stimmung versetzte.

Ich hatte mit dem alten Herrn im späteren Leben noch einmal eine sehr interessante Begegnung. Da er immer sehr gütig gegen mich gewesen war, so erlaubte ich mir, ihm ein Exemplar meines ersten Romans „Wilhelm Walfschild" mit ein paar freundlichen Zeilen zu übersenden. Das Exemplar war kaum in seinen Händen, als ich auch schon die Aufforderung erhielt, ihn zu besuchen. Ich fand, daß die Jahre spurlos an diesem Glücklichen vorübergegangen waren. Er hielt sich noch ganz so aufrecht und machte einen ebenso rüstigen Eindruck wie früher. Er sagte mir einige nachsichtige Worte über den Roman und fuhr dann also fort: „Am meisten habe ich Ihre Courage bewundert, lieber Pantenius." Ich sah ihn darauf wohl etwas verwundert an, und er beantwortete die ungestellte Frage so: „Ich nehme an, daß Sie, als Ihre Arbeit fertig war, selbst erkannten, daß Ihr Roman ihrem Ideal nach nach keiner Richtung entsprach. Sie sagten sich aber, daß dieser Umstand Sie nicht davon abhalten dürfe, sie zu veröffentlichen, und nahmen sich nur vor, es das nächste Mal besser zu machen. Dazu gehört Mut, und diesen Mut bewundere ich. Denn ich habe ihn leider nie besessen. Ich habe in meinem Leben eine ganze Anzahl wissenschaftlicher Werke verfaßt. Waren sie beendet, so sagte ich mir, ich müsse den Rat von Horaz befolgen und sie eine Reihe von Jahren liegen lassen, ehe ich sie veröffentlichte. Nahm ich die Manuskripte aber dann wieder vor, so genügten sie mir nicht mehr, und ich übergab sie dem Feuer. Aber das war unrecht. Man muß es so machen wie Sie."

Ich bin überzeugt, daß es sich in Bezug auf seine nie veröffentlichten Werke so verhielt, wie der alte Herr erzählte, und ich bin ebenso davon überzeugt, daß die theologische Wissenschaft Grund hat, das zu beklagen.

Als der Graf Direktor wurde, übernahm der Religionslehrer die Inspektion, und der Religionsunterricht ging in die Hände eines Theologen über, der frisch von der Universität kam. Jung, energisch und thatendurstig wirkte dieser wie ein uns ganz neues Element. Er hatte in Dorpat anfangs ein wildes Leben geführt, war aber dann durch den Einfluß einer edlen Frau zu einer ernsten christlichen Lebensauffassung geführt worden und war nun von dem Verlangen erfüllt, die neue ihn beglückende Erkenntnis auch auf seine Schüler zu übertragen. Während sein Vorgänger Religion gelehrt hatte wie eine andere Wissenschaft auch, war er bemüht, sie in uns als ein subjektives Empfinden

zu erwecken. Schüler, die sich für diese Fragen interessierten, lud er zu sich in sein Haus, las mit ihnen wissenschaftliche theologische Werke und ließ ihnen bei der Diskussion volle Freiheit. Ich erinnere mich dieser Abende noch mit großem Vergnügen. Die lebhafte, derbe Art unseres Lehrers wirkte im höchsten Grade anregend, und die Eigenart seines Charakters, sich in einer steten Wandlung zu befinden, machte ihn uns jungen Leuten nur noch anziehender.

Der Oberlehrer für das Griechische war ein kleiner, zierlich gebauter Mann, das Urbild eines damaligen deutschen Gelehrten, von der eleganten Art, die ja hin und wieder auch schon damals vorkam. Er hatte sehr gute Manieren, ging immer überaus sorgfältig gekleidet und war von ausgesuchter Höflichkeit. Er war in seinem Fach von großer Gelehrsamkeit, wurde später Professor in Dorpat und hat als solcher ein lateinisches Lexikon von irgend einer mir nicht bekannten Eigenart herausgegeben, das ihm den uneingeschränkten Beifall seiner Fachgenossen einbrachte. Als Lehrer sprach auch er leider weit über unsere Köpfe weg. Wir dankten ihm für seine Höflichkeit dadurch, daß wir uns in seinen Stunden musterhaft still verhielten; es waren aber doch nur wenige, philologisch besonders begabte Schüler, die ihm ganz folgen konnten. Er faßte uns wohl überhaupt zu sehr als junge Leute auf, die aus eigenem Interesse sich weiter bilden wollten und trug unseren jungen Jahren zu wenig Rechnung. So gab er uns z. B. ein paarmal im Jahr etwa 500 Verse Homer als Privatlektüre auf, ließ sich aber diese dann nicht etwa von uns übersetzen, sondern fragte nur nach den Schwierigkeiten, auf die wir beim Lesen gestoßen wären. Er verlangte in solchen Fällen, daß ihm jeder mindestens drei Schwierigkeiten unterbreitete. Nun ist es ja einleuchtend, daß jeder Schüler, der 500 homerische Verse wirklich sorgfältig durchgenommen hatte, auf viel mehr als auf die verlangte Zahl von Schwierigkeiten gestoßen war. Die meisten von uns aber sahen nur wenige Verse durch und hörten mit der Privatlektüre auf, sobald sie ihre drei Schwierigkeiten zusammen hatten. Andere wieder lasen überhaupt keinen Vers und liehen sich die „Schwierigkeiten" von fleißigen Freunden oder erkauften sie durch das Versprechen, für sie andere schriftliche Arbeiten anzufertigen. Kam der Termin heran, an dem über die Privatlektüre Rechenschaft abgelegt wurde, so wurden die guten Philologen um „Schwierigkeiten" bestürmt, und wer von ihnen gutmütig war, verteilte sie mit vollen Händen unter die Kameraden.

Für philologisch nicht beanlagte Gemüter war es oft keineswegs leicht, den gelehrten Ausführungen unseres Lehrers zu folgen. Ich erinnere mich mit besonderem Grausen einer Thüre, die Orso-Thüre hieß, irgendwo bei Homer vorkommt und zu unserer Belehrung in drei vollen Stunden besprochen wurde. Auch ging es unserem Lehrer wie anderen Leuten auch, die ihr ganzes Leben über den Büchern verbracht haben, er sah mitunter buchstäblich den Wald vor Bäumen nicht. In dieser Beziehung erinnere ich mich einer lustigen Anekdote. In der Odyssee wird einmal erzählt, daß die göttliche Penelopeia sich zu irgend einem Zweck in den Männersaal begab und zwar in Gesellschaft von zwei Mägden, die einen Korb trugen. Dann wird weiter berichtet, daß die Dame in würdiger Haltung vor den Freiern stand, während je eine Magd ihr den lang herabwallenden Schleier hielt. „Diese Stelle," sagte unser Lehrer, indem er nach seiner Gewohnheit die Brille auf die Stirn schob, „ist in sachlicher Beziehung eine der schwierigsten, die ich kenne. Es ist uns doch eben erst erzählt worden, daß die beiden Mägde den Korb trugen. Wie können sie nun Penelopeia zur Seite stehen und ihr den Schleier halten?" Wir sahen uns belustigt an, einer unserer Mitschüler aber nahm diese „Schwierigkeit" ganz ernst, erhob sich und sagte im breitesten oberländischen Dialekt: „Härr Oberlährer, können wir uns den Hårgang nicht vielleicht so dänken, daß die Mägde vorhär den Korb wäglägten?" Wir konnten bei aller Ehrfurcht vor unserem gelehrten Lehrer nicht umhin, in ein schallendes Gelächter auszubrechen; der Herr Oberlehrer aber errötete über und über, schob sich die Brille hastig herauf und wieder herunter, stieß ein kurzes Lachen aus und erklärte dann, sein scharfsinniger Schüler könne wohl recht haben.

Bei alledem wirkte unser „Grieche" doch sehr anregend, und viele von uns trieben auch privatim viel griechische Lektüre. Ich persönlich kannte z. B. einen großen Teil der köstlichen Lieder Anakreons auswendig und weidete mich an ihrer unbeschreiblichen Grazie mit immer neuer Lust. Ebenso verdankte ich Herodot viele schöne Stunden. Ich konnte von frühester Jugend an nie genug mündlich oder schriftlich erzählen hören, und Herodot ist ja ein Erzähler allerersten Ranges.

Auch der Lehrer für das Lateinische war eine Zierde des Gymnasiums. Er besaß sehr gründliche Fachkenntnisse, und seine Persönlichkeit hatte viel von der Würde und der Urbanität eines vornehmen Römers. Man konnte sich den überaus stattlichen Mann sehr gut in einer Toga vorstellen und hatte großen Respekt vor ihm. Sein Vortrag war sehr interessant; es lag aber in der innersten Natur seines gelassenen, vornehmen Wesens, daß er sich darauf beschränkte, den lernbegierigen unter seinen Schülern zwar jede Möglichkeit einer umfassenden Belehrung zu bieten, sich aber um die zerfahrenen oder trägen nicht weiter zu kümmern.

Während dieser Lateiner in olympischer Ruhe seines Amtes wartete, wurde es seinem Kollegen in den unteren Klassen nicht so gut. Er war einer jener unseligen Lehrer, die auf keine Weise Disciplin halten können, und er muß darunter unsäglich gelitten haben. Er verfügte, wie ich glaube, über schöne Kenntnisse und war ganz gewiß ein grundguter Mensch, aber gerade diese letztere Eigenschaft wurde ihm, neben seiner maßlosen Heftigkeit, zum Verderben. Er war nämlich nicht imstande, auch nur den bösartigsten Schlingeln ihre Bitte um Verzeihung abzuschlagen, und diese Schwäche wurde in der greulichsten Weise mißbraucht. Am tollsten ging es in den beiden Nachmittagsstunden her, die am Montag erteilt wurden und die man unbegreiflicherweise gerade

Eisbären auf der Lauer. Originalzeichnung von Wilh. Kuhnert.

diesem Lehrer übergeben hatte. Da waren z. B. in der Tertia drei junge Leute B., B. und E., die selbst unter uns wildem Volke nicht ihresgleichen hatten. Sie saßen immer einträchtig bei einander auf den drei letzten Plätzen. Rückten mit dem Beginn des Semesters die neu in die Klasse Versetzten ein, so schoben sie die drei nach oben. Die nächste Versetzung brachte sie aber wieder auf ihre Stammplätze. Kaum hatte unser unglücklicher Lehrer das Zimmer betreten und die spärlich Anwesenden vermocht, die im Gange befindliche Schlacht einstweilen einzustellen und die mitgebrachten Romane aus den Schulmappen zu nehmen, so erklang von den letzten Plätzen her ein dreistimmiges: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage." Darauf bekam der Lehrer einen seiner Wutanfälle, ballte die Fäuste, reckte die Arme empor und brüllte: „B. — hinaus! Sofort hinaus!" Worauf sich B., frohen Angesichts, erhob und das Klassenzimmer verließ, um auf dem Korridor die Kameraden zu erwarten. Diese erhoben nämlich ihren Sang nunmehr zweistimmig, und als auch B. vor die Thür gesetzt war, sang E. allein fort, bis auch er den Genossen nachgeschickt wurde. Um fünf Uhr erschienen dann alle drei wieder und erbaten sich von ihrem Lehrer immer wieder mit Erfolg, daß er die ihnen erteilten Tadel ausstrich. Gelernt wurde unter diesen Umständen natürlich so gut wie nichts, und die guten Schüler unterschieden sich von den schlechten nur dadurch, daß sie sich eine stille Beschäftigung wählten, während letztere lauten Unfug verübten, also z. B. mitgebrachten und in der Klasse in Freiheit gesetzten Mäusen nachjagten u. s. w. Der unglückliche Mann auf dem Katheder gebärdete sich unterdessen wie ein Unsinniger, konnte aber absolut nichts ausrichten. Rief er dann den Grafen zur Hilfe, so verstummte zwar der Lärm augenblicklich; aber kaum hatte der Graf das Zimmer verlassen, so erhob er sich wieder mit verstärkter Gewalt. Der Lehrer war aber auch wirklich von unbegreiflicher Schwäche. Ich erinnere mich, daß ich ein ganzes Semester hindurch an jedem Montag, an dem ich anwesend war, also etwa an jedem zweiten, bei Beginn der Stunde an ihn herantrat und ihn folgendermaßen anredete: „Sie wissen doch, Herr Oberlehrer, daß ich sonst ein fleißiger Schüler bin. Ich habe mich aber zu heute nicht präparieren können, weil eine Tante vom Lande in der Stadt war und meine Dienste beanspruchte." Und der keineswegs dumme Mann glaubte jedesmal an diese „Tante vom Lande" und antwortete: „Recht so, Panteniuš. Es kann jedem Schüler einmal passieren, daß er sich nicht vorbereitet hat. Er muß es dann nur gleich beim Beginn des Unterrichts dem Lehrer sagen."

Der Oberlehrer für Geschichte und Geographie war entschieden kein Gelehrter, aber er verfügte immerhin über die für den Unterricht in den oberen Klassen eines Gymnasiums erforderlichen Kenntnisse. Der schon ältere Mann hatte leider in seiner ganzen Persönlichkeit etwas entschieden Komisches. Sein ohnehin runder Kopf wirkte dadurch, daß er sich das Haar immer ganz kurz schneiden ließ, wie eine Kugel, sein Bäuchlein spitzte sich ganz eigenartig zu, und seine Beinkleider zeigten den Schnitt der Biedermannszeit. Er war ein trefflicher, überaus gutmütiger, jovialer Mann, aber sein Vortrag war wunderlich genug. Er unterbrach ihn nicht nur beständig durch ein „Na, na," sondern hatte auch nicht selten eine merkwürdig vulgäre Ausdrucksweise. So charakterisierte er z. B. einmal Ludwig XI. von Frankreich so: „Na, na, dieser König war, na, na, so recht, was man einen Knoten nennt." Es wurde im allgemeinen nicht viel für ihn gearbeitet, und es ging während seines Unterrichts, zumal in den Geographiestunden, wild genug her, aber nur aus Jugendübermut und ohne jegliches Übelwollen, denn dieser Lehrer war ganz frei von jenem Jähzorn, der seinem Kollegen zum Verhängnis wurde, und seine Gutmütigkeit wurde dankbar anerkannt. Anregend wirkte er freilich nicht und wenn ich zu Hause rastlos und viel mehr als gut war, geschichtliche Studien trieb, so verdankte ich das nur einer angeborenen Anlage.

Weder Gelehrter noch Pädagoge war der Oberlehrer für Mathematik. Er soll im Privatleben ein liebenswürdiger Mann gewesen sein, als Lehrer war er aber entschieden nicht an seinem Platz. Er war ein langer, hagerer Mann mit tief in den Höhlen liegenden Augen, was zur Folge hatte, daß sein Kopf wie ein Totenkopf wirkte. Ich habe keinen zweiten Mann kennen gelernt, der eine so einförmige, langweilige Sprechweise hatte wie er, und ich gähne noch heute, wenn ich an seine Stunden denke. Der ganze Unterricht bestand darin, daß der Lehrer die Lehrsätze und Beweise, die wir uns aneignen sollten, an die Tafel schrieb und sie sich in der nächsten Stunde hersagen ließ. Trotzdem gab es unter uns tüchtige Mathematiker, denn gerade für dieses Fach gibt es zweifellos eine besondere angeborene Anlage.

Der Oberlehrer für das Deutsche war auch kein Gelehrter, verfügte aber immerhin über ausreichende Kenntnisse und wirkte recht anregend. Er wußte auch in der Litteratur jener Zeit gut Bescheid, besaß eine vorzügliche Bibliothek und gab solchen Schülern, die sich wie ich für die Litteratur interessierten, manchen wertvollen Wink.

Eine große Rolle im Unterrichtsplan spielte das Russische. Wir hatten, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, in allen Klassen acht Stunden wöchentlich Unterricht in dieser Sprache. Wenn trotzdem nur sehr wenige von uns sie sich einigermaßen aneigneten, so lag das in erster Reihe daran, daß sich eine so schwere Sprache wie die russische überhaupt nicht durch Schulunterricht erlernen läßt und es uns an jeder Gelegenheit fehlte, sie außerhalb des Gymnasiums zu hören und zu sprechen. Es gab damals außer ein paar Fruchthändlern und einigen wenigen gesellschaftlich nicht mit zählenden Subalternbeamten keine Russen im Lande. Verhängnisvoll war aber ferner, daß einer der russischen Lehrer für die unteren Klassen seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen war. Unter diesen Umständen konnte auch der Oberlehrer, der in den oberen Klassen unterrichtete, keine rechten Erfolge erzielen, obgleich er ein ganz vorzüglicher

Lehrer war. Er sah aus wie ein Südslave, dunkelhaarig mit braunen Augen, und war ein entschieden hübscher Mann. Seine Sinne waren überaus scharf, er sah und hörte, was auf der letzten Bank geschah aber geflüstert wurde. Sein Vortrag war ungemein lebhaft, er war für die Litteratur seines Volkes begeistert und kannte auch die deutsche leidlich. Immerhin passierte ihm in dieser Richtung Menschliches. So erinnere ich mich, daß wir einmal in unserer Chrestomatie ein Gedicht lasen, das „Der Abendstern" hieß und unter dem der Name des russischen Dichters Schukowski stand. Der Oberlehrer, der für Lyrik ein feines Empfinden hatte, geriet über dieses Gedicht in helles Entzücken und charakterisierte es als eine Leistung, wie sie eben nur dieser Dichter zustande bringe. Als ich ihm mitteilte, daß das Gedicht von Hebel und von Schukowski nur übersetzt sei, erklärte er das kurzer Hand für unmöglich. Ich brachte ihm am nächsten Tage Hebels Allemannische Lieder, und er mußte mir recht geben. Nach einigen Wochen passierte mit einem anderen angeblich Schukowskischen Gedicht dasselbe; wieder zuerst Unglaube, dann notgedrungene Zustimmung. Der Herr Oberlehrer war dadurch so eingeschüchtert, daß ein litteraturkundiger Mitschüler und ich uns den Spaß machen konnten, auch ein paar Originalgedichte von Schukowski für Übersetzungen aus dem Deutschen zu erklären. Sobald wir nur die Hand erhoben, hieß es vom Katheder herab: „Jawohl, ich weiß schon, das ist eine Übersetzung." Im übrigen war der Herr ein vorzüglicher Lehrer, brachte es schließlich bis zum Gehilfen des Kurators und wäre wahl noch höher gestiegen, wenn er nicht unverhältnismäßig früh gestorben wäre.

Der tüchtige Mann mußte leider zum Teil auf den allerunsolidesten Fundamenten weiter bauen, denn bei einem der beiden Lehrer, die bis zur Tertia aufwärts Russisch lehrten, wurde nur der unglaublichste Unfug verübt. Das lag zum Teil daran, daß sie russische Geschichte und russische Geographie in russischer Sprache vortragen mußten, wir aber noch viel zu wenig Russisch verstanden, um dem Vortrag folgen zu können. Das Handbuch, das dem geographischen Unterricht zu Grunde gelegt wurde, war überdies über jede Beschreibung albern und das für die russische Geschichte äußerst langweilig. Nun ist die Geschichte Rußlands vom Aufstreben der Fürsten Moskaus an sehr interessant, die diesem Abschnitt vorhergehende Periode, in der das Land in eine Menge von Teilfürstentümern zerfiel, aber schwer zu übersehen und wenig fesselnd. Diese letztere Periode wurde in Tertia vorgetragen und zwar unsäglich langweilig. Der Lehrer, der mich unterrichtete, schien an dem widerspenstigen Lehrstoff ebensowenig Freude zu finden wie wir und es nicht ungern zu sehen, wenn wir die Sache scherzhaft auffaßten. Wir hatten uns in barbarischem Russisch eine Phrase zusammengestoppelt, die etwa so lautete: „Darauf zog Isäslaw, Swätoslaws Sohn, an der Spitze seines Landsturms in das Land von Joraslaw, Swotopulks Sohn, schlug alle Männer tot, erwürgte die Weiber und Kinder, verbrannte die Dörfer, ließ die Obstbäume umhauen und die Fischteiche ablassen und zog dann, reich mit Beute beladen, wieder in sein Land." Diese Phrase kannten wir alle auswendig und sagten sie her, wenn wir aufgerufen wurden. Worauf dann der Lehrer mit einem welken Lächeln den Kopf schüttelte und vor sich hin sprach: „Welch ein Unsinn! Mein Gott, welch ein Unsinn! Können Sie denn wirklich nur solchen Unsinn treiben!" Aber wir konnten in der That nichts anderes treiben und trieben auch nichts anderes.

Das Französische war fakultativ und wurde von einem liebenswürdigen alten Herrn erteilt, der auch jederzeit fünf gerade sein ließ. Ich nahm an diesem Unterricht nicht teil, weil ich in dieser Sprache weiter vorgeschritten war als meine Mitschüler und in den Stunden doch nur ein Unfug getrieben wurde, zu dem schon anderweitig Gelegenheit genug geboten war.

Hebräisch lernten wir beim Religionslehrer, der sehr gut unterrichtete und eine solide Grundlage für spätere Studien legte. Er ließ uns viel auswendig lernen, und was ich damals lernte, kann ich heute noch so schnell hersagen wie die Geschlechtsregeln des alten Kühner: panis, piscis, crinis, finis u. s. w.

Im großen und ganzen wurde uns auf unserem Gymnasium ausreichende Gelegenheit geboten, uns tüchtige Kenntnisse anzueignen, aber wir wurden nicht dazu gezwungen. Wir wurden leider viel zu sehr als junge Herren aufgefaßt, denen es anheim gestellt blieb, von den gebotenen Früchten der Wissenschaft zu kosten oder aber sie auch unangerührt hängen zu lassen.

Die vertrautesten Freunde meines Vaters gehörten dem Adel an, und sie hatten meiner Mutter nach seinem frühen Tode in treuester Weise zur Seite gestanden. So hatte es sich von selbst so gefügt, daß meine Schwestern und ich hauptsächlich mit ihren Kindern verkehrten. Auch die Pensionäre meines Onkels in Sallgallen waren größtenteils junge Edelleute gewesen. So war es natürlich, daß ich während der ersten Monate in dem Kreise der früheren Kameraden verkehrte. Es stellte sich aber bald heraus, daß bei der scharfen Scheidung der Stände, die damals noch in Kurland allgemein war, das doch zu Unzuträglichkeiten führte. Man nahm es dem einzelnen übel, wenn er seinen Kreis außerhalb seiner Standesgenossen suchte, und wer sich um diese Anschauung nicht kümmerte, erfreute sich geringer Achtung. So galt es denn für mich, neue Freunde zu finden, und es wurde mir das insofern nicht schwer, als es ja an Söhnen uns befreundeter Familien auf dem Gymnasium nicht fehlte. Diese hatten schon die unteren Klassen zusammen durchgemacht und nahmen mich freundlich in ihren Kreis auf. Das äußere uns verbindende Band war ein Leseabend, der einmal wöchentlich stattfand und auf dem in erster Reihe Shakespearesche Stücke mit verteilten Rollen gelesen wurden. Die meisten Mitglieder dieses Kreises waren liebenswürdige junge Leute, die sich im späteren Leben als tüchtig bewährt haben, einige sind aber auch leider auf Irrwege geraten und gescheitert. Mir standen zwei besonders nahe. Der eine war eine jener leichtlebigen Naturen, denen eine bestrickende

Liebenswürdigkeit in die Wiege gelegt worden ist und denen alle Herzen zufliegen, nicht um dessentwillen, was sie leisten, sondern um dessentwillen, was sie sind. Der andere war ein fester, prächtiger Charakter von unbedingter Zuverlässigkeit, mannhaft und ritterlich vom Scheitel bis zur Sohle, treu in Liebe und Haß. Er hat mir für den Eberhard in dem Roman: „Im Banne der Vergangenheit" als Modell gedient. Einschneidende Anregungen erfuhr ich aus diesem Kreise nicht, wohl aber verlebte ich in ihm viele frohe Stunden. Wir spielten zusammen Theater, tanzten, liefen Schlittschuhe und machten den vielen hübschen Mädchen der Stadt den Hof.

Ein häufiger Gast in unserem Kreise war ein Mitschüler, der uns dadurch gewaltig imponierte, daß er mit einem ganz fertigen Lebensprogramm auf die Schule kam. Er teilte uns Staunenden mit, daß er sich ganz dem Dienst der Inneren Mission widmen wolle. Er würde zunächst Theologie studieren, dann zu Pfarrer Löhe in Neudettelsau gehen und schließlich in Kurland eine Diakonissenanstalt gründen. Da die Bestrebungen, die man unter dem Namen „Innere Mission" zusammenfaßt, damals noch nicht bis nach Kurland vorgedrungen waren, so war uns das alles ganz neu. K. aber hat sein Programm Punkt für Punkt ausgeführt und entfaltet seit langem in meiner Vaterstadt die segensreichste Wirksamkeit. Als ich das letztemal in meiner Heimat war, führten er und seine ihm ebenbürtige Frau mich durch ihre Diakonissenanstalt und ich hatte meine Freude an ihrem schönen, von reichem Erfolg gesegneten Wirken.

Obgleich K. auf der Schule sein auf die That gerichtetes Christentum gelegentlich mit jugendlichem Überschwang vertrat, war sein Wesen doch so lauter, daß auch unser ganz anders gearteter Kreis ihm gern nicht nur Achtung, sondern auch Zuneigung zollte.

Bedeutsame Anregungen erhielt ich durch einen jungen Mann, der nur wie ein Komet auf kurze Zeit meine Lebensbahn kreuzte und der hier F. genannt werden mag. F. war etwa fünf Jahre älter als ich, wurde in Dorpat irgend einer Ausschreitung wegen auf ein Jahr relegiert und verbrachte diese Zeit im Hause seiner in Mitau lebenden Eltern. Er befreundete sich mit einem meiner Vetter, der ein paar Jahre älter war als ich, und bei diesem lernte ich ihn kennen. Er war ein bildschöner junger Mann von herrlichem Körperbau. Rabenschwarze Locken umrahmten ein feingeschnittenes Antlitz, dessen Ausdruck in der reizvollsten Weise wechselte. F. verfügte über glänzende Geistesgaben, war sehr belesen und verstand es vorzüglich, seinen Gedanken einen klaren Ausdruck zu geben. Meine Bewunderung, aus der ich kein Geheimnis machte, mag ihn wohl angezogen haben, er nahm sich wenigstens meiner freundlich an und hat mich ästhetisch ungemein gefördert.

Als das Jahr um war, kehrte er nach Dorpat zurück, geriet dort in schlechte Gesellschaft und verdarb. Viele Jahre später wurde einem meiner Verwandten, der damals in der Regierung die Arrestantensachen zu bearbeiten hatte, ein Trupp Gefangener vorgeführt, die als Vagabunden aus den inneren Gouvernements in ihre kurländische Heimat abgeschoben waren. Einer von diesen fragte den Beamten, ob er sich wohl seiner noch erinnere. Sie hätten einst zusammen das Mitausche Gymnasium besucht. Es war F.

Erschreckend groß ist überhaupt die Zahl meiner ehemaligen Mitschüler, die später so oder so zu Grunde gegangen sind. Ich weiß von nicht weniger als acht, die sich das Leben nahmen. Eine dieser Tragödien ist mir besonders nahe gegangen. Unter meinen Klassenkameraden befand sich auch ein junger Herr aus einem der ersten Geschlechter des Landes. Seine Eltern erfreuten sich mit Recht des größten persönlichen Ansehens, und auch er selbst berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Er war nicht gerade hervorragend, aber immerhin ausreichend begabt, fleißig und von sehr liebenswürdigem Charakter. Nur haftete seiner überaus großen Höflichkeit, dadurch daß ihr alles Imponierende fehlte, etwas Komisches an, und man fühlte sich unwillkürlich geneigt, ihn zu necken. Was er sich ebenso gutmütig gefallen ließ, wie es ausnahmslos gemeint war, denn auch der Roheste hätte diesem feinen Menschen nicht weh thun mögen.

Nachdem wir die Schule verlassen hatten, waren unsere Wege auseinander gegangen, und ich sah ihn erst wieder, als ich als fertiger Mann in Riga lebte. Ich fuhr damals an jedem Sonnabend nach dem nur eine Eisenbahnstunde entfernten Mitau, um den Sonntag mit meiner Mutter zu verleben. Bei Gelegenheit einer solchen Fahrt traf ich den früheren Mitschüler auf dem Bahnhof. Er hatte mittlerweile in Petersburg mit schönem Erfolg Jurisprudenz studiert und sah sich jetzt nach einem Rittergut um, das ihm als Wohnsitz dienen sollte, bis ihm einmal die väterliche Herrschaft zufiel. Als er mich gewahr wurde, begrüßte er mich sehr herzlich mit dem alten „du" und erzählte mir in seiner lebhaften Weise von seinen Erlebnissen und Plänen. Wir sahen uns dann noch mehrfach unter denselben Umständen und fuhren an einem Sonnabend wieder zusammen nach Mitau. Seine elegante Equipage erwartete ihn auf dem Bahnhof, und er bat mir an, mich nach Hause zu bringen. Ich lehnte das unter einem plausibeln Vorwand ab und sah ihn, während ich zu Fuß der Stadt zupilgerte, vor mir herfahren. „Welch ein glücklicher Mensch ist er doch!" dachte ich unwillkürlich.

Am nächsten Dienstag schoß sich dieser glückliche Mensch aus einem Revolver drei Kugeln ins Gehirn, schnitt sich dann noch die Pulsadern durch und starb endlich nach unsäglichen Qualen. Seine fein besaitete Seele hatte, was niemand ahnte, unter den harmlosen Neckereien seiner Freunde so gelitten, daß er das Leben nicht länger ertragen konnte.

Wie wenig geistige Gaben, auch wenn sie sehr auffallender Natur sind, ein erfolgreiches Leben verbürgen, bewies mir ein interessantes Beispiel. Eines Tages erschien der Direktor in der Sekunda und teilte uns mit, daß wir einen sehr außergewöhnlichen Kameraden erhalten würden. Man habe in einem lettischen jungen Mann von 26 Jahren ein ganz erstaunliches philologisches Genie entdeckt, und das Lehrerkollegium

habe sich entschlossen, ihm zu einer regelrechten Bildung zu verhelfen. Er, der Direktor, erwarte von uns, daß wir dem jungen Mann seine schwierige Stellung nach Kräften erleichtern würden.

Mit diesem Genie, das hier Z. heißen mag, hatte es, wie damals allgemein erzählt wurde, folgende romantische Bewandtnis. Z. war Diener bei einem Pastor auf dem Lande. Eines Abends kehrte dieser in später Stunde von einer Fahrt über Land zurück und fand seinen Diener eingeschlafen wie Friedrich der Große weiland den bekannten Pogen. Auf dem Schoß des Dieners lag, aufgeschlagen, eine griechische Odyssee. Der Pastor weckte den Diener und fragte ihn, wozu er denn die Odyssee genommen habe, da er sie doch nicht lesen könne. „Ich kann sie ganz gut verstehen," war die überraschende Antwort. Und es erwies sich bei näherer Prüfung, daß Z. in der That die Stunden, in denen er auf seinen Herrn wartete, dazu verwendet hatte, ohne jede Hilfe Latein und Griechisch zu erlernen.

Es hätte der Ermahnung durch unseren Direktor nicht bedurft, um uns zu veranlassen, dem bescheidenen Z. freundlich zu begegnen. Er hat auf der Schule gewiß nur Erfreuliches erlebt. Mit eiserner Energie strebte er unter den erschwerendsten äußeren Umständen vorwärts, durchlief die Schule, durchlief die Universität und sah sich endlich als Gymnasialoberlehrer am Ziel seiner Wünsche. Aber da versagte sein Können. Es gelang ihm auf keine Weise, die Disziplin aufrecht zu erhalten, und er mußte schließlich zurücktreten. Ich weiß nicht, was nachher aus dem armen Z. geworden ist; jedenfalls nicht der große Philologe, als den wir ihn einst zu sehen hofften.

Noch ein dritter meiner Klassenkameraden erlebte, bald nachdem er die Schule verlassen hatte, seltsame und romantische Schicksale. Die vornehmen polnischen Herren in Litauen schickten ihre Söhne mit Vorliebe auf unser Gymnasium, um ihnen eine deutsche Bildung zuteil werden zu lassen. Wir hatten diese polnischen Kameraden sehr gern, denn der vornehme junge Pole pflegt ein sehr liebenswürdiger Mensch zu sein. Sie hielten eng zusammen, gaben aber in der Klasse gute Gesellen ab. Einer von ihnen, ein bildhübscher junger Mensch mit von innerem Feuer blitzenden braunen Augen saß oft neben mir, und wir freundeten uns einigermaßen an. Er war wie alle seine Volksgenossen ein leidenschaftlicher polnischer Patriot. „Mein Urgroßvater," pflegte er zu sagen, „und mein Großvater sind im Kampf gegen die Russen gefallen, und mein Vater ist von ihnen schwer verwundet worden. Ich werde auch für Polen mein Leben hingeben."

Als im Januar des Jahres 1863 der polnische Aufstand ausbrach, eilten meine früheren polnischen Schulkameraden, die in Dorpat studierten, sich den Insurgenten anzuschließen. Unter ihnen auch K. In der Schlacht bei Birsen wurde er schwer verwundet, schleppte sich aber trotzdem durch die Wälder bis nach dem acht Meilen entfernten Mitau. Ich war damals schon in Berlin, und die meisten meiner Kameraden waren in Dorpat, aber mein charaktervoller Freund stand noch vor dem Abiturientenexamen und wohnte mit einem Kameraden in einem Zimmer, das sie bei kleinen Leuten gemietet hatten. K. wußte das und suchte bei ihnen Hilfe. Mitten in der Nacht trat er, von Blut und Staub bedeckt, bei ihnen ein. „Kameraden," sagte er, „ich weiß, daß ich euch Großes zumute, wenn ich euch bitte, mich zu beherbergen. Ich nehme es euch nicht übel, wenn ihr mich anzeigt, aber ich werde gehängt, wenn ich den Russen in die Hände falle, und ich möchte diesen Tod, wenn irgend möglich, nicht sterben." Das war nun etwas für meinen Freund und seinen ebenso mutigen Kameraden. Ersterer hat gewiß mit innerstem Vergnügen an der Gefahr seine Haut zu Markt getragen. Die beiden verbargen K. in der Weise, daß immer einer von ihnen sich krank meldete und offiziell im Bett lag. Wollte nun jemand das Zimmer betreten, so wurde K. auf eine unter dem Bett befindliche Matratze gelegt. Auch das tägliche Erscheinen des Arztes konnte so nicht auffallen. K. genas schließlich, und es gelang auch, ihn glücklich über die Grenze zu bringen. Er ist dann nach Paris gegangen. Was schließlich aus ihm geworden ist, habe ich nicht erfahren.

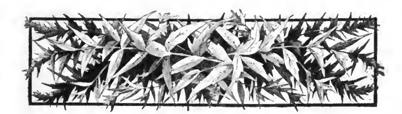
Ich sagte schon, daß während meiner Schülerzeit ein sehr scharfer Gegensatz zwischen dem einheimischen Adel und den nichtadligen gebildeten Kreisen bestand. Dieser Gegensatz führte auch auf dem Gymnasium zu heftigen Kämpfen, bei denen ich thörichterweise einer der Rufer im Streit war. Ich erwähne das hier, weil diese Händel in meinem Jugendraman eine ungebührlich große Rolle spielen.

Weihnacht im Walde.

Von Georg Busse-Palma.

Es hub in früher Abendzeit
Ein Brausen an und Klingen
Und spannte durch die Dunkelheit
Weithin die eh'rnen Schwingen.
Ein Rehbock hält im Wald den Lauf
Und äugt und wittert scheu hinauf.
Das sind die Weihnachtsglocken!
Es rauscht der Forst in ihrem Zug
Und schüttelt vom verschneiten Bug
Den Schnee in dichten Flocken. — —

Darunter sass ein Wandersmann,
Dess Traum war hach gellagen.
Als dem der Schnee herniederrann,
Er hat die Stirn gebogen.
Und sprach: Es wirft der Kiefernast
Auf mich die kalte Winterlast.
Ich trag' sie ohne Grämen.
Denn so, wie er den Schnee auf mich,
Werf' ich, Herr Christ, mein Leid auf dich
Und weiss: Auch du wirst's nehmen! —



Fritsch.

Erzählung von

Charlotte Niese.

Mit fünf Abbildungen von P. Rieth-München.

Wir saßen um den runden Tisch und klebten allerhand für den Weihnachtsbaum. Dabei erzählten wir uns Geschichten. Ich will nicht sagen, daß es lauter Weihnachtsgeschichten waren; aber über allen lag doch ein gewisser Glanz, eine Vorfreude.

Ich hatte gerade einen großen Stern aus Goldpapier fertig und zeigte ihn unserm Freund, dem alten Doktor. Er nahm ihn in die Hand, so daß das Licht auf ihn fiel, und betrachtete ihn nachdenklich.

„Der hätte Fritsch auch wohl Freude gemacht," sagte er.

„Wer war Fritsch?" erkundigten wir uns. Der Doktor nahm seinen Klemmer ab und putzte ihn bedächtig. Er konnte sehr nette Geschichten erzählen; aber er war nicht immer in der Stimmung. Heute schien er gnädiger gelaunt.

„Wenn ich den goldenen Weihnachtsstern geschenkt haben darf, will ich euch die Geschichte von Fritsch erzählen. Das heißt, es ist eigentlich keine Geschichte. Es ist — ja, was ist es? Ich weiß es selbst nicht. Aber ich denke manchmal an Fritsch." Ich drückte ihm den Goldstern in die Hand, und er nahm sich ein Stück Seidenpapier, um ihn später einzuwickeln. Dann begann er zu erzählen.



. . . Sie hatte sich bei irgend einer Kellertreppenkletterei ein Bein gebrochen . . .

„Es war einmal kurz nach Weihnachten, als ich Frieda Kochinska kennen lernte. Sie hatte sich bei irgend einer Kellertreppenkletterei ein Bein gebrochen und lag nun zappelnd und schimpfend auf der Straße, wohin sie sich noch geschleppt hatte. Sie schimpfte derartig, daß die Leute, die um sie herumstanden, bewundernd lachten. Es hat ja auch sein Komisches, wenn ein zehnjähriges, blaß-

ses, verkümmertes Mädchen mit Worten um sich wirft, die man kaum einem dicken Lastträger zutrauen würde.

Ich hatte einen Krankenbesuch in der Straße gemacht, trat herzu, sah bald, was passiert war, und nahm die Kleine in meinen Wagen, um schnell mit ihr ins Krankenhaus zu fahren. Sie war im höchsten Grade entrüstet und belegte mich mit Schmeichelnamen, von denen „Quacksalber" noch einer der feinsten war.

„Ins Krankenhaus soll ich?" schalt sie unter andern. „Da schneiden sie mich ja den Leib auf und den Kopf ab; ich will mich nich den Leib aufschneiden lassen. Ne, das will ich nich. Quacksalber, laß mir aus'n Wagen!"

Sie nannte mich immer du und behandelte mich überhaupt mit einem Mangel an Respekt, der wieder den Beweis erbrachte, wie wenig Achtung unsre heutige Jugend vor dem Alter hat. Ihr Schimpfen half ihr indessen ebensowenig, wie ihre Angst. Ich brachte sie ins Krankenhaus, übergab sie einer mir bekannten Schwester und war selbst dabei, als das gebrochene Bein in Eis gelegt wurde. Es war ein Splitterbruch, der vorsichtig behandelt werden und der der Kleinen viele Schmerzen verursachen mußte. Aber sie gab keinen Laut von sich. Sie sah uns nur mit ihren großen dunklen Augen an und drohte: „Wenn ihr mich den Leib aufschneidet, dann sollt ihr mal sehen. Ne, das laß ich mich nich gefallen."

Im Lauf der Tage schien sie überrascht, daß diese Prozedur nicht mit ihr vorgenommen wurde, daß sie regelmäßige Mahlzeiten erhielt, daß sie freundlich behandelt wurde. Aber da sie eigentlich kein anziehendes Kind war und ihren Pflegern oft störrisches Mißtrauen, gewürzt mit Schimpfworten, entgegensetzte, so gehörte sie nicht zu den Lieblingen der Abteilung. Ich besuchte sie öfters. Wenn man sich solch ein kleines Bündel Elend von der Straße aufgelesen hat, dann hat man doch Interesse daran, und daß Frieda mich noch regelmäßig „Du alter Quacksalber" nannte, berührte mich nicht empfindlich. Ich bin mir oft wie ein elender Quacksalber vorgekommen.

Bei diesen Besuchen erfuhr ich dann einiges über Frieda Kochinskas Geschichte. Sie hatte damals, als man sie in einem Schuppen am Hafen fand, gesagt, sie hieße Frieda Kochinska; sonst wußte es kein Mensch. Sie hatte weder einen Taufschein, noch sonst irgend einen Ausweis mit sich gehabt, daß sie zur Führung dieses Namens berechtigt sei, und konnte nur erzählen, daß sie lange mit der Eisenbahn gefahren sei, und ihre Mutter auf ein Schiff hätte gehen wollen. Ihre auswandernden Eltern hatten sie, absichtlich oder unabsichtlich, vergessen, und die Stadt, in der sie gefunden war, mußte sich ihrer annehmen. Damals war sie vier oder fünf Jahre alt gewesen; jetzt mochte sie zehn oder elf sein. Als Kostkind der Stadt hatte sie schon verschiedene Pflegemütter gehabt: die meisten hatten sich ihrer bald wieder entledigt.

„Sie mögen mir all nich leiden," vertraute sie mir an, als ich ihr eines Tages Schokolade mitgebracht hatte. „Abers ich bin nich unartig. Bloß, wenn sie mir schlagen, dann schlag ich wieder; und wenn Tante mich ein leeren Kaffeepott an den Kopf smeißt, dann smeiß ich ihr wieder mit den vollen Milchguß. Ja, das thu ich. Abers unartig bin ich nich."

Mit dem Kollektivnamen „Tante" bezeichnete sie ihre verschiedenen Pflegemütter. Ihre jetzige „Tante" war noch die beste, wie sie sagte. Zufällig lernte ich diese kennen. Es war eine blasse, magere, sorgenvolle Frau, die mir immer wieder versicherte, daß sie Frieda Kochinska nur ins Haus genommen hätte, weil sie das Geld, das die Stadt bezahlte, so nötig brauchte.

„Sonst thäte ich es nicht, geehrter Herr Doktor. Sie hat einen schlechten Charakter, geehrter Herr Doktor, und sie kratzt und sie beißt. Und thun will sie nie etwas; nicht einmal ein kleines Gewerbe gehen; und die Polizei ist schon zweimal bei mir gewesen, weil Frieda niemals in die Schule kommt."

Frieda, in deren Gegenwart die „Tante" ihrem Herzen Luft machte, hörte diese Anschuldigungen mit einem gewissen Behagen an.

„Warum soll ich Gewerbe gehn, wenn Tante for mir Kostgeld kriegt?" fragte sie. „Und warum soll ich in Schule, wenn ich da kein Lust zu hab? Ich mag nich lernen, und unser Lehrerin is ein Pastühr.*) Ah, was ein Pastühr. Die hat zu mich gesagt, ich wär ein gräsige Deern, wo ich

*) Unangenehme Person.

sie nix gethan hatt. Bloß einmal auf ihren besten Hut gespuckt."

„Tante" sah mich mit ihren verwaschenen Augen an.

„Ja, geehrter Herr Doktor, so ist sie nun. Da ist kein Respekt und keine Zucht darin. Der liebe Gott muß ja wohl wissen, weshalb solche Kinder auf der Welt sind. Wenn ich auch das Kostgeld nötig habe, so weiß ich es doch nicht."

Sie ging mit vorwurfsvollem Kopfschütteln davon; und auch ich kann wohl sagen, daß mir Frieda nicht gerade als ein

„Du hast doch im Krankenhaus gelernt, ‚Herr Doktor' zu sagen," lachte ich, „dann hast du hoffentlich auch Vorsicht gelernt."

„Im Krankenhaus hab' ich nix gelernt!" lautete ihre trotzige Antwort. „Die Leute da mag ich all nich leiden. Abers Fritsch sagt, daß ich ‚Herr Doktor' sagen muß."

„Wer ist Fritsch?"

„Fritsch is Fritsch!" erwiderte Frieda kurz. Dann fühlte sie eine Anwandlung von Wohlwollen und gab etwas ausführlicher Auskunft. „Fritsch is Tante ihr neuer Einlogierer. Er wohnt hinter die



Frieda im Krankenhaus.

notwendiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft vorkam. Sie wurde übrigens sehr schnell geheilt. Als ich Ende März gegen Abend von einem Krankenbesuch nach Hause ging, hinkte etwas neben mir her. Es war Frieda, die mich mit ihrer bekannten Unbefangenheit begrüßte.

„Nu bin ich wieder raus!" erzählte sie.

„Nimm dich nur in acht, daß du nicht wieder die Treppe hinunterfällst und ein Glied brichst!" ermahnte ich.

„Gott, Herr Doktor, wenn die Treppe so steil is, und ich grad schnell lauf, dann kann ich da nix bei thun."

Küche in dem kleinen Kabuff, wo kein Fenster ein is. Da is es fein kalt im Sommer!"

Sie war im Schatten der Häuser verschwunden, und ich sah sie erst im Sommer wieder. Da hinkte sie nicht mehr, sondern lief auf ein Paar Riesenstelzen herum, bei deren Anblick mir schon schwindlig wurde. Ich rief ihr ein warnendes Wort zu, das ich gleich wieder bereute. Denn nach meinen Erfahrungen mit Frieda würde sie mir eine sehr impertinente Antwort geben und sich nicht weiter um mich bekümmern. Zu meinem Erstaunen jedoch

stieg sie von ihren Stelzen hinunter, schulterte sie wie ein Gewehr, und ging neben mir her.

„Die hat Fritsch mich geschenkt!“ berichtete sie. „Weil ich ne ganze Woche nich nachgesessen hab', und weil ich Fräulein nich gespuckt hab'. Ich wollt ihr nämlich spucken, weil sie mir ausschalt; abers dann dacht' ich an Fritsch, und dann that ich es nich. Und nu hat er mich was geschenkt.“

„Fritsch scheint ein guter Mann zu sein!“ sagte ich.

„Fritsch?“ In ihre sonst so kalten dunklen Augen kam ein wärmerer Ausdruck. Er verschwand gleich wieder; aber ich hatte ihn doch gesehen. „Fritsch is nett, Herr Doktor. Er überhört mich mein Lernen, und dann verzählt er mich was. Ich hab' nu all so viel Tantens gehabt, und kein ein hat mich was verzählt. Abers Fritsch kann verzählen. Und er is fleißig, Herr Doktor, ganzen fleißig. Wenn er aus die Fabrik kommt, dann liest er noch Büchers; und alle vierzehn Tagens kauft er sich ein Stück Seife. Mich hat er auch ein Stück Seife geschenkt.“



. . . Sie sah ganz verändert aus, war bedeutend besser gekleidet und trug ein Paket Zeitungen unter dem Arme . . .

Sie erzählte noch mehr von Fritsch. Er bezahlte regelmäßig seine Miete; er hatte eine Lampe; er hatte sich neulich einen Anzug „für neu“ gekauft. Ich hatte aber damals einige sehr schwer Kranke, und meine Gedanken konnten nicht lange bei Fritsch verweilen. Deshalb trennte ich mich bald von Frieda, und sie stieg wieder auf ihre Stelzen. Nach dem Sommer kam ein schwerer Winter, und ich vergaß Frieda Kochinska. Nur um die Weihnachtszeit fiel sie mir wieder ein. Ihre Tante schenkte ihr sicherlich nichts zum Weihnachten; und nach ihren eigenen Geständnissen gehörte sie in der Schule sicherlich nicht zu den Lieblingsschülerinnen, die man zu Weihnachtsbescherungen vorschlägt. Ich wollte ihr aber doch eine Kleinigkeit schenken. Aber ich wurde eben vor dem Fest so elend, daß mich meine Kollegen in den Süden schickten; und als ich zurückkehren durfte, war es beinahe wieder Sommer. Meine Praxis nahm ich nur ganz allmählich wieder auf — eines Tages ging ich aber doch wieder durch die Straße, in der ich Frieda Kochinska aufgelesen hatte, und sie kam mir wirklich gleich entgegen.

„Wie geht es Ihnen, Herr Doktor? Sind Sie so krank gewesen, daß Sie beinahe tot geblieben sind? Zweimal habe ich gefragt.“ Sie sah ganz verändert aus; war bedeutend besser gekleidet, hatte ein reines Gesicht und trug einen Packen Zeitungen unter dem Arm.

„Ich trage Zeitungen aus,“ berichtete sie, nachdem ich ihr Auskunft erteilt und sie dann nach ihrem Ergehen gefragt hatte. „Fritsch sagt, ich muß Geld verdienen, weil daß ich doch ein feines Kleid zur Konfirmatschon haben will!“

Sie bemühte sich entschieden, ein gutes Deutsch zu sprechen, aber immer ging es noch nicht.

„Wirst du denn schon so bald konfirmiert!“ fragte ich.

„Noch nicht, aber so früh wie möglich. Dann komme ich in Dienst und werde Kindermädchen, und dann werde ich Köchin, und dann nehme ich

einen Mann. Fritsch sagt, ich soll nicht gleich heiraten; erst muß ich was lernen und was sparen."

Vor Fritsch bekam ich wirklich Hochachtung und sprach sie auch aus. Frieda sagte nicht viel dazu; sie nickte nur einige Male, als wolle sie sagen, daß ich von Fritsch doch nur wenig wüßte.

„Ich wollte dir etwas zu Weihnachten schenken," sagte ich endlich. „Aber ich war zum Fest nicht hier: nun hast du dein Geschenk zu Gute behalten."

„Fritsch mag keinen Weihnachten," antwortete Frieda zu meiner Überraschung. „Weihnachten is mal so gräßig gewesen. Da hat sein Vater seine Mutter totgeschossen und dann sich selbst aufgehängt. Nu mag Fritsch keinen Weihnachten. Seine Mutter ist nett gewesen; Tante hat sie früher gekannt, und Tante hat mir die Geschichte erzählt. Fritsch sagt nichts darüber. Letzten Weihnachten habe ich ihn gefragt: ‚Fritsch, sag mal, wie war es eigentlich mit dein Vater und dein Mutter?' Da hat er sich rumgedreht und ist weggegangen. Den ganzen Abend hat er sich eingeschlossen und den andern Tag auch. Ne — Weihnachten mag er nicht."



... Als ich nun in eine kleine Küche eintreten wollte, stellte sie sich mir beinahe in den Weg ...

Sie ging mit ihrem Zeitungspacken in ein Haus, und ich wanderte meine Wege weiter. Daß Fritsch ein so trauriges Erlebnis gehabt hatte, that mir natürlich sehr leid; aber ich vergaß es bald wieder. In der großen Stadt wird man abgestumpft gegen schreckliche Geschichten und schiebt sie lieber von sich, als daß man ihnen nachgeht.

Aber als es wieder Weihnachten wurde, und ich in einem kleinen Papierladen einige goldene Weihnachtssterne zum Verschenken erhandelte, — die wirklichen Sterne kann man leider nicht verschenken und würde sie wohl auch für sich behalten — da dachte ich wieder an Frieda Kochinska und an Fritsch, der sich nichts aus Weihnachten machte. Ich war grade in dem Stadtteil, in dem ich Frieda immer begegnet war; heute wollte ich sie aufsuchen und sie zum Weihnachten bei mir einladen. Den dunklen Keller, in dem sie wohnte, kannte ich von draußen; ich beschloß, in seine etwas schaurigen Tiefen hinabzusteigen.

An der steilen Treppe, in ein Tuch gehüllt, saß Frieda und strickte.

„Fritsch ist krank!" war ihr erstes Wort.

„Dann will ich ihn besuchen!" erwiderte ich; aber sie schüttelte den Kopf.

„Er mag nicht, Herr Doktor; er sagt, er will allein sterben. Er mag keine Doktors. Da ist ein Doktor gekommen, als seine Mutter tot war; und der ist gräßig gewesen. Nun will er allein sterben."

Ihre Stimme klang trocken und gleichmütig; aber ihre Züge hatten etwas sonderbar Starres, Verzogenes. Als ich nun in eine kleine Küche eintreten wollte, in der „Tante" hinter einem Kaffeetopf saß, stellte

sie sich mir beinahe in den Weg, und die alte Frieda erstand in ihrer Wildheit.

„Nich herein, du alt Quacksalber! Fritsch will allein sterben, ganzen allein!“

Sie wurde dann doch zur Seite geschoben, „Tante“ wimmerte einige Entschuldigungen, und ich drang zu Fritsch ein. —

Der alte Doktor hielt einen Augenblick inne und sah auf den Goldstern, den er noch immer in der Hand hielt.

„Ich weiß nicht, welch ein Bild ihr euch von Fritsch gemacht habt, nachdem ich von ihm erzählte. Ich dachte mir unter ihm einen großen, starken Fabrikarbeiter, der seine Hand schützend über dem kleinen Mädchen hielt, und seine Sache bis dahin gut gemacht hatte. Als ich jetzt in dem kleinen dunklen Raum stand und mich nach Fritsch umsah, konnte ich ihn zuerst nicht finden. Dann entdeckte ich ihn endlich in einem alten Lehnstuhl in der dunkelsten Ecke des dunklen Gemaches. Es war ein schlanker, etwa zwanzigjähriger Mensch, dessen glänzende Augen mich feindselig ansahen; und er war im höchsten Stadium der Schwindsucht. Er sagte kein Wort, als ich mich zu ihm setzte, eine Lampe anzündete und freundlich auf ihn einredete. Als ich seine Hand fassen wollte, zog er sie fort; als ich ihm in die Augen zu sehen versuchte, blickte er zur Seite. Ich weiß nicht, was die Welt ihm gethan hatte; aber sie mußte entsetzlich an ihm gesündigt haben. Es half auch nichts, daß Frieda sich beruhigte, zu ihm trat und mir ein einigermaßen gutes Zeugnis gab.

. . . Ein freundlicherer Ausdruck trat in seine abgezehrten Züge; aber er war gleich wieder verschwunden . . .

„Sag mal was, Fritsch! Der Doktor ist nicht so schlimm! Der ist ganz ordentlich. Der wird auch bald sterben: mit dem kannst du sprechen.“

Fritsch sah mich mit einem scheuen Blick an; das war alles. Er schien nicht zu glauben, daß ich bald sterben würde; und bis jetzt habe ich es ja auch nicht gethan. Es nützte auch nichts, als ich ihm sagte, daß Frieda sich so zu ihrem Vorteil verändert hätte. Ein freundlicherer Ausdruck trat in seine abgezehrten Züge; aber er war gleich wieder verschwunden.

Ich ging also wieder. Wenn die Menschen nichts von einem wissen wollen, dann muß man sie gewähren lassen. Erst, als ich wieder auf der Straße war, fiel mir ein, daß ich mein kleines Paket mit den Weihnachtssternen bei Fritsch hatte liegen lassen. Zurückkehren, um sie zu holen, wollte ich nicht: sie mußten da bleiben, obgleich Fritsch schwerlich nach ihnen sehen würde.

Am anderen Morgen, gleich nach meiner Sprechstunde, drang Frieda plötzlich in mein Zimmer.

„Ach, Herr Doktor, Fritsch hat sich so über die Sterne gefreut. Gestern abend haben wir sie gefunden; und ich mußte sie Fritsch in die Hand geben. Früher hat seine Mutter ihm immer einen Weihnachtsstern geschenkt; aber wie sie nun tot war, wollte er nichts mehr von Weihnachten wissen.

Und nun liegen auf einmal fünf Sterne da! Er hat die ganze Nacht von den Sternen gesprochen, und dann von seiner Mutter, und daß es ihm leid thut, weil er gestern so unfreundlich gewesen ist. Ach, Herr Doktor, machen Sie Fritsch gesund!"

Ihre Stimme brach vor leidenschaftlichem Schluchzen, und obgleich ich wußte, daß bei Fritsch alle Kunst vergebens war, so ging ich doch gleich mit Frieda.

Aber als wir zu dem Kranken eintraten, da war er gerade gestorben. Ganz sanft und so leise, daß die alte „Tante", die an seinem Bette saß, nichts davon bemerkt hatte. In der Hand hielt er noch einen meiner goldenen Sterne, und ich muß sagen, daß ich mir in dem Augenblick ganz groß vorkam. Denn es ist keine Kleinigkeit, einem Menschen das Sterben leicht zu machen, und wir Ärzte zerbrechen uns den Kopf darüber, neue Mittel dafür zu finden. An Goldpapiersterne hat sicherlich noch kein Kollege gedacht. Nun, ich bin ja auch nur ein Werkzeug gewesen; aber wenn ich jetzt einen Stern aus Goldpapier sehe, dann kommt mir Fritsch in den Sinn.

Frieda Kochinska bringt ihm noch jeden Weihnachtsabend seinen Stern aufs Grab; und im Sommer sorgt sie für Blumen. Damals, als Fritsch starb, gebärdete sie sich wie eine Verzweifelte; dann aber wurde sie bald wieder ruhig.

„Fritsch wäre auch ruhig geworden!" sagte sie. Dabei trug sie ihre Zeitungen aus, ging in die Schule und wartete in ihren seltenen Mußestunden kleine Kinder. Es kam mir immer vor, als ob sie unbewußt in der Arbeit Trost suchte. Nun ist sie längst ein stattliches, hübsches Dienstmädchen, dem man nicht ansieht, wie es als Kind war. Neulich bekam sie einen sehr guten Heiratsantrag; aber sie lehnte ihn ab.

„Den Mann hätte Fritsch nicht leiden mögen," sagte sie.

Gerade gestern bin ich noch ein Stück Weges mit Frieda gegangen. Sie kam von ihrer früheren alten „Tante", der sie ein Weihnachtsgeschenk gebracht hatte.

„Fritsch hätte das auch gethan!" entschuldigte sie sich halbwegs.

Fritsch und immer wieder Fritsch. Wenn ich acht Jahre tot sein werde, wird es keinem Menschen einfallen, noch von mir zu sprechen. Manchmal könnte man ganz böse auf diesen Fritsch sein. Denn nun werdet auch ihr an ihn denken und von ihm sprechen, und euch darüber wundern, weshalb er so jung und freudlos sterben mußte. Ja, das wissen wir alle nicht. Aber morgen bringe ich ihm diesen Weihnachtsstern."

Der Pelz.

Von

Hugo Salus-Prag.

Meine Muse friert im frostigen Norden,
Und ein Pelzlein ist ihr Traum geworden,
Weiches Fell! Ihr müsst sie hören schwärmen,
Wie das prächtig kleiden soll und wärmen!

Ach, ich kann ihr keinen Wunsch versagen:
Meine Muse soll ihr Pelzlein tragen,
Und am Weihnachtstag soll ihr sie sehen
Stolz und schön im neuen Pelze gehen.

Was er kostet? Hört denn, unter Brüdern,
Einen ganzen Band von Liebesliedern,
Lenzgedichten, Liedern stillen Glückes!
Und ich schau ihn an verklärten Blickes:

Was in tiefster Brust begann zu keimen,
Was ich lasste dann in bunten Reimen,
Was ich ihr verdanke, Lenz und Lieder,
Geb' ich ihr am Weihnachtsabend wieder.

Wahrlich, keiner Königin auf Erden
Kann ein Krönungspelz verliehen werden,
Wie ich meiner Herrin ihn verbräme!
Wenn nur schon der Weihnachtsabend käme!



Die afghanische Frage.

Von
A. Franz.

Während der Tod eines orientalischen Herrschers in der Regel das Publikum des europäischen Kontinents wenig interessiert, hat das kürzliche Hinscheiden des Herrschers von Afghanistan ziemliches Aufsehen gemacht. Man kennt zwar hier fast ausnahmslos weder das entlegene, schwer erreichbare Land noch die Person seines Herrschers, doch man weiß, welche Bedeutung Afghanistan als Pufferstaat zwischen dem russischen und dem englischen Reiche in Asien zukommt. Der Gedanke, daß es zwischen diesen beiden Staaten eines Tages zu einem Kampfe um die Herrschaft in Mittelasien kommen muß, will eben nicht zur Ruhe gelangen. Mit Rücksicht auf die unabsehbaren Folgen eines solchen Kampfes für die Welt widmet man der Angelegenheit allgemeine Aufmerksamkeit.

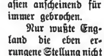
Der Gedanke, Indien zu erobern, besteht seit Jahrhunderten in Rußland. Es ist bekannt, daß Peter der Große wiederholte Versuche unternommen hat, den Weg vom Kaspischen Meere nach Indien zu ebnen und alle die dortigen Reiche unter seinen Einfluß zu bringen. Das ihm zugeschriebene politische Testament, das den Panslawisten als Richtschnur dient, hat Rußland die Eroberung Mittelasiens und Indiens zur heiligen Pflicht gemacht. — Ihm entsprechend entwarf Katharina II. wiederholte Pläne zur Eröffnung des Landwegs nach Indien und Verdrängung der Engländer, die zu Ende des XVIII. Jahrhunderts dort einen vorher nie für möglich gehaltenen Einfluß gewonnen hatten. In demselben Jahre, in dem die große Kaiserin starb, sollte von mehreren Seiten gleichzeitig ein mächtiger Vorstoß gegen Indien stattfinden, dem England damals schwerlich gewachsen wäre, zumal gleichzeitig Frankreich von Ägypten und dem Indischen Meere aus die Engländer dort anzugreifen im Begriffe stand. Ihr Tod durchkreuzte Frankreichs Pläne. Aber es ließ sie so wenig fallen wie die russischen Machthaber. Im Jahre 1800 entsandte Kaiser Paul ein starkes Heer nach Mittelasien und wünschte mit Napoleon gemeinsam Schritte zur Eroberung des ganzen mittleren Asien zu thun. Nach seiner Ermordung zeigte sich 1808 Alexander I. dem Plane nicht minder geneigt. Ohne die Verwicklungen mit Österreich und Spanien, welche Frankreich lahmlegten und ihm keine Kräfte für die indischen Pläne verfügbar ließen, wäre damals zur Zeit der innigen Freundschaft Alexanders mit Napoleon sicher ein kräftiger Vorstoß gegen das anglo-indische Reich unternommen worden.

Der Sturz Napoleons, die anderweitigen Verlegenheiten Rußlands befreiten England von dieser Gefahr für längere Zeit. Es benützte die Frist, nicht allein, um seine Herrschaft in Indien immer stärker zu befestigen, sondern auch um seinen Einfluß auf die unabhängigen Grenzstaaten an der Ost- und Nordgrenze Indiens auszudehnen. Die Verhältnisse begünstigten dieses Streben.

Persien und die Reste des zerfallenen, alten, großen Afghanenreichs, das einst seinen Einfluß bis auf Indien ausgedehnt hatte, Afghanistan und Beludschistan, fühlten sich in ihrem Bestande von Rußland bedroht. Dieses suchte nicht nur das ganze Kaukasusgebiet an sich zu reißen, sondern drängte auch Persien immer weiter vom Kaspischen Meere zurück und stellte den Bestand seiner nördlichen Nachbarn Buchara und Turkestan täglich mehr in Frage. Aber in Petersburg war man nicht minder auf der Hut als in London. Während Englands Agenten in Teheran und anderen Plätzen durch diplomatische Künste zu wirken suchten, sparte Rußland nicht mit seinen Rubeln und wußte die von ihm geschädigten Staaten seinen Interessen nutzbar zu machen. Persien geriet Ende der zwanziger Jahre ganz unter seinen Einfluß. Auf Kosten Rußlands und unter Führung russischer Offiziere sandte es 1837 ein Heer gegen die afghanische Festung Herat, den Schlüssel des Weges nach Indien, und forderte den Herrscher Afghanistans, Dost Muhammed, zum Abschluß eines engen Bündnisses auf.



Abdur Rhaman, der verstorbene Emir von Afghanistan.
Aufnahme von Fry in Sheffield.



Der letztere war dem nicht abgeneigt, doch er zögerte, da England ihm dringende Vorstellungen machte und auch seinerseits in den Beutel griff. Immerhin wollte er es nicht auf einen Krieg aus eigenen Mitteln mit Persien und Rußland ankommen lassen. So verlangte er von den Engländern Zusicherung von Hilfe und Schutz gegen einen etwaigen Angriff. Als der General-Gouverneur Indiens sich darauf nicht einlassen wollte, nahm er die Anerbietungen Rußlands an und trat mit Persien ins Einvernehmen. — Englands Stellung wurde dadurch schwer gefährdet. Lord Auckland, der damals in Kalkutta waltete, sah die Lage für so ernst an, daß er schleunige Maßnahmen für unabweisbar hielt. Er veranlaßte einen sofortigen Angriff auf die persischen Küsten, ließ die Insel Tharek und Aden besetzen und ein englisches Heer in Afghanistan einrücken. Der Emir war nicht imstande, den 30000 Mann, die England mobil gemacht hatte, zu widerstehen, russische Hilfe blieb aus, Persien hatte genug mit sich selbst zu thun. Ein Platz des Landes fiel daher nach dem andern in Englands Hand. Dost Mohammed mußte fliehen. Seine Hauptstadt Kabul ergab sich den Siegern. Der von Dost Mohammed einst vertriebene Herrscher Schah Sujah wurde auf den Thron gesetzt, in die Hauptplätze legte man englische Besatzungen, Dost Muhammed wurde als Gefangener nach Indien geschafft. England schien 1840 sein langerstrebtes Ziel erreicht zu haben und unumschränkter Herr der Grenzlande Indiens geworden zu sein. Rußlands Ansehn war nach den Niederlagen Persiens und Afghanistans, und nachdem ein Feldzug gegen China gescheitert war, in Mittelasien anscheinend für immer gebrochen.

Nur wußte England die eben errungene Stellung nicht zu behaupten. Im Bestreben, die Kosten für die Besetzung und Verwaltung Afghanistans aus dem Lande herauszudrücken, erbitterte es die Bevölkerung. Grausamkeiten und allerlei Übergriffe der Beamten und Soldaten erregten allgemeine Gärung. Schließlich kam es 1841 zu einem furchtbaren Aufstand. Der englische Gesandte in Kabul wurde in seinem Hause überfallen und mit 23 Europäern grausam ermordet. Dost Muhammeds Sohn trat an die Spitze der Empörer und schloß mit ihnen überall die englischen Garnisonen ein. Die vor Kabuls Thoren umringte

englische Hauptmacht war so mut- und ratlos, daß sie ohne Kampf das Land räumen und alle Geschütze ausliefern wollte. Die Kommandanten der verschiedenen Festungen weigerten sich, dieser Abmachung beizutreten. Es wurde daher noch eine Zeit lang weiter verhandelt. Schließlich entschlossen sich die Engländer gegen 3 000 000 Mark für die zum Heimzuge nötigen Vorräte zu zahlen und mit Aufgabe aller Befestigungen und Geschütze abzumarschieren. Dieser Rückzug begann im Januar 1842. Etwa 4500 Mann regulärer Truppen mit zahlreichen Frauen und Kindern und 12000 Troßleuten nahmen an ihm teil. Es lag überall tiefer Schnee, und die Kälte war unerträglich. Keinerlei Vorkehrungen waren getroffen, und es fehlte an jeder kräftigen und sachverständigen Leitung. So hörte bald alle Ordnung auf. Die frierenden und hungernden Massen lösten sich auf und marodierten. Die Folge war, daß bewaffnete Afghanen die Abziehenden verfolgten, die Marodeure niedermachten und bald die ganze Schar bedrohten. Das Elend wurde so entsetzlich, daß schließlich die Engländer Frauen und Kinder der Gnade der Afghanen anvertrauten und allein weiter zu kommen suchen mußten. Dabei fielen sie sämtlich dem kalten Winter oder den Verfolgern zum Opfer. Nur ein einziger Europäer gelangte nach Indien und brachte dorthin die Schreckenskunde!

Lord Auckland, der ohnehin schon durch seine Ausgaben für Afghanistan den Zorn der ostindischen Kompanie erregt hatte, war so entsetzt über den Ausgang seines Unternehmens, daß er alles im Stich ließ und nach Europa abfuhr. Sein Nachfolger faßte dagegen den Entschluß, die noch lebenden Landsleute in Afghanistan zu retten und furchtbare Rache zu nehmen, dann aber das unwirtliche Land zu räumen. Unter General Pollock sandte er 12000 Mann nach Afghanistan. Dieser entsetzte die zwei allein sich noch haltenden Festungen, befreite die Frauen und Kinder und schlug die Afghanen. Dann brannte er die Hauptgebäude der Städte nieder, verwüstete Felder und Fruchtbäume und zog im Herbst 1842 mit der ganzen englischen Macht ab.

Wenn so auch die Afghanen schweren Schaden erlitten hatten, waren sie doch im Grunde die Sieger. Dost Muhammed, der in Freiheit gesetzt worden war, bestieg ungestört aufs neue seinen Thron und richtete sich wieder nach Belieben im Lande ein. Englands Ansehen allhier war schwer geschädigt, sein Einfluß gebrochen. Um so williger hieß man Rußlands Agenten, die im Stillen wohl die ganze Zeit über thätig gewesen waren, und seine Rubel willkommen. Rußland nützte die Lage gründlich aus. In den sechziger Jahren eroberte es Taschkent, bald darauf Samarkand, dann Chiwa und endlich 1876 Chokand. Persien geriet mehr und mehr in finanzielle und politische Abhängigkeit von Petersburg und verlor einen wertvollen Gebietsteil nach dem andern. Afghanistan, das durch Rußlands Erfolge in Mittelasien sein unmittelbarer Nachbar geworden war und seine Macht fürchtete, schloß endlich Ende der siebziger Jahre ein enges Bündnis mit Rußland. So war damals das von Peter dem Großen ins Auge gefaßte Ziel erreicht und der Weg nach Indien für Rußland offen. General Skobelew konnte in sicherer Aussicht auf Erfolg Pläne zu einem Feldzug gegen das englische Indien ausarbeiten.

Soweit aber wollte man es in London doch nicht kommen lassen. Kaum war Rußland damals in ernsten Streit mit der Türkei verwickelt und für weitere Schritte in Mittelasien lahm gelegt, so forderte England vom Emir Afghanistans Zulassung einer englischen Gesandtschaft in Kabul. Als er das verweigerte, wurde ihm der Krieg erklärt, und 1878 rückte wieder ein englisches Heer in Afghanistan ein. Da die russische Hilfe versagte, war der Emir dem Angriff nicht gewachsen. Nach Verlust mehrerer Schlachten floh er nach Afghanistan, wo er starb. Sein Sohn Yakub Chan unterwarf sich und schloß Frieden. Gegen eine jährliche Zahlung von 1 200 000 Mark entschloß er sich, es auf Rußlands Zorn ankommen zu lassen und 1879 die Leitung seiner auswärtigen Angelegenheiten in Englands Hand zu legen.

Diesmal dauerte der Friede noch kürzere Zeit als zuvor. Schon am 3. September 1879 wurde der englische Gesandte in Kabul mit seiner gesamten Begleitung von fanatischen Soldaten ermordet und die Sicherheit aller Engländer im Lande bedroht. Aufs neue sah sich England genötigt zu den Waffen zu greifen und blutige Rache zu nehmen. Doch gelang es

diesmal, dank den inzwischen erbauten Bahnen und besseren Vorbereitungen rascher zum Ziele zu kommen. Schon nach wenigen Wochen stand ein Heer im Felde. Im Oktober wurde Kabul eingenommen, der Emir gefangen und ein Enkel Dost Muhammeds, Abdur Rhaman Chan, auf den Thron gesetzt. Mit Hilfe der Engländer warf er seine Gegner nieder und nahm in Wirklichkeit, wenn auch nicht dem Namen nach englisches Protektorat an. Von 1883 ab wurde die Summe, welche er jährlich von England bezog, auf 2400000 Mark erhöht.



Habib Ulla Chan,
der neue Emir von Afghanistan.

Wenn Rußland ein englisches Protektorat über Afghanistan auch nie anerkannt hat, hat es doch sich mit den bestehenden Verhältnissen abgefunden. Es hat statt weiter die afghanische Frage direkt aufzunehmen, seinen Einfluß über den Rest Mittelasiens ausgedehnt. 1884 hat es Merw erobert und dann die transkaspische Bahn erbaut. Letztere reicht gegenwärtig im Süden bis Kuschk, d. h. bis in die nächste Nähe Herats, im Norden über Chokand bis Andischan. Afghanistan ist damit völlig umklammert von Rußland. Im Falle eines Kriegs kann letzteres binnen wenigen Wochen beliebige Truppenmassen nach Afghanistan werfen und den Weg nach Indien erzwingen. England hat, um zu retten, was möglich, 1884 die Niedersetzung einer englisch-russischen Kommission zur Bestimmung der Nordgrenze Afghanistans von Rußland erreicht und nach vielen Schwierigkeiten eine Einigung darüber herbeigeführt. Es kann damit aber der fortwährenden Ausbreitung russischen Einflusses auch in Afghanistan selbst nicht steuern. Sein Einfluß daselbst beruhte eben im wesentlichen auf der Person des ihm ergebenen Abdur Rhaman Chan. Es ist daher begreiflich, daß der Tod dieses Mannes nicht allein in England, sondern auch sonst in der Welt großes Aufsehn macht. Steht der Nachfolger des Verstorbenen unter russischem Einfluß oder ist er solchem zugänglich, so ist eine Aufrollung der mittelasiatischen Frage unvermeidlich. Zum besondern Unglück für England ist das erwähnte Ereignis gerade in dem Augenblicke eingetreten, wo der südafrikanische Krieg seine Kräfte völlig in Anspruch nimmt und es ihm nahezu unmöglich macht, in Mittelasien seine Interessen mit demselben Nachdruck wie früher zu wahren. Doch tröstet man sich an der Themse mit der Hoffnung, daß der neue Herrscher Afghanistans die bisherigen politischen Bahnen nicht verlassen wird, und daß Rußland durch seine wirtschaftliche und finanzielle Krisis auch in seiner Bewegungsfreiheit stark gehemmt ist. Trotz alledem ist die Lage für England gegenwärtig nichts weniger als angenehm.

Aus dem Leben.



Man hört zuweilen die Leute sagen:
Man muss seine Haut zu Markte tragen;
Aber es gibt viel klügere Leute,
Die tragen zu Markte Anderer Häute.

Alb. Roderich.

Heimliches Glück.

Es gibt so Stunden ... im Werktagslauf,
Nur dieser und jener achtet darauf.
Stunden, die man erst später segnet,
Wo einem so recht 'was Liebes begegnet,
Und hat es nicht viel Verstand und Sinn,
Sonnt sich doch das Herze drin.

Da hab' ich neulich in solchen Stunden
Ein Mädel gefunden.
Schritt so sa sa mit wiegendem Gang
Durch Hast und Lärm die Straßen entlang,
Hat sich ins bunteste Treiben gemengt,
Die Arme recht wie ein Junge geschwenkt,
Mit Zöpfen und breitem Strohhut ging's —
Und die lachenden Augen bald rechts, bald links!
O diese Augen ... die Fröhlichkeit!:
Gott grüß euch alle, wie ihr da seid!
Was auch auf Erden wibbelt und webt,
's ist doch 'was Feines, wenn man lebt!

Ein kurzes Glück im Gassen und Gehn,
— Wenige werden es nur verstehn.
Doch wenn ich in Sorgen so sinn' und sitz',
Dann kommt's wie ein Leuchten, ein Sonnenblitz:
Das Köpfchen fröhlich, marienblond,
Recht wie von himmlischem Licht umsonnt,
Und Augen durch Dunkel und Traurigkeit:
Gott grüß euch alle, wie ihr da seid!

Carl Busse.



Kiefern. Nach der Radierung von R. Hirzel.

Das Frauenideal in der Kunst der Renaissance.

Ein Streifzug durch die Geschichte der Schönheit

von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

Mit einem Einschaltbild und zweiundzwanzig Textabbildungen.

Wir kommen mit ganzen Perioden der Malerei oder Plastik in kein intimeres Verhältnis, so lange wir unwillkürlich voraussetzen, es habe immer nur das Schöne dargestellt werden sollen. Das Schöne als Zweck und Ziel ist etwas, wozu sich die Entwickelungsgeschichte der Kunst mehr als einmal erst hat durchringen oder zurückfinden müssen. Schönheit ist auch an sich nichts Objektives und daher durch bloßen Naturalismus Erhältliches. Nicht die Natur selber bestimmt die Form und den Ausdruck, worin wir das Schöne zu erkennen haben. Der Begriff von Schönheit entsteht erst durch einen Vorgang in dem Betrachtenden, durch eine Regung von Künstlerempfindung in ihm. Denn nicht bloß ausübenden Malern oder sonstigen Bildnern steht eine solche zu; in jedem Menschen, er müßte denn schon ganz aufgetrocknet sein, steckt ein Stück Künstlerempfindung, wenn sie auch in den allermeisten Fällen primitiv und kindlich bleibt. Ihre feinere Durchbildung, ihre Maßgeblichkeit bei der Bewertung von Schönheitsempfindungen und Schönheitsbegriffen setzt ästhetische und kunstgeschichtliche Erziehung voraus. Eine kunsthistorische und nicht nur eine theoretisch-ästhetische deshalb, weil eben doch die ausübenden Künstler im Laufe geschichtlicher Entfaltung am meisten und wichtigsten an den Schönheitsbegriffen gearbeitet und gebildet haben. Insonderheit ist von der Renaissance das weibliche Schönheitsideal gefunden und aufgestellt worden, mit konkreter Nachwirkung auf den guten allgemeinen Geschmack bis auf den heutigen Tag.

Ausgeübte und öffentlich anerkannte Kunst, ob Malerei und Skulptur oder Dichtung, Musik, Architektur, wurzelt immer im Religiösen, löst sich erst allmählich und stufenweise zu selbständig berechtigtem Dasein los. Die antike Kunst und die der christlich-mittelalterlichen Jahrhunderte haben gleicherweise diesen sakralen Ursprung. Aber die Stufenfolgen ihrer Emanzipation sind ganz verschieden. Die Antike gelangt von dem feierlich starren, archaischen, auf die Tempel berechneten Stile der Bildnerei unter Milderung und Veredelung dieser Strenge zum erhabenen, zum „hohen“ Stil, und dann weiterhin auf dem Wege vielseitiger Differenzierung auch zu zwangloseren Aufgaben, zur Darstellung von Anmut und Reiz bis zur Koketterie herunter,

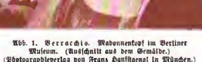


Abb. 1. Verrocchio. Madonnenkopf im Berliner Museum. (Ausschnitt aus dem Gemälde.)
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Abb. 2. Lorenzo di Credi.
Kopf der Magdalena im Berliner Museum.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

oder andererseits zur bewegten Leidenschaftlichkeit, zur Ausgelassenheit, zum Genre, zur Komik. Dagegen führt vom Mittelalter auf die Höhen des Cinquecento ein völlig anderer Weg, dem unsere Betrachtung folgen will.

Um das sogleich vorauszuschicken: die äußerliche Verbindung der Renaissancekunst mit dem Religiösen überdauert ihre innere Abhängigkeit von diesem, geht niemals ganz verloren und bleibt stets von erheblicher Wichtigkeit. Auftraggeber für Kunstwerke waren doch bis ins XVI. Jahrhundert immer wieder die geistlichen Korporationen, die Kirchen und Klöster, die Patrone von solchen und von Hauskapellen. So blieb, wenn nicht die Ausführung, doch der Stoff in den kirchlichen Ideenkreis gebunden. Hiergegen hat bis zum Quattrocento, dem XV. Jahrhundert, eine weltliche Kunst überhaupt nicht und auch während desselben nur in geringem Umfang aufkommen können. Erstlich war die humanistische Renaissance auf eine geistige Aristokratie beschränkt, die selbst bei absichtlichem Willen die Künstler gar nicht derart mit weltlichen Stoffen hätte beschäftigen können, daß dadurch die Gesamtproduktion für den religiösen Bedarf überflügelt worden wäre. Und dann hat man sich davor zu hüten, jene feiner Gebildeten in einen ausgesprochenen Gegensatz zu der Kirche und der allgemeinen Religiosität bringen zu wollen. Die hauptsächlichen Mäcene der großen Kunst waren eben doch die Fürsten, die Gewaltherren, die vornehmen, reichen, in öffentlichen Ämtern stehenden Bürger und dann — zur größten, römischen Zeit der Renaissancekunst — die Päpste. Wohl sind sie alle berührt und durchweht gewesen von dem Lenzhauch einer neuen freieren, humanistisch angeregten Auffassung, Bildung und Phantasie. Aber sie hätten schon aus äußerlichsten Gründen, wenn sie es sonst gewollt hätten, sich niemals zu einer mit dem Christentum entzweiten Nurphilosophie oder zum Spiel mit dem antiken Heidentum bekennen können, wie das etwa der einzelne humanistische Schriftsteller oder Dichter thun mochte. Die allermeisten ihrer Bestellungen blieben nach wie vor für die von ihnen erbauten oder geschmückten Kirchen und Klöster, für die Hauskapellen ihrer Paläste bestimmt. So bildeten auch weiterhin die biblischen Vorgänge und Persönlichkeiten den Stoff, im Verein mit dem konventionellen Kreise der Heiligengestalten. Selbst in der Art, wie diese Figuren auf den



Abb. 3. Lorenzo di Credi.
Mädchenbildnis. Im Berliner Museum.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Bildern gestellt und gruppiert, die Ereignisse veranschaulicht wurden, mußte das herkömmliche Anordnungsschema mehr oder minder unberührt bleiben. Jedenfalls dann, wenn es sich um Altarbilder in den öffentlichen Gotteshäusern handelte, damit die einfacheren Andächtigen sogleich wußten, was hier dargestellt sei, und nicht in Verlegenheit gesetzt wurden. Nur in der Art, wie diese herkömmlichen Szenen künstlerisch aufgefaßt, die einzelnen Persönlichkeiten durchgebildet und belebt wurden, darin pulsierte die neue Kunst und vermochte das, was ihr Wesen ausmachte, Freiheitlichkeit und Schönheit, an die Stelle der alten Gebundenheit zu setzen. Und zwar unter der Gutheißung und zum Entzücken jener kunstsinnigen Gönner. Stets in enger Fühlung mit dem guten Zeitgeschmack und mit dem, was die Andächtigen zu ertragen und zu verstehen vermochten, schritt die junge Renaissancekunst in der Vermenschlichung ihrer Gestalten voran, bis schließlich, wie einst die Götter der Antike vom Olymp herniederstiegen, so auch die Madonnen und Heiligen wieder unter die Irdischen zurückgekehrt waren, Cäcilia und Katharina sich in den Leib und in das Gewand der vornehmen Florentinerinnen hüllten und niemand mehr eine Anstößigkeit darin empfand, in den so gern gemalten Magdalenen, den mit geringem Lodenstück bekleideten Täufern oder den als Pfeilscheibe dienenden Sebastianen die Offenbarungen der Maler über ihre Künstlerfreude am Menschenkörper zu erblicken. Entsprechend bildet die religiöse Kunst dieser großartigen Zeit, die neuerdings in der bei Velhagen & Klasing erschienenen Bilderbibel der „Vier Evangelien" in wundervoller Weise gesammelt worden ist, mit ihren Madonnen und mit den weiblichen Personen, welche der heiligen Familie näher stehen, auch unsere wichtigste Quelle für die damalige künstlerische Auffassung der Frau. Hinzu gesellt sich, was von weiblichen Porträts und sonstigen Darstellungen der profanen Schönheit vorliegt, sei es in Studienköpfen, sei es in Historiengemälden und „Venusbildern", wie das große Publikum sagt, das nun einmal ohne solche landläufigen Etiketten nicht recht auskommen kann.



Abb. 4. Filippo Lippi.
Madonnenkopf in den Uffizien zu Florenz.
(Ausschnitt aus dem Gemälde.)

Das Mittelalter besaß keine Vorstellung von irdischer Schönheit, nicht einmal von irdischer Realität in der Kunst. Wenn eine solche angestrebt wurde, so war das eine heimliche Ketzerei; der Satz eines frühchristlichen, noch an den Voraussetzungen der aristotelischen Ästhetik gebildeten Schriftstellers: „Jedes Abbild kann nur dann Ruhm haben, wenn es dem Vorbild ähnlich ist", wurde ausdrücklich mit dem Anathem belegt. Das Mittelalter sollte sich kein Bildnis, keine Porträts machen und hat dies noch bis ins XIII. Jahrhundert im Abendlande nicht gethan. Die mittelalterlichen Darstellungen geschichtlicher Persönlichkeiten, welche man heute zusammensucht, haben sonstiges Interesse, aber keinen Bildniswert, sie sind nur Symbole für den Stand des Betreffenden, seinen Königsrang mit Zepter und Krone, oder sein Bischofsamt. Ebenso hatten die von der Plastik oder den Miniaturen frei erfundenen Figuren nicht die Aufgabe, wirkliche Erscheinungen damaligen Menschentums zu geben. Ihr oberster Wert bestand vielmehr darin, geistigreligiöse Gedanken symbolisch zu verkörpern.

Das mittelalterliche Ideal aber, um welches diese sich drehten, war Weltabtötung, Askese, Flucht aus der Körper- und Sinnenwelt. Das ist der tiefere Sinn in der Körperkümmerlichkeit und Körperverzeichnung dieser überschlanken, von Fasten geschwächten Gestalten, in der wesenlosen Zartheit ihres Ausdrucks, in ihrer Schüchternheit, überhaupt zu existieren, und in der krassen Unbekümmertheit um die wirkliche Erscheinung des Menschen, um seine natürliche Bewegung und Lebensäußerung. Dies selbe Ideal, welches die hochkirchliche Theorie in der Kunst zur Darstellung brachte, war sie unablässig bemüht, sogar in das lebendige Äußere der Zeitgenossen hineinzupredigen und hineinzumodeln. Daher die stets wiederholte Mahnung zu Übungen und Kasteiungen, zur Zerstörung jeglichen Reizes, der vor Menschen, anstatt vor Gott wohlgefällig sein könnte, und zur ruhelosen Selbstpeinigung, bis die blühenden Wangen verhärmt und die allzu roten Lippen in bleiche verwandelt seien.

Dann aber ringt sich der rasche Sieg einer Laienrevolution mit elementarer Gewalt empor. Die Stauferzeit des höfischen Glanzes, des Rittertums, der entfesselten Lebenslust und Energie, der Aventiuren, der Aufnahme der Frauen in die Gesellschaft und in die Geselligkeit, die Blütenperiode einer gestaltenreichen und gestaltungsfrohen weltlichen Dichtung bricht an. Und alsbald geht durch die Fülle dieser Ritterepen und Minnelieder die herzenschwellende Ahnung von der hohen und hinreißenden Anmut, der weltlichen Schönheit des Weibes, von der Lebensbereicherung durch das Dasein mit ihm. Das Jahrhundert, welches Isoldens Gestalt schuf und Brunhilden aus dem Walkürenschlummer der asketischen Jahrhunderte erweckte, hat mit letzteren auf immer gebrochen. Keine rückläufige Gegnerschaft, so wenig es dem kirchlich - weltverneinenden Geist auch weiterhin an bedeutenden Vertretern und Kämpfern fehlte, vermag das Laientum wieder in die alte verzichtende Demut zurückzuzwingen.



Abb. 5. Sandro Botticelli. Weibliche Figur aus der Madonna mit Heiligen in der Akademie zu Florenz.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Die bildende Kunst bleibt hinter diesen Neuerungsthaten der Dichtung und des bewegten Lebens noch lange zurück. Das hat, wenn auch nicht allein, so doch wesentlich einen äußeren Grund. Gesellschaft und Dichtung hatten ihre Träger im Rittertum, dessen Kühnheit und Phantasie im Vollgefühle der errungenen Emancipation wie auf gesatteltem Streitrosse dahinstürmte. Die Bilder der Kirchen und die Miniaturen der Handschriften dagegen, und zwar der weltlichen so gut wie der andächtigen, entwarf und illuminierte nach wie vor der Mönch.

Für die Kunst brach dann Italien Bahn, die am

raschesten erwachsene Schwester unter den abendländischen Nationen, die reichste unter ihnen und die am herrlichsten gewandete, weil sie die Fülle der mittelländischen Verkehrsanregungen und der dadurch hervorgebrachten Lebenssteigerungen aus erster Hand empfing. Hier erhob sich nach Vorläufern um die Wende des XIII. und XIV. Jahrhunderts der Toskaner Giotto, der Freund und um ein Jahr jüngere Zeitgenosse Dantes. Er ward der Moses einer neuen Malerei, der die verlangende Zeit aus dem Mittelalter in das schöne Zukunftsland der Renaissance hinüberwies, welches er selber von der Höhe seines Lebenswerkes noch erschauen durfte. „Die Malerei hat vielleicht nie ihre Ausdrucksgrenzen auf einen Anlauf weiter hinausgeschoben, als damals“, sagt Wölfflin in seinem überaus wichtigen Werke „Die klassische Kunst“, welchem ein Teil unserer Darlegungen sich anschließt. Dem Giotto Bondone ging mit bewußter Klarheit auf, daß das menschliche Haupt und Antlitz und die menschliche Figur eine anatomische Form besäßen und von einem Knochengerüste abhängig seien, dessen tragende Gestalt oder dessen Bewegungen auch unter der Oberfläche und unter der Gewandung noch ihre Wirkung äußern müßten. Erfassung der Natur in ihrem Eigenwesen, das ward das Wollen dieses prophetischen Mannes. Seine Figuren, um von anderen Dingen, worin er gleich bahnbrechend wurde, hier nicht zu sprechen, beginnen körperlicher und vollwichtiger zu werden, als das korrekte Mittelalter sie seinen Künstlern jemals erlaubt hätte. Und dann, wir besitzen innerhalb seiner Werke auch Porträts, in denen er also schon die individuelle Persönlichkeit um ihrer selbst willen nachgebildet hat. Unter der Wirkung von Giottos Großthaten steht das XIV. Jahrhundert. Selbst die rein kirchlich-denkende Kunst acceptiert, was er gelehrt hat; es ist nicht mehr möglich, wieder in die Weise vor ihm zurück zu fallen. Trotzdem die Welt im ganzen anders geworden, ist darum die mittelalterlich-transcendente Richtung nicht verschollen. Sie ist immer noch vorhanden und behält ihre Wichtigkeit, nur hat sie die alte ausschließende Herrschaft verloren. Ein ihr angehöriger Künstler ist Fra Angelico von Fiesole, welchen vom XI. Jahrhundert nicht der Wesensinhalt, nur die liebenswürdige Milde und sonnige Heiterkeit seiner Frömmigkeit und Weltflucht trennen. Aber so überirdisch gerichtet, so engelhaft und wahrhaft selig seine Schöpfungen sind, haben sie doch mit mittelalterlicher Kunst nichts gemein. Auch sie stehen durchaus auf dem Boden des von Giotto gewiesenen Wirklichkeitssinnes und malerischen Könnens.



Abb. 6. Piero di Cosimo. Simonetta Vespucci.
Schloß Chantilly.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie.
in Dornach i. E., Paris und New York.

Zu dieser Zeit war, ums Jahr 1425, Masaccio als ein abermaliger Neuerer und Führer entstanden, welcher die naturgetreue Wiedergabe des Wirklichen, des Charakteristischen mit einer Konsequenz und Rücksichtslosigkeit zur Aufgabe erhob, wie sie vorher, trotz Giotto, nicht gewagt und auch nicht gekannt worden war. Die rea-



Abb. 7. Sandro Botticelli.
Kopf der Pallas im Pittipalast zu Florenz.

ten Gliedern, mit zähen Muskeln und Sehnen besonders interessieren, weil diese Magerkeit des Ganzen und die Eckigkeit der Gelenke ihm mehr Studium darbietet, als glatte Flächen es thun; wohl kann ein Donatello im Charakteristischen auch dann schwelgen, wenn dieses schlechtweg häßlich ist. Aber das bleiben doch immer nur die einen Äußerungen einer vielseitigen Wahrheitskunst, und gerade Donatello hat, ohne mit viel Absicht auf Anmut auszugehen, doch, indem er die Wirklichkeit der Anmut und Jugend nachbildete, Werke von edelster Erscheinung geschaffen. Dieser Realismus des Quattrocento ist in seiner Gesamtheit heiter und fröhlich, wie das helle ehrliche Tageslicht, und den Menschen, die er uns vorführt, ist es nicht verwehrt, kraftvoll, wohlgebildet und glücklich zu sein. Er geht auch keineswegs solchen Frauenerscheinungen, welche Vornehmheit und Anmut verbinden, prinzipiell aus dem Wege, wie es aus Furcht vor allem, was nur von ferne an eine

listische Periode der italienischen Kunst im Quattrocento setzt ein und findet über Masaccio hinaus, den im frühen Jünglingsalter Gestorbenen, durch Donatello ihren fruchtbaren und großen Vertreter, welcher 1466 als Achtzigjähriger starb. Während also in der Antike der Realismus erst einer späteren Epoche nach der Blütezeit angehört, bildet er für die Renaissance eine Durchgangsstation auf dem Wege vom sakralen Archaismus zur Höhenkunst. Daß die Entwickelung diesen abweichenden Weg durch den Realismus hindurch nehmen mußte, erklärt sich aus der notwendigen radikalen Abschüttelung der wesenlosen und formfeindlichen Gedankenkunst des sakralen Mittelalters. Im übrigen ist dieser Realismus des XV. Jahrhunderts ganz etwas anderes, als was heute unter dem einseitig gebrauchten Ausdruck landläufig verstanden wird. Wirklichkeitskunst setzt keineswegs die Häßlichkeit und seelenlose Armut, das graue Elend von Thema und Milieu voraus. Wohl kann sich der Künstler des Quattrocento für ein Modell mit harten abgearbeite- gewisse banale Schönheitsmalerei erinnern könnte, der moderne Realismus thut, der sich fast nur auf der Kurve zwischen den geplagten, herben Alltagsgesichtern der Fabrik oder der Klavierstunde auf der einen Seite und den modern frisierten Modellmädchen auf der anderen Seite bewegt. Das Quattrocento brauchte noch keine Angst vor Carlo Dolce und Albani und der Verwechselung mit ihnen, die erst später kamen, zu haben, wie unsere Maler sie vor denjenigen Kuchkünstlern haben, deren Schöpfungen in photographischer Nachbildung der entzückte Primaner im Schaufenster der Provinzialkunsthandlung bewundert und die man ebendort als Vervielfältigungen auf Porzellan antrifft. Aber das Quattrocento suchte die schöne und anmutige Frau als solche noch nicht. Genau so, wie sie sind und ihm begegnen, sind die Frauen dem Künstler recht. Er malt sie, ob sie zufällig hübsch oder reizlos sind, und es macht ihm gar nichts aus, eine mehr als durchschnittliche, ja nach unseren Begriffen unschöne Erscheinung zur Madonna zu erheben, wofür uns Verrocchio

(Abbildung 1) ein Beispiel geben mag. Dementsprechend sind alle diese Gestalten ohne Koketterie und ganz sachlich. Das Gebiet der Magdalenen ist noch nicht erschlossen und noch Lorenzo di Credi z. B. gibt uns, wenn eine solche vorkommt, lediglich die mit Erfolg kasteite Büßerin (Abb. 2), anstatt der schönen Sünderin, welche künftigen Jahrzehnten zur unermüdlich wiederholten Darstellung äußerlichsten und koketten weiblichen Reizes dient.

Bei solchen Zeitstimmungen mußte das Porträt blühen. Niemand trug Scheu, sich so, wie er war, verewigen zu lassen, und dem Künstler war jeder Kopf recht. Später, während der Blütezeit der italienischen Kunst, nachdem Normen der mehr oder minder vollendeten Erscheinung gefunden waren, bedeutete es einen gewissen Anspruch, sich porträtieren zu lassen. Die Bildnisse werden wieder seltener oder es kommt Unrealistik, Phantasie, Unwahrheit in die Bildniskunst hinein; gealterte vornehme Damen haben dem Tizian den Auftrag gegeben, sie so zu malen, wie sie nach seiner künstlerischen Rekonstruktion in ihrer besten Jugend möchten ausgesehen haben. Dagegen die ehrlichen Porträts des XV. Jahrhunderts geben lediglich wieder, was der Künstler jeweils vor sich gehabt, was er „gesehen" hat. Aber auch nur das. Es sind Momentbilder, hervorgebracht durch das gleich einem photographischen „Objektiv" wirkende Auge des Malers, durch ihre Wahrheitstreue wertvolle Dokumente damaliger Menschen: dessen, was sie während der Sitzung beim Maler trugen und des Porträtiergesichtes, das sie machten. Wir können vor diesen Frauenschöpfungen des XV. Jahrhunderts, gleichviel, ob sie Porträts oder unpersönliche Darstellungen sind, die Ehrerbietung nicht empfinden, die uns vor Raffaels weiblichen Gestalten, den erhabenen wie den einfach glücklichen, ergreift. Unser Verhältnis zu denen des Quattrocento ist eher ein soziales, ein wohlbekanntes und gemütliches; sogar eine leise, nachträgliche Ironie darf sich zuweilen einmengen. Dabei ist bemerkenswert, daß wir das spezifisch „Italienische" der Züge in den überwiegenden Fällen ganz vermissen. Diese Augen, diese Nasen, welche manches liebe Mal gar so entgegenkommend in den Himmel gerichtet sind, sie sind durchschnittlich, kleinlich und alltäglich. Vor dieser ehrlichen Kunst wird uns klar, wenn wir es aus sonstiger Kenntnis des Volkes und der Gesellschaft noch nicht wissen, daß die in allen Fällen „schöne Italienerin" eine historische Fiktion ist: der Niederschlag des italienischen Frauenideals, welches erst die Hochrenaissance geschaffen und zu allgemeiner Anerkennung gebracht hat, dem aber die Wirklichkeit nur in einzelnen Fällen entspricht. Daß in Italien brünette Farben und das Römererbe verhältnismäßig vieler gut geschnittener Profile niemals gefehlt haben, wird durch diese Ausführung nicht berührt.



Abb. 8. Sandro Botticelli. Weibliches Bildnis.
Städelsches Institut zu Frankfurt.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie.
in Dornach i. E., Paris und New York.

Wenn nun das Quattrocento ein bestimmtes Schönheitsideal seiner Frauen noch nicht hat, so offenbart es doch gewisse Modeideale der äußeren Erscheinung. Dies ist kein Widerspruch gegen den Satz, daß unter allen Zeitaltern die Renaissance von der Mode am wenigsten abhängig gewesen ist und der Selbständigkeit des Einzelnen auch in seinem Äußeren Rechnung getragen hat. Im Gegenteil, das verträgt sich. Man strebt in dieser individualitätseifrigen Zeit auf jede Weise danach, seine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, und dafür muß das, was von Mode vorhanden bleibt, ebenfalls dienen. Man strebt demjenigen zu, was von den Zeitgenossen bewundert wird, und will sich, indem man diese Bedingungen glücklich erfüllt, auszeichnen. Man ist nicht Sklave der Mode, sondern handhabt sie. Man folgt also der Mode auch nicht, um nicht aufzufallen, was in unserer anders gearteten Zeit ihr bester Wert für die Gebildeten ist, sondern um sich Beachtung zu sichern. Nun hat die Mode bekanntlich niemals gefragt, ob das, was sie verlangt und vorschreibt, von höheren Schönheitsgesetzen regiert wird, und sie hat dies im Quattrocento um so weniger gethan, als damals derartige Schönheitsgesetze überhaupt noch nicht formuliert waren. Uns berührt das Modeideal des mittleren Quattrocento fremdartig, in manchem auch unschön, beispielsweise durch die Bewunderung, welche überhohe, im Profil gerundete Stirnen damals fanden. Auf den meisten Frauenporträts dieser Zeit fehlen die Haare über der Stirn; der Haarschmuck weicht, um jenes Stirnprofil zu erreichen, bis oben auf den Kopf zurück, und aus der Litteratur wissen wir, daß man mit vieler Mühe und Geduld die vorderen Haare vertilgte und ausriß! (Abb. 1, 4, 5). Umgekehrt würden sich die Zeitgenossen Filippo Lippis über unsere noch nicht lange überwundenen Ponyfrisuren entsetzt haben. Hat die Mode in der Regel keine ästhetischen Leitmotive, so hat sie doch ihre Konsequenzen. Infolgedessen schränkt sie mit den Stirnhaaren bald auch die Augenbrauen und Wimpern ein, verlangt diese schmal und spärlich. Die Damen rissen beide mit Pincetten aus! Als ein Beispiel sowohl hiefür, wie für einiges weiterhin zu sagende möge die gefeierte Simonetta dienen, welcher Giuliano Medici seine Liebe und seine Festveranstaltungen darbrachte (Abb. 6).

Allzulange hält der Realismus es nie-

Abb. 9. Lionardo da Vinci. Gioconda oder Monna Lisa. Louvre zu Paris.



Abb. 10. Lionarda da Vinci. Isabella d'Este. Bildniszeichnung. Louvre. Nach einem Kohledruck von Beaun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

mals in seiner eigenen Gesellschaft aus. Wenn er die von ihm angestrebten Fortschritte einigermaßen erreicht und wirksam geworden sieht, dann spielt er gerne, als ob er sich gründlich entschädigen wolle, mit seinem eigenen Gegenteil und vermengt sich mit Romantik, Mystik und Phantastik. Wir haben in der Gegenwart Le rêve bei Zola und haben die Rautendeleien des Verfassers von Fuhrmann Henschel; wir haben in Wort und Bild die zuweilen noch etwas mangelhaft filtrierte Märchenpoesie, welche in den modernsten Zeitschriften die früheren Facsimilierungen des Alltäglichen auffällig zurückdrängt. Ganz Ähnliches vollzieht sich innerhalb des XV. Jahrhunderts. In den Realismus kommt etwas Gesuchtes hinein, eine Vorliebe für Spielerei, für Verkünstelung, für das Überzierliche, das Sensible und Fahrige. Bei Frauendarstellungen thut man dieser Neigung insbesondere in den Haaren Genüge, macht diese auf eine komplizierte Weise zurecht, welche in der Wirklichkeit nicht die geringste Bewegung der Trägerin vertragen hätte, man überlädt das Haar derartig mit Zierat, Bändern und kostbaren Schnüren, daß diese fast zur Hauptsache werden. Man lockert auch das solide Sonntagsgewand der früheren Darstellungen, windet die Stoffe mit willkürlichen und oft seltsamen Freiheiten um die Figuren, ersetzt sie durch Tücher oder Schleier, die keine Gewänder mehr sind, kurzum, man entwirklicht auf jede Weise das Kostüm (Abb. 6 und 7). Man sucht, wo der Stoff dazu anregt, das Gewand in eine phantastische Beziehung zu idyllischen Vorstellungen zu bringen, indem man es mit Blumen, mit Blättern und Zweigen bestreut und es mit ganzen Blumen-



Abb. 11. Lionardo. Idealkopf. Zeichnung in den Uffizien zu Florenz. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

kränzen säumt. Man löst sich, noch nicht im Modell, wo man abhängig bleibt, wohl aber in der Ausstattung und Zuthat von der Wirklichkeit los. Formen und Züge des Modells bleiben noch realistisch, aber diese Gestalten, die früher, gleichviel ob vornehm oder bürgerlich, so seelenruhig und gut täglich waren, werden aus dem Geleise gebracht: es vibriert etwas in ihnen, sie stellen die Glieder wie im Traum befangen oder auch einfach geziert, ihre Haare und Gewänder auf den Bildern flattern wie vor der süßen Sehnsucht des Frühlingswindes. Bei Verrocchio kündet sich alles dieses schon in einzelnen seiner Schöpfungen an, und dann wird Botticelli der Reigenführer: er, den man vor zwölf Jahren im weiteren Publikum noch auslachte und den heute, nachdem er seit längerer Zeit in Burne-Jones einen Interpreten gefunden, jeder freundliche Backfisch in seinem Allerheiligsten stehen hat, wenigstens, wenn er kunsthistorische Vorträge hört. Botticelli trägt in seine Köpfe und Figuren einen weiteren Zug hinein, der aber mit jener zierlich-sensiblen Phantastik auf das engste verwandt ist und in der modernsten Kunstromantik geradeso wiederkehrt: einen Hauch von physischer Unkraft, die unter der harten Wirklichkeit leidet, und von melancholischer Sinnlichkeit der Augen und des Mundes (Abb. 8). Fast bei allen seinen weiblichen Köpfen, soweit sie sicher auf ihn zurückzuführen sind, glaubt man ein nervöses Zucken um die Lippen zu sehen, und das beliebteste seiner Modelle, welches uns in seiner kränklichen Schwermut, gleichviel, ob er es als Venus oder als Madonna malt, auf das tiefste ergreift, weist mit seinem eingesunkenen Brustkorb, seinen abfallenden Schultern und sonstigen Eigentümlichkeiten die korrekten Symptome einer von ihm selber noch nicht geahnten Schwindsucht auf, wozu der Liebesreiz des Gesichtsausdruckes keineswegs ein Widerspruch ist.



Abb. 12. Lionardo. Lucrezia Crivelli. Louvre zu Paris. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Das zu Ende gehende Quattrocento hat sich von dem Realismus innerlich losgesagt, haftet nur noch in ihm. Dann aber geht es, und nicht von einer Seite allein, mit den starken Schritten der bewußten Großen vollends aus ihm heraus. Welche Wandlungen hat gerade Verrocchios Schüler, Lionardo, gegenüber seinem Meister in rascher konsequenter Stufenfolge vollzogen! Seine Monna Lisa (Abbildung 9) ist das großartige Zeugnis des in ihm durchgereiften und fertig gewordenen Umwandlungsprozesses. Die Bildnisse und Porträtbüsten bisher hatten gern gelächelt, ein leichtes Hochmutslächeln des individuellen und vornehmen Selbstbewußtseins. Die Monna Lisa hat diese lächelnde Überlegenheit auch, aber Lionardo hat sie aus dem Gesicht hinweg, wo sie nur noch in den Mundwinkeln wie im Versteck liegt, in das Innere, in das Wesen der Persönlichkeit zurückzuverlegen gewußt. Ebenso ist die Charakteristik dieses merkwürdigen, geheimnisvollen Weibes mit feinem Bedachte zum



Abb. 13. Sodboma. Madonna aus der heiligen Familie in Villa Borghese.

zugeben. Er analysiert, aber er malt, anders als es der platte Naturalismus thut, nicht eine Phase, eine Einzelheit aus dieser Analyse, vielmehr deren Ergebnis. Damit ist die höhere Aufgabe der Bildnismalerei gefunden, die natürlich mit einem dummen „Verschönern“ und Schmeicheln nichts zu thun hat. Nur in den Vorstudien des Künstlers für sein Bild kommen die Momente zum Niederschlag, und insofern sind sie den photographischen Aufnahmen vergleichbar, die der große moderne Porträtist, jedoch lediglich als subsidiäre Dokumente und als Erinnerungsbelege, bei dem geistigen Vorgange des Eindringens nebenher zu Rate zieht. In den fertigen Gemälden tritt das innere Gebilde der Seele an die Oberfläche und breitet sich, unaufdringlich, nicht sichtbar, nur empfindbar, über die Züge. Das ist keine Abwendung von der Natur. Alles, was darüber auseinandergesetzt werden könnte, hat schon unübertrefflich Albrecht Dürer gesagt: Die Kunst steckt in der Natur, wer sie da herausreißen kann, der

Teil in die schönen Hände verlegt. Der Affekt, welchen Verrocchio und Botticelli übertrieben, ist verschwunden, die Haltung, die Bewegung wieder ruhig, konzentriert, nunmehr aber sie der Träger von so viel Ausdrucksgebung geworden. Die ganze Form dient dem Widerschein des Innern. Die vornehmen ruhigen Frauen, die uns von jetzt an begegnen, die einen Inhalt haben, aber gar nicht daran denken, ihn uns durch die hastige Nervosität ihrer Bewegung und ihres Aufputzes aufzudrängen, sie könnte man nicht mehr ironisch oder mitleidig ansehen. Wir schreiten von Philistern und Geliebten zu Aristokraten weiter, in demselben Maße, als die umgehängten Goldketten und Perlen abnehmen. Der Künstler dringt durch die Oberfläche seines Modelles hindurch zu der Persönlichkeit vor, sucht diese, wie es heute Lenbach thut, in ihrer Ganzheit zu erfassen und wieder-



Abb 14. Gaudenzio Ferrari. Madonnenkopf aus der „Verkündigung“ im Berliner Museum.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Abb. 15. Lionardo da Vinci. Studienkopf. Louvre zu Paris. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Darnach i. E., Paris und New York.

Ideenkunst des Mittelalters nichts zu thun. Sie steht fest auf dem Boden der Wirklichkeit und des vollen Könnens, sie ist nur in das obere Stockwerk hinaufgezogen, und die Wirklichkeit bleibt im Erdgeschoß wohnen. Inwiefern und weshalb dieser Entwickelungsgang anders ist, als der der schönen hohen Antike, erhellt nach dem früher Gesagten von selber. Unsere Gegenwart dagegen, wie jederman weiß, hat mit der Hochrenaissance wenig unmittelbare Verbindung, und das ist nicht etwa mit einem Bedauern oder Tadel abzuthun, sondern hat seine volle kunstgeschichtliche Berechtigung und Logik. Die Schönheitskunst, gerade in der Darstellung des Menschen, war bis vor etlicher hat sie. — Hand in Hand mit dieser Aufstellung neuer Ziele geht, daß sich der Künstler fortan bei Gemälden, die keine Bildnisse sind, vom Modell befreit, dieses als verwertetes Hilfsmittel hinter sich zurückläßt und sich weiter erhebt. Die Erkenntnis ist da, daß noch eine höhere künstlerische Aufgabe dem Menschen gegenüber existiere, als das bloße Abschreiben, nämlich die, auf dem Wege der künstlerischen Abklärung, der Idee, den vollkommenen Menschen, die vollgültige harmonische Persönlichkeit zu erschaffen. Und damit betritt die Renaissancekunst diejenige Stufe, die als ihre höchste und erhabenste zu bezeichnen ist.

Wenn sie somit von neuem ihren Einzug in das Reich des Idealen nimmt, so hat das doch mit der

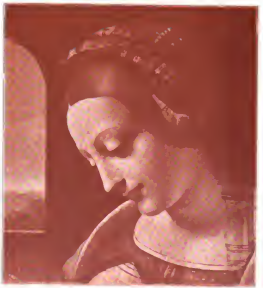


Abb. 16. Schüler Lionardos. Madonna Litta. Eremitage zu Petersburg. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.



Abb. 17. Perugino. Maria. Ausschnitt eines Gemäldes in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Zeit auf die schiefe Ebene der Trivialität gekommen. Sie suchte äußerlich die von der einstigen hohen Kunst gefundenen Schönheitsbegriffe zu wahren, aber inwendig war sie Tragant und Zuckerwerk und widerstand jedem gesunden und kräftigen Magen; da war der ehrliche Versuch, wieder von vorne mit der Wirklichkeit anzufangen, nur eine Erlösung. Drum sind wir heute wieder im Quattrocento.

Mit der Erhebung über das Modell war natürlich der Unterschied von Studienkopf und vollendetem Gemälde ein tieferer geworden. Hätten wir nur der letzteren von Lionardo so viele, als wir Studienköpfe in seinen Handzeichnungen haben, welche mit großartiger Sicherheit und Sparsamkeit, kein Strich zu wenig oder zu viel, aus den sich wiederholenden Modellen bei dieser oder jener Haltung den dokumentarischen Teil ihres Wesens herausschöpfen. Unter ihnen befinden sich zwei, welche in einer für unsere Auseinandersetzung hochwichtigen gegenseitigen Beziehung stehen, weshalb sie hier zu besprechen sind, obwohl dies auch in meiner Monographie „Florenz und die Mediceer" geschehen ist. Sie zeigen beide denselben Kopf in gleicher Haltung, und zwar denjenigen der berühmten Markgräfin von Mantua, Isabella von Este. Der eine verrät in allen Teilen — und erhaltene briefliche Belege bezeugen es weiter —, daß er der Studie entspricht, zu welcher Isabella dem Künstler um Neujahr 1500 gesessen hat. Diese Zeichnung ist ganz und gar nur für das Porträt da. Bei dem zweiten Kopf dagegen (Abb. 11) verlaufen die Linien des Profils und des Mundes bestimmter, kaum merklich abweichend im Linienzuge und doch mit umgestaltender Wirkung. Die Modellierung der Gesichtsflächen ist harmonischer und die Schädelkurve gleichwie nach einem heimlichen mathematischen Gesetze gezogen. Am vorderen Seitenrande des Haars, welches — ganz im Gegensatze zu Botticelli — einfach geschlossen herabwallt, ist eine natürliche Lockung angedeutet. Alles dies ist kaum mehr als eine wenig augenfällige Retouche, und doch ist eine andere Frau, eine in sich vollkommene Einheit von Form, Wesen und Schönheit entstanden — kein Porträt der Isabella mehr, deren Züge wir anderweitig kennen. Für die Herstellung des Porträts konnte selbstverständlich nur die erstere Zeichnung bestimmt werden, was die Nadelstiche in den Konturen bestätigen. Die zweite Zeichnung kann nichts anderes sein, als eine private Studie, aus der der unermüdlich experimentierende Lionardo sehen wollte, wie der Kopf dieser interessanten Frau sich wohl ausnehmen würde, wenn die Natur das, was sie Isabella geben wollte, um eine Nüance konsequenter und einheitlicher durchgeführt hätte. Es hat ja diesen großen Künstler so oft beschäftigt, der Natur in ihre eigene Bildnerkraft hinein nachzudringen. Vielleicht ist übrigens die Geschichte der zweiten Zeichnung hiermit noch nicht zu Ende. Isabella ließ 1501 mit ersichtlichem Vorwande — ihr Gemahl, behauptete sie, habe die (erstere) Studie zu ihrem



Abb. 18. Lorenzo di Credi.
Kopf eines Venusbildes in den Uffizien zu Florenz.

Gemälde verschenkt; es selber gethan zu haben, konnte sie ohne Unhöflichkeit noch schlechter vorgeben — den Lionardo bitten, er möge ihr doch eine andere Skizze zu ihrem Bildnis überlassen. Dieser Bitte würden die Voraussetzungen fehlen, wenn sie nicht gewußt hätte, daß er noch eine Skizze gemacht habe. Da liegt es nun nahe, zu denken, daß ihr jene zweite, frei idealisierte Zeichnung besser gefiel. Jedenfalls hat sie sie nicht bekommen, und es wäre begreiflich genug, wenn Lionardo eine willkürliche Veränderung, die kein Porträt war, nicht gerne in der Hand des vornehmen Modells wußte, um nicht möglichenfalls die Ehre seiner Wahrheitsliebe als Bildniskünstler zu riskieren.

Die Zeit war reif geworden für die neue Auffassung der Kunst, und diese drang durch. Verinnerlichte und dabei vollkommene Erscheinung, Idealschönheit zu geben, danach strebt der ganze Kreis um Lionardo und der seiner Schüler, der Soddoma, Luini, Gaudenzio Ferrari ꝛc. (Abb. 12—14 und Beilage zw. S. 440 u. 441). Einen bestimmten Kanon hat diese neue Schönheit — natürlich ist von den Nicht-Porträts die Rede — nicht, sie ist nicht so arm, um von einem einzigen Gebrauchsmuster zu leben. Immerhin läßt sich einiges aufzählen, was den schönen und berühmten Frauenschöpfungen dieses Kreises zu eigen ist und woran man ohne weiteres den Unterschied gegen früher erkennt. Dahin gehören die guten, wohlproportionierten Köpfe; das feine Oval des Gesichts, dessen relative Schmalheit im ganzen erst unter dem Einfluß der Michelangelo und Raffael einem mehr eirunden Oval weicht; die weiche und doch bestimmte Modellierung; die von dem früheren Ideal, ein Kugelsegment zu bilden, erlöste Stirn, welche, obschon sie ziemlich hoch bleibt, gerader im Profil wird, auch den richtigen Haaransatz wieder erhält. Mit am ausgeprägtesten kennzeichnet die Nase die Forderungen des neuen Schönheitssinnes. Das Stumpfnäschen und die Knollennase sind verschwunden, man vermeidet auch unbedeutende und unharmonische Kleinheit. Sie ist geradlinig, seltener leicht gebogen, in allen Fällen länglich und bestimmt, ihr Rücken verläuft gleichmäßig, die Nasenspitze im Profil ist winkelig und oft, wie aus Übereifer, fast zu scharf. Die Antike oder vielmehr das von der Skulptur ver-



Abb. 19. Andrea Mantegna.
Madonna aus der Heiligen Familie in der Dresdener Galerie.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Abb. 20. Raffael. Kopf der Madonna del Granduca. Pittipalast zu Florenz.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

körperte Ideal der Antike hat in der Nase der Hochrenaissance seine Wirkung geübt, nur bleibt sie meist etwas schmalrückiger als dort. Auch in dem unmittelbaren Übergang von Stirn zu Nase, ohne die Senkung zwischen den Augen, erweist sich der antike Einfluß. Lionardos und der Übrigen Studienköpfe zeigen, daß man die Modelle zwar nicht genau nach diesem Ideal fand, aber annähernde suchte und diese bevorzugte. Im übrigen war man ja nicht an sie gebunden und kam von ihnen aus weiter. Die Freiheit, worin man sich jetzt gegenüber der Vorlage fühlte, und die Unbedingtheit der oben erwähnten Ziele bei Schaffung von Idealgestalten werden einleuchtend vorgeführt durch den Fall, daß eine bekannte Studienzeichnung Lionardos (Abbildung 15) von einem tüchtigen Schüler, vielleicht von Bernardino de' Conti, als Vorlage zu einem Madonnenbilde (Abbildung 16) benutzt und durch die Weise, *wie* sie von ihm modifiziert worden ist. Uns wird vielleicht der Kopf von Lionardos Hand mehr ansprechen, aber der Schüler glaubte es der Madonna schuldig zu sein, daß er die bloße Naturstudie eines so großen Meisters nach den allgemein gültig gewordenen Schönheitsgesetzen läuterte.

Seit Michelangelo schuf, unter dessen rastlos verfolgten gewaltigen Problemen freilich das der weiblichen Schönheit zurückstand, seit seinem gigantischen Steigern alles Menschlichen unter gleichzeitiger Wahrung ruhiger, sinnender Vornehmheit in Haltung und Gebärde, konnte für eine bloße Zierlichkeit und Anmut vollends kein Platz mehr übrig bleiben. Die Pforten waren aufgestoßen worden, daß die Theorie der Dichter und Ästhetiker, die nach reifer und innerlich reicher Persönlichkeit in der Erscheinung der Frau verlangten, sich durch die Kunst verwirklichte. In diese kunstgeschichtliche Sachlage hinein trat Raffael. Er kam aus der Werkstatt Peruginos. Auf eigenen Pfaden, doch der allgemeinen Bewegung parallel, hatte dieser für seine Gestalten, die er aus dem Alltag hinweg in eine edle, von allem Gedränge ferne Umwelt versetzte, eine stille, sinnige Schönheit gefunden, die wie der natürliche Ausfluß



Abb. 21. Raffael. Kopf der Madonna della Sedia. Pittipalast zu Florenz.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.



Abb. 22. Raffael.
Donna velata im Pittipalast zu Florenz.

von Padua aus Mantegna ein intimes Verhältnis seiner Kunst zur Antike gewonnen und war auch sonst die unabhängige Weiterwandlung des italienischen Renaissancegeschmackes soweit herangereift, um aus sich selbst heraus die Antike zu verstehen und zu würdigen. Man vermochte mit ihr auf eigener Bahn zusammenzutreffen. Einfach abgeschrieben von einer Antike ist kein Frauenkopf der Hochrenaissance und identisch sind die beiden Schönheitsideale keineswegs (Abb. 19 bis 21).

Aber die Annäherung wird intimer. Als solche Übereinstimmungen mit der Antike treten uns entgegen: die noch kräftigere Rundung aller Gesichtsformen, die Verbreiterung des Gesichtes von Jochbein zu Jochbein, das zu mathematischer Harmonie durchgebildete Gesichtsoval, die Gewichtigkeit des Hinterkopfes, der gesamten Kopfform überhaupt, die leichte Reduktion der Stirn, die darum nicht niedrig wird, aber bestimmter in der Breite, die Mittenscheitelung der Haare, die schön zu den Schläfen hinabgeführt werden. Zur vollendeten Durchführung kam dies alles, wie Raffael nach Rom übersiedelte und zu einem relativ schöneren, d. h. für die neuen Ideale geeigneteren Modellmaterial in Beziehung trat, als Florenz darbot. Genügen freilich konnte auch dieses Material dem Fluge seines Schönheitssinnes nicht; bei seiner Galathea schilt er einmal sehr und sagt, daß er die Figur schließlich aus der Idee werde bilden müssen — einer „Idee“, welche im Gegensatze zum Mittelalter eben doch das ganze Künstlergedächtnis studierter Natur voraussetzt.

So hatte sich auf ihrer Höhe die Renaissance wieder zu demjenigen Grundsatz durchgerungen, welchen einst die aristotelische Ästhetik formuliert hatte: das geläuterte Bild der Wirklichkeit zu geben, in den Formen

sie beseelender Frömmigkeit, wirkt (Abb. 17). In Raffael fanden sich diese umbrische Mitgift der Verklärung durch Innigkeit und dasjenige zusammen, was das Studium Lionardos und der übrigen Großen den jungen Urbinaten lehrte, der ihnen so rasch als ebenbürtig an die Seite treten sollte. Und was mit ihnen die Antike lehrte. Dies nicht in dem Sinne, als ob die Antike direkt maßgeblich geworden wäre. Aber man darf ihren Einfluß auch nicht unterschätzen.

Bisher hatte die Antike zur Malerei eine innere Beziehung nicht gehabt. Wenn Botticelli oder Piero di Cosimo auf dem Umwege der Lektüre neuhumanistischer und florentinischer Nachdichtungen dazu kamen, sich an ovidischen, horazischen oder antikidyllischen Stoffen zu versuchen, so blieben doch ihre mythologischen Gestalten pures und autochthones Quattrocento. Auch eine Venus des Lorenzo di Credi bleibt lediglich Modell (Abb. 18). Inzwischen aber hatte

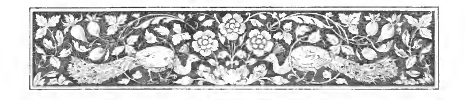


Salome. Gemälde von Bernardini Luini in der Nationalgalerie zu London.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie in Dornach i. E., Paris und New York.)

der Wirklichkeit eine Idee zur Darstellung zu bringen und Naturschönheit mit geistiger Schönheit zu vermählen. Auch hinsichtlich der künstlerischen Gestaltung der Schönheit des Weibes strebte man dasjenige an, was wir „klassisch“ nennen. Nicht mehr bloßer Wirklichkeitssinn, sondern vergeistigter und verinnerlichter Schönheitssinn, Läuterung, Idealisierung, aber in der reinen Bedeutung dieses Wortes, leiteten die auf ihre lichtesten Höhen zurückgelangte Kunst. Wo immer man das erhabene Bilderbuch der Raffaelischen Kunst aufschlagen mag, sei es die Darstellung anmutiger Mutterliebe und der einfachen reinen Schönheit junger Frauen, wie in den Florentiner Madonnen, sei es die mit dem tiefsten seelischen Inhalt dargestellte Hingabe der Maria an das Göttliche, seien es die Musen des Parnaß oder die allegorischen Rundbilder im gleichen Raum der Stanzen, welche die Wissenschaften durch Frauengestalten verkörpern, immer fühlen wir uns über das menschlich Gewöhnliche in eine hohe edle Welt hinweggetragen. Rasch trat nun überhaupt zwischen Rom, Florenz, Mailand eine Wechselwirkung ein, die zu einer vollen Einheitlichkeit in der Auffassung des neuen Schönheitsideals führte. Um aber ein einzelnes Beispiel über das Verhältnis der Frauenschöpfungen Raffaels zu seinen Modellen zu geben, so mag den Abstand zwischen beiden das Verhältnis der Sixtinischen Madonna, welche ja keiner Wiedervorführung durch Abbildung bedarf, zu der Dame mit dem Schleier im Pitti (Abb. 22) erläutern. Hier ein vortreffliches, groß aufgefaßtes Porträt, und dort, das Modell nicht verleugnend, aber ihm fremd geworden, die verklärteste aller jemals geschaffenen himmlischen Frauen.

Einst hatte sich die Kunst in den Dienst der baren Wirklichkeit begeben, welcher freilich ein Lehrdienst sein sollte. Jetzt modelte sie, groß und frei, ihrerseits die Vorbilder. Den kommenden Geschlechtern gingen Gestalten und Züge, wie die der Madonna della Sedia, in Fleisch und Blut über. „Klassische Schönheit“ wurde seitdem an dem beginnenden Cinquecento gemessen, und dieses hat den Begriff eines „regelmäßig“ schönen Gesichts entstehen lassen. Die Künstler der nachfolgenden Zeiten malten wohl noch andere Frauenzüge, bildeten noch diesen oder jenen Typus aus, aber stets innerhalb der klassisch gewordenen Grenzen. Wenn der seelische Inhalt hinter diesen Zügen und Profilen bei den Epigonen sich mehr und mehr wieder verflüchtigte und wenn die innerlich verflachte Form zur äußerlichen Manier herabsank, so ist das eine Sache für sich. Die allgemeine Anschauung, der allgemeine Geschmack vermögen eine vollendete Schönheit in der Kunst noch heute nicht nach Gesichtspunkten zu bemessen, die von der Hochrenaissance abweichen. Diese breitere Öffentlichkeit ist ein merkwürdiger Richter. Man wird den Künstler nicht beneiden, der ihren Beifall rasch und sofort gewinnt. Aber über den Tag hinweg, auf die Jahrhunderte hinaus, wenn schließlich alle die Urteile der zum Lehren und Interpretieren Berufenen und deren historisch ausgeübte Wirksamkeit mit darin stecken, dann wird der allgemeine (nicht der triviale) Geschmack zu einem Richter und Kunsthistoriker, dessen Autorität eigentümlich über die Wettermacherei des Tages den Sieg behält.

Erschöpft wird der Umkreis und Reichtum weiblicher Schönheitseigenschaften durch Raffael, überhaupt durch die Meister der Hochrenaissance nicht. Sie haben nur dasjenige Schönheitsideal geschaffen, welches seitdem bei der Anerkennung der europäischen Gebildeten als das höchste und als das gemeinsam gültige, über den einzelnen sonstigen stehende gefunden und behalten hat. Es gibt daneben, als ein interessantes Kapitel der Schönheitsgeschichte für sich, die goldblonden Frauen und Göttinnen der Venezianer, es gibt, um nur noch einzelnes herauszugreifen, Holbeins deutsche Frauen, gibt die zu Holbeins Zeit noch nicht sichtbare, aber seit dem XVIII. Jahrhundert zu Anerkennung ihrer Eigenart gelangte angelsächsische Schönheit, gibt die aus neuerer Selektion und natürlicher Auslese erblühte, durch methodische Körperpflege gesteigerte professional beauty Nordamerikas. Und gleichzeitig geht bei uns — so gut, wie ohne alle Verbindung mit der Malerei der „Modernen“ — jenes niederdeutsch-nordgermanische Frauenideal um, das ein Richard Wagner der bildenden Kunst stilistisch formuliert haben würde.



Das ABC des Lebens.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Rings war das flache, öde Land. Nur da und dort einmal ein Birkengestrüpp und fern andere Pappellinien, die eine dort sich hinziehende Straße andeuten mochten.

Ein Streckchen hinter dem Hause lag eine kleine Kolonie von bescheidenen Gebäuden: Drews Häuschen, eine Scheune, die zugleich Stall und Wagenremise war, und Tagelöhnerwohnungen; diese letzteren unter einem langgestreckten Dach.

Nur Menschen von besonderer Geschmacksrichtung oder von großem Unabhängigkeitsgefühl konnten aus freier Wahl darauf kommen, sich diesen Wohnsitz zu kaufen.

Jetzt, in dieser starren Farbeneinförmigkeit der Schneedecke, unter dem hellen, harten Himmel, an dem die Sturmesanzeichen drohten, jetzt erschien es Sylvia wie das Grab der Lebendigen.

Südersood hatte auch eine traurige Geschichte. Vor hundert Jahren, bei einem großen Deichbruch, war rings alles Land verschlammt und versandet. Davon hatte es sich nie erholt. Es war von Hand zu Hand gegangen. Was an fruchtbaren Äckern gegen die Marsch zu vorhanden blieb, mußten die verschiedenen Besitzer aus Not verkaufen. Endlich gehörten zu dem Hofe nur noch an dreihundert Morgen Land. Das meiste war Moor und umschloß den Sood, ein kreisrundes teichartiges Gewässer. Es war damals bei der großen Überschwemmung zurückgeblieben. Bei Drainierungsversuchen des umliegenden Landes hatte man das Wasser in den Sood geleitet. Auch speisten ihn einige leise sickernde Quellen, die teils unsern dem Boden entsprangen, teils auf seinem Grunde emporstiegen. An seinen, von einem breiten Schilf und Sumpfrand umgebenen Ufern war er sehr flach. Seine Mitte sollte grundlos sein. Darüber liefen allerlei unwahrscheinliche Geschichten um. Gewiß war, daß der Sumpfgrund des Sood, von Willy einmal mit dem Senkblei gemessen, an die zehn Meter unterm Wasserspiegel lag. Und weiter war gewiß, daß es eine bessere Statt für wilde Enten gar nicht geben konnte.

Der alte Drews bewirtschaftete den Besitz, ließ auf dem bißchen kultivierten Boden säen und ernten und kam doch nie so weit, das Pferd und die drei Kühe mit selbstgebautem Futter durchzubringen. Da Willy die ganze Geschichte für fünfundzwanzigtausend Mark erstanden hatte, machte es ihm nichts aus, jährlich noch etwas zuzusetzen.

Er pachtete von der nächsten Dorfgemeinde die Jagd und konnte soviel Enten und Hasen schießen wie er Lust hatte.

Das Haus ließ er gut nachsehen und so einrichten, daß man mit Behagen darin wohnen konnte, trotz aller Einfachheit.

Als Sylvia nun so auf dieses Haus zufuhr, dachte sie wieder:

‚Man muß sehr, sehr reich sein innerlich oder sehr arm, um hier leben zu können.‘

Sie hatte Bertie keine Lüge gesagt: sie war wirklich noch immer nicht dahinter gekommen, wie es eigentlich mit Mammlings bestellt war.

Zwei vornehme Menschen waren sie, ja, besonders Willy. Der war vollkommen vornehm. Aber solche Gesinnung hat schließlich mit der Regsamkeit des geistigen Lebens nichts zu thun.

Contils fielen ihr ein. Da fehlte es nicht an höchster Geisteskultur. Aber vornehm waren sie nicht. Konnten es nicht sein, wenigstens nicht nach den Schlüssen, wie sie Sylvia gewohnt war zu ziehen.

Als der Wagen, um ein verschneites Rondel fahrend, aus dessen Mitte eine niedere Koniferenanpflanzung sich fast schwarzgrün erhob, vor dem Hause hielt, öffnete sich die Thür.

Mike Drews, des Alten jüngere Tochter und sein Stolz, erschien auf der Schwelle. Sie war eine magere, mittelgroße Person, mit hellblonden Haaren und seltsam grauen Schatten rund um die tiefliegenden Augen. Auch war ihre Farbe sehr fahl. Sie litt im Sommer viel am Marschenfieber und konnte nur im Winter ordentlich arbeiten. Deshalb paßte die Stellung bei Mammlings, die im Sommer hier immer nur wenige Tage, zwischen zwei großen Seetouren hausten, ganz besonders für sie. Mike hatte einmal eine Stellung in England gehabt. Um dieser Thatsache willen sah sie sich als welterfahrene Person an und als eine Autorität. Ihr Vater, der alte Drews, lebte der Ansicht, daß die Herrschaft mit ihrem Wohlbefinden geradezu von seiner unübertrefflichen Mike abhänge. In der That waren deren Kochkünste sehr bescheiden. Ohne Willys Lammsgeduld in diesem Punkt hätte es viel Zank deswegen geben können. Willy aber war des Glaubens, daß sich mit den aufzuwendenden Mitteln kein besserer Tisch erzielen lasse. Malarie protzte damit, daß es ihr ganz egal sei, was sie esse.

„Guten Tag, Mamsell,“ sagte Sylvia und reichte Mike Drews die Hand.

„Zu doll hab' ich mich gewundert, als die Depesche kam,“ erzählte Mike Drews, während sie Sylvia geleitete. „Weihnacht vor Thür — und denn hier so allein! Nee, das ist doch zu trist für Fräulein.“

„Ja Mamsell, ich habe eben weder Vater noch Mutter mehr.“

Damit mußte Mike Drews sich zufrieden geben.

Im Hause war es warm. Auf dem Flur stand ein großer Ofen, hinter seinem Glase sah man die rote Glut. An den weiß gekalkten Wänden des Flurs hingen Gewehre und Jagdtaschen, auch stand da allerlei Fischereigerät.

Die Treppe führte im Hintergrund in den oberen Stock. Sie hatte ein schwarzangemaltes Holzgeländer von einem sehr merkwürdigen Muster. Zwischen den senkrechten Gitterstäben lagen Querstäbe, aber nicht in einer Linie. Bald saßen sie in der Nähe des Geländerkopfes, bald in der Nähe des Fußes, zuweilen in der Mitte. Durch diese einfache Anordnung war eine große Lebendigkeit erzielt.

Oben lief ein Korridor an der Rückseite des Hauses hin. Alle vorhandenen Zimmer lagen nach vorne, und jedes hatte eine Thür nach diesem Korridor. Es war sehr nüchtern, da der Korridor nicht im geringsten durch Malerei oder Möbel ausgeschmückt war und an den Fenstern nur oben kleine, weiße, rotgesäumte Fallen hingen.

Die letzte Thür rechts führte in Sylvias Zimmer.

Es war dasselbe, welches sie im Sommer die zwei Tage bewohnt hatte, bevor man die Fahrt auf der Lubina antrat.

Sylvias Zimmer war wie das ganze Haus: nur mit dem Notwendigen ausgestattet.

Und dies Notwendige hatte nicht einmal immer eine praktische, noch weniger eine schöne Form.

Das war bei Bertie anders gewesen. Da fand sich auch kein Luxus. Aber wie wohlthuend, wie sinngemäß alles.

Malarie hatte die von ihren Eltern ererbten Sachen, Möbelstücke aus den fünfziger, sechziger Jahren, wo der Geschmack auf dem Nullpunkt stand, in den Fremdenstuben verteilt, nach einem gewissen Gerechtigkeitsprinzip. Wenn die eine Stube einen Schreibtisch bekam, erhielt die andere dafür einen Lehnstuhl und so fort. Auf diese Weise waren alle fragmentarisch geblieben. Ihre Aussteuermöbel statteten die Schlafstube des Ehepaares, ein großes Eßzimmer und den Salon aus.

Das war ein Raum, der Sylvia schon verunglückt erschien, ehe ihr noch in Berties Heim der Sinn für stimmungsvolle Einrichtung aufgegangen war. Da sie ihn jetzt betrat, erschrak sie. Ihr erster Blick fiel auf eine große Photographie, die an der Wand hing.

Robert von Hollern! In seiner Gala-Uniform, den Dreimaster auf dem Kopf, die Hände auf dem Degenknauf, stand er da, bis zur Kniehöhe sichtbar. Ein imposanter

Mann, dem die zugleich prunkvolle und würdige Tracht wohl kleidete.

Wie kann man vor einem Bilde erbleichen! Sylvia begriff es nicht und fühlte doch, daß sie es that.

Wie ruhig, wie sicher er in die Welt sah.

Feindselig wallte der Trotz in Sylvia wieder auf.

Jene Feindseligkeit des Kämpfers gegen den Sieger, des Unruhigen gegen den Ruhevollen.

Wer unter Irrungen und Wirrungen leidet, rechnet dem andern das unbeirrte Schreiten als Kälte an.

Das waren keine guten Gefühle. Sylvia spürte das wohl.

Sie beschloß, den Anblick dieses Bildes nach Möglichkeit zu meiden.

Der „Salon" wurde auch für gewöhnlich gar nicht bewohnt. Das Ehepaar hielt sich fast immer in Willys Stube oder in der daneben gelegenen Werkstatt auf.

Willys Stube unterschied sich wenig von dem sonst üblichen Herrenzimmerzuschnitt. Ein Diplomatentisch in Fensternähe, ein Ecksofa mit rundem Tisch davor, einige bequeme Sessel, an der einen Wand ein eiserner Geldschrank, an der anderen ein Bücherschrank. Braunseidene Gardinen verdeckten von innen seine Glasthüren; Sylvia wußte es aber so wie so: es standen hauptsächlich Fachwerke darin über Schiffsbau und Segelsport.

Die Werkstatt nebenan hatte einen breiten Holztisch, der gerade unter den beiden Fenstern sich hinzog. An den Innenwänden, auf angestrichenen Borden, standen kleine Schiffsmodelle und allerlei Material an Bindfaden- und Drahtrollen in verschiedenen Stärken, Leimtöpfe, Farbentuben und dergleichen mehr. Zwei Holzstühle ohne Lehnen waren zur Zeit unter den Tisch geschoben, überhaupt alles so aufgeräumt, wie es Willys ausnehmender Ordnungsliebe entsprach.

Wie Sylvia so durch das ganze Haus wanderte, dachte sie, daß eine geschickte Hand alle Räume auch mit den vorhandenen Möbeln viel gemütlicher machen könne. Makarie besaß offenbar diese Hand nicht oder verleugnete sie mit Absicht.

Mamsell hatte ein verspätetes Mittagsessen gekocht und rief nun Sylvia ins Eßzimmer. Es gab eine Milchsuppe mit Sago, aber ein leiser brenzlicher Duft schwebte über ihr. Die Schweinskarbonade, die dann kam, war viel zu schnell und scharf gebraten und außen schwärzlich, innen rötlich. Sylvia würgte an den Bissen.

Und dann kam ein langer, stiller Abend und ein anderer Tag, ebenso lang und still.

Draußen wirbelte bei scharfem Ost feiner Schnee herab und wurde stoßweise fast wagerecht durch die Luft getrieben.

Eine unwahrscheinliche, verzauberte Schweigsamkeit war draußen und drinnen.

Aber sie wirkte doch wohlthuend auf Sylvia. Es war wie ein Besinnen. Wie eine Gelegenheit einmal auszuatmen, ehe das Vorwärtskämpfen von neuem begann.

Sie wehrte auch tapfer alle Erinnerungen und Grübeleien von sich. Sie hütete sich, ihrer Phantasie vorzuzaubern, was die Menschen, die ihre Welt ausmachten, wohl an diesem heiligen Abend für Stimmungen durchlebten: Robert von Hollern fern in China an Bord des Kriegsschiffes; Bertie und Conrad Brügge im kleinen Künstlerheim in Schwerin; Willy und Makarie in ihrem anspruchsvollen Hamburger Familienkreis.

Lange stand sie am Abend in ihrem dunklen Zimmer und sah in das weiße, flache Land hinaus.

Ob diese wundersamen Tage Symbol und Vorbedeutung waren? Ob das aller Kämpfe, allen Lebens Schluß und Ende war: Einsamkeit? Und darin eine fast wunschlose Friedfertigkeit des Herzens? Ging alles Hoffen und alles Wollen schlafen, wenn man sich von hoffenden und wollenden Menschen schied? Wohnte eine Begier nach Glück und Thaten nicht als ursprüngliche Kraft in jeder Brust? Oder war sie nur wie eine ansteckende Krankheit? Konnte man seine Nebenmenschen nicht hasten und ringen und genießen sehen, ohne selbst sogleich also zu trachten? Wer weiß? Wer weiß?

Am ersten Feiertag des Morgens schien wieder die Sonne. Nun konnte man kaum hinausschauen, so grell war das vom Licht überflossene Weiß der Schneegefilde.

Als Sylvia ins Eßzimmer hinabging, war sie überrascht. Der Sonnenschein kam so breit und glanzvoll durch die beiden Fenster herein, daß die ganze Stube wie von festlicher Fröhlichkeit erhellt schien.

Neben ihrer Theetasse lag allerlei. Ein

altes großes Gesangbuch mit ganz angegilbten Blättern. Es war aufgeschlagen. Ein Tannenreis lag über den offenen Seiten. Dann stand ein Teller mit braunen und weißen Pfeffernüssen dabei.

Es ging etwas durch die Brust des einsamen Mädchens — ein Erbeben tiefer Rührung ...

Mike Drews, mit ihrem fahlen Gesicht und den tiefliegenden Augen, kam herein. Sie trug den Thee.

„Mamsell, haben Sie das gemacht? Ich danke Ihnen vielmals."

„Vater meinte, da es Ihnen doch wohl zu weit zur Kirche wäre und zu kalt, denn es sind zehn Grad heute, so möchten Sie vielleicht mal'n Gesang lesen. Es ist Vater sein Buch. Der Tannenzweig ist von unserm kleinen Baum. Das konnten wir uns ja nicht unterstehen, gestern abend Fräulein 'rüber zu bitten ..."

„O, ich wäre gerne gekommen, sehr gerne," versicherte Sylvia und hob den Tannenzweig auf, um daran zu riechen.

„Das ist Vater sein Lieblingsgesang," erklärte Mike Drews und deutete mit dem Finger auf die Nummer, die vor dem aufgeschlagenen Choral stand. ‚Wie Simeon verschieden, das liegt mir oft im Sinn: ich führe gern in Frieden aus diesem Leben hin.'

„Danke," sprach Sylvia etwas verwirrt, „ich will ihn gleich lesen."

Wie seltsam das an ihre Gedanken und Fragen von gestern abend anknüpfte.

„Zwei Briefe liegen auch noch da," sagte Mike und hob ein wenig die eine Seite des Gesangbuches, damit sie sichtbar wurden.

So hatte Sylvia sich noch nie über Briefe gefreut.

Den von Conrad Brügge las sie zuerst. Er erregte eine große aufregende Spannung in ihr, wie die Erwartung eines Richterspruches. Aber gleich schon ging ein Leuchten von Glück und Rührung über ihre Züge. Conrad Brügge schrieb:

„Mein lieber kleiner A-b-c-Schütz! Sie wollen, daß ich Ihnen sage, daß ich das Vorgefallene nicht schwer nähme. Das kann ich Ihnen aber nicht sagen, ohne zu lügen. Ich liebe Sie, Sylvia, recht und schlicht, und dachte es mir warm und gut, Hand in Hand mit Ihnen durch das Leben zu gehen. — Wenn so ein Luftschloß zusammenpoltert — nun, das betäubt ein wenig die Sinne dessen, vor dem's geschieht! Vielleicht hilft da die Zeit.

Aber daß Sie schlecht von sich denken müssen, das reden Sie sich nicht ein. Ja, es war eine ‚Schülersünde', und ich vergebe Ihnen, was ich daran zu vergeben habe.

Wem sein Mantel gestohlen ist, sieht zu, wo er sich einen andern erwerbe. Denn frieren will kein Mensch! In so eine einfache Formel läßt sich schließlich alles auflösen, was kompliziert und differenziert erscheint.

Und wer sich um ein Glück betrogen sah — wie sollte man dem nicht verzeihen, daß er sich einbildete, ein anderes ließe sich herbeizaubern?

Sie sollen auch nicht von sich sagen, daß Sie ein unbedeutendes Mädchen sind. In Ihnen steckt sogar ungewöhnlich viel. Nur daß Sie noch keinen rechten Wurzelboden haben. Wenn Sie den finden, dann werden wir's erleben, wie Sie wachsen.

Von hier gibt's, trotz der Kürze der Zeit, doch allerlei zu berichten. Also die alten Knochen in dem Bein des langen Labans, den man Conrad Brügge nennt, die sind glatt geheilt. Aber er muß sich eine Lammnatur anschaffen, um nun all die Massage und die Bäder auszuhalten, bis die Maschinerie klappt und er wieder munter fürbaß wandern kann.

Und kurz und gut: Bertie und ich gehen dazu nach Wiesbaden. Bertie streckt es mir vor, wofür ihn die Götter segnen mögen.

Daß er sich von hier trennt, freut Sie. Ich spür's über die Ferne hin! Was?

Aber das liegt nun so: Contil wird Redakteur der neuen Zeitschrift, und es ist besser, er wohnt als solcher mit Verleger und Drucker an einem Ort, also in Berlin. Contils ziehen schon in den nächsten Tagen dahin.

Heut sagt Bertie: er wird ihnen folgen, ich würde ihnen folgen, wir etablieren unsere kleine Kolonie neu in einem Vorort von Berlin. So sagt er heut.

Aber bis wir von Wiesbaden hinkommen und bis sich ein Käufer für das Haus am See in Schwerin findet, da mag sich viel klären.

Unter anderen auch das, ob Bertie sich in dies seraphische Schmachten nach Paulette

bloß hineingesteigert hat, weil ‚Leiden' ihm ein eingebildetes Bedürfnis ist!

Wenn's so ist, wird ihn die Trennung heilen.

Nun will ich Ihnen endlich die Freude machen, Ihnen meine Meinung über Paulette zu sagen: sie ist eine schöne Person, die künstlerisch empfindenden Männern viel Anregung gibt. Aber im übrigen hat Ihr gesundes Gefühl das rechte gespürt: sie läßt sich anschmachten und scheint zu schmachten, wenn's und weil's in ihre und ihres Mannes Berechnungen hineinpaßt.

Aber Bertie hat förmlich den Hang, seine Gefühle zu deplacieren, daran ist bloß Ihre Freundin Makarie schuld. Es gibt eben Männer, die von einer ersten Wunde für immer und ewig so'ne Art Klapps wegkriegen.

So einer bin ich aber nicht, darüber soll mein kleiner A-b-c-Schütz sich keine Sorgen machen.

Wozu hätt' ich sonst meine heilige Arbeit, die in der Kunst, wenn ich da hinein nicht alles einsperren sollte, was mich quält?

Wenn ich nun so zurückdenke, da sage ich: rein abergläubisch könnte man werden.

Ich habe mir redlich was zurecht geflucht und gebrummt über den albernen Zufall, daß mir der Marmorblock das Bein zerbricht. Und nun ist bloß Gutes daraus entstanden: erstens bin ich innerlich davon zurückgekommen, Paulettes Kopf als ‚Traum' zu modellieren; und wenn man von einer künstlerischen Idee zurückkommt, war es gar keine echte, ursprüngliche, sondern bloß eine angeflogene, aus der kein beredtes Werk sich gebären kann. Seither beschäftigt mich ein neuer, herrlicher Plan. — Zweitens muß nun Bertie als Freund und Samariter mit mir nach Wiesbaden, während er sonst sofort den Contils nach Berlin gefolgt wäre. Und da wäre denn immer die Gelegenheit noch nicht gekommen, daß der Bertie sich und die Paulette, und das was zwischen ihnen vibriert, einmal von fern ansieht. Ich gesteh's Ihnen: für eine große, kraftvolle Sünde hätt' ich Verständnis! Aber diese seraphische Sehnsüchtelei war mir für Bertie eine gräßliche Gefahr. So was hat keinen Rückgrat. Man bildet sich ein, man braucht nicht dagegen anzukämpfen, und darum macht's schlapp.

Und dann drittens! Ja, das fühlt sich mehr, als sich's sagt. Ich bin ein rauher Kerl, seit meinen Bubenjahren in der Fremde herumgestoßen. Und nun hab' ich's traulich gehabt, und liebe Hände haben mich gepflegt. Das bleibt unvergessene Zeit! Da ist wieder viel geweckt und befreit, was schon fast verschüttet war. Und diesen lieben Händen sollte ich zürnen, weil ich sie nicht für immer halten darf? Ich sollte spinnefeind werden, wo ich so schätze und liebe, daß ich heiraten wollte? Ja, das ist mir zu dumm. Da sähe ich keine Logik. Und damit basta. Ich bleibe Ihr Freund

Conrad Brügge."

Sylvia lachte und weinte. Welch ein Mann! Wie viel Gemüt, wie viel Gerechtigkeit, wie viel Stärke.

‚Ach könnte ich ihn doch lieben.'

Ja, wenn in diesen Dingen Erkenntnis und Vernunft entschiede!

Und welches Glück, daß Bertie mit diesem Mann, allein seiner gesunden und klaren Gesellschaft anheimgegeben, fortging.

Sie beschloß auch gleich, an Bertie zu schreiben, wenn etwa Gelder zu dieser Reise von ihm grade nicht flüssig gemacht werden könnten, nur über sie zu verfügen, natürlich ohne daß Conrad Brügge es je erführe.

Freudig und gehoben frühstückte sie nun erst. Der zweite Brief war von Makarie, was konnte da viel darin stehen.

Aber es standen schließlich doch eine ganze Menge Dinge darin, die Sylvia dann die folgenden drei Tage in unausgesetzter Arbeit hielten.

„Also pitsolo in Südersood?! Und Weihnacht schlägst Du Dir so um die Ohren?! Weißt Du, Sylvia, Willys Verwandte trauen mir nicht viel Grips zu. Das kommt, weil ich sie mit ihren Interessen für blödsinnig halte, denken sie, ich sei es. Na, meinetwegen. Aber so viel Menschenverstand habe ich schon, zu erraten, was los ist. Ich wette, Du bist vor einem Heiratsantrag davongelaufen! Dies table ich, denn Du hättest nur die Courage haben sollen und darauf losheiraten. Du kennst meine Ansicht.

Aber da Du nun mal partout nicht gewollt hast, fügt es sich famos, daß ich gewissermaßen den Nutzen davon habe. Denk' Dir mal an: die Mammlings können ihr Familiengefühl nicht mehr halten! Sie müssen endlich einmal sehen, wie wir denn im Winter hausen. Sie wollen uns, fünf

Mann hoch, nach Süderoog begleiten. Gottlob nicht für lange. Einen Nachmittag ankommen, den übernächsten Morgen früh wieder weg.

Wenn ich sage, fünf Mann hoch, so ist dies ungenau: es sind drei davon weiblichen Geschlechts. Mutter Mammling und ihre beiden Söhne nebst Gemahlinnen. Denn dem Haager seine, das ist eine Gemahlin. Die Frau hat Pomade! So etwas von ruhigem Selbstgefühl hab' ich noch nicht erlebt.

Also nun, himmlische, beste, süßeste und Gott weiß was sonst noch alles, Sylvia! Bereite alles vor. Ich habe keinen Schimmer, wie wir diese fünf Menschen in den drei Fremdenstuben à 1 Bett festkriegen. Vielleicht kann Vater Drews was herleihen. Wenn dann auch Muff drin ist und die Federn wie Blei. Mein und Willys Schlafzimmer muß der Generalkonsul und ‚Gemahlin' haben. Mach' und arrangiere alles, wie Du willst. Ich gebe dir Vollmacht. Arrangiere auch den Salon ein bißchen. Meine Schwägerin Amélie — so heißt nämlich die Gemahlin — ist kritisch!

Sage Vater Drews, daß Karsten doch Enten schießen soll. Und daß Mike denen dann um Himmelswillen das Fell abzieht, sie in Milch legt und mit Heu ausstopft, wenn sie sie brät. Sonst schmecken sie nach Thran. Aber eben fällt mir ein: laß sie nur nach Thran schmecken, dann reisen die Gäste vielleicht noch schneller weg.

Übrigens bringe ich einen Korb voll anständiger Eßwaren von Heimerdinger mit. Denn diese Menschen schrieen ja Zeter, wenn sie unseren gewöhnlichen Tisch teilen sollten.

Wenn ich denke, wie einfach, wie gesund wir an Bord leben! Verbildet! Alle sind verbildet!

Willy grüßt Dich, dankt Dir im voraus, vertraut Dir ganz und küßt Dir gehorsamst die Hand.

Deine Karie.

PS. Für Mutter Mammling natürlich so viel Bequemlichkeit wie nur möglich. Und ihr keine Drew'schen Federbetten.

VII.

„Was haben Sie denn aus unserm Hause gemacht?" fragte Willy Mammling, als er sich bald nach der Ankunft umthat. Er fand, daß alles einfach großartig hergerichtet sei. Ihm selbst hatte Sylvia ein Bett in der Werkstatt aufschlagen lassen, aber es war so glücklich gestellt und alles so wohnlich gemacht, daß man das Provisorische vergaß. Sie selbst und Makarie schliefen in der einen Fremdenstube. In den andern beiden und im Schlafzimmer des Ehepaares waren die Gäste so untergebracht, daß es nur Ausrufe freudiger Überraschung gab.

Den Salon kannte Willy kaum wieder. Und es waren doch alles dieselben Sachen. Makarie sagte, es sei ihr schleierhaft, während Sylvia behauptete, es wäre die einfachste Sache von der Welt gewesen, die Möbel ein bißchen umzustellen und in den Fremdenstuben das was ursprünglich zusammengehört habe, wieder zusammenzubringen.

Auch in der Küche war Sylvia bemüht gewesen, der fassungslos gewordenen Mike Drews zu helfen und ihr Zuversicht einzuflößen. Willy und Makarie konnten ruhig sein, es würde ohne Blamage abgehen.

Als die fünf Gäste dann um den, von zwei Lampen erleuchteten Tisch saßen, ahnten sie wenig davon, wie viel Aufruhr sie verursacht hatten. ‚Je seltener ein Haus Gäste sieht, je mehr empfindet es sie als Störung,' dachte Sylvia, ‚Gastfreundschaft ist nur Freude zu üben und zu empfangen, wenn sie Gewohnheit sein kann.' Es freute sie aber, daß Willy zufrieden schien und offenbar sogar von heimlichen Sorgen befreit war.

Seine alte Mutter, deren jüngster Sohn er war, saß zu Häupten der Tafel. Ihr pfeffergraues Haar war von einem schwarzen Spitzenhäubchen gekrönt. Ihr rundes Gesicht lächelte, wie alte Leute lächeln: mit einem Zusatz von Nachsicht und Wehmut. Sie ließ es sich freundlich gefallen, als Hauptperson behandelt zu werden, aber so freundlich wie alte Leute sind: sie wissen, daß es weiser ist, bescheiden hinzunehmen, was Kindesliebe ihnen gewährt, weil das Fordern der Oberhoheit gleich den Trotz der Selbstherrlichkeit weckt.

Willys Brüder sahen ihm ähnlich, aber da sie weitaus beleibter waren, hatten ihre blonden Erscheinungen mit den scharfen Römerprofilen etwas ungemein Anspruchsvolles.

Die Frau des Generalkonsuls, eine große Frau mit einem Kopf so regelmäßig

und so glatt, als sei er aus bemaltem Holz, und mit blanken, dunklen Augen darin, unter brauenloser Wölbung, wurde von allen mit besonderer Rücksicht behandelt. Sie machte offenkundig die Prätension besonderer Vornehmheit. Vielleicht nur um des Familienfriedens willen fand man sich darin und war fast bestrebt, ihr zu schmeicheln, um sie bei Laune zu erhalten. Jedenfalls war es ein erstaunliches Schauspiel für Sylvia, wieder einmal zu beobachten, daß derjenige, der sich apart gibt, auch für was Apartes genommen wird. Im Grunde war es bei Paulette auch so gewesen.

Die Gattin des zweiten Mammling war eine nette, kleine Frau, die von der Seite durch ihr feines Näschen und eine gute Kopfform hübsch wirkte; wenn man sie gerade ansah, störte ihr Mund. Die Lippen waren gewissermaßen unordentlich, ziemlich voll und von unklaren Linien. Sie hieß Agnes und schien Makarie etwas näher zu stehen, als die Frau Generalkonsul. Wenigstens wechselten diese beiden Schwägerinnen häufig einen Blick, wenn die dritte, die Generalkonsulin, mit ihrer lauten, harten und langsamen Sprache eine Bemerkung machte.

Worüber unterhielt man sich? Sylvia hätte Bertie und die Seinen als heimliche Zeugen herbeigewünscht, um sie von ihren großen Worten und Einbildungen zu heilen. Sie bemerkte bei der Vorstellung schon, daß der Name „Aschroth" diesen Leuten gar nichts sagte. Und von all den Fragen und Dingen, von all den Essays und Novellen und Gedichten und Dramen, die man in Berties Kreis für weltbewegend hielt, kannten diese hier nicht einmal die Existenz, oder wenn zufällig doch, sicherlich nicht die Namen ihrer Verfasser.

Der Generalkonsul Mammling war der Chef eines großen Theehauses, das in Hankau am Yangtsekiang ein Zweiggeschäft und in London wie in Köln Filialen hatte. Im Gespräch fielen Zahlen und Namen, die der Phantasie Bilder voll Größe erstehen ließen. Es schien, als gäbe es keine Fernen und keine trennende Kluft zwischen verschiedenen Rassen. Der unternehmende Geist faßte alles zusammen und setzte alle Kräfte so in Bewegung, daß hüben und drüben Hunderte ihr Leben dadurch gewannen.

Und der andere Mammling besaß eine große Fabrik bei Hamburg. Es war von der Organisation seiner Arbeiterschaft die Rede, von allerlei wohlthätigen Einrichtungen, die für sie getroffen worden waren.

Sylvia nahm sich vor, einmal darüber an Conrad Brügge zu schreiben und ihn zu fragen: wer thut die größere Kulturarbeit? Wie soll man lernen, richtig Werte messen, wenn jeder die eigenen so überschätzt, daß er sie für die allein wichtigen hält? —

Abends in ihrem Zimmer hätte Sylvia es gern gleich still und dunkel gehabt, denn sie war redlich und angenehm müde, so wie sie es an sich auch bei Bertie beobachtet hatte, wenn sie den Schuberg tüchtig geholfen. Und wieder fragte sie sich, ob denn nicht am Ende dies hausfrauliche Walten ihre innerste Bestimmung sei, weil sie es so überraschend befriedigte?

Aber Makarie, die mit ihr das Zimmer teilte, war von einem wahren Anfall der Redelust gepackt.

Sie schimpfte kräftig über ihres Mannes Verwandte. Sie fühlte wohl, diese seien mit ihr nicht zufrieden, weil sie Willy in seinen Liebhabereien bestärke. Aber dieser Kritik stehe sie mit vollkommener ‚Wurschtigkeit' gegenüber; denn ihre Pflicht sei es, zu wollen, was Willy wolle, und sich ihm anzupassen. Und Gottlob, daß die Gesellschaft übermorgen wieder abrutsche, denn sie danke dafür, ihren Willy mit seiner Familie zu teilen. Er gehöre ihr ganz allein.

Förmlich betäubt fühlte sich Sylvia von dem Wortschwall.

Und so fremd kam ihr Makarie vor, als sei sie eine andere geworden.

Oder sah sie, Sylvia, nun anders?

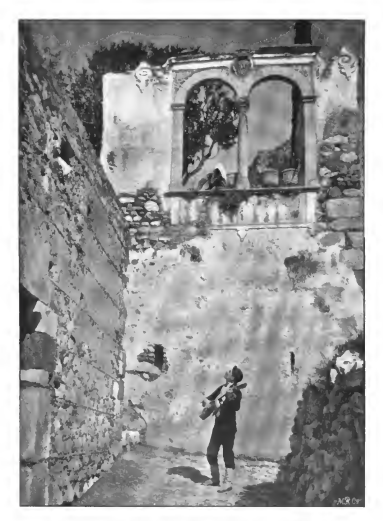
Der nächste Tag wurde doch ein bißchen lang. Whist konnte man doch nicht vor dem Abend spielen lassen. Die Damen zeigten eine Abneigung gegen einen Spaziergang. Es gäbe doch nichts zu sehen.

Wie überraschend schnell waren die Bedürfnisse des Familiengefühls befriedigt. Jedermann hatte nur damit zu thun, seine Langeweile anständig zu maskieren.

Während die Herren spazieren gingen, saßen die Damen im Salon zusammen.

Die Generalkonsulin unterhielt ihre Verwandten mit ihren gesellschaftlichen Erfolgen. Sie hatte im Haag einen Damenverein gegründet, dem alle Damen der ausländischen Kolonien angehörten. Es war eine weibliche internationale Vereinigung zu Wohl-

Aus unserer Bildermappe:



Santa Lucia. Nach einer Photographie von W. von Gloeden-Taormina.

thätigkeitszwecken. Ein kürzlich im Verein stattgehabtes Fest hatten die Königinnen beehrt.

‚Die Königin Emma sagte zu mir!‘ ... Diese Wendung kam in den Erzählungen der Generalkonsulin alle zehn Minuten vor. Man mußte annehmen, daß sie jeden Tag Gelegenheit habe, sich mit der Königin intim über sämtliche Fragen der Gegenwart auszusprechen.

Und jedesmal wenn die Königin Emma aufs Tapet kam, zwinkerte Makarie ihrer Schwägerin Agnes zu.

Die alte Frau Mammling natürlich, die langweilte sich nicht. Mütter haben gar nicht genug Beobachtungsorgane, wenn sie mit ihren erwachsenen Kindern zusammen sind. Sie möchten, daß ihrer Kinder Herzen von Glas wären, um hineinzugucken zu können, ob das Glück, die Zufriedenheit und lauter gute Gedanken darin wohnen.

Und Mütter wollen alles vermitteln, alles ausgleichen. Da soll kein Streit, keine Kritik sein. Und vor die Kritik des einen stellen sie sich, damit der andere sie nicht spüre.

Wenn Makarie und Agnes sich zublinkten, fragte sie zur Entschädigung mit erhöhtem Eifer, was denn die Königin Emma sonst noch gesagt, was für ein Kleid sie angehabt hätte?

Und so ging es den ganzen Tag und in allen Dingen: die Mutter wußte immer das Gleichgewicht herzustellen und alle Stacheln abzubrechen, ehe jemand verwundet worden war.

Waren diese Frauen und Männer denn alle blind? Wohl zeigten sie sich ehrerbietig und liebevoll. Aber lange nicht so von innen heraus, wie Sylvia meinte, daß es sein müßte. Nur Willys Ton, dem war eine besondere Wärme eigen, das schien unverkennbar. Und es fiel auch wohl hie da ein Neckwort, als sei er „Mutters Junge“.

Sylvia that das Ihre, die alte Frau, deren Wesen sie rührte, zu umhegen und zu umpflegen.

‚Hätt' ich doch noch meine Mutter! Aber die war nicht so gerecht. Bertie nahm zu viel Platz bei ihr ein. Ich stand in der Ecke.‘

Die alte Frau aber spürte Sylvias Ergebenheit und das Echte darin.

Sie streichelte ihr einmal die Wange und sagte: „Ich freue mich, daß Sie bei meinen Kindern bleiben.“

„Wenn ich nur nicht störe! Willy und Makarie sind sich so viel. Ein Dritter ist hier kaum am Platze.“

„Doch,“ sagte die alte Frau schnell und fast flüsternd, als gestatte sie sich etwas Unerlaubtes, „ganz gewiß doch.“

Was meinte sie? Warum? Glaubte sie etwa nicht an das Glück der beiden? Nein, solchen Unglauben konnte es nicht geben. Für Makarie war ja Willy die Welt. Und solche Hingabe eines Weibes an ihren Sohn muß doch eine Mutter freuen?

Als am andern Morgen die Gäste fortfuhren, auf den Schlitten, die aus dem nächsten Dorfe gemietet worden waren und die durch ihr Strohgeflecht und ihre harten Holzbänke das heitere Entsetzen der Herrschaften hervorriefen, begleiteten Willy, Makarie und Sylvia sie bis zur Station.

Alle steigerten sich noch in eine belebte, intime, Stimmung hinein und dann trennte man sich unter zahllosen Küssen und Danksagungen, ganz ehrliche Verwandtenliebe im Herzen und doch mit dem Gedanken: ‚Gottlob, das ist nun abgemacht, das mußte mal sein.‘

Als die drei wieder in dem Bauernschlitten beisammen saßen, die Füße im Stroh, warme Schaffelle auf den Knieen, und in dem schneidend kalten, sonnenhellen Wintermorgen zurückfuhren, gab Makarie dem Gefühl, das sie bewegte, auch offen Ausdruck.

„Na Gottlob, das wäre überstanden.“

„Wie schade aber, daß eure Mutter wieder mit fortgereist ist. Denkt mal, wie wundervoll es gewesen wäre, wenn wir sie hier hätten behalten dürfen! Man fühlt sich so geborgen in ihrer Gegenwart,“ sagte Sylvia.

„Ja, das ist 'ne Seele von Frau. Ich bewundere bloß immer ihre Geduld mit der Protzerei der Generalkonsulin. Aber hier — weißt du, hierbleiben — nee, das wäre nichts gewesen. Mutter hätte sich hier totgemopst und uns gräßlich gehindert.“

„Sie waren so gut zu meiner Mutter. Ich habe es wohl bemerkt. Ich danke Ihnen,“ sprach Willy Mammling und drückte ihr unter dem Schaffell die Hand.

„Na und ich?“ rief Makarie eifersüch-

tig. „Bin ich etwa nicht nett gegen Mutter Mammling?"

„Aber ja!" sagte Willy beschwichtigend. Sie war auch gleich zufrieden.

Und nun konnte das Stillleben anfangen, auf welches Sylvia so neugierig war. Nun konnte sie die Gelegenheit finden, Makarie und Willy wahrhaft kennen zu lernen.

Von einer Überraschung in die andere fühlte Sylvia sich gleich in den ersten Tagen getrieben.

Zunächst war ihr das Verhältnis der Bewohner von Südersood zur Außenwelt ein ganz unerwartetes. Bei Bertie hatten sie alle gelebt, wie auf einer einsamen Insel, trotzdem ihr Haus eines in einer bewohnten Villenstraße gewesen war, trotzdem es vor den Thoren einer Stadt stand. Mit niemanden wechselte man Gruß und Wort. Von den Vorübergehenden wurde man mit jener unbescheidenen Neugier betrachtet, die sich alle Welt Leuten gegenüber erlaubt, die nicht zur Gesellschaft gehören wollen, und von denen deshalb vermutet wird, daß sie auch gar nicht das Recht hätten, zur Gesellschaft zu gehören.

Hier, wo Sylvia geglaubt hatte, eine vollkommene Weltabgeschiedenheit zu finden, sah sie sich in Beziehung zur ganzen Gegend.

Über Südersood führte eine Landstraße von einer größeren Ortschaft nach dem Brunsbütteler Hafen.

Da fuhr oder ging niemand, ohne anzuhalten, wenn ihm Willy Mammling mit seinen Damen begegnete, und einige Worte über Wind, Wetter, Jagd, Eisverhältnisse auf der Elbe mit ihm zu wechseln. Oft kamen auch Leute ins Haus. Sie wollten einen Rat und wurden dann mit Grog oder einem Schnaps bewirtet.

Die Angelegenheiten von Vater Drews und den drei Tagelöhnerfamilien schienen auch Willy und Makaries Angelegenheiten. Allmorgendlich ließ Willy die schulpflichtigen Kinder der Tagelöhner, fünf an der Zahl, auf einem Ackerwagen von dem faulen Schimmel nach dem nächsten Dorf fahren.

Wie seltsam herzerquickend das war: anstatt neben der milchfarbenen Paulette und ihrem Haarwust neugierigen und nicht sehr respektvollen Blicken ausgesetzt zu sein, empfing auch sie hier herzlichen und verehrungsvollen Gruß.

Was lag daran, wenn Karsten, der eine Tagelöhner, welcher am meisten auf Südersood selbst beschäftigt wurde, während die anderen beiden nach Brunsbüttel auf Arbeit gingen — was lag daran, wenn er im Vorbeigehen sagte:

„Kolt hüt, wat Fräulein?"

Was hatte sie davon, wenn Frau Karsten, die die Kühe besorgte, mit der Milch herüber kam und nicht an ihr vorüberkonnte, ohne zu fragen:

„Na Fräulein, gut zu Wege?"

Was konnte ihr an dem Gruß vom Bauern Bülk und vom Bauern Jacobs liegen?

Aber all dieses gab ein so überraschendes Heimatsgefühl. Es war so eine weit hinwirkende Gemeinsamkeit mit allen.

„Das ist das Leben auf dem Lande, das gemeinsame Unterstelltsein unter die Natur und ihre machtvollen Launen," sagte Willy.

An Makarie machte Sylvia auch allerlei Beobachtungen.

Alle Gewohnheiten und Eigenschaften Willys fanden sich bei ihr in vergröberter Form wieder.

Wo Willy einen ruhigen Mut zeigte, war sie unvorsichtig, ja tollkühn. Und in einem ganz unbändigen, lachenden Stolz prahlte sie mit allerlei Geschichten, wo es ihr um ein Haar an den Kragen gegangen wäre, wenn eben nicht ihre ungewöhnliche Körpergewandtheit, ihre Schwimm- und Turnkunst für sie jede Gefahr illusorisch machte.

Wo Willy gleichgültig schien, verachtete sie laut. Alle möglichen Kulturerscheinungen und geistigen Genüsse, mit deren Aufnahme tausend und abertausend Menschen ihr Dasein füllen, waren für ihn einfach nicht vorhanden. Makarie aber gefiel sich in verurteilenden Bemerkungen über jede Lebensform, die anders war als die ihre und die ihres Willy.

Sie war der reinste Unbildungsprotz.

Wie war das nur möglich? Weil bei ihr Anempfindung war, was bei Willy offenbar angeborene Neigung.

Dachte sie, ihre Ergebenheit für den Mann, ihr gänzliches Aufgehen in ihm glaubhafter zu machen, indem sie ihr Wesen über das seine hinaussteigerte? Sie meinte auch, es sei Sylvias Pflicht, sich Willy ebenso anzupassen, und konnte es gar nicht fassen, daß Sylvia sich weigerte, schießen zu lernen

und mit auf die Jagd zu gehen. Noch erstaunter aber war sie, daß Willy dies hinnahm, denn ihrer Meinung nach mußte alles, was da kreucht und fleucht, sich ihm unterthan fühlen. „Na ja," sagte sie fast triumphierend, „du bist eben nicht seine Frau und überhaupt nicht so weiblich. Ich glaube, du paßt gar nicht für die Ehe."

War dieses blinde Sichhingeben wirklich höchste Weiblichkeit, wirklich höchste Liebe?

Wie denn, wenn Makarie damals Bertie geheiratet hätte? Und sie würde es gethan haben, wenn er ihr schon eine Stellung und Versorgung zu bieten vermocht hätte. Wie würde sie sich dann entwickelt haben? Doch wohl ohne allen Zweifel nach einer ganz anderen Seite hin.

War das wirklich letzte Lebenskunst und Weisheit für das Weib, sich der eigenen Art zu begeben und, einer rasch und willkürlich umzubildenden Materie gleich, sich vom Manne die Art bestimmen zu lassen? Dies konnte unmöglich sein.

Manchmal stand sie vor Robert von Hollerns Bild und hielt stumm Gespräche mit demselben.

‚War das auch deine Forderung an mich? Fühltest du, daß ich sie so nicht würde erfüllt haben? Von deinem Wesen wollte ich nehmen, aber du solltest auch von dem meinen nehmen. Nur so scheint mir ein Ineinanderwachsen möglich.'

Willy und Makarie waren kein Menschenpaar. Sie waren: ein Mann und seine verpfuschte Kopie.

Und je mehr ihr diese Erkenntnis kam und sich in ihr befestigte, je schwerer fand sie es, sich mit Makarie zu vertragen. Aber sie hatte die Kunst des Schweigens nun gelernt, und alles ging immer glatt.

Makarie ihrerseits fand die Freundin auch sehr verändert. Oft sprach sie zu Willy davon und loyal, wie sie war, lobte sie diese Veränderung zum Maßvollen und besonders auch das Talent, das Haus so gemütlich zu machen. Makarie selbst that sich ja lachend etwas darauf zu gute, daß sie nicht für zehn Pfennige Talent für Küche und Haus habe. Sie lebte auch des Glaubens, daß Willy sich gar nichts daraus mache.

Er aber empfand wohl, daß er es jetzt besser habe. Die Räume atmeten nicht nur wie früher peinliche Sauberkeit und Ordnung, sondern daneben auch Behagen. Und das einfache Essen, das an vier Tagen der Woche mindestens aus selbstgeschossenem Wild oder selbstgefangenem Fisch bestand, war schmackhafter und mannigfaltiger zubereitet.

Aber er sagte nichts davon. Es hätte Makarie kränken und wie ein nachträglicher Tadel erscheinen können.

Sein Benehmen gegen jedermann war von einer großen Gleichmäßigkeit. Auch Sylvia empfand immer dieselbe freundliche Teilnahme, und da sie ein großes Vertrauen zu ihm gefaßt hatte, besprach sie alle ihre Sorgen mit ihm. Diese waren nicht gering.

Eines Morgens traf sie wieder bei Willy ein, der in seiner Werkstatt an dem Modell arbeitete. Makarie war zum alten Drews gegangen, der ein wenig Rheumatismus hatte, was für alle Bewohner von Südersood soviel hieß als: es wird Tauwetter. Sie wollte mit ihm besprechen, ob Karsten nicht ein Loch in die Eisdecke des Sood schlagen könne, um Aalschnüre hinein zu versenken.

Willys Werkstatt war licht aber sonnenlos. Ein gleichmäßiges Hellgrau bedeckte heute den Himmel; man sah die Sonne als weiße, strahlenlose Scheibe dahinter.

In der schwachen Beleuchtung nach dem Fenster stand der Mann. Vor ihm auf dem Holztisch befand sich der meterlange Rumpf eines Schiffsmodelles, zwei kleine Masten ragten schon aus dem Deck empor. Willy war dabei, die Takelage anzubringen. Feine Bindfäden, Miniaturrollen und Schotten lagen, in sorgfältiger Reihenfolge, auf dem Tisch. Um nur ja nichts fortzureißen, hatte Willy Mammling die Ärmel seines blütenweißen Manschetthemdes ziemlich hoch aufgeschlagen. Sein Rock hing am Nagel an der Thür. So arbeitete er immer, und seine lange, schmale Männerhand entwickelte mit spitzen Fingern eine unglaubliche Geschicklichkeit.

„Wieder Briefe von Bertie und Conrad Brügge," sagte Sylvia.

„Na was macht er denn!"

„Oh der? Der geht schon ordentlich am Stock und in weiteren fünf, sechs Wochen wohl ohne. Aber Bertie!"

„Na, was ist denn?"

„Das Kapital schmilzt nur so zusammen. Es scheint, daß durch die ungewöhnlich hohen Honorarbewilligungen, die Contil sich und

den Mitarbeitern macht, das Budget ganz überschritten worden ist. Bertie kann es nicht recht begreifen, daß die Finanzen so im Niedergang sind, weil die Zeitschrift sofort einen sehr hübschen Leserkreis fand. Und nun ..."

„Und nun schreibt Ihr Bruder, daß Sie von Ihrem Gelde was mit hineinstecken sollen," ergänzte Willy phlegmatisch.

„Ja. Aber Conrad Brügge schreibt, ich solle das sein bleiben lassen, solange Contil dabei sei. Und Berties Finanzen seien noch viel schlechter, als er selbst sich gestehe. Für das Haus in Schwerin fände sich kein Käufer. So sei das wie totes Kapital. Er selbst, Conrad Brügge, der jetzt in Berlin ist, stehe in Unterhandlung wegen des Verkaufs von zwei älteren Werken. Er werde sie gern unter Preis fortgeben. Dann könne er Bertie wieder etwas flott machen, werde aber doch damit zurückhalten, bis Bertie Contil herausgeschmissen habe oder habe herausschmeißen lassen, wessen Bertie sich aus falscher Noblesse und Unbehagen an Skandal weigere. Es schade Bertie gar nichts, wenn er erst mal ganz sich festrenne. Eher sei an eine Gesundung in allen Hinsichten nicht zu denken."

„Ein famoser Kerl, ihr Freund, der Bildhauer."

Sylvia schwoll das Herz vor Stolz. Wenn sie ihn auch niemals heiraten wollte und konnte, es kam ihr doch vor, als höbe der Wert ihres Bewerbers ihren eigenen Wert.

„Ach Willy, es ist ja gar nicht zu begreifen! Ja, wenn alle diese, Bertie und seine Freunde, so wild und toll in den Tag hineinlebten, wie man es manchmal von großen Künstlern las! Aber sie schienen so maßvoll, so überlegen! Und sitzen doch in lauter Unklarheiten, und Bertie ist vielleicht ruiniert."

„Ob mit tollem Auftrumpfen oder mit ästhetischen Mienen — es kommt auf eins heraus; früher waren die Geniebolde laut, jetzt thun sie leise."

Sylvia sah ihn an. Was wußte er von Geniebolden?

„Ich müßte wohl eigentlich zu Bertie reisen. Er steht in Krisen. Der Finanzpunkt bespricht sich besser mündlich."

„Was, Sie wollen fort?"

„Ist doch meine Schwesterpflicht."

„I bewahre. Er kann hierherkommen, um sich mit Ihnen auszusprechen. Wir lassen Sie nicht fort."

„Ich danke Ihnen für Ihre Gesinnung, lieber Willy. Karie sagte es mir schon im Sommer, daß Sie gesagt hätten, ich störe hier nicht."

„Hab' ich das gesagt? Bloß daß Sie nicht störten? Aber Sie sind hier ja ganz notwendig."

Sylvia errötete vor Freude. Zum erstenmal in ihrem Leben hörte sie, daß sie irgendwo und irgendwem notwendig sei.

Und wie Willy sie nun so klar und gut ansah, griff sie nach seiner Hand, um sie dankbar zu drücken.

Mit einemmal fiel ihr Blick auf seinen Arm. Er war weiß wie der einer Frau.

Wohl ein Dutzendmal hatte sie Willy schon so gesehen, denn er arbeitete fast immer mit aufgekrempelten Hemdsärmeln.

Aber sie wurde plötzlich ganz verlegen. Sie ließ rasch seine Hand wieder los.

Grade kam auch Makarie herein.

„Nanu," sagte sie, „ihr habt 'was!"

„Freilich haben wir was. Bertie ist in der Klemme, und ich sollte wohl zu ihm. Aber Willy meint, Bertie solle hierherkommen," sprach Sylvia.

„Selbstredend soll er herkommen. Das gibt'n Jux ersten Ranges. Meine Backfischflamme und mein Mann. Und ich dazwischen."

„Ja so — daran dachte ich im Moment nicht," sagte Willy langsam. „Selbstverständlich kann ich nichts dazu thun. Sie allein, Sylvia, können beurteilen, ob es geht und ob Bertie mit Lachen daran denkt, wie an eine Jugendeselei."

„Hör mal du!" rief Makarie und that, als nähme sie die ‚Jugendeselei' übel.

„Er denkt nicht mit Lachen daran," sprach Sylvia leise.

„Ja, stell dir vor, Schatzi: ich komm' noch ins Konversationslexikon als Bertie Aschroths erste Liebe! Das ist zum totschreien. Ach laß ihn kommen, laß ihn kommen! Wir wollen ihn kurieren. Ich zeig's ihm faustdick, wie wahnsinnig lieb ich dich habe."

Und sie umarmte Willy gleich und küßte ihn und rief dazwischen:

„Ach du — ach du — dich gibt's bloß einmal!"

Sylvia besah sehr vertieft ein winzig kleines, sauber geschnitztes Schott.

Wie seltsam war ihr zu Mut. Ganz kalt und still. So wie jemandem ist, in dem etwas abstarb, der für immer etwas verlor.

Sie hatte in diesem Augenblicke die Gespielin ihrer Kindheit, die Freundin ihres ganzen jungen Lebens verloren. Sie hatte Makarie nicht mehr lieb. —

„Das ist das Klüverschott," sagte nach einer Pause von Sekunden Willys Stimme; er sprach so ernsthaft, als sei es eine Pflicht, den Zweck des kleinen, spielerischen Dinges zu erklären, das Sylvia zwischen ihren Fingerspitzen hielt und immerfort besah.

Und Sylvia war es, als habe sie einen sechsten Sinn bekommen. Und mit diesem sechsten Sinn begriff sie plötzlich: der Mann schämte sich des Gebarens seiner Frau; aber er schämte sich auch seiner Scham, weil sein Herz zum Fürsprecher der Frau ward.

Sie wagte nicht, ihn anzusehen. Wie sollten diese Augenblicke voll stummen Verstehens, voll tödlicher Verlegenheit ein schickliches Ende finden? Denn sie spürte es: er, mit seiner unerhörten Feinheit, er wußte genau, was in ihr vorging.

Kein Blick, kein Wort zwischen ihnen und dennoch ein so vollkommenes Verstehen und Wissen — — wie konnte es das zwischen zwei Menschen geben — —

Makarie aber hatte nichts davon gespürt, daß das Wesen der beiden anderen viele Herzschläge lang unter einer schweren Befangenheit stand.

„Kinder," sagte sie wohlgelaunt wie immer, „also die Hauptsache: gleich nach Tisch gehen wir nach dem Sood. Karsten soll ein Loch schlagen und Aalschnüre legen. Es gibt Tauwetter, spätestens morgen, meint Drews. Dann rühren sie sich und beißen am besten an."

Und dabei blieb es. Sylvia fand nach Tisch knapp Zeit, an Bertie ein Telegramm aufzusetzen, das der nachmittags vorsprechende Postbote mitnehmen sollte. Sie schlug ihrem Bruder eine Begegnung in Hamburg vor und deutete an, daß sich schon ein Ausweg finden werde. Beim Essen hatte Willy ihr ganz ruhig und ganz nebenbei gesagt, sie solle doch Bertie das Haus abkaufen, sie könne es dann abwarten, besser als er, bis sich ein weiterer Käufer fände. So mache sie Bertie wieder flott, ohne selbst allzuviel zu wagen. Es war ein Vorschlag voll gesunden Menschenverstandes. Aber Makarie that, als sei es wieder einmal ein phänomenaler Klugheitsbeweis ihres Willy.

Wie klar und sicher mußte das Wesen dieses Mannes sein, daß ihn die stete Anbetung nicht verdarb.

Nach Tisch wanderten sie dann selbdritt über die weißen Felder.

Hinter ihnen stapfte Karsten, mit allerlei Gerät über der Schulter. Er trug schwere Wasserstiefel, und da er beim Schreiten sehr mit den Knieen einknickte, so streckten sich bei jedem seiner Schritte die abgerundeten oberen Vorderteile seiner Stiefelschäfte schräg vor. Karsten hatte einen rötlichen Vollbart, der ihm aber nur bis auf den Halstuchknoten herabging. Der Mann trug eine schirmlose Mütze, die mal schwarz gewesen sein konnte, aber bis zum graugrün abgeblichen und verwittert war. Sein mächtiger Rumpf war in eine Friesjoppe von unbestimmter Farbe geknöpft.

Die Herrschaft sah nicht weniger wetterfest aus, als der Knecht.

Makarie trug eine Art von Jagdkostüm mit Gamaschen. Ihre Jacke, kurz und fest anschließend, war mit Schaffell gefüttert, und so sah sie in derselben förmlich breit und voll aus. Auf ihrem Haupt trug sie ein schwarzes Pelzbarett, und die Büchsflinte hing ihr über der rechten Schulter. Willy war ebenso gekleidet, nur daß er natürlich statt des Kleiderrockes Beinkleider trug. Ohne Gewehr gingen sie nie aus. Es konnte ihnen doch immer unverhofft etwas Nützliches oder Unnützes vor den Schuß kommen, eine wilde Ente, ein Hase oder ein Raubvogel oder ein huschendes Frettchen.

Für solche Unternehmungen hatte auch Sylvia sich etwas praktischer anziehen gelernt und sich ihren ältesten Kleiderrock sehr fußfrei gemacht, auch ein Paar Stiefel von entsprechender Dichtigkeit vom Dorfschuster sich anfertigen lassen.

Sie gingen ohne viel zu sprechen, aber in vollkommen freier, guter Stimmung.

Immer wieder hatte Sylvia sich seit jenem inhaltreichen und qualvollen Augenblick heut morgen vorgehalten, wie viele seltene Eigenschaften Makarie zierten. Wie offen war sie, wie ehrlich, wie anspruchslos,

wie gleichmäßig heiter. Durfte man, konnte man ihr einen Vorwurf daraus machen, daß sie in ihrer übergroßen Liebe alle Selbstkritik verloren hatte und mit ihr das Zartgefühl?

Aber in der Erkenntnis, daß alle diese gerechten Erwägungen dennoch das erloschene Gefühl der Freundschaft nicht wieder zu beleben vermochten, suchte Sylvia einen Ausgleich. Sie fand ihn darin, daß sie Makarie doppelt rücksichtsvoll entgegenkam.

Willy spürte das sofort, und es that ihm ernstlich wohl.

Wie war es möglich, daß Sylvia erst heute völlig heraussfand, daß er mehr Feinheiten der Empfindung besaß als Bertie und Conrad Brügge und — und noch jemand!

Der Nachmittag war noch nicht sonnenhell geworden, aber das Grau des Himmels verschwebte langsam; schon war der Sonnenball nicht mehr eine grelle Rundscheibe von Weißblech, er färbte sich mit orangefarbenen Tönen, indem er sich nun mehr und mehr dem Horizonte näherte.

Das weite Gelände lag in einem stumpfen, toten Weiß. Kein Glitzern überflirrte es. Aller Glanz war erloschen; das Leben der Kälte entflohen. Dieses gespenstische Leben, das blitzschnell über Eisflächen huscht und sie aufkrachen läßt, bis der verhallende Schreck wie ein Klagelaut als Riß durch das Eis zittert. Das mit todeskühler Hand den Schnee puderfein auflockert und ihn aus den Gabelungen des Gezweiges herabstäubt. Das lustig unter den Tritten der Wanderer und den Reifen der Räder herumspukt und knirscht und knarrt. Das vor dem Munde aufatmender Menschen sein Spiel treibt und ihren eigenen Odem ihnen als Eiskristalle wieder an die Nase wirft.

Eine unschlüssige Traurigkeit war über der weißen Natur. Sie fühlte ihre Kraft zur Kälte erlahmen und schien zu zögern, ob sie sich schon der freudlosen Nässe des Tauens hingeben solle.

Der Weg zum Sood führte über freies Feld, das im Sommer die braunbunten Farben des Moores trug. Jetzt war es starr und hart. Ein Birkengestrüpp lag voraus, dahinter kam der Sood.

Seine große, fast kreisrunde Fläche war von Eis bedeckt. Die Ufer waren abgemäht, aber der ganze Kranz von Schilfstielresten stand um ihn herum. Wie derbe Borstenhaare stachen die bräunlich grauen Röhrchenstumpfe aus der glasigen Decke.

Soweit das Auge sah, schien die ganze Gegend ein endloses weißes Gefilde.

Die Ebene, die keinen Höhepunkt zur Übersicht bot, täuschte Unendlichkeit vor.

Geradeaus, hinter dem Wall weißverschneiter Deiche, die aber zu fern waren, als daß man ihre Linie von dem übrigen Gelände hätte unterscheiden können, rollte die Ebbe ihre gewaltigen Wassermengen dem Meere zu. Man sah sie nicht. Aber der Dunst, der dort wie feiner hellgrauer Nebel schwebte, verriet sie.

Und weit, weit hinaus zur Rechten, gen Westen, schwoll die Nordsee gegen das Land. Man sah sie nicht. Aber ihr Atem sättigte die Lüfte feucht und salzig, und der Hauch aus ihrem Riesenmunde hing wie ein glanzloser Silberschleier vor der Ferne.

Eine erhabene Stille lag über dem weiten Bilde.

Fast rotgelb stand jetzt die Sonnenkugel hinter der feinen Nebelwand.

Eine Möve schwebte lautlos hoch über dem Sood. Ihr graues Gefieder erschien in der strahlenlosen Helle nur wenig dunkler als all die stumpfen weißlichen Farbentöne des Himmels und der Erde.

Die drei Menschen standen und sahen in die trauervolle, stumme Größe der erstarrten Landschaft hinein.

„Nun," sagte Willy endlich halblaut, „gibt es bei uns etwas zu sehen oder nicht?"

„Ja, das ist groß," antwortete Sylvia ebenso.

„In solchen Augenblicken hab' ich ein Gefühl ... ich meine, so müssen die ersten Menschen empfunden haben, ehe die Pflicht erfunden ward. So ganz still. So ganz wunschlos. Klein und doch zugleich erhoben durch *ihre* Größe."

Willy, der sich auf seinen Flintenlauf gestützt hatte, machte mit der Rechten eine weite Bewegung.

Das war wie damals, als er an Bord der Lubina gesagt hatte: ‚Was kann man gegen die da.'

„Aber," begann Sylvia zögernd, „das kann unmöglich des Lebens letztes Ziel sein — Kräfte brach liegen lassen, um nur der Natur zu leben ..."

Er sah sie überrascht an. Ehe er etwas antworten konnte, krachte ein Schuß.

Makarie hatte ihre Büchsflinte an die Wange gerissen und die schwebende Möve heruntergeknallt.

Schwer fiel das Tier zehn Schritt vor ihnen in den Schnee.

Makarie lief gleich dahin, packte es an den Flügeln und schwenkte es triumphierend.

Unterdes hatte Karsten, am Rande des Sood entlang stapfend, sich eine Stelle ersehen, wo er ein Loch schlagen wollte, Willy und Sylvia gingen hinter ihm her.

Hinter sich hörten sie ein Krachen und Knattern. Sie sahen zurück.

Makarie, mit dem Frohgefühl eines Kindes, zerstampfte das Eis zwischen den Schilfstumpfen. Es war Windeis, hohl lag eine Schicht, gleich gefrorenen Schaumblättern über der andern.

„Weißt' wohl noch, wie wir als Kinder immer das Bolleis zertrampelten?“ rief sie vergnügt der Freundin zu.

„Laß das,“ warnte Willy, „du könntest einmal in tiefes Wasser oder Schlick treten.“

„Ach was ... das knattert so nett.“

Und sie fuhr fort, zwischen den Schilfstoppeln herum zu stampfen.

Die dumpfen Schläge, die Karsten unfern dem jenseitigen Ufer auf das Eis that, hallten nun durch die Luft, sie zitterten auch seltsam klagevoll auf der glasigen Decke nach.

Willy und Sylvia waren schon an jener Uferstelle und sahen zu.

„Als wenn das Eis es spürt — als wenn es Haut ist und von der Wunde leidet ...“ sagte Sylvia.

„Ja alles lebt und spricht,“ antwortete er einfach.

Dann entstand eine lange Gedankenpause. Willy erwog bei sich, ob er Sylvia jetzt und hier, ob er ihr überhaupt antworten solle auf ihre Bemerkung, daß es nicht des Lebens letztes Ziel sein könne, Kräfte brach liegen zu lassen, um nur der Natur zu leben.

‚Rein bleiben, stolz bleiben, sich aller Lüge der Gesellschaft, all ihre eingebildeten Freuden fern zu halten — das ist doch ein Ziel?

Aber jeder hat das seine. Man muß seinem Nebenmenschen seine eigene Richtung nicht aufhalsen wollen.

Wir sprechen uns wohl ein andermal darüber aus.‘

Diese Gedanken gingen ihm durch den Kopf.

Aber er wurde abgelenkt, durch seine Frau drüben, am andern Ufer.

Es ärgerte ihn ein wenig, daß Makarie da noch immer sich kindisch vergnügte, das Eis einzutreten.

„Karie“ rief er, seine beiden Hände als Schalltrichter an den Mund setzend.

Makarie sah aber gerade etwas zwischen den Stoppeln, das sie interessierte. Da war ein totes Fischchen eingefroren, in einer Stelle schwarzklaren Eises. Das silberschuppige kleine Tier war deutlich zu erkennen. Makarie stand etwas geneigt und sah es an. In ihrer dickbehandschuhten Rechten hielt sie noch immer die Möve. Mit festen Fingern hielt sie die Flügel zusammengefaßt, so daß das Vogelköpfchen traurig und schlaff vorn dazwischen heraushing und die Füße mit den Krallen sich vorausstreckten.

„Makarie!“

„Ja — — ja — — “

Sie trat einen Schritt nach rechts, dem Ufer zu. O — weh — Willy hatte wieder mal Recht bekommen — da sackte sie ein.

Lachend sprang sie zurück. Das eisige Wasser rann ihr oben in den Stiefel. Das war kalt. Sie schlenkerte das Bein.

Also weiterhin ... zum zweitenmal brach sie ein und sprang wieder lachend zurück.

Das war hier offenbar eine dumme Stelle. Wahrscheinlich eine von denen, wo ein hereinrieselnder Quell das Wasser nicht zum Stehen und dicken Gefrieren kommen ließ.

Also zurück ... aber zurück ist immer langweilig und wenn sich's um fünf Schritte handelt — —

„Makarie!“

„Ja — ja — a — a —“

Warum nicht quer über den spiegelblanken Sood. Der lud förmlich ein, darüber hinzuschlittern.

Sie nahm Stellung; die Arme fast wagerecht ausbreitend; von der etwas höher als die Linke erhobenen Rechten baumelte die tote Möve, an ihren Flügelspitzen gehalten.

Kühn und fröhlich, nach einem Anlauf von drei Schritten, glitschte sie hinein auf die schwarzglasige, glatte Fläche.



Die Schwestern. Nach dem Gemälde von Mac-Ewen.
(Von der Internationalen Kunstausstellung zu Dresden, 1901.)

„Nicht über den Sood," schrie Willy und winkte mit beiden Händen.

Karsten hörte auf zu schlagen und winkte auch mit seinem Eisbeil, es heftig schwenkend, ab.

Als Gegengruß schwenkte Makarie ihre tote Möve.

Ach was, warum nicht über den Sood? Nach der Kälte! Männer haben doch manchmal weniger Courage als Frauen.

Und noch einmal nahm Makarie einen kleinen Anlauf.

Und noch einmal glitt sie, mit wagerecht weit ausgebreiteten Armen über die blanke Fläche dahin — sekundenlang — schnell — fröhlich — triumphierend. — —

Und dann ein Krachen und ein Schrei — — — — — — — — — — — — — — —

VIII.

Sie hatten sie gefunden. Sehr bald. Denn als Sylvia zurückkam, im wild daherjagenden Strohschlitten kauernd, sich zitternd an Mike Drews haltend, die sich ihrerseits an Sylvia hielt, während der alte Drews dem Schimmel die Croupe blutig peitschte — da sahen sie es schon von weitem — —

Im Sood gähnte ein großer, dunkler Fleck offenen Wassers, von einem bizarr zerklüfteten Eisrand umgrenzt — — —

Und drüben am Ufer knieten zwei Männer neben einer lang hingestreckten Gestalt — — —

Später erfuhr Sylvia es von Karsten, wie alles zugegangen war. Sie selbst hatte nichts mehr gesehen. Als das Gräßliche geschah und Makariens Gestalt jäh versank, während Eissplitter und Wasser um sie emporrauschten, da war blitzartig nur ein Gedanke gekommen, nur ein Gefühl, mächtig: Hilfe — Hilfe!

Und sie lief und lief — mit gleitenden Füßen über den festgetretenen Schnee glatter Wege — mit keuchender Brust und wildpochendem Herzen — nur vorwärts, vorwärts, Hilfe holen — —

Aber später erfuhr sie es.

Zuerst, vielleicht die Dauer eines Herzschlags lang, war's wie ein Unwille durch den Sinn beider Männer gehuscht ...

Sie erwarteten, in der nächsten Sekunde Makariens Haupt emportauchen zu sehen ...

Sie waren schon zugleich auf dem Eise — erst schnellen Fußes — dann vorsichtiger tastend — — —

Aber weder Haupt noch Hand tauchte auf — —

Und noch ein atemloses Warten — Sekunden heißen, ungläubigen Wartens — und dann ein fürchterliches Entsetzen — —

Das Wasser war doch ihr vertrautes Element — —

Aber aus dem schwarzgähnenden Loch, in dem es sprudelte und wogte, hob sich kein wasserüberströmtes Haupt.

Wenn die wieder Emportauchende mit ihrer Stirn gegen die Eisdecke gestoßen war — — wenn diese fürchterliche, glasige, todeskalte Fläche über ihr lag, wie der steinerne Deckel eines Grabes — —

Dann war sie verloren — —

Ohne ein Wort zu wechseln, in schweigendem Verstehen hatten beide Männer gehandelt. Schläge donnerten über das Eis und jeder Widerhall, der klagevoll dahinzitterte, wurde von neuem Schlag überholt — — Eisschollen schwammen — andere wurden auf die Oberfläche gerissen und fuhren gleitend dahin, und ein seltsamer, hohler Ton fuhr mit ihnen — —

Aber kein wasserüberströmtes Haupt tauchte auf, keine klammernde Hand griff nach dem Rande des festen starken Eises —

Die ganze brüchige Stelle oberhalb eines, aus der Tiefe empor wellenden Quells war frei. Mit jagend raschen Schlägen, der Gefahr selbst hinabzusinken nicht achtend, hatten die beiden Männer die Eisdecke zertrümmert — —

Umsonst — Nichts — —

Da warf der eine Mann mit raschem Ruck seine schweren Stiefel von sich.

Die eisigen Wasser rauschten hoch auf —

Dem, der oben unter dem strahllosen, grauen Himmelslicht geblieben war — dem stand das Herz still — —

Zweimal tauchte sein Herr empor — zweimal schoß er wieder hinab —

Und dann rauschte es wieder.

Ein Männerhaupt ward sichtbar — die Schultern — ein Arm. Und dieser Arm umschloß ein Weib —

Schwer hing ihre Gestalt —

Daß der Mann da oben nur zwei Hände hatte! — — Aber der Augenblick gab ihnen übermenschliche Kraft.

Er half dem Lebenden und der Leblosen heraus. Und die Wasser troffen

von ihren Leibern in rieselnden, klaren Bändern und zerrannen auf dem Eise.

Dann fand Sylvia sie: knieend, in heißer Arbeit bemüht, die Brust der Ertrunkenen zum Atmen zu bringen, aus ihrer Lunge das erstickende Wasser zu entfernen ....

„Herr," sagte der alte Drews, „wir wollen sie auf den Schlitten legen und nach Hause fahren und in der warmen Stube versuchen — —"

Willy nickte nur.

Und schnell und stumm wickelten sie die Bewußtlose oder — Tote in wollene Decken, und Willy in seinen nassen Kleidern, deren er sich garnicht bewußt ward, setzte sich in den Schlitten. Er nahm den Kopf seines Weibes auf seinen Schoß.

Unverwandt starrte er hinab in das bläulichweiße, stille Gesicht.

Die erste leise, leise Spur wiedererwachenden Lebens sollte ihm nicht entgehen.

Wenn sie die Augen aufschlug, sollte ihr erster Blick seinem Blick begegnen —

Ihn nahe fühlen — ihn, den sie so unendlich geliebt hatte.

Ihn, der ihr Leben, ihre Welt gewesen war.

Der alte Drews und Sylvia flüsterten schnell ein paar Worte miteinander.

Ja, so war es am besten — Karsten sollte gleich querfeldein laufen, zum Dorf hinüber und den Arzt suchen.

Mike hockte sich zu Füßen ihres Vaters nieder.

Und Sylvia kauerte sich mit hinein in den Schlitten und umschloß Makariens Füße, fest, fest.

So fuhren sie dahin. Der Schimmel trottend, mit nickendem Kopf, schwer ziehend.

Als Sylvia einen Blick voll Grauen zurück sandte auf die Stätte des Unglücks, zuckte sie zusammen . . .

Da schwamm die Möve . . . Das Gefieder des toten Tieres war ausgebreitet — Der Vogel schwamm auf dem Rücken — sein Köpfchen hing hintenüber ins Wasser — seine Krallen streckte er empor.

Vor einer Stunde noch schwebte er frei und einsam unter dem stillen Himmel, hoch über der stillen Erde — ein grauer beweglicher Farbenfleck in dem weißgrauen Bilde.

Wie ein Nachhall lag es in Sylvias Ohr — sie hörte noch einmal den scharfen, platzenden Ton des Schusses, der dies arme kleine Leben beendet hatte.

Der Sood blieb zurück. Endlos breiteten sich weit in der Runde die weißen Felder.

Sylvia wagte nicht, das Angesicht der starren Frau anzusehen.

Der Mann aber verwandte keinen Blick davon, hoffend und beschwörend sah er es an.

Aus den Mundwinkeln rann ihr eine Flüssigkeit.

Verheißungsvolles Zeichen.

Der Gutshof tauchte auf.

Frau Karsten und die anderen beiden Frauen, das Hausmädchen, die Kinder aus den Tagelöhnerwohnungen — sie alle bildeten eine vor Schreck und Angst zusammengetriebene Gruppe vor der Thür.

Dann ein schweres Heben und Tragen und nasse Spuren auf den Dielen.

Man bettete Makarie — Frau Karsten hatte alles gewärmt, Kissen, Decken.

Und wieder fing die heiße Arbeit an.

Diese Männer und diese Frauen rangen nicht zum erstenmal mit dem Tode um eine Beute. Ihr hartes Leben nahe den großen Wassern des gewaltigen Stromes und des noch gewaltigeren Meeres hatte sie gelehrt, bis zum letzten gegen den Furchtbaren anzuringen, ehe sie ihn als den Überwinder anerkannten.

Ernst und gefaßt, klar und sachgemäß, arbeiteten sie.

Dem Mann trockneten die Kleider am Leibe, und seine Stirn perlte.

Der Abend kam.

Alles, was an Lichtern und Lampen aufgestellt werden konnte, trug man herbei.

Eine neue Gestalt trat zwischen die Barmherzigen.

Der Arzt.

Aber all sein Horchen war vergebens. Kein Hauch zitterte über die bläulichen Lippen. Kein leiser Schlag hob das Herz.

Er gesellte seine Hilfe dem Thun der andern. Rastlos — rastlos —

Immer noch, als sein Verstand ihm längst gesagt, daß kein Kampf mehr dem die Beute abjage, der hier gesiegt.

Aber er kannte das gierige Hoffen verzweifelter Herzen . . . ‚wenn dennoch!‘ Der Gatte selbst — er allein mußte es begreifen.

Und der Augenblick kam, wo er es begriff.

„Doktor . . ." sagte er nur. Zögernd, fragend, widerwillig und dennoch bittend.

Heißbittend: laß mich hören, daß noch Hoffnung ist! Laß mich — sei barmherzig! Sei ein Mensch! · Nein, sei ein Gott!

Und der Doktor, ein alter Mann, der sich in rauhem Land unter rauhen Menschen alle Weichheit abgewöhnt, wagte nicht die harte Wahrheit auszusprechen.

„Vielleicht . . . wer weiß . . . nach Menschenwitz . . . aber Gott thut ja manchmal Wunder."

Und es war, als durchströme jede Hand neue Kraft, als blitze es in jedem Auge heißer auf.

Minuten flohen vorüber.

Sylvia stand zu Füßen des Bettes, und mit thränenlosen, entsetzten Blicken sah sie . . .

Und immerfort, immerfort sah sie es, seit Stunden nun schon, wie man die schlanken Arme der Langhingestreckten unablässig hob und senkte . . . wie man immer wieder heiße wollene Decken über die starre Brust legte und rieb . . . Und immer hörte sie den keuchenden Atem der Arbeitenden.

Und dann dieses bleiche Angesicht, das so mit geschlossenen Augen und stummem Mund dalag, — wie schien es beredt . . . es war, als flehe es gebieterisch über diesen allen . . . als sei es das Antlitz einer, die königlich und groß über diese alle erhoben worden war . . . es war, als sei es Schändung, vor diesem stillen erhabenen Antlitz noch so keuchend, so verzweifelt zu arbeiten.

Da schrie Sylvia plötzlich auf:

„Laßt sie doch schlafen!"

Und in jammerndes Weinen ausbrechend, sank sie in die Kniee.

Willy richtete sie auf — langsam, wie ein Erwachender.

Mit hohlem Blick sah er den Doktor an. „Sie ist tot," sagte er leise.

„Ja," sprach der Doktor feierlich, „Gott hat sie zu sich genommen in sein himmlisches Reich."

Sie fielen alle in die Kniee — der alte Drews und seine Tochter und Karsten und seine Frau, und der alte Mann mit dem Runzelgesicht und der junge mit dem roten Bart weinten auf die gefalteten Fäuste, die sie gegen den Mund gepreßt hatten.

Der Mann aber ging hinaus — taumelnd fast — die ausgestreckte liebevolle Hand des Doktors von sich weisend.

— — — — — — — — — — —

Eine Stunde später hatte Sylvia es wieder begriffen: der Tod bringt so viele Pflichten mit, daß demjenigen, der die heilige Aufgabe hat, sie zu erfüllen, keine Zeit zu Thränen bleibt.

Das einzige, was sie noch für die Gefährtin ihrer Kindheit thun konnte, war: ihre letzte Statt mit Stille, Schönheit und Würde umgeben.

Das einzige, was sie noch für den edlen Mann thun konnte, war: ihm alles, alles abnehmen, ihm die feierlichste Ruhe für seinen Gram schaffen.

Er hatte sich unten eingeschlossen in sein Zimmer.

Gegen Mitternacht noch horchte Sylvia an der Thür, ach, zum unendlichsten Mal.

Hatte er nicht das Bedürfnis, ein Wort der Teilnahme zu hören? Konnte sie ihm nichts, gar nichts Gutes thun? Seine verwundete Seele nicht aufrichten? Nicht mit ihm an den Trümmern seines zerschlagenen Glückes weinen?

Aber drinnen blieb alles still. Es drang auch kein Lichtstrahl durch die Thürspalte.

Nein, Sylvia hatte keine Zeit zu weinen, aber bei all den Dingen, die sie erledigte, war in ihr eine Art doppelter geistiger Thätigkeit.

Sie schrieb eine Depesche an den Hamburger Bruder von Willy Mammling. Mit ganz deutlichen Worten meldete sie das Unglück, das geschehen war, und ersuchte ihn, es Willys Mutter schonend beizubringen; auch bat sie, daß wenn möglich Bruder und Mutter sofort herkommen möchten.

Hatte sie es nicht zu kraß gesagt? Aber schließlich — dieser Bruder und seine Frau Agnes, die würden der armen Makarie nicht viel mehr nachweinen als ein paar pflichtgemäße Thränen. Sie hatten sie nicht verstanden und nicht geliebt.

Da fiel es Sylvia ein, daß sie, sie selbst sich diesen Morgen noch innerlich von Makarie losgesagt hatte. Und warum? Nur weil sie Makarie unzart gefunden.

Heiße Reue überfiel sie.

Wenn sie nur jene Augenblicke der Kälte in ihrem Herzen gegen die Arme, Liebe ungeschehen machen könnte!

Wie ungerecht mußte das Gefühl gewesen sein, wenn sie es nun so leidenschaftlich bereute.

Oder verzehnfacht sich die Feinheit der Empfindung einem Toten gegenüber, der seine Fehler nicht mehr entschuldigen, das Bild seiner Vergangenheit nicht mehr richtig stellen kann? —

Sie schrieb auch an Bertie.

„Anstatt mich, findest du nur diese Zeilen. Ein furchtbares Unglück geschah. Makarie ist tot. Ich kann jetzt nicht von hier fort. Warte in Hamburg."

Sie adressierte den Brief nach Hamburg an jenes Hotel, wo sie Bertie hatte treffen wollen.

Es hätte ihr nicht an der Zeit gefehlt, ihrem Bruder einen langen Brief zu senden. Aber es fehlte die Nervenkraft, die Fähigkeit, still zu sitzen, mit all dem Schweigen der Nacht um das einsame Haus, mit dem Schweigen des Todes in seinen Mauern.

Arbeiten — umherwirtschaften — das war das einzige.

Karsten sollte mit der Depesche und dem Brief noch an die Station. Aber es war schon fast neun Uhr. Um sieben wurde das Telegraphenamt dort geschlossen. Drews wollte, widerwillig, den armen, zerpeitschten Schimmel nicht nochmals hergeben. Das war zwecklos. Die Sorge um das Tier schien nun das Lebhafteste an ihm.

Der toten Frau konnte doch niemand mehr helfen.

Wie brutal erschien ihr diese Beweisführung. Aber sie mußte sich wohl darein ergeben, daß Karsten erst um sechs Uhr früh fahre.

Gewiß, weder Brief noch Depesche kamen deshalb nur eine Minute später in die Hände, für die sie bestimmt waren. Aber es erhöhte Sylvias Ruhelosigkeit, daß sie keine Nachrichten in die Welt hinaussenden konnte.

Sie machte Mike Drews klar, daß man sofort ein Schlafzimmer für den Herrn herrichten müsse.

Mike Drews wollte aber am liebsten in der Küche sitzen und weinen und dabei Kaffee trinken.

Sie stand schon schluchzend und goß welchen auf, während Frau Karsten und das Hausmädchen bedrückt am Küchentisch saßen und auf den Kaffee warteten und von dem großen Unglücksfall voriges Jahr sprachen, wo vier Fischer aus Bösch am Oste-Riff in Sturm und Eisgang ertrunken waren. Zwei ließen Witwen mit Kindern nach. Ja, das war härter, viel härter.

Und es schien, als meinten sie, wenn vornehme Leute so etwas träfe, sei es wohl auch sehr traurig, aber doch nicht so — nein nicht so — —

‚Entscheidet die Frage, ob mit dem Tode eines Menschen die Not zu den Seinen kommt', den Grad der Trauer?' fragte Sylvia sich.

Das wäre entsetzlich ... Und doch ... Zahllose Beispiele fielen ihr ein.

Da war ein Freund ihrer Mutter in bestem Lebensalter abberufen: ‚Frau und Kind haben aber doch ihr Auskommen, den Kummer heilt die Zeit.' Dort war ein anderer gestorben, ein hoher Beamter, jäh ereilte ihn der Tod: ‚Wie entsetzlich, die Frau bleibt unversorgt — das bißchen Pension — sechs Kinder — das ganze Dasein ist zertrümmert.'

Früher war das alles an ihrem Ohr vorbeigegangen.

Jetzt hörte sie alles, sah alles ... und hätte sich voll Entsetzen Ohren und Augen verschließen mögen.

Fing man erst an, das Dasein und all seine Erscheinungen recht zu betrachten und mit Nachdenklichkeit zu betrachten, so stand hinter allen eine furchtbare Gestalt.

Das steinerne Angesicht der rohen Unbarmherzigkeit höhnte jeden an.

Mike Drews beharrte so eigensinnig und zugleich so kläglich bei ihrer Meinung, der Herr bliebe gewiß über Nacht unten in seiner Stube sitzen und morgen könne man ja sehen ... daß Sylvia es endlich begriff: Mike Drews hatte Furcht vor der Toten.

Vor dieser selben Frau, die noch vor zwölf Stunden mit ihr gescherzt hatte.

Wie war das möglich? Konnte es etwas Dummeres, Kleineres geben?

So nahm Sylvia denn Frau Karsten mit hinauf.

Einsam, vom sanften Licht der vielen Lampen festlich beschienen, lag Makarie.

Es schien, als sei ihr Gesicht lebensvoller, als sei ein Schimmer von Farbe auf den Wangen.

Frau Karsten flüsterte, daß das immer so sei bei der Todesart. Morgen gar, da werde es keiner glauben wollen, daß da eine Tote läge.

Unhörbar, vor der Möglichkeit zitternd,

durch Stoß oder Fall von Gegenständen das Schweigen zu entweihen, trugen Sylvia und die Frau Willys Sachen aus dem Zimmer.

Frau Karsten, die immer wieder ihren blauen Schürzenzipfel zum Auge führte, verhängte, indem sie auf einen Stuhl stieg, Makariens großen Ankleidespiegel.

Wie war das häßlich. Und wie merkwürdig unheimlich.

Draußen erklärte die Frau es: eine Leiche darf sich nicht spiegeln, sonst gibt es bald noch einen Toten. Ja damals, als der alte Karsten, ihres Mannes Vater gestorben war, da hatte sie es noch nicht gewußt und ihren kleinen Spiegel nicht verdeckt, und ein Vierteljahr nachher lag ihr kleiner Christian auch auf der Bahre.

„Aberglaube," murmelte Sylvia, während ihr ein Frösteln durch die Adern lief.

Wenn nur Blumen da wären, damit, wenn Willy käme, er sein teures Weib schon ganz weihevoll gebettet fände.

Aber es gab im ganzen Hause nicht ein einziges Topfgewächs. Makarie war nicht dafür gewesen. Einmal machten sie höchstens die Fensterbretter schmutzig, sagte sie, und zweitens habe sie kein Glück mit Blumen und begösse sie immer zu viel oder zu wenig, so daß selbst die härtesten Blattpflanzen ihrer Pflege keinen Widerstand zu leisten vermöchten.

Aber gerade da, als Sylvia trauervoll dachte, daß sie die arme Karie gar nicht schmücken könne, da kam der alte Drews. Er trug einen kleinen Blumentopf im Arm, eine Monatsrose, an der zwei blasse Blüten an karg belaubten, dürftigen Zweigen schwankten.

„Wenn Fräulein sie für unsere arme gnädige Frau will . . ."

Und so bekam Makarie in ihre Hände die beiden blassen Blüten, und Frau Karsten faltete der Stillen dazu die Hände auf der Brust.

Wie das mit einemmal alles veränderte . . . der verhängte Spiegel — die fremde Haltung . . . denn die lebende Makarie war so nicht zu denken . . . mit Händen auf der Brust gefaltet und steif zwei Blumen zwischen starren Fingern.

Vorher war sie eine Schlafende gewesen. Nun war sie eine Tote.

Und Sylvia stand und starrte sie an, und langsam wuchs ein ungeheures Entsetzen in ihr empor . . . bis zur Furcht.

Ja, das war der Tod! So liegen wir alle einmal.

Als ihre Mutter starb, hatte sie nur wilden Jammer — kein Besinnen — keine Gedanken — der Schmerz ließ nichts anderes aufkommen — es fiel über sie her wie eine Lawine.

Nun sah sie den Tod zum erstenmal mit wachen Gedanken.

Und er sprach zu ihr, und er machte ihr eine Angst — eine hetzende, fürchterliche Angst . . .

So daliegen . . . und unerfüllte Pflichten blieben zurück . . . so daliegen, und die Lebenden kämen an das Lager, um zu richten und zu fragen: warst du immer gut? Was hast du geleistet? Wem wohl, wem wehe gethan? Hast du das Pfund, das dir gegeben war, recht verwaltet? Hast du es begraben unter ungezähmter Selbstsucht?

War der Tod, der stumme, große, schwere Tod der Lehrmeister, der das Leben verstehen lehrt? (Fortsetzung folgt.)

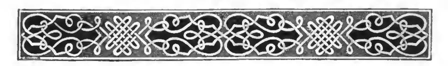


Winter.

Von Julius Havemann.

Im Ofen spielen die roten Flammen.
Dumpftönend bricht ein Scheit zusammen.
Es flackert und huscht an den Wänden herum.
Ich schau' in die Flammen starr und stumm.
Ich war dir so von Herzen gut.
Was mehr als Sterben war die Glut?

Eisnadeln prickeln an den Scheiben.
Ich möchte ein Lied vom Leben schreiben.
Durch alles Glühn seh' ich den Tod.
Der Liebe Lust schafft Liebesnot,
Und auch der reinste Opferbrand
Wirft dunkle Schatten an die Wand.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Es ist in der Weltstadt nicht leicht, die Weihnachtsglocken zu hören. Sie läuten auch hier, aber ihr Klang durchdringt nur selten den Lärm der Straßen und die Weite der Entfernungen. Und ab auch alle Häuser erhellt sind vam Lichtglanz des Tannenbaums — van dem himmlischen Gruß: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wahlgefallen" vernehmen Ohren und Herzen nicht viel mehr, als vam Glackengeläut. Das gilt nun freilich nicht blaß van der Weltstadt. Wie var zwei Jahrtausenden bedeutet noch heute jener Gruß überall, in allen Landen mehr eine Verheißung, als eine Erfüllung, mehr eine Mahnung, als eine Wirklichkeit. Erführe man es nicht jeden Tag van jedem Ende her, wie weit entfernt die Welt noch van dem Ziele ist, eine Friedenswelt, ein Gattesreich, ein Reich der Freude zu sein — aus der Litteratur, die den „Markt" beherrscht, würde man es klar erkennen. Lange Jahre hindurch hat diese Litteratur in scharfem Gegensatz gestanden zu dem Geiste, dessen Hauch das Weihnachtsfest durchweht aber doch durchwehen sallte. Auf den trüben Gewässern des Naturalismus, des Materialismus und Pessimismus trieb die Dichtung haltlas und ziellos dahin. Verpönt schien alles, was über den Alltag hinaus ins Fest- und Feiertägliche, über das Vergängliche hinaus ins Unvergängliche wies. Religiöse Stimmungen mieden die Poeten des Tages mit ängstlicher Scheu, und wenn sie einmal ein Stück Weltanschauung zum Varschein brachten, sa grinste einen nichts als Hohn, Zweifel und Verzweiflung an. Nur hier und da wagte sich die Dichtung auf eine höhere Warte, wagte sie es, das Ganze einer Weltanschauung zu geben, einer Weltanschauung, die van lichteren und freieren Empfindungen getragen war. Sa in Paul Heyses Raman „Die Kinder der Welt" aber in Wilhelm Jardans „Die Sebalds". Im allgemeinen aber, in ihrem Durchschnitt ist auch die Litteratur der unmittelbaren Gegenwart noch immer eine Litteratur der Niederungen, der Alltäglichkeit, des Indifferentismus in ideellen und religiösen Dingen. Schon aber verspürt man das Brausen eines neuen Geistes. Van den Gipfeln her weht Margenwind. Wenn nicht alles trügt, wird das neue Jahrhundert mit der gleichen Kraft neue Idealitäten, religiöse Stimmungen, eine Kunst der Weihe und Erhebung suchen, wie das varige sich mit Realitäten, mit Technik und Alltagsnaturalismus abplagte. Das Ringen um eine Weltanschauung, mag sie nun auf Versöhnung mit dem Überlieferten aber auf ganz neue Ziele gerichtet sein, jedenfalls aber um eine Weltanschauung, die Skepsis und Pessimismus überwindet, kammt neuerdings gerade in den Schöpfungen der führenden Geister aufs lebendigste zur Erscheinung. In Talstais „Auferstehung", wie in Ibsens „Wenn wir Taten erwachen", in Zalas „Ram" und „Paris", wie in Gerhart Hauptmanns „Michael Kramer". Ein Ringen freilich, das nach vielfach mit Erdenschwere stark belastet ist und nicht immer jene freudige Gläubigkeit atmet, die des letzten Sieges zuversichtlich gewiß ist.

Deutlicher noch als bei diesen Meistern tritt der Umschwung bei einigen jüngeren Paeten zu Tage. Zwei Weltanschauungsramane, ideell in mehr als einer Hinsicht verwandt, in der Tendenz aber und in der künstlerischen Art sehr verschieden, sind die Ramane „Lucas Heland" van Carl Albrecht Bernaulli (Berlin, Wiegandt und Grieben) und „Der Weg des Thamas Truck" van Felix Hallaender (Berlin, S. Fischer). Es ist bezeichnend für die geistige Wendung, die sich varbereitet, daß beide Werke am letzten Ende Christus als Ideal verkünden; Bernaulli freilich mehr den Christus der Kirche, Hallaender mehr den individuell geschauten, ich möchte sagen ins madern Philasaphische übertragenen Christus.

Bernaullis Prasadichtung ist künstlerisch ein ziemlich lases und lackeres Gebilde. Ein Erziehungsraman im Sinne des Withelm Meister und zum guten Teil mehr Selbstbiographie als Raman. Um ein festgeschlossenes, in sich abgerundetes Kunstwerk zu sein, dazu ist die Handlung zu sehr mit allerlei Nebengerank, mit Schilderungen und Betrachtungen, die zuweilen mit dem Kern der Geschichte kaum merkbar zusammenhängen, überwuchert und umspannen. In geistiger Hinsicht bildet das Werk ein etwas merkwürdiges, aber nicht unerquickliches Gemisch van madernem und altväterischem Empfinden, van Gemütsseligkeit und Ratianalismus, van Romantik und Philisterei. Wabei aber stets das erstgenannte Element überwiegt. Im Grunde genammen eine Mischung, die dem Verfasser als Schweizer sehr gut ansteht; sie hat etwas typisch Schweizerisches, nur überwiegt beim Durchschnitt des Valkes jedesmal das zweitgenannte Element. Litterarisch kann man Bernaulli nicht gut zu den Madernen rechnen; seinem Stil, seiner Sprache, seiner Technik nach steht er durchaus im Banne Goethes und der deutschen Ramantik. Ganze Abschnitte des Ramans muten an, als ab man in Eichendarffs ader Tiecks Navellen läse. Alle Varzüge

und alle Schwächen dieser Romantiker finden sich bei Bernoulli wieder. Landschaftsstimmungen, Interieurs von überaus feinem Reiz, Charakterbilder, zart wie in Pastell gemalt und dazwischen in Natur- und Lebensschilderungen auch viel saftig Frisches und Kerniges. Andererseits aber auch mancherlei Verwaschenes und Unausgeglichenes, eine Überhäufung von Motiven, zuviel Andeutungen, die nicht recht zur Durchführung kommen, und hie und da auch forciert Kapriciöses, poetisierende Mache. Alles in allem möchte ich es nicht wagen, nach diesem einen Werke zu entscheiden, ob des Verfassers Können groß genug ist, um eine starke litterarische Eigenart aus sich heraus zu entwickeln; so sicher es auch ist, daß eine echte Poetennatur in ihm steckt. Und ebenso gewiß eine feinsinnige, hochgesinnte Menschennatur.

Inhaltlich erzählt der Roman von den äußeren und inneren Kämpfen eines jungen Theologen, von seinen Herzens- und Seelennöten. Die Erzählung ist in der Ichform gehalten, der junge Gottesmann berichtet selbst, was ihm das Wichtigste unter seinen Erlebnissen und Erfahrungen bedünkt. Es bedarf wohl kaum eines feineren Gehörs, um aus dem Bericht eine gewisse Selbstgefälligkeit herauszuhören, die ja schließlich für eine begabte Natur in den Strebensjahren eine berechtigte Zugabe bedeutet. Nur erscheint sie zuweilen so scharf ausgeprägt, daß man sich der Vermutung nicht entschlagen kann, in dem Namen Heland stecke eine Anspielung auf Heiland. Das wäre allerdings ein bißchen zuviel der Eigenschätzung. Die Kümmernisse und Bedrängnisse, von denen der Erzähler zu vermelden hat, sind recht erträglicher Art. Und wenn er zum Schlusse darlegt, daß ihm das Beste, was er sich erworben, nicht umsonst geworden sei, daß er es sich etwas habe kosten lassen, so erscheinen diese Kosten doch im Verhältnis zu dem Arbeits- und Kampfespreis, den die meisten anderen Menschen dem Geschick zu entrichten haben, nicht sonderlich belastend. Mit gutem Fug nennt denn auch der Verfasser seinen Bericht in Summa die Geschichte eines Glücklichen. Dieser Bericht beginnt ungefähr mit dem Zeitpunkt, wo der Erzähler Lucas Heland sein erstes Amt antritt. Er findet in Graubünden ein reiches Feld für seine Pfarrthätigkeit, und es fehlt ihm nicht an beglückenden Erfahrungen. Trotzdem fühlt er im ganzen keine rechte Befriedigung, weil er sich nicht klar darüber ist, ob er mit seiner ausgeprägten Individualität, mit seinem starken Eigenwollen und selbständigen Denken in den Rahmen eines so festgefügten Organismus, wie ihn die Kirche vorstellt, hineinpaßt. Und dieser Zweifel wühlt am Ende derart in ihm, daß er eines Tages rasch entschlossen seinem Amte entsagt. Viel Bedenkliches hat der Entschluß für ihn nicht, da er äußerlich gut gestellt ist und Entbehrungen nicht zu befürchten hat. Im Gegenteil, die nächste Lebenszeit bedeutet für ihn ein fröhliches, genußreiches Wanderdasein, das seinen Geist nach allen Seiten hin bereichert. Erst als er in der Liebe eine Enttäuschung erlebt, als ihn ein junges, hochstrebendes Mädchen abweist, empfindet er plötzlich seine Ungebundenheit als eine Haltlosigkeit, sein Freisein als ein Leersein. Er merkt, daß der einmal erwählte Beruf doch mehr für ihn bedeutet, als er geglaubt, daß er nur in ihm den festen Lebenshalt, die wahren Glücksbedingungen finden kann. Und so kehrt er in die Heimat zurück, versöhnt sich mit der Kirche und empfängt zum Lohn ein zweites reicheres Liebesglück, als das, was er eingebüßt. Er sieht ein, daß die Kirche trotz aller Mängel, die ihr anhaften, schließlich doch eine Notwendigkeit bedeutet; „es gehört zum Reichtum des Lebens, neben der Natur, zu der sie einen Gegensatz bildet, auch sie lieb zu gewinnen". Und in Befriedigung klingt daher die Erzählung aus. Nicht als Vorbild stellt sich der Verfasser hin, sondern nur als Beispiel. Er will zeigen, wohin es kommen kann, „wenn man die Religion nicht los wird und doch gern ein ehrlicher Sohn der grünen Erde bliebe". Es läßt sich nicht gut behaupten, daß die Lebens- und Geistesentwickelung, die der Roman vorführt, in Hinsicht auf das Ziel für einen anderen, als für den Erzähler selbst, sonderlich überzeugend wirkte. Entscheidende Wendungen nach der einen oder anderen Seite bieten die Vorgänge nicht. Man hat von vornherein das Gefühl, daß der Erzähler nur im Kirchendienst das Heil finden kann, daß ihn nur eine flüchtige Irrung eine Zeit lang auf Nebenwege treibt, vielleicht nur ein jugendlicher Drang, vor dem Gebundensein noch einmal die Freuden der Ungebundenheit gründlich auszukosten. Im einzelnen jedoch birgt die Erzählung eine Fülle anregender Betrachtungen und Kulturausblicke, und als Ganzes — wenn ich so sagen darf — einen bedeutsamen Beitrag zur Zeitpsychologie.

Ein Erziehungsroman ist auch Felix Hollaenders „Thomas Truck", aber ein Erziehungsroman im höchsten Stile, geistig wie künstlerisch. Ich stehe nicht an, das Werk zu den bedeutendsten Litteraturschöpfungen der letzten Jahrzehnte zu rechnen, zu den Schöpfungen, die eine Epoche abschließen und eine neue heraufführen. Geistig wie künstlerisch zieht es gleichsam die Summe aus den Entwickelungen des vorigen Jahrhunderts; es spiegelt noch einmal all die Erscheinungen wieder, die im wesentlichen den Gang der jüngsten Entwicklung bestimmten, es konzentriert in sich die Ergebnisse der modernen Litteratur- und Geistesbewegungen und führt über diese Ergebnisse hinaus zu neuen Aus- und Fernsichten. Von Goethe zu Tolstoi leitet der Weg, den das Werk durchmißt, von der Skepsis zur Gläubigkeit, vom Naturalismus zum Idealismus. Künstlerisch imponiert an dem Roman in erster Reihe die fast homerische Objektivität, mit der Hollaender seinen Gestalten wie den Bewegungen der Zeit gegenübersteht. Eine Objektivität jedoch, die nichts Kühlis und Gemessenes hat, die, wo es darauf ankommt, eine leidenschaftliche Anteilnahme keineswegs ausschließt. Zum Teil identificiert sich offenbar der Dichter mit seinem Helden, andrerseits aber betrachtet er ihn wiederum mit der Ruhe eines secierenden Anatomen. Und diese Allseitigkeit zieht sich durch das ganze Werk. Es gibt da Zeitschilderungen, die ein fast photographisches Gepräge tragen, und es gibt da

Stimmungs- und Empfindungsoffenbarungen, die von Lyrik überfluten. Pathetisches und Satirisches, philosophische Betrachtungen und stürmische Erregungen in wechselnder Folge. Hie und da steigert sich das Erregte ins Überhitzte. In fast ständiger Seelenerregung lebt der Held, in einem geistigen Fieberzustand, der an Dostojewskis Raskolnikow gemahnt. Andere Gestalten dagegen erscheinen wie in Stein gemeißelt, so klar und bestimmt. Und was von der Charakteristik gilt, das gilt auch von der Sprache. Sie ist realistisch bis zur Derbheit, wo es sein muß, und an anderen Stellen von lyrischer Zartheit aber auch schwungvoll und hinreißend, wie ein prophetisches Lied.

Das erste Buch des Romans schildert die Kindheit des Helden. Seine früheste Entwickelung wird bestimmt durch das Wesen der Eltern, durch die Derbheit und Roheit des Vaters und durch die Herzenszartheit der Mutter. Diese Mutter ist eine der lieblichsten Gestalten der neueren Litteratur, es ruht über ihr wie ein Hauch Goetheschen Geistes. Schon als Knabe aber entwickelt Thomas Truck eine Selbständigkeit im Wollen und Fühlen, die sich trotzig aufbäumt gegen jede Vergewaltigung. Sie wird ihm zur Quelle aller seiner Freuden und Leiden. Mit der Kraft seines Eigenwillens setzt er es durch, daß er gleich nach dem Tode der Mutter das Haus des Vaters verläßt, um sein ferneres Leben durchaus den eigenen Sehnsuchten und Trieben gemäß zu gestalten. Aber auch so ist es eine harte Schule, durch die er geht. Nichts an Zweifeln und Verzweiflungen wird ihm erspart. Von der Mutter überkommen hat er die Weichheit des Empfindens, die seine Menschlichkeit. Es genügt dem Manne aber nicht, wie dem Weibe, dieses Empfinden nur dem engsten Kreise zu Gute kommen zu lassen, er zieht die ganze Welt hinein. Die socialen Nöte der Zeit, die „Leiden des Volks" fühlt Thomas Truck wie eine eigene Qual, und ohne seine Kraft und sein Können zu überschätzen, ringt er doch in seiner Weise und in seinen Grenzen dahin, zu lindern, zu heilen, zu retten, etwas von einem Heiland zu sein. Ehe er jedoch zu Thaten und Leistungen heranwächst, muß er durch schwere Versuchungen, Anfechtungen und Irrungen hindurch. Vor allem sind es zwei Frauen, die ihm zum Verhängnis werden. Zu der einen, einer echten und rechten Gesellschaftsdame, wie sie das Berliner Tiergartenviertel erzeugt, treibt ihn die Sinnlichkeit. Von langer Dauer ist die Liebschaft nicht. Mit der Unbedingtheit seines Wesens erträgt Thomas Truck die Halbheit dieses Verhältnisses nicht. Er fordert von der verführerischen Frau, daß sie sich von ihrem Gatten, dem Millionenmanne, trenne und allein ihm, dem Geliebten, angehöre. Statt aller Antwort gewährt ihm Frau Regine Berg einen Einblick in die Fülle ihrer Toiletten. Die sind ein Teil von ihr, ohne sie kann sie nicht leben. Thomas begreift, daß ein Weib dieser Art nicht mehr in ein anderes Erdreich umzupflanzen ist, er reißt sich los, aber tief verwundet, weil sein innerster Glaube getäuscht ist. Zu dem andern Weibe, das auf sein Geschick, sein Verhältnis zu den Menschen bestimmend einwirkt, treibt ihn das Mitleid. Eines Abends in einer Versammlung der Heilsarmee lernt er ein Mädchen kennen, ein armes Kind aus dem Volke, dem das Leben nach allen Seiten hin aufs ärgste mitgespielt hat. Sie erregt die Teilnahme des jungen Mannes derart, daß er sie schließlich heiratet, um sie aus ihrem materiellen und geistigen Elend zu erlösen. Aber statt daß er sie emporhebt, reißt sie ihn mit hinab; sie ist zu schwer mitgenommen, als daß ihr noch zu helfen wäre. Die Liebe bringt ihr keine Beglückung mehr, sondern nur noch der Branntwein. Ein letzter Kern des Göttlichen birgt sich aber auch noch in dieser verdumpften Seele. Als Katharina Dirckens in einem Augenblick der Klarheit erkennt, daß sie ihm, der ihr das höchste Opfer gebracht, zum Fluche geworden ist, daß er unter der Last, die sie ihm auferlegt, zu Grunde gehen muß, da gibt sie sich selbst den Tod, damit er seine Freiheit zurückgewinnt. Das sind aber nicht die einzigen Kämpfe, in denen Thomas Truck sich erproben und stählen muß. Auch geistig hat er alle Nöte der Zeit durchzumachen, ehe er sich zum Frieden einer festen Weltanschauung hindurchringt. Schon seine Kindheit, die in der Kleinstadt verfließt, wird von jenen Nöten berührt, in der Weltstadt packen sie ihn mit ihrer ganzen Wucht und Gewalt. Kaum daß er sich in Berlin festgesiedelt hat, gerät er in einen Kreis von Menschen, die mehr oder weniger mit der Gesellschaft zerfallen sind, den herrschenden Zuständen feindlich gegenüberstehen und alles Heil von einer gründlichen Umwälzung der Dinge erwarten. Menschen der verschiedensten Art, gläubige Schwärmer und Verzweifelte, opferfrohe Idealisten und brutale Egoisten, Träumer und Thatmenschen, kindlich Unreife und Überreife, — fast sämtlich aber stark ausgeprägte Individualitäten. In ihrer Gemeinschaft wird er in all die Strömungen gedrängt, von denen die Zeit durchflutet ist, durchkämpft er all die Gegensätze, an denen sie krankt und leidet. Mit ihnen vertieft er sich in Nietzsche und Tolstoi, in Anarchismus und Socialismus, mit ihnen sorgt und quält er sich, mit ihnen predigt und agitiert er, hält Volksversammlungen ab und gründet eine Zeitschrift, um die Botschaft eines neuen Heils in alle Welt hinauszutragen. Er kündet von einem Heil, ehe er es selbst in sich erprobt hat, er sucht auf andre zu wirken, ehe er für sich selbst festen Boden gefunden hat, er predigt den andern die Erlösung, ehe er selbst zum inneren Frieden, zu jener inneren Glückssicherheit gelangt ist, aus der allein ein wahrhaft großes Schaffen und Handeln erwächst. Aber seine Kämpfe, seine Leiden, seine Erfahrungen, die er an den andern erlebt, sind nicht nutzlos für ihn gewesen. Allmählich reift er heran zu einer Eigenpersönlichkeit, die sich loslöst von dem, was ihr verderblich ist, die zu scheiden weiß zwischen dem Notwendigen und Zufälligen, zwischen Echt und Unecht, mag das Unechte nun in den Menschen oder in den Verhältnissen sein. Thomas Truck findet den Frieden, als er erkennt, daß alles Leben wertlos ist ohne religiöse Verinnerlichung, daß der Mensch, ehe er andere







Die heilige Nacht. Gemälde von Walter Firle.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

erretten kann, sich erst selbst gerettet haben muß, daß eine Erneuerung der Zustände unmöglich ist, wenn nicht eine Selbsterneuerung vorangeht. Daß nur der mit dem Zeitlichen restlos fertig werden kann, der sich seiner Beziehungen zum Unendlichen und Ewigen klar bewußt ist. Thomas Truck findet den Frieden, als er in Christus das Vorbild entdeckt, dem nachzuleben und nachzuwirken einzig und allein das wahre Heil verbürgt. Nicht so freilich in dem Christus, den das Dogma verkündet, sondern in dem lebendigen Christus der Evangelien.

Es ist die Geschichte einer Jugend von der Knospe bis zur Blüte, die Geschichte eines modernen Menschen in seiner Entwickelung von innerer Gebundenheit zur Freiheit, zur Eigenpersönlichkeit, die der Roman vor Augen führt. Innerhalb dieser Geschichte aber wie in ihrer Umrahmung bietet sich ein Welt- und Zeitbild, wie es umfassender nicht oft geschaffen ist. Und es ist nicht nur die Oberfläche, die der Dichter enthüllt, er steigt hier und da bis in die tiefsten Schachte. Man gewinnt einen Einblick in die seelischen und geistigen Unterströmungen, die das Wesen der Zeit weit stärker bedingen, als all die Oberströmungen, mit denen Zeitungen und Parlamente fast ausschließlich sich beschäftigen. Eben darin liegt die kulturelle Bedeutung des Romans. Gleichwertig ist ihr die künstlerische und litterarische. Sie erhellt am klarsten aus der Fülle der Gestalten, die fast durchweg aufs lebendigste gezeichnet sind, auch da wo sie nur mit ein paar Linien umrissen sind. Es ist offenbar, daß sie zumeist oder auch insgesamt einer bestimmten Wirklichkeit nachgebildet sind, aber das Modell ist in jedem Falle dichterisch umgeschaffen, bereichert, vertieft und ins Typische erhöht. Hallaenber zeichnet Menschen wie Dinge mit äußerst scharfen und prägnanten Konturen. So liebt er es auch, möglichst starke Gegensätze zu schaffen, die hie und da fast zu absichtlich, zu deutlich wirken. Überhaupt ist eine Neigung für das Grelle unverkennbar, dem aber das Gegengewicht in ungemein feinen und zarten Stimmungen nicht fehlt. Durch das Ganze geht ein machtvoll dramatischer Zug; selbst die inneren seelischen Vorgänge haben etwas dramatisch Bewegtes und Erregtes.

Dieser Wucht gegenüber, mit der das Werk Hallaenbers sich gibt, mutet der letzte Roman, den **Ernst Muellenbach**, der allzufrüh Heimgegangene, hinterlassen hat, wie ein stilles, heimliches Idyll an. Ein Idyll, das von mancherlei Kämpfen und Leiden zu erzählen weiß, im großen Ganzen aber wie von hellem Licht durchglüht ist und in seiner Schlichtheit berückend wirkt. Schlicht ist der Inhalt, schlicht die Sprache der Erzählung, und auch der Titel lautet schlicht und einfach „**Maria**". Erschienen ist das Buch im Verlage von Emil Felber, Berlin. An äußeren Vorgängen, mithin an Spannung bietet der Roman nicht allzuviel; sein Reiz beruht fast einzig auf dem innerlichen Geschehen, auf den Stimmungen und den Schilderungen kleinstädtischen Getriebes. Wie Wilhelm Raabe, an dessen Ton seine Erzählungsweise vielfach gemahnt, liebt auch Muellenbach die kleinen Nester, die heimlichen Winkel und die stillen Menschen. Ein Winkel ist es denn auch, in dem die beiden Schwestern Maria und Ottilie erwachsen und erblühen. Ottilie, die Blonde, ist schon früh der verwöhnte und verhätschelte Liebling aller, die sie kennen lernen. Unter ihrer sanften Art, die sich niemals widerborstig, überall nachgiebig zeigt, birgt sich eine kluge Diplomatin, die die Welt von früh auf sicher zu nehmen weiß und mit Konsequenz darauf bedacht ist, ihren Weg in der Welt zu machen. Das gelingt ihr denn auch. Sie bringt es zu einer Heirat, der kein Biedermann das Prädikat glänzend versagen wird, und was solch eine Heirat an äußerem Wohlbehagen mit sich führt, das wird der jungen Dame zuteil. Daß ihr Glück ein mäßiges ist, weil es die Seele leer und unbefriedigt läßt, das empfindet sie kaum. Nach dem Innerlichen hat sie nie gefragt. Schwerer und schmerzlicher hat die braune Maria sich durchzuringen. Verschlossen und zurückhaltend, spielt sie in der Kindheit die Rolle eines Aschenbrödels. Aber gerade in der Einsamkeit vertieft sich ihr Wünschen und Sehnen und festigt sich ihre Persönlichkeit. Sie findet nur ein paar Menschen, die sie verstehen und würdigen, diesen Wenigen aber bedeutet sie etwas Großes. Als sie erwächst, blüht ihr ein kurzes Liebesglück, das jedoch ihr ganzes Herz ausfüllt und ihr ganzes Sein beseligt. Früh wird ihr der Geliebte entrissen, doch von dem Glück bleibt ein Nachklang in ihr, daß sie für sich kein andres weiter bedarf und den Rest ihres Lebens der Barmherzigkeit ohne Vergrämung zu widmen vermag.

So arm die Geschichte an Handlung ist, so reich ist sie an feiner Menschlichkeit und an dichterischen Reizen. Ein Werk ganz reif in Sprache, Stil und Gestaltung. Etwas von der ruhigen Klarheit eines Herbsttages liegt über ihm. Kein bedeutendes Werk, aber in jedem Sinne erfreulich, in jedem Zuge sympathisch. Mit leiser Wehmut erfüllt es, daß der Dichter dieses Idylls gerade in dem Augenblick, wo sein Können sich zur Reife entfaltet hatte, der Welt und allem Schaffen Valet sagen mußte. Und mit Wehmut denke ich daran, daß er nicht mehr in seiner feinen Weise nachprüft, was ich über ihn zu sagen habe. Mehr als einmal hat er in langen Briefen mir bekundet, wie aufmerksam er alles las, was über ihn geschrieben wurde, wie ihn jede Anerkennung beglückte, wie sorgsam er jede Ausstellung überdachte, wie es ihm zu Herzen ging, wenn der Kritiker mit Entschiedenheit gerade auf das hinwies, was auch ihn das Wesentliche in seiner Kunst bedünkte. Nie ist es mir klarer geworden, als in dieser Stunde, daß es doch noch etwas anderes bedeutet für den Kritiker, wenn er hoffen darf, mit seinem Urteil auf den Dichter selbst, auf den Lebenden zu wirken, als wenn er einzig und allein für das Publikum schreibt, aus dessen weiten Kreisen so selten ein Widerhall kommt. Eine Kritik habe ich denn auch diesmal nicht geben, nur einen Gruß nachsenden wollen dem Liebenswerten, der kaum je eine Zeile geschrieben, die nicht, aus Liebe geboren, Liebe weckte.

Illustrierte Rundschau.

Prof. Friedrich Preller †. — Das Anzengruber- und das Strauss-Denkmal in Wien. Das Wappen Adolf v. Menzels. — Künstlerischer Wandschmuck. — Frau Betty Hennings. — Von der Ausstellung schwedischer Handarbeiten. — Das Denkmal für Prinz Albrecht v. Preussen. — Flügel von Professor Peter Behrens. — Ein neues Bild von Käthchen Schönkopf. — Seidenstoffe von Deuss & Oetker in Krefeld nach Entwürfen von van de Velde, Mohrbutter und Otto Eckmann.



Prof. Friedrich Preller †.

In der Stille seines Landsitzes zu Blasewitz bei Dresden verschied am 21. Oktober d. J. der treffliche Landschaftsmaler Friedrich Preller. Er war, am 1. September 1838 in Weimar geboren, der Sohn des großen Schöpfers der Odyssee-Landschaften, dessen Ruhm einst die Welt erfüllte, und sein künstlerisches Schaffen schloß sich an das des Vaters, der auch sein Lehrer gewesen war, an; aber er suchte doch eine unmittelbarere Anlehnung an die Natur, als jener, und schätzte



Das Wappen A. v. Menzels.

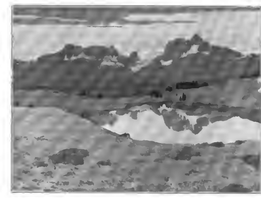


Das Anzengruber-Denkmal in Wien.



Das Johann Strauß-Denkmal in Wien.

wohl auch den Wert der Farbe höher ein. Seine großzügigen Landschaften, zu denen er in Italien, später in Griechenland und Kleinasien, in den letzten Jahren jedoch auch in der deutschen Heimat, zumal im Rhöngebirge, umfangreiche Studien machte, haben trotz allen Wechsels der Geschmacksrichtungen stets ihre Verehrer und Bewunderer behalten. Wir nennen aus früherer Zeit das „Hannibalsfeld", das „Forum Romanum"; dann die Wandbilder in der Villa Eichel in Eisenach, die Medaillonbilder Olympia, Pergamon, Ägina, Akropolis im Dresdener Albertinum; auch an der künstlerischen Ausschmückung der Albrechtsburg zu Meißen war Preller hervorragend beteiligt, und vor einigen Jahren malte er für die Haupthalle der neuen Universität zu Leipzig ein großes Landschaftsgemälde mit Prometheusstaffage. Die Zahl der Künstler, die sich der Stillandschaft widmen, wird immer kleiner; bedeutend unter ihnen ist eigentlich jetzt nur noch Meister Kanoldt in Karlsruhe. Ob nicht die Zeit doch noch einmal wiederkehrt, in der sie zu neuer Anerkennung gelangen? Mancherlei Anzeichen, so scheint es bisweilen, deuten darauf hin. —



Alpenlandschaft. Von Franz Hoch.



Pflügender Bauer. Von W. Georgi.

Wien, die denkmalreiche Stadt, ist durch zwei neue schöne Denkmäler bereichert worden, die treue Pietät errichtete. Das eine ist dem Gedächtnis des unvergeßlichen Anzengruber gewidmet, dem Dichter des „Pfarrers von Kirchfeld" und des „Meineidsbauers." Das Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Scherpe; sehr sinnig ist die Idee, die Verehrung, die dem Dichter gilt, durch die Gestalt eines trauernden Bauernmädchens zu verkörpern, das zu dem Bildnis des Toten einen Strauß Feldblumen emporreicht. — Das zweite Denkmal, eine Schöpfung des Bildhauers Johannes Benk und errichtet von der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, ziert die letzte Ruhestätte des Walzerkönigs Johann Strauß auf dem Centralfriedhof; es ist übrigens recht bezeichnend für



Altes Schloß. Von P. von Ravenstein.
(Nach Künstler-Steindrucken aus dem Verlag von B. G. Teubner u. R. Voigtländer-Leipzig.



Frau Betty Hennings, „die erste Nora".

die Wertschätzung, die man diesem erwies, daß man seinem Grabe den Platz zwischen dem von Franz Schubert und Johannes Brahms gab. —

Exzellenz Adolph v. Menzel hat nunmehr auch sein Wappen vom Heraldsamt erhalten, und zwar soll der Kaiser dessen Grundzüge selbst angegeben haben; gezeichnet wurde es vom Hofmaler H. Nahde. Es ist recht eigentlich das Wappen des Malers der Zeit des Großen Friedrich: im Schilde das Schloß und die Terrassen von Sanssouci, darüber der preußische Königsaar, der der Sonne zufliegt, über deren Strahlen das Spruchband mit der Inschrift sich breitet: non soli cedit. Im purpurnen Schildeshaupt liegen Schwert und Szepter, mit der Königskrone im Kreuzungspunkt. Aus der Adelskrone über dem Turnierhelm wächst ein fridericianischer Grenadier heraus, die historische Blechmütze auf dem Haupte, das Gewehr im Arm. —

Im Verlage von B. G. Teubner und R. Voigtländer in Leipzig erscheint eine Reihe von Blättern für künstlerischen Wandschmuck, denen man ein besonderes Interesse entgegenbringen muß. Es sind Blätter im Format 100 : 70 und 75 : 55, die in ausgezeichneten farbigen Steindrucken Werke erster Künstler wiedergeben — wohlverstanden: Zeichnungen dieser Künstler, von ihnen selbst auf den Stein gezeichnet — und die zu dem außergewöhnlich billigen Preise von drei bis sechs Mark käuflich sind. Für Haus und Schule wird hier ein



Wandbehang in Hautelisse-Wirkerei.



Wandbekleidung in Stielstich.
Von der Ausstellung schwedischer Handarbeiten im Lichthof des Berliner Kunstgewerbe-Museums.



Decken in Leinenwirkerei.

„Lehrenden Christus" (W. Steinhausen); weiter „Das Königliche Schloß in Berlin" (Franz Skarbina), „Einsegnung von Freiwilligen 1813" (Arthur Kampf) u. s. w. —

Berlin sah im Oktober die erste Nora-Darstellerin; nicht so die erste in dem Sinne, daß sie auch die beste sei, aber diejenige, welche die Nora seinerzeit „creiert" hat: Frau Betty Hennings. Die vielgefeierte Kopenhagnerin, ohne allen Zweifel eine außergewöhnlich begabte, sehr interessante, temperamentvolle Schauspielerin, wurde mit großen Erwartungen aufgenommen; ihre Nora enttäuschte aber doch ein wenig, gleichviel, ob man ihr Frau Duse oder Frau Sorma vergleichsweise gegenüberstellte. Man konnte doch auch nicht ganz darüber hinwegkommen, daß fast ein Vierteljahrhundert zwischen dem Tage lag, an dem sie zum ersten Male die Nora auf die Bretter brachte, und

farbenfroher Wandschmuck geboten, der besonders darauf hin wirksam sein soll, in der Jugend das Gefühl für das Schöne zu erwecken. Es liegt uns über das Unternehmen ein ausführlicher Prospekt vor, den die genannten Verlagshandlungen gewiß allen Interessenten gern zugänglich machen werden. Dafür, daß Treffliches — echte Volks- und Heimatskunst — geboten wird, bürgen auch schon die Namen der Künstler, die sich in den Dienst des Unternehmens gestellt haben: Friedrich Kallmorgen, Hans v. Volkmann, Franz Hoch, Ludwig Dettmann, W. Georgi, Arthur Kampf, Walther Leistikow, Franz Skarbina, W. Steinhausen, Hans Thoma, Ludwig v. Hofmann, B. von Ravenstein u. a. Uns interessiert dabei noch besonders, daß der so lange und wider Gebühr vernachlässigte Steindruck hier wieder zu Ehren kommt; vielleicht gelingt es — ein Ziel, aufs innigste zu wünschen — dem durchaus minderwertigen, unkünstlerischen Öldruck durch diese Lithographien einigermaßen das Wasser abzugraben. Von dem Charakter der Blätter selbst mögen unsere drei Abbildungen eine Vorstellung geben; man hat mit Recht einfache Motive gewählt, wobei aber für Abwechselung ein breiter Raum gelassen ist: wir finden unter den bereits vorliegenden bezw. als in Vorbereitung angezeigten Blättern neben Landschaften auch einen „Christus und Petrus" (Hans Thoma), einen



Wandteppich in Hautelisse-Wirkerei.
Von der Ausstellung schwedischer Handarbeiten im Lichthof des Berliner Kunstgewerbe-Museums.
(Nach Aufnahmen von G. Buße in Berlin.)



Denkmal des Prinzen Albrecht von Preußen in Charlottenburg.



heute; die Welt ist nun einmal bisweilen recht ungalant. — Vollendet in den ersten Akten, zumal in den Kinderscenen, schien ihre Kraft die tieferen Momente doch nicht ganz ausschöpfen zu können. — Im Lichthof des Berliner Kunstgewerbe-Museums fand kürzlich eine ungemein fesselnde Ausstellung schwedischer Textilarbeiten statt — Arbeiten, die ausschließlich aus dem Verein der Freunde der Handarbeit (Handarbets Vänner) hervorgegangen sind, der auch auf der letzten Pariser Weltausstellung die höchste Anerkennung fand. Der Verein verfolgt einen doppelten Zweck: er will einmal die Reste der nationalen Techniken der Wirkerei und Stickerei, die sich in Schweden noch erhalten haben, wieder beleben und künstlerisch durchdringen; er will weiter aber auch der schablonenmäßigen Fabrikarbeit entgegenwirken. In seiner 27jährigen Wirksamkeit hat er ein Netz von Schulen über das ganze Land gesponnen und in erfolgreichster Weise den Hausfleiß gefördert. Man hat dabei den nationalen Charakter der Arbeiten streng gewahrt, aber diese zugleich durch Schöpfung immer neuer Muster und Vorlagen vor der Erstarrung, vor Einseitigkeit bewahrt. Es sind einmal fast gobelinartige Wirkereien, die uns vor-



Im Gefecht bei Frénois. Sockelrelief am Prinz Albrecht-Denkmal.

geführt werden, dann köstliche Leinwebereien mit eingelegten Wollen- und Seidenfäden, endlich Stickereien in den verschiedensten Abwandlungen. Die erfolgreiche Thätigkeit des schwedischen Vereins könnte für Deutschland vorbildlich sein; auch bei uns fehlt es nicht an Resten alter Techniken der Handarbeiten, die dem Aussterben nahe und doch wert sind, konserviert und zu neuem Leben erweckt zu werden. Man hat in dieser Richtung wohl hier und dort mancherlei versucht, aber leider meist ohne den

Nach dem Gefecht bei Orgères, 2. Dez. 1870. Sockelrelief am Prinz Albrecht-Denkmal. (Nach Aufnahmen von H. Rudolph, Berlin.)



Flügel von Schiedmayer in Stuttgart.
Entworfen von Professor Peter Behrens in Darmstadt.

künstlerischen Impuls, der notwendig wäre, soll wirklich Erfreuliches geleistet werden. —

Vor dem Königlichen Schloß in Charlottenburg wurde von seinen Verehrern und Mitkämpfern dem Prinzen Albrecht von Preußen, dem ritterlichen Reiterführer, ein Denkmal errichtet, dessen Hülle am 14. Oktober fiel. Das Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Brömel und des Professars Freyberg; am besten gelungen erscheinen mir die schönen Reliefs am Sockel, von denen das eine eine Scene aus dem Gefecht bei Frénois, das zweite eine Scene nach dem Kampfe bei Orgères darstellt — Ereignisse, an denen der Prinz hervarragenden Anteil hatte. —

Als einen kleinen Nachklang von der diesjährigen Ausstellung der Künstlerkolonie Darmstadt bringen wir eine Abbildung des prächtigen Flügels, den die bekannte Pianofortefabrik Schiedmayer, die immer auf die künstlerische Ausstattung ihrer Erzeugnisse besonderen Wert legte, nach Entwürfen von Professor Peter Behrens für dessen Haus anfertigte. Das Material des Gehäuses ist graues Ahornholz von an sich köstlicher Färbung. Der Flüget ruht auf schwarzen Füßen und trägt auf dem Deckel, wie auf den Seiten und Leisten ringsum laufend, ein strenges Dekar aus Intarsien in Naturhölzern. Auf dem großen geschweiften Hauptdeckel steigert sich dieses Dekor zu einem Sonnenflügelmative van außerordentlicher Schönheit. Überall ist die Farbenskala der wundervollen Naturhölzer auf braun, grau und gelb gestimmt, mit überaus reizvoller Einstreuung kleiner Perlmutterplatten.

Van **Käthchen Schönkopf**, dem lieblichen Wirtstöchterlein, das Goethe in Leipzig verehrte und dem er damit zur Unsterblichkeit verhalf, ist — wer hätte es geglaubt? — ein neues Bildnis entdeckt warden. Freilich kein Bild des jungen Mädchens, das Goethe liebte und dessen Züge nach dem bekannten Miniaturporträt wohl in alle illustrierten Litteraturgeschichten übergingen, sondern ein Bild der Frau Dr. Kanne, gebarenen Schönkopf. Interessant ist das Bildnis aber auch dadurch, daß es van der Staffelei eines der ersten Parträtisten des XVIII. Jahrhunderts, des sächsischen Hofmalers Antan Graff stammt. Das Museum in Leipzig hat sich den Schatz, der bisher unbeachtet in Privatbesitz gewesen war, nicht entgehen lassen. —

Einen höchst verdienstvollen Versuch hat die Krefelder Seidenfirma Deuß & Oetker unternammen, indem sie sich Muster für Gewebe van einigen unserer ersten Künstler entwerfen ließ: von Otto Eckmann, A. Mohrbutter, A. Erdelt und van de Velde. Und nicht minder verdienstvall ist es von den Zeichnern, daß sie sich den Bedürfnissen der Technik so trefflich angepaßt haben, daß sie nicht phantastische Muster schufen, sondern salche, die sich technisch gut ausführen ließen, und die den maßgebendsten Persönlichkeiten gut gefallen werden — unseren sehr verehrten Damen nämtich; die herrlichen Stoffe werden für die Gesellschaftskleider der Saison sicher eine Rolle spielen. —



Neues Bild von Käthchen Schönkopf.
Jetzt im Museum zu Leipzig.



Entworfen von van de Velde.

Entworfen von Mohrbutter.

Entworfen von Otto Eckmann.

Seidenstoffe der Firma Deuß & Oetker in Düsseldorf.

Der bildliche Schmuck des vorliegenden Heftes nimmt nicht zum kleinsten Teil auf das bevorstehende Weihnachtsfest Bezug. So gibt es zunächst zwei echte Weihnachtsbilder: das „Weihnachtslied“ von Juliaan de Vriedt, dem Brüsseler Meister (zwischen S. 368 und S. 369) und „Heilige Nacht“ von Walter Firle (zwischen S. 472 und S. 473) — beides Gemälde von großer Tiefe der Auffassung und warmherziger Innigkeit. Zwischen S. 376 und S. 377 schalteten wir die Wiedergabe einer originellen plastischen Gruppe von Ch. Samuel in Brüssel ein, eines Denkmals, das dem Dichter de Coster gewidmet ist, dem Verfasser der in Belgien hochgefeierten Dichtung Eulenspiegel und Nele; einer Legende, in der Eulenspiegel als der Geist, seine Nele — „Goethes Klärchen nahverwandt,“ sagt ein Kritiker — gleichsam das Herz Flanderns versinnbildlicht. Wir bringen weiter von W. Kuhnert ein Tierstück (zwischen S. 416 und S. 417), einen stimmungsvollen Landschaftsausschnitt des Berliner Landschaftsradierers H. Hirzel (zwischen S. 432 und S. 433), die Reproduktion des fesselnden Porträts einer Römerin von P. Triebsch (zwischen S. 392 und S. 393); ferner ein Gemälde von Mc Ewen, „Die Schwestern“ (zwischen S. 454 und S. 465). Zu dem interessanten Artikel „Das Schönheitsideal der Renaissance“ gehört endlich das Gemälde Luinis, das zwischen S. 448 und S. 449 eingefügt ist, eines der Meisterwerke aus der Blütezeit der italienischen Kunst. Unser farbiges Titelbild gibt eine Studie von Marie Roberth wieder, einen Kinderkopf — den Kindern gehört ja das Weihnachtsfest! v. Sp.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Holländerin. Nach der Ölstudie von Hans von Bartels.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVI. Jahrgang 1901/1902. Heft 5, Januar 1902.

In Treuen.

Von

Th. H. Pantenius.

(Aus den hinterlassenen Papieren des Superintendenten Holtmar.)

Mein Schwesterherz!

Ich weiß sehr wohl, wie sehr es Dich schmerzt, daß ich ledig geblieben bin und daß unser alter Name, den vor uns so viele vortreffliche Männer und Frauen getragen haben, mit meinem Tode erlöschen wird. Du ahnst auch, daß nur ein großes Erlebnis einen so lebhaften und so anschlußbedürftigen Mann wie mich zu einem einsamen Menschen gemacht haben kann, und Du empfindest es mit Recht als einen unverdienten Vertrauensbruch, daß ich Dir nie von diesem Erlebnis erzählt habe. Bist Du mir doch, obgleich uns nicht dieselbe Mutter gebar und obgleich Du ein Vierteljahrhundert jünger bist als ich, Schwester, Tochter, Freundin und Gehilfin gewesen. Wir haben alles miteinander geteilt, nur dieses eine nicht. Verzeih mir, aber ich konnte nicht davon reden, und ich kann es auch jetzt nicht. Wenigstens nicht, so lange ich lebe. Sollte ich aber vor Dir abgerufen werden, was ja aller menschlichen Voraussicht nach der Fall sein wird, dann magst Du erfahren, daß auch ich einst höchstes Menschenglück und tiefstes Menschenleid erfahren habe und erst dadurch zu dem Manne wurde, den Du kennst und liebst und an dessen bescheidenem Wirken Du so hingebend teilnimmst.

Zu dieser Mitteilung aber wurde mir heute ein Anstoß gegeben, den ich als einen Wink von Gott betrachten möchte. Ich war nach dem Abendessen ans Meer gegangen, um die Sonne in ihm untergehen zu sehen. Der Strand war einsam, und der Himmel, bis auf eine Wolke im Westen, ganz klar. Diese eine Wolke aber hatte die Gestalt einer erhabenen Frau, die, in rosiges Licht gehüllt, dahinschritt und ihre Arme segnend ausbreitete über das Meer und das Land. Ich stand, wie gebannt, und die Vergangenheit erfüllte mich ganz und gar. Ich neigte mein Haupt und empfing wieder den Segen, den jene Frau mir einst so oft spendete, und es war mir, als ob mich neue Kraft erfüllte, mein Ich ganz fortzuwerfen und nur zu leben für die Armen und die Beladenen, die Kranken und die Hilflosen. Und ich ging heim, gehobenen Hauptes und mit elastischen Schritten. Als ich in unser Haus trat, warst Du schon von den Freunden zurückgekehrt. Und Du, die Du meine Seele kennst wie Deine eigene, Du fühltest, daß ich wieder etwas erlebt hatte, daran Du nicht teil hattest, und Du littest darunter. Da faßte ich den Entschluß, zu Dir zu sprechen und Dir von jener Frau zu erzählen, so gut ich es vermag.

Du weißt, wie sehr ich Deine Mutter verehrt und geliebt habe. Es gehört zu den höchsten Gütern meines Lebens, daß die Sterbende mir sagte, ich sei ihr ein so guter Sohn gewesen wie nur irgend ein leibliches Kind ihr einer hätte sein können. Aber als mein Vater sie heimführte als seine zweite Frau, da liebte ich sie nicht nur noch nicht, sondern es wurde mir sogar schwer, sie nicht zu hassen. Heute kann ich es verstehen, daß mein Vater,. gerade weil er zwei Jahrzehnte hindurch mit meiner Mutter in glücklichster Ehe gelebt hatte, die Einsamkeit des Witwers auf die Dauer nicht ertrug. Damals aber erschien mir sein Entschluß, wieder zu heiraten, als ein unerträglicher Bruch der Treue an dem Menschen, den wir beide über alles geliebt hatten. Es war ja erst fünf kurze Jahre her, seit wir die Herrliche begraben, und nie hätte ich geglaubt, daß mein Vater, dieser charakterfeste Mann, je daran denken könnte, den Platz, den einst meine Mutter einnahm, einer anderen einzuräumen.

Mein Vater sprach, als er mir seinen Entschluß mitteilte, sehr lieb und verständig mit mir, und ich liebte und achtete ihn viel zu sehr, um ihn durch offenen Widerspruch zu kränken, aber es war mir unmöglich, ein Zeuge seines neuen Glückes zu sein. Er verstand das und hoffte wohl auch, daß die Zeit meine Wunden heilen würde. So ging ich denn noch vor der Hochzeit auf ein Jahr nach Deutschland, um dort noch weiter zu studieren. Als ich zurückkehrte, warst Du eben geboren, und in dem alten lieben Hause schaltete nun Deine Mutter wie einst die meinige und machte unseren Vater glücklich wie einst die meinige. Ich war jung und feurigen Geblütes, ich konnte nicht Zeuge dieses Glückes bleiben. Man bot mir die zweite Pfarrstelle an St. Peter an, die damals eben vakant war, aber ich schlug sie aus und sah mich nach einer Stellung auf dem Lande um.

Der Zufall fügte es, daß Onkel Franz in Libau von meinen Wünschen erfuhr. Er schrieb mir, daß auf einem Gute in der Grobinschen Hauptmannschaft der alte Pastor sich zur Ruhe setze und die Patronin sich nach einem neuen Pastor umsehe. Das Amt sei ein in jeder Beziehung erstrebenswertes. Die fragliche Gemeinde sei wohlhabend und verhältnismäßig gebildet, die Gutsbesitzer des Kirchspiels wären liebenswürdig und umgänglich, und das Pastorat sei groß und einträglich. Ich würde es in erster Reihe mit der Patronin, einer in jeder Beziehung ausgezeichneten Frau, zu thun haben. Diese Dame, deren Geschäftsfreund er sei, wäre etwa fünfunddreißig Jahre alt und, obgleich sie seit vielen Jahren von allen Seiten umworben würde, noch ledig. Sie sei ebenso klug und gut wie schön und bewirtschafte ihre weitläufigen Besitzungen ganz allein und ausgezeichnet. Er sei nach Panten gefahren, habe Fräulein Schwarzhof von mir erzählt und habe sie gefragt, ob es ihr wohl genehm wäre, wenn ich mich um das Amt bewürbe. Die Dame habe sich bereit erklärt, meine Bekanntschaft zu machen und ihn gebeten, mich ihr zuzuführen.

Du kannst Dir denken, daß mir diese Aussicht schon deshalb sehr verlockend erscheinen mußte, weil ich durch ihre Verwirklichung sehr weit vom Elternhause entfernt wurde. Es schien ja aber, als ob mir auch sonst in Panten alles geboten sein würde, was ich verständigerweise irgend von der Zukunft erwarten konnte. So schrieb ich denn Onkel, daß ich seine gütige Vermittelung mit Dank annähme und begab mich mit dem nächsten fälligen Schiff nach Libau.

Onkel Franz, der dort als Bankier der Kaufleute und des umwohnenden Landadels eine sehr angesehene Stellung einnahm, hieß mich herzlich willkommen und war bemüht, mich über die Verhältnisse in Panten möglichst zu unterrichten. Ich erfuhr von ihm, daß Panten eine der schönsten Herrschaften der Hauptmannschaft sei und seit Jahrhunderten den Schwarzhof gehöre. Dieses Geschlecht, das in den letzten Generationen immer nur auf zwei Augen geruht habe, sei mit dem Vater der jetzigen Besitzerin im Mannesstamm erloschen. Der letzte Schwarzhof sei in jeder Beziehung ein vortrefflicher Mensch gewesen und dasselbe gelte auch von seiner Gemahlin. Das Ehepaar habe außer der Tochter noch einen um einige Jahre jüngeren Sohn gehabt, einen vielversprechenden Knaben, der aber schon im vierzehnten Lebensjahr einer akuten Krankheit erlegen sei. Als auch die beiden Schwarzhof bald nacheinander starben, wäre Fräulein Christine Schwarzhof erst zweiundzwanzig Jahre alt gewesen, sie habe aber trotzdem die Bewirt-

schaftung der Güter ganz selbständig in die Hand genommen und in der musterhaftesten Weise geführt. „Du wirst," sagte mein Onkel, „in Fräulein Schwarzhof jedenfalls den weitaus merkwürdigsten Menschen kennen lernen, mit dem dich das Leben bisher zusammengeführt hat und wohl auch jemals wieder zusammenführen wird. Mir wenigstens ist in meinem nun doch schon recht langen Dasein nie ein Mann begegnet, der so durchaus vernünftig und ohne jeden Fehler ist wie diese Frau, für die alle Versuchungen, die aus menschlichen Neigungen und Begierden entspringen, gar nicht vorhanden zu sein scheinen. Dabei ist sie in ihrem Auftreten durchaus frauenhaft und nichts an ihr erscheint unweiblich, als daß sie nicht das geringste Verlangen hat, eine Frau und eine Mutter zu werden. Ich kenne sie sozusagen von der Wiege an, aber ich habe sie nie etwas sagen hören oder thun sehn, von dem ich gewünscht hätte, daß sie es nicht gesagt oder gethan haben würde."

Da unser Onkel zwar ein gütiger und milder, aber doch auch ein sehr nüchterner Mann war, so mußten seine Ausführungen mich in hohem Grade auf die Bekanntschaft mit Fräulein Schwarzhof gespannt machen.

Am nächsten Morgen fuhren wir nach Banten. Es war ein wunderschöner Tag, einer der letzten des Juni. Kein Wölkchen stand am Himmel, ein frischer Wind ließ die weiten Kornbreiten, an denen wir vorüberkamen, lange Wogen schlagen und der große Wald, durch den wir später fuhren, atmete den köstlichsten Nadelduft aus. Als wir ihn hinter uns hatten, stieg das Land langsam aber beständig an. Es war hier wieder von üppigen Feldern bedeckt, die zunächst zu mehreren Vorwerken, dann aber zu dem Hauptgut gehörten. Die Landstraße überschritt nun ein breites Wiesenthal und führte dann nach Banten hinauf. Sie lief zwischen dem Herrenhause und einem großen Park hin, erreichte dann die Höhe und zog sich auf dieser weiter ins Land hinein. Links vom Park, nur ein paar hundert Schritt von ihm entfernt, lagen die Kirche und der Kirchenkrug, noch weiter nach links, mit einem eigenen kleinen Park, lag das Pastorat.

Das Herrenhaus, ein alter Bau, war sehr groß, hatte aber kein Stockwerk, sondern nur an den Giebelseiten noch je ein paar eine Treppe hoch liegende Zimmer. Vor ihm breitete sich ein großer Platz aus, der über und über mit Rosen bepflanzt war, die jetzt alle blühten. Ich habe nie wieder eine ähnliche Rosenpracht gesehen.

Als wir diesen Platz umfahren hatten und vor der Freitreppe hielten, empfingen uns mehrere Diener in eleganter Livree und führten uns auf unsere Zimmer, die mit ebenso gediegener Pracht ausgestattet waren wie das ganze Haus.

Nachdem wir uns umgekleidet hatten, wurden wir von Fräulein Schwarzhof empfangen. Als wir eintraten, erhob sich die Dame aus einem Sessel und trat uns entgegen. So wie sie mögen die großen Königinnen sich gehalten haben, von denen uns die Weltgeschichte berichtet. Sie war größer als ich, breitschulterig und doch schlank. Ihr braunes Haar verhüllte nach der Mode der Zeit fast ganz die Ohren und unter einer nicht hohen, aber breiten Stirn blickten Herrenaugen, die dunkelgrau waren, aber schwarz erschienen. Eine kurze, gerade Nase, ein kleiner, aber festgeschlossener Mund zeugten von großer Energie. Die ganze Persönlichkeit rief wohl bei jedem, der sich ihr nahte, ein Gefühl von Ehrfurcht hervor. Mir aber war zu Mut, wie noch nie zuvor. Es war mir, als ob mein Leben jetzt erst einen Inhalt gewonnen hätte, als ob mir nun die Aufgabe zuteil geworden wäre, mein bestes Können in den Dienst dieser Frau zu stellen.

Die Dame war sehr liebenswürdig gegen Onkel und mich, aber ich wurde das Gefühl einer mir sonst ganz fremden Befangenheit nicht los. Ich mußte ihr trotzdem gefallen haben, denn sie forderte mich nach der Mahlzeit auf, am nächsten Sonntag eine Probepredigt zu halten. Sie motivierte das damit, daß doch auch der Gemeinde Gelegenheit geboten werden müsse, mich kennen zu lernen. Sie wolle, sagte sie, auch noch die Gutsbesitzer, die außer ihr meine Beichtkinder werden würden, auffordern, dem Gottesdienst beizuwohnen. Sie sprach hierüber wie über alles andere, was im Lauf des Gesprächs berührt wurde, ganz schlicht und einfach, aber aus jedem Wort ließ sich auf einen bedeutenden, vorzüglich gebildeten Geist schließen. Sie wußte in der Politik und der Litteratur ebenso gut

Bescheid wie in der Theologie und leitete das Gespräch ganz nach ihrem Willen.

Als wir nach Hause fuhren, sang Onkel Franz wieder das Lob des Fräuleins aus allen Tonarten. Ich aber sann darüber nach, wie sich wohl ein so bedeutender und ausgeglichener Geist in der Stille eines kurländischen Landgutes hatte entwickeln können. War es möglich, daß man so stark und doch so milde wurde wie Fräulein Schwarzhof, ohne besondere Erlebnisse, ohne Kämpfe, ohne vorher die Leidenschaften des natürlichen Menschen besiegt zu haben? Und wenn das nicht möglich war, wie ich annehmen mußte, welcher Art waren dann diese Kämpfe gewesen, und wie war es möglich, daß niemand von ihnen wußte? Ich sah immer wieder die großen dunklen Augen der Dame vor mir und den festgeschlossenen kleinen Mund mit den dünnen Lippen. Die Augen blickten so klug und scharf, und ich glaubte doch in ihnen den Ausdruck einer verhaltenen schweren Trauer zu finden und ich fragte mich immer wieder, welche Erfahrungen wohl diese Lippen, die doch gewiß einst lebenslustig geöffnet gewesen waren, so fest geschlossen hatten. Ich versuchte vergeblich mich davon zu überzeugen, daß meine zur Romantik neigende Seele in diese Frau Dinge hineintrug, von denen sie vielleicht weltenweit entfernt war, ich empfand ein tiefes Mitleid für Fräulein Schwarzhof, obgleich ich mir sagen mußte, daß sie, allverehrt, gesund, tüchtig und reich wie sie war, nicht den mindesten Anhalt für eine solche Empfindung bot.

Am nächsten Sonntag hielt ich meine Probepredigt.

Das Fräulein saß auf der mit dem Familienwappen geschmückten Empore und hörte mir mit großer Aufmerksamkeit zu. Anfangs verwirrte mich das, nachher aber erhob es mich, und ich sprach, wie zu sprechen ich gewünscht hatte.

Nachdem ich in das Herrenhaus zurückgekehrt war, lernte ich außer einigen Gutsnachbarn auch die obersten Beamten von Vanten kennen. Der Oberverwalter, ein Baron, machte einen etwas bäuerischen Eindruck, erwies sich aber nachher als ein wohlmeinender Mann und tüchtiger Landwirt. Er hatte merkwürdigerweise den Vornamen Cäsar und wohnte mit einer zahlreichen Familie auf einem der Vorwerke. Der Oberförster war ein preußischer Edelmann, ein jovialer alter Herr, der, wie ich später erfuhr, dem Grog mehr ergeben war, als gut war. Der Arzt, ein noch junger Mann aus guter Familie und mit feinem Anstand, lebte, außer für seinen Beruf, in erster Reihe für die Jagd, hatte aber auch eine hübsche allgemeine Bildung. Wir mochten wohl zu sechzehn oder achtzehn bei Tisch sitzen, und die Unterhaltung war sehr belebt, aber es ging doch her wie etwa an einem kleinen Hof. Während die Leute miteinander sprachen, horchten sie ununterbrochen hin, ob nicht etwa das Fräulein die Gnade haben würde, sie anzureden.

Ich saß neben der Dame und konnte diesmal ihre Belesenheit in der Bibel und ihre Bekanntschaft mit der Exegese derselben bewundern. Als ich ihr meine Verwunderung darüber aussprach, meinte sie lächelnd, sie habe ja an den langen Winterabenden Zeit genug, um sich mit diesen Dingen eingehend zu beschäftigen.

Während das Fräulein nach Tisch Cercle abhielt — ich kann mich nicht gut anders ausdrücken —, und für jeden Anwesenden ein paar freundliche Worte hatte, nahm mich ein Baron Himmelstjerna, dessen Gut an Vanten grenzte, beiseite und gratulierte mir zu meinem neuen Amt. „Ich müßte mich sehr irren," sagte er, „wenn meine Cousine sich nicht bereits für Sie entschieden hätte. Sie aber werden wohl schon heute wissen, daß Sie keine sympathischere Patronin finden könnten als Fräulein Schwarzhof." In ähnlicher Weise äußerten sich auch alle anderen, mit denen ich ins Gespräch kam, und ich hatte immer den Eindruck, daß sie so empfanden, wie sie sprachen. Ich begriff das nur zu gut.

Nach acht Tagen, die ich bei Onkel Franz verlebte, erhielt ich von der Dame die Mitteilung, daß sie mich mit voller Zustimmung der Gemeinde zum Pastor gewählt und dem Konsistorium von ihrer Wahl Kenntnis gegeben habe. Sie forderte mich zugleich auf, sie noch einmal zu besuchen, um nun auch das Pastorat kennen zu lernen.

Ich blieb diesmal drei Tage in Vanten, drei wundervolle Tage. Fräulein Schwarzhof zeigte mir das Pastorat und erklärte sich bereit, in ihm jede mir etwa wünschenswert erscheinende Neuerung zu treffen. Wollte ich selbst Landwirt werden, so erbot sie sich,

mich mit Rat und That in jeder Weise zu unterstützen. Zog ich es aber vor, wie mein Vorgänger die Felder an sie zu verpachten, so war ihr das auch recht. Wir durchstreiften zu Wagen und zu Pferde die musterhaft bewirtschaftete Herrschaft, und ich konnte den beherrschenden Geist und den starken Willen, der das alles so im Gange erhielt, nicht genug bewundern. Jedes Wort, das diese Frau sprach, war gut und klug, und ich sah bald ein, daß mein erster Eindruck doch ein irriger gewesen sein mußte. Es gab also wirklich Menschen, denen ein gnädiger Gott ein Temperament schon in die Wiege gelegt hatte, das sie vor all den Versuchungen bewahrte, die uns gewöhnlichen Sterblichen so viel zu schaffen machen.

Ich lebte mich schnell in mein neues Amt ein und ich konnte meine Saat in fruchtbaren Boden säen. Seit Generationen war hier von allen Seiten her, vom Herrengeschlecht wie von seinen Beamten, der beste Einfluß geübt worden. Die Bauern waren natürlich auch hier Menschen mit menschlichen Leidenschaften und Fehlern, aber ihre Herzen waren stets bereit, die göttlichen Lehren aufzunehmen, und sie selbst waren willig, sich dem gütigen Regiment ihrer Obrigkeit in allen Stücken zu fügen. Fräulein Schwarzhof ordnete alles an, leitete alles, wußte von allem. In Banten wurde ohne ihr Wissen und ihren Willen keine Verpflichtung auferlegt, kein Dienst entgegengenommen, kein Baum gefällt und keine Saat ausgestreut. Die Beamten blickten in unbeschränkter Bewunderung und Verehrung zu ihr auf, die Bauern und kleinen Leute vertrauten ihr rückhaltlos. Da sie sehr reich war und alljährlich noch viel reicher wurde, denn sie verbrauchte, obgleich sie auf großem Fuß lebte, nur einen kleinen Teil ihres Einkommens, so konnte sie, wo es erforderlich war, ausgiebig helfen.

Mir gegenüber war sie wie eine gütige, mütterliche Freundin. Ich hatte jederzeit ihr Ohr, und sie freute sich offenbar immer, wenn ich ihr Gelegenheit gab, Not zu lindern oder die Härten des Lebens auszugleichen.

Fräulein Schwarzhof verkehrte viel mit dem benachbarten Adel und wurde auch von ihm innig verehrt. Sie verließ aber ihren Hof nur ungern und sah es lieber, wenn die Herrschaften zu ihr kamen. Über Nacht blieb sie überhaupt nie aus. Sie hatte im höchsten Grade die Gabe, mit jedem in seiner Sprache zu reden, und sie konnte sich, ohne sich selbst darüber irgend zu verlieren, mit dem unbedeutendsten Menschen stundenlang sehr angeregt unterhalten. Es ist ja wohl auch kein Mensch so geistesschwach, daß er nicht auf irgend einem Gebiet noch Interessantes zu Tage fördern könnte.

O, wie wunderbar schön war diese erste Zeit, in der ich alle meine Kräfte selbstlos und wunschlos in den Dienst der edlen Frau stellen konnte, in der ich beglückt war, wenn ich sie zufrieden wußte und nach nichts anderem verlangte, als nach ihrem Beifall. Aber es ist uns Menschen nicht gegeben, lange Zeit hindurch wunschlos durch das Leben zu schreiten.

Wir sind aus irdischem Stoff gebaut, und aus ihm erwachsen uns Begierden und Leidenschaften. Es kam eine Zeit, in der ich aufhörte, Fräulein Schwarzhof nur zu bewundern und zu verehren und in der ich anfing, ihrer zu begehren.

Dessen aber wurde ich mir bei folgendem Anlaß bewußt. Dort, wo die Landstraße, nachdem sie zwischen dem Herrenhause und dem Park hindurchgeführt hatte, die Höhe der langgestreckten Bodenwelle erreichte, lag zur linken Hand der Friedhof mit dem Erbbegräbnis der Schwarzhof. Vor diesem, das aus einer kapellenartigen Halle bestand, lag etwas unterhalb eine Terrasse, die wieder über und über mit Rosen bepflanzt war. Von einer Bank auf dieser Terrasse hatte man eine weite Fernsicht über das ganze sich mählich senkende Gelände bis an den Wald hin, in dem die weißschimmernde Landstraße endlich verschwand. Diese Bank gehörte, wie ich wußte, zu den Lieblingsplätzen von Fräulein Schwarzhof. Ich hatte sie hier in jeder Jahreszeit wohl einmal sitzen sehen, mich ihr aber dann nie genähert, weil ich annahm, daß sie an diesem Ort lieber ungestört blieb. An einem Sonntagnachmittag — es jährte sich eben der Tag, an dem ich meine Probepredigt gehalten hatte —, war ich in einem Bauernhof beschäftigt gewesen, hatte meinen Wagen nach Hause geschickt und ging, um das schöne Wetter auszukosten, auf der Landstraße heimwärts. Rings um mich war es ganz still, denn die Heuernte war im Gange,

jedermann hatte die Woche über hart gearbeitet und ruhte nun zu Hause aus. Als ich den Friedhof erreicht hatte, wandelte mich die Lust an, mich noch für eine Weile auf die Bank unter dem Erbbegräbnis zu setzen und, von blühenden Rosen umgeben, das liebliche Landschaftsbild, das sich von dort aus darbot, zu genießen. Als ich mich aber der Bank näherte, blieb ich erschrocken stehen. Auf ihr saß Fräulein Schwarzhof, aber ich mußte mich erst darauf besinnen, daß sie es war; denn sie sah ganz verändert aus.

Ihre Augen blickten mit einem so starren Ausdruck in die Ferne wie die einer Seherin, ihre Lippen waren geöffnet und auf dem ganzen Antlitz lag der Ausdruck einer sie ganz beherrschenden qualvollen Sehnsucht. Dieser Eindruck wurde dadurch noch verstärkt, daß sie ihre Gestalt vorgebeugt und ihre rechte Hand auf das Herz gedrückt hatte.

Ich konnte mich unbemerkt zurückziehen und einen Weg einschlagen, auf dem ich sicher war, von Christine nicht gesehen zu werden. Es ging aber eine tiefgreifende Umwandelung in mir vor sich. Ich hatte Christine bisher nur als ein Wesen gekannt, das immer gleichmäßig gestimmt war und als die verkörperte Vernunft erschien. So war sie mir bisher, trotz all ihrer körperlichen Schönheit, gleichsam geschlechtslos entgegengetreten. Die aber, die ich eben gesehen hatte, war ein schmerzerfülltes Weib gewesen, und von nun an war sie mir nicht mehr nur eine überaus kluge und gütige Patronin, sondern eine trotz ihrer Jahre noch wunderschöne Frau. Ich wurde mir plötzlich aller ihrer Reize bewußt: ihres edlen Antlitzes, ihrer üppigen Gestalt, ihrer kleinen, vollen Hand. Eine allmächtige Leidenschaft durchlohte mich ganz und gar. Ich ging meines Weges wie in einem schweren Rausch, und ich konnte ihn auch in meinem einsamen Heim nicht abschütteln.

Das Morgenlicht des nächsten Tages verhalf freilich der Vernunft wieder einigermaßen zu ihrem Recht. Ich sagte mir, daß nichts mich zu der Hoffnung berechtige, Christine näher zu stehen als irgend ein anderer ihr sympathischer Mensch. Sie war zehn Jahr älter als ich und viele der liebenswürdigsten und stattlichsten Kavaliere hatten vergeblich um sie geworben. Aber selbst wenn es mir gelang, mir ihre Liebe zu gewinnen, so mußten wir in sehr unnatürliche Verhältnisse geraten. Denn wenn ich auch nach unseres Vaters Tode einmal wohlhabend wurde, so spielte mein Vermögen neben Christinens Reichtum doch gar keine Rolle. Ich konnte als ihr Mann nicht Pastor in Vanten bleiben und auch wenn ich ein Amt in einer Stadt fand, traten unsere Verhältnisse doch so aus dem Rahmen des Gewohnten hinaus, daß sie ihn sprengen mußten. Sollte ich dann als der Mann meiner Frau weiter leben?

Das alles hielt ich mir vor und faßte den festen Entschluß, meine Leidenschaft niederzukämpfen. Aber als ich Christine wiedersah, fühlte ich, daß sie mir künftig nie mehr nur die bewunderte Herrin von Vanten, sondern immer die heißgeliebte, liebreizende Frau sein würde, und es bedurfte der Aufbietung aller meiner Willenskraft, um sie das nicht merken zu lassen. Bei Tag und Nacht verfolgte mich nun der Gedanke, infolge welcher Empfindungen sie damals auf der Bank ein so ganz verändertes Aussehen gehabt hatte. War sie nur von dem Gefühl überwältigt worden, ganz einsam in der Welt zu stehen? Oder liebte sie unglücklich? Und wenn „ja," wen? Es konnte nur jemand sein, den ich nicht kannte, denn alle Nachbarn erschienen mir ganz ungeeignet, einer Frau von ihrer Art eine große Leidenschaft einzuflößen. So neigte ich denn mehr und mehr der ersten Annahme zu, ohne doch eine unbestimmte Eifersucht los werden zu können.

So scharf ich übrigens von jetzt an beobachtete, so war doch an Christine keinerlei Anzeichen wahrzunehmen, daß sie nicht ein durchaus zufriedener und glücklicher Mensch war. Und ich hatte von der Christine auf der Bank unter den Rosen doch nicht nur geträumt!

Es war einige Wochen nach jenem verhängnisvollen Sonntag, als mich eines Abends die Mutter des Vogts, der für Christine die Felder des Pastorats bewirtschaftete, aufforderte, mir doch den reichen Segen anzusehen, den die vorhergehende Nacht ihr gebracht hatte. Es hatten nämlich zufällig in dieser Nacht nicht weniger als drei Sauen Junge geworfen. Ich begleitete die Alte gern in den Stall und amüsierte mich über den Anblick der niedlichen kleinen Geschöpfe, die so zahlreich um

ihre Mütter umherschwankten. „Ja, beim gnädigen Fräulein gedeiht alles, Menschen und Tiere," sagte ich schließlich. Da sah mich die Alte mit einem so seltsamen, erstaunten Blick an, daß es mir auffallen mußte. „Ist es nicht so?" fragte ich. „Nun ja," erwiderte sie zögernd, „aber daß gerade der gnädige Herr Pastor sich darüber so freut, wundert mich doch." Ich drang nun in die Alte, mir zu sagen, warum mich das denn nicht freuen sollte und wurde um so eifriger, je mehr sie Ausflüchte machte. Endlich gelang es mir, sie so in die Enge zu treiben, daß sie mit der Sprache herauskam. Sie vergewisserte sich erst, daß uns niemand hören konnte, beugte dann ihr von tausend Runzeln durchfurchtes Gesicht zu mir hinüber und flüsterte: „Wissen Sie denn nicht, daß das gnädige Fräulein einen Hausgeist hat?" „Was für einen Hausgeist?" fragte ich erstaunt. „Der Hausgeist," flüsterte die Alte, „sieht aus wie ein schöner junger Mann, ist aber so rot wie Feuer. Wer einen Hausgeist im Hause hat, der muß für ihn ein besonderes Zimmer haben, mit einem weichen Bett und der besten Ausstattung, die er bezahlen kann. Dieses Zimmer darf kein anderer betreten als der, dem der Hausgeist gehört, es muß darum immer verschlossen gehalten werden, und nur der Herr des Hausgeistes darf es aufräumen und das Bett machen. Er muß dem Geist auch immer das beste Essen bringen und die teuersten Getränke. Thut er das, so gedeiht alles, was sein ist: Acker und Wiese, Rind und Pferd. Erzürnt er aber den Geist, indem er ihn schlecht bedient, so steckt der Hausgeist den ganzen Hof in Brand."

„Und das gnädige Fräulein hat einen solchen Hausgeist?" fragte ich belustigt.

Die Alte nickte eifrig. „Ja," sagte sie. „Sie wissen doch, daß oben im Schloß auf jeder Seite noch drei Zimmer sind, in der Mitte je ein großes und rechts und links von ihm je ein kleines. In den drei Zimmern, die zum Park hinausgehen, wohnt das gnädige Fräulein; in den drei aber, die nach dem Obstgarten hinausliegen, haust der Geist. Diese Zimmer sind immer verschlossen und werden nur von dem gnädigen Fräulein betreten, wenn sie dem Geist sein Essen bringt und ihm sein Bett aufmacht. Das Bett steht nicht an der Wand, sondern mitten im Zimmer und hat feuerrote Vorhänge. Auf dem Nachttisch stehen zwei goldene Armleuchter mit sieben Armen, und auch die Waschschüssel und der Wasserkrug sind von lauterem Gold. Das Essen bringt das Fräulein auf einem goldenen Teller und den Wein in einer goldenen Kanne."

„Und wer hat denn das alles gesehen?" fragte ich.

„Die Emilie, die jetzt in Libau an einen Eisenhändler Schmidt verheiratet ist und früher beim gnädigen Fräulein Jungfer war. Die hat sich einmal in einen Schrank versteckt, der auf dem Flur vor dem Zimmer steht und hat durch die Thürspalte gesehen, wie das gnädige Fräulein mit dem Essen in das Zimmer ging. Da das gnädige Fräulein in der einen Hand den goldenen Teller und in der anderen die goldene Schale trug, mußte es die Thüre auflassen, bis es beides dem Geist gereicht hatte, und Emilie konnte unterdessen alles gewahr werden."

„Hat sie denn auch den Geist gesehen?"

„Das nicht, wohl aber die feuerrote Decke, unter der er lag. Denn der Geist liegt bei Tag und Nacht im Bett."

Ich wußte nicht, ob ich über den Unsinn lachen oder mich ärgern sollte. Ich suchte der Alten ihren Aberglauben auszureden und sie that schließlich auch, als ob meine Argumente sie überzeugt hätten, ich merkte aber wohl, daß ich zu tauben Ohren gesprochen hatte.

Ich hatte das Geschwätz der Alten schon fast vergessen, als ich auf eine unerwartete Weise daran erinnert wurde. Ich hatte meinem Kutscher auf seine Bitte erlaubt, den Grobinschen Jahrmarkt zu besuchen und er war von diesem mit einem stark verschwollenen Auge und einer Wunde am Kopf zurückgekehrt. Er hatte sich offenbar an einer Schlägerei beteiligt. Als ich den jungen Menschen, der sehr solide und nüchtern war, hierüber ausfragte, teilte er mir nach allerlei Ausreden mit, die Schlägerei sei daraus entstanden, daß im Kruge einige junge Leute behauptet hätten, das gnädige Fräulein habe einen Hausgeist im Schloß. Diesen beleidigenden Vorwurf hätte er doch nicht so hinnehmen können, ohne ihn energisch zurückzuweisen.

Die unsinnige Annahme war also offenbar auch in weiteren Kreisen des Volkes

verbreitet. Ich war natürlich empört, daß selbst eine Christine nicht vor so blödem Klatsch sicher war und zerbrach mir den Kopf, was wohl den äußeren Anlaß zu diesem gegeben haben könnte. Da fügte es der Zufall, daß eben jene Emilie Schmidt, von der angeblich diese Gerüchte ausgingen, mich aufsuchte, um von mir ihren Taufschein zu erbitten, den sie aus irgend einem Anlaß brauchte. Da sie den Eindruck einer sehr verständigen Frau machte, erzählte ich ihr von dem thörichten Gerede im Volk und fragte sie, ob sie wohl ahne, wodurch es entstanden sein könne. Sie wurde bei meiner Frage ein wenig verwirrt, faßte sich aber bald, sah mich fest an und sagte: „Das mit dem Geist ist natürlich alles Unsinn, Herr Pastor. Warum aber das gnädige Fräulein jene Zimmer immer verschlossen hält und sie nur selbst betritt, kann ich Ihnen nicht sagen."

„Also das ist doch der Fall?"

„Ja, Herr Pastor. Das Mittelzimmer ist sehr elegant eingerichtet, und das Bett wird von Zeit zu Zeit von dem Fräulein selbst frisch bezogen. Es ist, als ob das Gemach für einen Gast bereit gehalten würde, der in jedem Augenblick eintreffen kann. Und das schon seit vielen Jahren, obgleich es doch nie von jemand anders als dem gnädigen Fräulein betreten wird."

Ich fragte Frau Schmidt, ob sie selbst in diesem Zimmer gewesen sei und sie bekannte mir, daß sie, von Neugierde getrieben, einmal hineingeschlüpft sei, als ihre Herrin es für einen Augenblick verlassen und die Thüre unverschlossen gelassen hatte. Sie bat mich, niemand von ihren Mitteilungen zu erzählen und versicherte mir, daß sie selbst immer über ihre Wahrnehmungen geschwiegen habe. Es sei ja aber nicht zu vermeiden, daß das übrige Gesinde sich über die merkwürdige Thatsache seine Gedanken mache.

Das alles klang höchst abenteuerlich und paßte so gar nicht zu Christinens Wesen, daß ich es am liebsten für ebenso unwahr gehalten hätte wie den feuerfarbigen Hausgeist. Andererseits hatte die Frau aber doch auch gar keinen Anlaß, mich zu belügen. So konnte ich denn den Gedanken an das geheimnisvolle Zimmer nicht wieder loswerden. Ich dachte wohl daran, Christine selbst um die Lösung des Rätsels zu bitten, aber ich verwarf den Gedanken gleich wieder. Es mußte sie ja bitter kränken, wenn sie erfuhr, daß solche Gerüchte über sie umlaufen konnten. Immerhin widerstand ich der Versuchung nicht, bei sich bietender Gelegenheit die Fenster des geheimnisvollen Zimmers vom Obstgarten aus in Augenschein zu nehmen. Es geschah das an einem schönen Herbsttage. Die Fenster des Zimmers waren geöffnet und blütenweiße Vorhänge blähten sich im Winde. Ich mochte wohl eine Weile auf sie geblickt haben und als ich fortsah, begegnete mein Blick den Augen des Gärtners, der, ohne daß ich ihn bemerkt hatte, herangekommen war. Der Mann sagte kein Wort und lüftete nur höflich die Mütze, aber ich ersah aus dem Ausdruck seines Gesichtes, daß er auch um die Sage vom Hausgeist wußte.

An einem Novembertage hatte uns auf der Jagd ein Fuchs tüchtig zu schaffen gemacht. Er war zweimal, während er die Schützenlinie passierte, gefehlt worden, und die frühe Dämmerung brach schon herein, als er endlich erlegt wurde. Die Pikōre koppelten die Hunde zusammen, die Herren zerstreuten sich, und nur Herr von Himmelstierna und ich ritten dem Pastorat zu. Ich hatte ihn aufgefordert, bei mir eine Tasse Thee zu nehmen. Das Gespräch kam auf Christine, ein Wort gab das andere, und schließlich erzählte ich ihm von dem Hausgeist. Der Baron wußte bereits von dem Gerede. „Man ist nicht ungestraft anders als andere Leute," sagte er. „Es ist ja in der That alles an meiner Cousine ungewöhnlich: daß sie unvermählt geblieben ist und so ganz allein lebt; daß sie ihr Erbe so gut verwaltet, wie es nur irgend ein Mann thun könnte; daß sie, die so weibliche, gar nichts Weibisches an sich hat und frei ist von allen Fehlern ihres Geschlechtes. Ich habe sie nie verstimmt gesehen, nie zornig, nie verzagt. Was ihr kluger, weitblickender Sinn in Angriff nimmt, gedeiht. Da ist es nur natürlich, daß die rege Phantasie des Volkes ihre Person mit einem Sagengewebe umspinnt. Ich kann Ihnen, glaube ich, auch sagen, woran dieses angeknüpft hat. Es ist sehr wohl möglich, daß meine Cousine in der That die auf den Obstgarten hinausgehenden Zimmer verschlossen hält und nur selbst betritt. In ihnen starb nämlich einst ihr heißgeliebter

Bruder. Da es ja in dem Hause an Gastzimmern nicht fehlt, mag sie jene Gemächer als teuere Erinnerungsstätten leer stehen lassen." Da hatte ich denn die Lösung des einen Rätsels, aber nach dem anderen, warum Christine damals auf der Bank unter den Rosen so ganz aus ihrem gewöhnlichen Wesen hinausgetreten war, mochte und konnte ich den Baron nicht fragen.

Dieses zweite Rätsel fuhr fort, mich innerlich immer wieder zu beschäftigen. Es geschah wohl, daß, während ich an einer Predigt arbeitete oder mich in ein Buch vertieft hatte, die Christine jenes Augenblickes mir greifbar deutlich vor Augen trat. Dann erschien es mir ganz unerträglich, daß sie mich nicht zum Vertrauten ihres Leidens machte. Von diesem Leiden wurde ich übrigens nichts wieder gewahr, und Christinens immer gleiche heitere Freundlichkeit hätte mich unter anderen Umständen wohl irre machen müssen.

Es war einmal in einem größeren Kreise von einem Sonderling die Rede, der einsam gelebt hatte und einsam gestorben war. Es wurde darauf hingewiesen, daß der Herr den frühen Tod der heißgeliebten Mutter nicht habe verwinden können, und eine junge Frau meinte, er müsse doch sehr unglücklich gewesen sein. „Vielleicht war er auch sehr glücklich," wandte Christine ein. „Vielleicht füllte das Andenken an die Verstorbene sein Herz so aus, daß er keines anderen Menschen bedurfte. Was kann mehr beglücken als gehaltene Treue!"

Sie blickte, während sie das sagte, zum Fenster hinaus, und ihr Gesicht nahm für einen Augenblick einen ihm sonst ganz fremden träumerischen Ausdruck an. Ich aber fragte mich: liebt sie einen schon Gestorbenen? Und wenn „ja", ist dieser Tote dann ihr Bruder? Oder ihr Vater? Oder war er ein Mann, den sie irgendwo in der Fremde kennen gelernt hatte? Denn daß niemand von den Nachbarn um eine unglückliche Neigung Christinens wußte, hielt ich für gewiß.

Ich war mit einer alten Baronin befreundet geworden, die sie von Kindesbeinen auf kannte, und ich hatte ihr gegenüber einmal in vertrauter Stunde meiner Verwunderung Ausdruck gegeben, daß Christine ledig geblieben war. Die alte Dame hatte darauf lächelnd erwidert, das sei gar nicht so wunderbar wie ich glaubte. Gerade unter Frauen von Christinens Art kämen gar nicht so selten solche vor, die gleichsam geschlechtslos wären. Viele Frauen, die im Mittelalter als heilige verehrt worden wären, seien gewiß von dieser Art gewesen. Sie sei fest davon überzeugt, daß Christine nie einen Mann geliebt habe und auch nie einen lieben würde.

Das klang ja sehr wahrscheinlich, aber mein Herz wollte nicht daran glauben, obgleich ich nur zu bald erkennen mußte, daß ich nicht hoffen durfte, meine Neigung je erwidert zu sehen. Diese lebte unvermindert fort, aber es gelang mir, sie im Innersten verborgen zu halten, und ich glaube, daß nicht nur Christine nichts von ihr ahnte, sondern daß sie auch den Augen der Beamten und der Nachbarn verborgen blieb.

So verlebte ich unsäglich glückliche und doch auch wieder unsäglich unglückliche Jahre, bis es mir nach heißem Ringen gelang, alles Selbstische in mir zu unterdrücken und den Liebenden ganz in einen Freund zu verwandeln. Das konnte ich aber, weil ich trotz der schärfsten Beobachtung nichts entdecken konnte, was darauf schließen ließ, daß Christine selbst eine leidenschaftliche Neigung im Herzen trug. Sie lebte nur ihren Pflichten. Ich aber durfte ihr in der Erfüllung ihrer schönsten Pflicht, ihrer Fürsorge für die Kirche und die Schulen, für die Alten und die Armen, zur Hand gehen und dabei ihr unbedingtes Vertrauen genießen. Ich durfte zu ihr sprechen, wenn ich am Sonntag meines Amtes wartete; ich hatte ihr Ohr, sobald meine Hilfe erbeten wurde, und ich wurde in das Herrenhaus gerufen, wenn dort Besuch eintraf. Wir lasen dieselben Bücher und Christine hielt mir ihr kluges und doch so mildes Urteil nicht vor; ich konnte zur Sprache bringen, was immer mich innerlich beschäftigte und war der verständnisvollsten Teilnahme sicher.

Darüber gerieten die romantischen Eindrücke, die ich anfangs erhalten hatte, mehr und mehr in Vergessenheit, bis ein an sich unbedeutendes Erlebnis meine alten Zweifel wieder wachrief. Eines Tages war eine benachbarte Familie, die aus dem Ehepaar und drei eben zu Jungfrauen erblühten Töchtern bestand, bei Christine zu Besuch. Nach Tisch zog sich das Ehepaar zurück,

um Mittagsruhe zu halten, Christine erklärte, einen Brief schreiben zu wollen, und die drei jungen Mädchen und ich beschlossen, uns die Zeit damit zu vertreiben, daß wir Federball spielten. Wir begaben uns zu diesem Zweck auf einen Rasenplatz vor dem Giebel des Hauses, in dem sich Christinens Schlaf- und Ankleidezimmer befanden. Der Platz lag zu dieser Stunde im Schatten. Ich pflückte unterwegs drei Rosen und gab jedem der jungen Mädchen eine. Die Älteste erklärte aber lachend, sie hätten eine solche Auszeichnung nicht verdient, sie wolle sie daher Fräulein Christine durch das offenstehende Fenster als einen Gruß ins Zimmer werfen. Sie nahm denn auch die Rosen an sich, legte sie auf ihren Schläger und warf sie sehr geschickt durch das Fenster.

Da geschah etwas ganz Unerwartetes. Christine erschien im Fenster und neigte sich weit aus demselben vor. Sie war totenbleich, und auf ihrem Gesicht zeigte sich der Ausdruck äußerster Spannung. Wir erschraken im höchsten Grade und konnten zunächst keine Worte finden, so daß die Scene sich verlängerte. Christine schien uns gar nicht zu bemerken, sondern nach jemand zu suchen, der auf der Landstraße oder jenseits derselben im Park stand. Erst als das Fräulein hinaufrief, Christine möge ihr nicht zürnen, wenn sie sie erschreckt habe, sie habe geglaubt, sie wäre unten in ihrem Schreibzimmer, kam Christine gleichsam wieder zum Bewußtsein, nickte uns zu und trat schnell aus dem Fenster zurück.

Wir gaben unser Spiel auf und begaben uns auf die Freitreppe. Die jungen Damen waren nur niedergeschlagen über ihre Unbesonnenheit, in mir aber erwachten wieder die Erinnerungen an jene ersten Eindrücke, an die Scene auf dem Friedhof, an die Sage von dem Hausgeist, an den Ausspruch über das Glück des Einsamen. Ich hatte das instinktive Gefühl, daß zwischen diesen Dingen und dem, was ich soeben erlebt hatte, ein Zusammenhang bestehen müsse.

Christine erschien zum Kaffee wieder unter uns und wehrte die Entschuldigungen der jungen Mädchen freundlich ab. Die Rosen, sagte sie, wären gerade durch das Fenster hereingeflogen, als sie das Zimmer betrat, und das hätte ihre Nerven, die in letzter Zeit nicht ganz in Ordnung wären, mehr als billig angegriffen.

Jeder anderen Frau hätte ich das geglaubt, aber Christine hatte keine Nerven im Sinne ihres Ausspruches, und sie war die letzte, die durch ein paar unerwartet ins Zimmer fliegende Rosen erschreckt werden konnte. Auch brachte es diesmal selbst die Kraft ihres eisernen Willens nicht zustande, das für sie so charakteristische edle Gleichmaß der Haltung herzustellen. Ich wenigstens gewahrte deutlich, daß es ihr nur mit Anspannung aller Energie gelang, an dem harmlosen Gespräch der Nachbarn scheinbar mit Interesse teilzunehmen.

Und das blieb von nun an so. Christine blieb für die Beamten, die Nachbarn, die Fremden die alte, meine Augen aber sahen schärfer. Sie sahen, wie sich Falten in ihre bisher noch ganz jugendlichen Wangen gruben, wie ihre sonst so durchdringenden Augen jetzt oft wie verschleiert blickten, wie ihre bisher so gleichmütig atmende Brust manchmal von schweren Seufzern gehoben wurde. Was früher nie vorgekommen war, geschah jetzt, sie gab hin und wieder eine zerstreute Antwort oder verfiel, während sie unter Menschen war, in ein längeres Schweigen.

Sie litt, und ich litt mit ihr. Ich litt unsäglich, denn ich konnte ihr, für die ich ganz und gar lebte, nicht nur nicht helfen, sondern ahnte nicht einmal, was sie leiden machte. Vergeblich dachte ich bei Tag und Nacht darüber nach, welchen Zusammenhang der harmlose Scherz der jungen Dame mit Christinens Leiden haben konnte. Sie selbst erwähnte den Zwischenfall mit keiner Silbe.

Im Laufe des Herbstes verschlimmerte sich ihr Zustand. Sie, die in ihrem ganzen Leben nie krank gewesen war und, wie sie mir erzählt hatte, nicht einmal den üblichen Kinderkrankheiten ihren Tribut entrichtet hatte, magerte auffallend ab und verlor ihren kräftigen Appetit. Sie lehnte zwar das Anerbieten des Arztes, sie auf ihren Gesundheitszustand zu untersuchen, lächelnd als ganz ungerechtfertigt ab, aber ich bemerkte, daß ihre Schritte nicht mehr so elastisch waren wie bisher und daß es ihr sichtliche Anstrengung kostete, sich zu erheben. Gegen Weihnachten wurde ihre ganze Umgebung besorgt, aber sie behauptete, durchaus gesund zu sein und ließ in ihrer Lebensweise keinerlei Veränderung eintreten, besuchte die Vorwerke, die Schulen, die Armen-



Nach dem Gelübde. Von Pietro Canonica.

und Krankenhäuser, fuhr in die Wälder und ließ sich über alles und jedes Vortrag halten.

Im Januar trat starker Frost ein, der sich fort und fort steigerte. Schließlich hatten wir Tag für Tag 20 Grad Kälte und mehr.

Eines Morgens weckte mich der Diener und teilte mir mit, daß mich die Frau des Kirchenkrügers dringend zu sprechen wünsche. Gestern abend sei ein fremder, vornehmer Herr im Schlitten eines Libauschen Lohnkutschers im Kruge eingetroffen und habe ein Zimmer verlangt. Obwohl der Krüger ihm vorstellte, daß er ihm nur einen sehr bescheidenen Raum zur Verfügung stellen könne, habe er doch erklärt, die Nacht über im Kruge bleiben zu wollen. Er sei auch, ohne vorher irgend etwas zu genießen, zu Bett gegangen, und die Krügersleute hätten ihn die ganze Nacht über furchtbar husten hören. Gegen Morgen hätten sie dann einen ganz eigenen Ton vernommen, fast wie einen Hilferuf. Da wäre die Frau des Krügers aus dem Bett gesprungen, hätte sich schnell angekleidet und den Fremden durch die Thüre gefragt, ob sie ihm nicht Thee bereiten solle. Als sie keine Antwort erhielt, sei sie in sein Zimmer getreten und habe beim Schein des auf dem Nachttisch brennenden Lichtes gesehen, daß der Fremde an einem Blutsturz gestorben sei.

So berichtete der Diener, während ich in meine Kleider fuhr, und die Frau des Krügers konnte, als ich zu ihr hinaustrat, seine Worte nur wiederholen. Sie habe den Fremden vorher nie gesehen, fügte sie hinzu, er scheine aber nach seiner Kleidung und seinem eleganten Gepäck ein sehr reicher Mann gewesen zu sein. Der Kutscher habe ihr erzählt, daß der Fremde erst gestern nach Mittag mit Extrapost in Libau eingetroffen sei und sogleich einen Schlitten nach Vanten bestellt habe. Er habe schon unterwegs furchtbar gehustet. Nachdem die Frau seinen Tod entdeckt hatte, war ihr Mann gleich zum Arzt gelaufen und sie zu mir.

Es war im Freien noch ganz finster, und nur die Sterne und der Schnee gewährten etwas Licht. Es war furchtbar kalt, so daß mir, während wir dem Kruge zueilten, fast der Atem ausging.

Als ich das Zimmer, in dem der Tote lag, betrat, war der Arzt noch nicht eingetroffen, aber es unterlag keinem Zweifel, daß er hier nicht mehr helfen konnte.

Die Frau des Krügers hatte dem Toten bereits die Augen geschlossen und ihm die Hände über der Brust zusammengelegt. Der Fremde mochte etwa fünfzig Jahre alt gewesen sein. Sein kurz geschnittenes Haar war schon ergraut, die Schläfen waren tief eingesunken, das bartlose Gesicht war sehr lang und schmal, die Nase eine scharf gebogene Adlernase. Das Antlitz trug den Ausdruck großer Energie, der in erster Reihe durch eine tiefe Falte in der Stirn und die dünnen, festgeschlossenen Lippen hervorgerufen wurde. Die Finger, die mehrere Ringe mit großen Brillanten trugen, waren von äußerster Magerkeit. Die ganze Erscheinung erinnerte in keiner Weise an einen mir vertrauten Typus. Der Fremde mochte wohl ein Engländer oder ein Amerikaner sein.

In dieser Annahme wurde ich durch den Umstand bestärkt, daß eine Mappe aus rotem Juchtenleder, die die Frau des Krügers, während sie um den Toten beschäftigt war, unter dem Kopfkissen hervorgezogen hatte, den Ausdruck einer englischen Firma zeigte. Auch die höchst eleganten Koffer waren sichtlich aus englischen Werkstätten hervorgegangen.

Während ich diese Wahrnehmungen machte, traf auch der Arzt ein. Er konnte nur feststellen, was auf der Hand lag, daß nämlich der Fremde an den Folgen eines Blutsturzes gestorben war.

Wir schickten nach dem Oberverwalter behufs Feststellung des Thatbestandes und ergingen uns in Vermutungen, was wohl den Fremden nach Vanten geführt haben konnte. Unwillkürlich musterten wir währenddessen sein Gepäck, das fast das ganze Zimmer füllte, und der Arzt bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß auf dem Fensterbrett ein Paket lag, das aussah, wie ein vielfach umhüllter Blumenstrauß. Er entfernte eine Hülle nach der anderen und hielt endlich drei rote Rosen in der Hand.

Da durchfuhr mich wie ein Blitz die Erkenntnis, daß Christine diesen Mann geliebt und alle die Jahre hindurch auf seine Ankunft gewartet hatte. Ich war wie gelähmt und konnte kein Wort sprechen, während der Doktor seiner Verwunderung über seinen Fund immer wieder Ausdruck gab.

Endlich erschien auch der Oberverwalter. Er vernahm den Krüger, dessen Frau und

den Kutscher eingehend, besichtigte den Toten und dessen Gepäck und ließ sich von dem Arzt Bericht erstatten.

„Ich meine, daß ich, ehe ich das Protokoll aufnehme, doch Fräulein Schwarzhof über den Vorfall berichten muß," sagte er und sah mich fragend an.

Ich konnte ihm nur zunicken. Mir stand das Herz still. Wie würde die Nachricht auf Christine wirken?

Der Baron stieg in seinen Schlitten und fuhr davon. Da ich beständig schwieg, verstummten schließlich auch der Arzt und die Krügersleute, und wir alle umstanden schweigend das Bett, in dem der Tote lag. Er hatte den Kopf zur Seite geneigt, und es sah aus, als ob er über eine schwierige Frage angestrengt nachdenke.

Endlich ging die fahle Wintersonne auf und schien durch das Fenster. Die großen Brillanten an den Fingern des Toten fingen ihre Strahlen auf und entfalteten ein gespenstisches Leben.

Ich hielt es nicht länger aus, verließ das Zimmer und trat hinaus ins Freie. Da sah ich auch schon den Schlitten Christinens, dem der des Oberverwalters folgte, schnell auf den Krug zukommen. Ich half ihr aus dem Schlitten. Sie sah selbst aus wie eine Sterbende, aber sie hielt sich durchaus aufrecht. Sie durchschritt schnell die Flur, dann das Schlafzimmer der Krügersleute und betrat das Gastzimmer. Auf seiner Schwelle zögerte sie den Bruchteil einer Sekunde, dann sank sie vor dem Bett nieder und verbarg ihr Antlitz in der Decke.

Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen.

Ich winkte dem Baron und dem Arzt, und wir verließen auf den Fußspitzen das Zimmer.

Im Nebenzimmer beschworen mich beide, ihnen zu sagen, was das alles zu bedeuten habe; aber ich konnte nur hervorbringen, daß ich nicht mehr wüßte als sie. Dann blieben wir alle stumm und warteten.

So verging wohl eine halbe Stunde, die mir wie eine Ewigkeit erschien. Dann kam Christine mit schnellen Schritten auf uns zu. Sie hatte die rote Mappe des Verstorbenen unter dem Arm und trug in der Hand die drei Rosen. Sie war furchtbar bleich, aber vollständig gefaßt. „Meine Herren," sagte sie, „der Verstorbene hieß Hermann Schneider und war seit vielen Jahren mit mir verlobt." Damit neigte sie ihr Haupt und trat aus der Thüre ins Freie. Ihr Schlitten fuhr vor, wir halfen ihr hinein, und sie rief dem Kutscher zu: „Nach Hause!"

Wir sahen ihr schweigend nach, bis der Schlitten hinter den Bäumen des Parkes verschwunden war. Dann lösten sich die Zungen des Oberverwalters und des Arztes, und sie ergingen sich in Vermutungen, wann und wo Christine den Fremden wohl kennen gelernt und sich mit ihm verlobt haben konnte. Endlich besannen sie sich darauf, daß sie vielleicht ihrer Hilfe bedürfen würde und begaben sich ebenfalls in den Hof. Ich wußte nicht recht, was ich thun sollte, hielt es aber schließlich für richtig, mich zurückzuhalten und zu warten, bis Christine mich rufen ließ. So ging ich denn, so schwer es mir auch wurde, nach Hause und verbrachte dort unsäglich qualvolle Stunden.

Als die Dämmerung hereinbrach, kam der Oberverwalter auf ein paar Augenblicke zu mir. Er erzählte mir, daß Christine alle Anordnungen mit jener Entschlossenheit und Umsicht getroffen hatte, die wir alle an ihr immer so sehr bewunderten. Sie hatte die Leiche in dem in dem rechten Giebel des Hauses liegenden Zimmer aufbahren lassen. „Es erschien uns allen ganz unglaublich, wie alles, was zu einer solchen Aufbahrung erforderlich ist, zur Hand war," sagte der Baron. „Es war, als hätte sie schon erwartet, daß ihr der Bräutigam eines Tages tot ins Haus gebracht werden würde. Da war alles da, Tragbahre, Kerzen und sogar das Trauergewand für sie selbst." Über den Verstorbenen hatte übrigens der Baron nichts weiter erfahren.

So sehr es mich zu Christine zog, so blieb ich doch, auch nachdem der Baron mich verlassen hatte, zu Hause. Und das wurde mir durch das sichere Gefühl erleichtert, daß sie mich rufen lassen würde.

Das geschah denn auch, aber es war schon nach Mitternacht, als ein Diener mir ihre Bitte überbrachte, zu ihr zu kommen.

Das Zimmer, in dem Christine ihren Bräutigam zur letzten Ruhe gebettet hatte, war breit und tief. Das Bett stand in der Mitte und rings um dasselbe waren auf Konsolen silberne Armleuchter gestellt, in denen sich das Licht der Kerzen wiederspiegelte. Das Gesicht des Toten zeigte

noch denselben Ausdruck wie am Morgen, die über der Brust gefalteten Hände hielten die drei jetzt schon welken Rosen. Als ich eintrat, erhob sich Christine, die in tiefer Trauer war, aus einem Sessel an der Seite des Totenlagers und ging mir entgegen. Ihre Gestalt war mir noch nie so groß erschienen wie in diesem Augenblick. Sie reichte mir die Hand, die ich in tiefster Erschütterung küßte und deutete mir durch eine Neigung des Kopfes an, daß ich mir einen Stuhl nehmen und mich neben sie setzen sollte. Sie selbst nahm wieder auf dem Sessel Platz und blickte eine Weile schweigend auf das Antlitz des Toten. Dann sprach sie leise aber ruhig und vernehmlich: „Herr Pastor," sagte sie, „Sie haben ein Recht darauf, zu erfahren, wer dieser Mann war und wie ich sein eigen wurde. Ich wäre Ihnen auch dankbar, wenn Sie das, was ich Ihnen gleich erzählen werde, jedermann, der sich für mich interessiert, mitteilen wollten. Es ist ja nur natürlich, daß die Menschen, die mir ihre Zuneigung schenkten, zu erfahren wünschen, wie das Unerwartete, das sich vor ihren Augen vollzog, zusammenhängt."

Christine schwieg eine Weile und blickte sinnend auf den Toten. Dann fuhr sie fort: „Ich war eben fünfzehn Jahre alt, als Hermann als Hauslehrer meines Bruders in unser Haus kam. Ich weiß von ihm nichts, als daß er aus Hannover stammte, von früh auf eine Waise war und keine Verwandten hatte. Ich liebte ihn von dem ersten Augenblick an, in dem ich ihn sah, und er liebte mich nach wenigen Tagen.

Er kam im März, und als die Rosen blühten, da trafen wir uns abends im Park. Wenn ich kommen sollte, warf er in der Dämmerung drei Rosen in mein Fenster, und ich wußte mich dann immer frei zu machen.

So trieben wir es ein paar Wochen. Da sprach Hermann eines Abends zu mir: ‚Ich muß fort, Christine, denn wir täuschen deine Eltern, die uns vertrauen; und das ist unserer nicht würdig.'

Seine Seele lebte so in meiner Seele, daß ich wollte wie er. ‚Ja,' sagte ich, ‚du mußt fort.'

‚Ich kann jetzt nicht vor deine Eltern treten und um dich werben,' fuhr er fort, ‚denn ich bin nichts und ich habe nichts. Ich werde aber in die Welt gehen und den Kampf um dich aufnehmen. Wenn ich ein Mann geworden sein werde, der etwas gilt unter den Leuten, und wenn ich so reich geworden sein werde, wie du es einmal sein wirst, dann werde ich wiederkommen, und du wirst mein Weib werden.'

‚Geh',' sagte ich. ‚Ich werde auf dich warten.'

Ich weiß nicht, unter welchem Vorwande Hermann sein Verhältnis zu uns löste. Mein Vater sagte uns nur, daß er aus triftigen Gründen um seine Entlassung gebeten und daß er sie ihm, wenn auch nur mit Bedauern, gewährt habe.

Am Tage vor Hermanns Abreise trafen wir uns noch einmal. Diesmal am Tage und auf dem Friedhof, dort, wo jetzt die Bank unter dem Erbbegräbnis steht. Hermann hing jedem von uns ein goldenes Kreuzchen, an dessen Fuß er drei Rosen hatte einritzen lassen, um den Hals und sagte: ‚So wollen wir denn in Treuen zu einander gehören bis in den Tod.' Ich sah in sein kühnes Antlitz, aus dem so viel Entschlossenheit und ein eiserner Wille sprach, und ich fühlte, daß er wohl zu denen gehörte, die ihr Ziel erreichen. Aber so jung und unerfahren ich auch war, so ahnte ich doch auch mit dem Instinkt der Liebe, was er auf sich nahm.

Er umarmte mich, blickte mich lange und innig an und sprach: ‚Wir wollen, während wir getrennt sind, nicht nacheinander fragen, sondern uns vertrauen und geduldig aufeinander warten. Bin ich einst so weit, so will ich dir drei Rosen schicken, des zum Zeichen.'

Da sagte ich aus meinem Ahnen heraus: ‚Wohl Herman, aber versprich mir eins: wenn du erkennst, daß du dein Ziel doch nicht erreichen kannst, dann komme zu mir, auch wenn niemand von dir weiß und du nichts hast als das nackte Leben.'

Er blickte eine Weile vor sich hin und rang mit seinem Stolz. Dann aber erwiderte er: ‚Es soll geschehen, wie du willst. Wenn ich einmal sollte erkennen müssen, daß ich Schiffbruch gelitten habe für alle Zeit, dann will ich zu dir kommen und in deinen Armen sterben. Das gelobe ich dir.'

Am nächsten Morgen schied er von mir, und ich habe nie wieder etwas von ihm gehört. Aber ich habe alle die Jahre hin-

durch nicht daran gezweifelt, daß er zu mir zurückkehren würde. Und ich habe ganz für ihn gelebt; denn ich war sein. Ich wußte, daß er rastlos arbeitete, und ich that es auch. Er war einer von denen, für die auch das Kleine groß ist, und auch mir wurde die geringste Pflicht gleich der wichtigsten. Er strebte danach seine Kenntnisse zu vermehren, und ich that es auch. Er hatte ein Herz für die Armen, und ich liebte sie auch. Wenn er wiederkam, sollte er mit mir zufrieden sein.

So lebte ich mit ihm für ihn und war glücklich in meiner Liebe. Wohl ergriff mich mitunter eine qualvolle Sehnsucht nach ihm, aber ich rang sie nieder, denn ihm ging es gewiß nicht anders, und er kam doch noch nicht. Aber ich wußte ja, daß er einmal kommen und ich ihn in sein altes Zimmer führen würde, das ich seit dem Tode der Eltern für ihn bereit hielt.

Ich ruhte sicher in seiner Liebe, bis damals die drei Rosen in mein Zimmer geworfen wurden. Sie wissen, daß ich nicht abergläubisch bin, aber jene Rosen erschienen mir wie ein letzter Gruß von ihm. Ich konnte mich von der Vorstellung nicht losmachen, daß er in jener Stunde gestorben sei, und sie verfolgte mich, so sehr ich auch gegen sie ankämpfen mochte, bei Tag und Nacht. Ich war mir bisher nicht bewußt geworden, daß unser Verhältnis ein wunderbares oder auch nur ein ungewöhnliches war; erst jetzt kam mir der Gedanke an die Möglichkeit, daß Hermann gestorben sein könnte. Ich war wie eine Nachtwandlerin, der man zugerufen hatte und die darüber ihre Sicherheit einbüßte. Aber es war gut so, sonst hätte ich den heutigen Morgen nicht überlebt.

Als sie mir von dem toten Fremden erzählten, da wußte ich gleich, wer er war. Und ich blieb doch am Leben, und ich kann ihn in die Erde betten zur letzten Ruhe. Gott sei Dank, wir sind ja nun wieder bei einander."

Christine erhob sich und ging mit großen Schritten auf und nieder. Die Lichter flackerten im Windhauch, und es war mir, als ob das ernste Antlitz des Toten sich zustimmend neigte.

Christine nahm wieder Platz und fuhr fort: „Ich fand in der Mappe Hermanns einen ausführlichen Brief, den ich heute morgen zugleich mit den drei Rosen erhalten sollte und in dem er mir von seinem Leben erzählte. Er war nach Amerika gegangen, in New York Kaufmann geworden und schnell zu Wohlstand gelangt. Aber er wollte nicht zu mir kommen, ehe sein Vermögen mindestens so groß war wie das meinige. Darüber gingen die Jahre hin, und das Leiden, zu dem sein rastloses Arbeiten den Grund gelegt hatte, nahm ständig zu. Als die Ärzte ihm sagten, daß er ihm bald erliegen müsse, gedachte er seines Versprechens und eilte zu mir. Es war zu spät."

Christine sank an dem Bett des Toten nieder, barg ihr Antlitz an seiner Seite und brach in ein herzergreifendes Schluchzen aus. Sie wurde aber bald wieder ihrer Bewegung Herr und erhob sich. „Ich bin schwach geworden, sagte sie, und er war doch so stark. Da muß ich auch stark bleiben.

Und nun noch eine Bitte, lieber Freund: wollen wir nie wieder von Hermann reden. Wer so lange geschwiegen hat wie ich, der könnte das Sprechen nur mit großer Qual wieder erlernen. Schweigen sie darum selbst und heißen sie auch alle meine Freunde schweigen."

Am dritten Tage begruben wir Christinens Bräutigam auf dem Platz vor der Bank unter den Rosen. Christine war während der Bestattung durchaus gefaßt und aufrecht.

Ich hatte ihren Wunsch nach Möglichkeit erfüllt und in dem von ihr angegebenen Sinn mit den Beamten und Nachbarn gesprochen. So groß auch ihr Erstaunen darüber war, daß Christine, die sie nur als die verkörperte Vernunft kannten, ein so romantisches Schicksal gehabt hatte, waren sie doch alle gern bereit, ihren Wunsch zu erfüllen. Weiter im Lande und in den Städten mögen wohl Klatsch und Afterrede ihr Unwesen getrieben haben, wer aber Christine kannte, der fand sich bald mit dem Außerordentlichen ab, das sie erlebt hatte. Eins aber war merkwürdig: auch die, die viel in Christinens Elternhaus verkehrt hatten, konnten sich nicht erinnern, ihren Geliebten je gesehen zu haben. Der Mann, der ihr Schicksal geworden war, war von keinem von denen, die sie liebten, beachtet, ja auch nur bemerkt worden. Er hatte ja allerdings auch nur wenige Frühlingsmonate im Hause ihrer Eltern gelebt.

Der Stein auf dem Grabe des Toten trug nur seinen Namen. In die linke Ecke hatte Christine drei Rosen einmeißeln lassen und in die rechte die Worte: „Diesen Stein errichtete in Treuen die Braut Christine Schwarzhof."

Ich erfuhr später durch Paul, der auf meine Bitte bei seinen Geschäftsfreunden in New York Erkundigungen einzog, daß Hermann Schneider dort einer der angesehensten und reichsten Kaufleute gewesen war, aber seines zurückgezogenen Lebens wegen für einen Sonderling gegolten hatte.

Als Christine den Verkehr mit ihren Beamten und den Nachbarn wieder aufnahm, begegnete man ihr, die die Trauerkleidung nicht mehr ablegte, wie einer Witwe, die den heißgeliebten Mann verloren hat und einsam zurückgeblieben ist. Sie selbst aber lebte wieder ganz ihren Pflichten und ihren Liebeswerken. So wirkte sie noch zwei Jahre. Dann starb sie, ohne vorher krank gewesen zu sein. Die Jungfer fand sie eines Morgen tot, als sie an ihr Bett trat. Sie wurde nach ihrer Bestimmung nicht im Erbbegräbnis sondern neben dem Manne begraben, den sie so heiß geliebt hatte.

Christine hatte kein Testament hinterlassen. Die Herrschaft fiel im Erbgang an einen entfernten Verwandten, der aber als Besitzer eines großen Majorates auf seinem angestammten Gute wohnen blieb. Er war ein ebenso tüchtiger wie liebenswürdiger Mann und schenkte mir sein volles Vertrauen. Aber es litt mich nicht länger in Banten. Ich hatte ja unterdessen längst Deine Mutter lieben und verehren gelernt und mein ganzes Herz an Dich gehängt. So zog es mich denn in die Vaterstadt und ins Vaterhaus, und ich kehrte in beide zurück, sobald sich mir dazu die Gelegenheit bot.

Ich bin kein Schriftsteller, mein Schwesterherz, aber wenn es mir gelungen ist, ein auch nur annähernd ähnliches Bild von Christine zu entwerfen, so wirst Du jetzt verstehen, warum ich ledig blieb und doch ein langes Leben hindurch ein sehr glücklicher Mann war — in Treuen.



An den Tod.

Von

Robert Geiger.

Tod, willst du mit kalter Hand
Löschen einst des Lebens Flammen,
Greife in den vollen Brand,
Drück' die Asche nicht zusammen!

Nimm mich aus der Liebe Arm,
Von der Wonne rotem Munde!
Aus der Freude trautem Schwarm!
Aus beglückter Dichterstunde . . .

Strecke mich ins junge Grün
Bei der Drossel süssem Schlagen!
In der Wiese vollstes Blühn
Nach den blausten Junitagen!

Oder wenn die weichste Nacht
Flicht ihr Diadem von Sternen,
Lass bei einem Lied mich sacht
Schwinden zu den dunkeln Fernen . . .



Scherz.

Von Gustav Falke.

Mit einer Zeichnung von Fidus.

Als ich heute Nacht
Das Fenster aufgemacht,
Sah ich ein Bübchen mit zitternden Flügeln,
Das stolperte zwischen weissen Hügeln.
Bald auf dem linken, bald auf dem rechten Zeh
So stelzt es im Schnee.

War's Amor, der ein Ständchen gebracht,
Überrascht von der ersten Winternacht?
Oder war es nur ein letzter,
Kleiner, dicker, untersetzter
Blumengeist, der überrumpelt
Durch den ersten Schnee hinhumpelt
Und weiss nicht so schnell
Wohin zur Stell',
Und, so was kommt vor, im Schrecken vergisst,
Dass er fliegen kann, geflügelt ist?

Ich rief ihn an. Pst! Kleiner!
Kriegt mich auf einmal von hinten einer
Am Kragen und schilt. Schliess das Fenster doch,
Du erkältest dich noch.
Meine Frau, die verständige war's; sie hielt meist
Meine Märchenerfindungen für sehr dreist.
So hab ich ihr auch, was ich sah, verschwiegen
Und bin still ins Bett gestiegen.



Von einer Einladungskarte des Malkastens. Gezeichnet von W. Schreuer.

Künstlerfeste.

Von

G. von Kieres und Wilkau.

Mit einem Kunstblatt und sechsundzwanzig Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Es ist weiter nicht merkwürdig, daß phantastisch prächtige Vorstellungen sich dem naiven Empfinden mit dem Worte „Künstlerfest“ verbinden. Man denkt mit Recht an eine Unsumme „angewandten Verständnisses“ für Zeichnung und Farbe, für die Trachtenkunde aller Völker und Zeiten, an genialen Ideenreichtum und nicht zuletzt auch an die leichtherzige Fröhlichkeit, die den Jüngern aller Musen nun wohl einmal von jeher im Blute gelegen haben soll.

Billigerweise wird man freilich von Feiern der Kunstakademiker oder der jungen Künstler, die sich beruflich und materiell noch im Sturm und Drang ihrer Anfangsjahre befinden, nicht denselben Stil verlangen wie



Vom Kaiserfest des Düsseldorfer Malkastens. 1877.



Düsseldorfer Malkasten. Kaiserfest 1877.

seiner Freiheit, weit der geistige Horizont, reich, überreich das äußere Gewand und voll üppig wuchernder Laune, so hebt sich das vornehme Künstlerfest glänzend über andere Geselligkeit empor.

Von solchen Feiern — einigen, welche die Öffentlichkeit und an deren Spitze oft die Träger der Krone zu Gaste luden, anderen, die für eine beschränkte Zahl von Bevorzugten im Heim der Meister selbst stattfanden — will ich reden.

Wenn man vor vierzig oder fünfzig Jahren im Norden unseres Vaterlandes von Künstlerfesten sprach, meinte man den „Malkasten“. Die so getaufte Vereinigung war, wenn auch nur mit dem Vorsprung einiger Jahre, die erste ihrer Art in Deutschland. Weil sie vorbildlich für die Bildung ähnlicher Zunftgenossenschaften wurde, beansprucht ihre Tradition eine besondere Bedeutung. Düsseldorf ist als Kunststadt alt. Es hatte schon im XVII. Jahrhundert unter Kurfürst Johann Wilhelm Ruf als solche. Dann kamen Zeiten des Verfalls; die herr-

bei jenen Festen, deren Leiter Koryphäen der Kunst sind. Die letzteren allerdings, die Meister, die von Fürsten herangezogen und vom Reichtum gesucht werden, die haben es leicht, die Blüte edler Freuden für sich und andere zu erwecken.

Nicht höfisch im Ton, aber maßvoll in

Düsseldorfer Malkasten. Kaiserfest 1877.
Lebendes Bild, gestellt von Benjamin Vautier und Ernst Bosch.

liche Bildergalerie ward als Kriegsbeute auf Nimmerwiederkehr nach Bayern geschleppt. Erst mit der Ernennung von Peter von Cornelius zum Direktor der Düsseldorfer Akademie im Jahre 1819 begann deren glänzendes Aufblühen. — Es wehte aber dennoch schon seit Menschengedenken Kunstluft in der Rheinstadt, als aus den Stürmen des tollen Jahres 1848 heraus der Ursprung des „Malkastens“ erfolgte. Die blutigen Barrikadenkämpfe lagen schon um Monate zurück. Auf die aus Frankfurt a. M. kommende Nachricht, daß unter Erzherzog Johann von Österreich alle deutschen Bundesländer sich zu einem großen Ganzen vereinigen sollten, errichtete das temperamentvolle Künstlervolk zu Düsseldorf, wo in den Monaten zuvor Freiligrath und Lassalle geweilt und mancherlei Zündstoff ausgestreut hatten, auf dem größten freien Platze der Stadt binnen wenigen Tagen eine Riesenbildsäule der Germania. Am Abend des 6. August erfolgte ein Fackelzug in Kostümen, an dessen Schlusse vor dem Sockel der Statue die Banner der deutschen Einzelstaaten niedersanken, während statt ihrer eine schwarzrotgoldene Fahne von ungeheuren Dimensionen sich hoch über den lodernden Pechflammen ins nächtige Dunkel erhob. Der Begeisterung dieser „Einheitsfeier“, die leider zu noch späterer Stunde durch eine solenne Prügelei der unteren Volksklassen besiegelt wurde, dem feuchtfröhlichen Beisammensein nach dem Fackelzug entsprang die Begründung des „Malkastens“, einer Verbrüderung der Düsseldorfer Künstler zu gegenseitigem Schutz und Trutz und zu treuer Kameradschaft.

Die Umstände, unter denen er aus der Taufe gehoben wurde, brachten den „Malkasten“ für Jahrzehnte und in weiten Kreisen in den Ruf roter demokratischer Gesinnungen, und es bedurfte langer Anstrengungen des Vereins selbst, sowie der Ehrenmitgliedschaft eines Bismarck, eines Fürsten Carl Anton von Hohenzollern, eines Adolf von Menzel und H. von Sybel, um ihn von dem Verdacht



Märchengruppe: Düsselnixen. Vom Feste des Düsseldorfer Malkastens 1901.



Vom Griechenfest der Münchener Künstler. 1898.
Frau Mary Stuck.
Aufnahme v. Hofphotograph Baumann-München.

revolutionärer Tendenzen zu befreien.

Im Gegensatz zu anderen Künstlerverbänden, die sich auch mit geschäftlichen Unternehmungen ihrer Mitglieder befaßten, ist der „Malkasten“ stets nur auf den kameradschaftlichen Zusammenschluß gegründet gewesen. Seiner phantasievollen Geselligkeit ist diese Beschränkung nach einer einzigen Seite hin zu gute gekommen. Auch die karnevalistische Gewöhnung des Rheinländers an allerlei Mummenschanz mag dem Vorschub geleistet haben.

So waren seine winterlichen Bühnenaufführungen, seine Märchenfeste im Frühling schon in den fünfziger Jahren berühmt, und das um so mehr, weil die größere Einfachheit jener Zeiten solche Unternehmungen noch als etwas Besonderes und Seltenes erscheinen ließ. Um so prächtiger und reicher wurden diese Veranstaltungen, je öfter sie wiederkehrten. Die Leiter sammelten Erfahrungen, eines am andern bildeten sich mimische und dramatische Talente heran; es häuften sich die Kostüme, Rüstungen und Waffen, die der „Malkasten“ den Darstellern bei den Aufführungen zur Verfügung stellen konnte. Von der langen Reihe bekannter Künstler, die zu irgend einer Periode ihres Lebens der Düsseldorfer Malerzunft angehört haben, machte fast jeder sich auch um diese heiteren Feste verdient. So Wilhelm Camphausen, der bekannte Schlachtenmaler, das größte gesellschaftliche Organisationstalent und durch Jahrzehnte Hausdichter des „Malkastens“, so die beiden Achenbach,



Professor Franz Stuck.

Geselschap, Adolf Schmitz, die Genremaler und Illustratoren Gehrts, Ernst Bosch und Grot Johann und viele andere. Längst waren die Saalaufführungen nicht mehr auf die Bühne beschränkt, die man einst nach langer Debatte um 22 Thaler angeschafft hatte. Seit 1860 besaß der Malkasten-Verein sein eigenes Haus mit künstlerisch ausgestatteten Festräumen und mit weiherdurchblinktem herrlichem Park.

Mit der Geschmacksrichtung der Zeit wechselten die Stoffe der Festaufführungen. In den fünfziger Jahren gab man fast nur Märchenspiele: „Prinz Rebenblut und Prinzessin Waldmeister“, „Aschenbrödels Hochzeit“, „Tannhäuser bei Frau Venus im Hörselberg“. Später bevorzugte man jedoch mehr und mehr die Darstellung wirklich stattgehabter geschichtlicher Vorgänge. So wurden beispielsweise in den letzten Jahren mit einem stilgerechten „Fest bei Peter Paul Rubens“ und mit dem „Triumph der Hansa nach dem Frieden zu Lübeck 1370“ schöne Erfolge erzielt. Auch vielerlei allegorische Darstellungen, sowie Parodien auf das Künstlerleben und andererseits auf Kleinstädterei und Philistertum gab es. An Pracht und Umfang überragte alle anderen das im September 1877 zu Ehren Wilhelms I. veranstaltete Malkastenfest. Im Rheinland waren Kaisermanöver, und schon vorher hatte eine Deputation dem Herrscher die Einladung des Vereins gebracht und huldvolle Zusage erhalten. Unter wolkenlosem Himmel im Freien verlaufend, sah das imposante Fest als seine höchsten Gäste die Majestäten, den Kron-



Vom Einweihungsfest des Münchener Künstlerhauses 1900.
Frl. Gedon. Frau Hauptmann Frez. Frl. Pröbst. Frl. Nadejde.
Gust. Laeverenz.
Aufnahme von Hofphotograph Ad. Baumann-München, Residenzstraße, und Frankfurt a. M., Bleichstr. 70.



Vom Einweihungsfest des Münchener Künstlerhauses.

prinzen, die Kronprinzessin, den Prinzen Friedrich Karl und einen großen Schwarm von anderen Fürstlichkeiten. Im glänzenden Gefolge des Hofes erschien auch Feldmarschall Graf Moltke. Der Hauptinhalt der Aufführungen ergab sich aus fünf großen historischen Zügen, die eine patriotische Dichtung untereinander verband. Die Germanen und Römer an der Westgrenze des Reiches, das Mittelalter unter Rudolf von Habsburg, das Hof- und Jagdleben des XVII. Jahrhunderts, die Befreiungskriege und zuletzt ein glückliches Volksleben am Rhein nach dem Frieden von 1871 zogen in wechselnden figurenreichen Gruppen und lebenden Bildern an den Zuschauern vorüber. Eine spätere Abendstunde brachte dann noch ein speciell der Kaiserin gewidmetes Feenspiel mit Nixen, Schwänen und magischen Lichtwirkungen am Venusteich im Park. Eine wirkliche Zaubergrotte war dort entstanden, und die zu ihr hinführende prachtvolle Ulmenallee hatte man durch zwischen die dicken Stämme gesetzte riesige Transparente märchenhaft verwandelt und in eine Art gotischer Halle umgeschaffen. Glanzvoll verlief auch das 50. Stiftungsfest des „Malkastens“. Nachdem man am ersten Tage in Banketten, ernsten und heiteren Reden die Bedeutung des Jubiläums gebührend gefeiert hatte, brachte der zweite groß angelegte Festaufführungen. Sie hatten zur poetischen Grundlage die goldene Hochzeit des Vater Rhein mit der Göttin Kunst und die Vermählung des ewig jungen Prinzen Humor mit der Prinzessin Phantasie. Die farbig heitere Dichtung beschwor die Hauptgestalten früherer Feste wieder herauf. In Gruppen und Aufzügen erschienen die vertrauten Gestalten, Prinz Rebenblut und Prinzessin Waldmeister, Frau Venus, Tannhäuser, Germania, Apollo und die neun Musen, die Düsselnixen, die Sage und die Poesie, die Meister der Malerei von Apelles bis zu Cornelius, Edeldamen, Ritter und Knappen,



Vom Einweihungsfest des Münchener Künstlerhauses.
Professor Ludw. Herterich. Frau v. Poschinger. Frau Eugenie Knorr.
Marion Lenbach. Professor Harburger. Iphig. Gysis.
Aufnahme von Hofphotograph Th. Baumann-München.



Vom Olympiafest des Vereins Berliner Künstler 1886.

Fürsten und Kirchengewaltige, Bauern, Jäger und Kriegsgesellen. Unter Mephistos Führung suchte ein Chor von Höllengeistern mit allerlei unheimlichem Thun die Freude zu stören, aber heldenhafte Lichtgestalten vertrieben sie. Eine gewaltige Menge von Darstellern war aufgeboten und schuf im Glanz der Kostüme, im Schwung der poetischen Rede, in der exakten Durchführung der Aufzüge und lebenden Bilder, in den Tänzen der Hexen und Dämonen, der Luft- und Wassergeister aus der verwirrenden Fülle der Erscheinungen ein überwältigendes Ganzes. —



Vom Olympiafest des Vereins Berliner Künstler. 1886.

Auch München schaut auf eine lange Reihe von Künstlerfesten zurück. Wenn der „Malkasten" den bekannten Schriftsteller Wilh. Hackländer, den Begründer von „Über Land und Meer", zu seinem „Künstlerroman" begeisterte, so hat ein Größerer, hat Gottfried Keller einem „Dürerfest" der Bayernstadt Stoff zu seinem „Grünen Heinrich" entnommen. Die Münchener Künstlerfeiertage haben nicht wie diejenigen des „Malkastens" alljährlich, sondern in größeren Zwischenräumen stattgefunden. Und noch ein anderes: im Rheinland bleibt die goldene Romantik zu Hause. Auch wenn der „Malkasten" uns historisch kommt, geht es bei seinen Veranstaltungen selten ohne die Germa-

Vom Olympiafest des Vereins Berliner Künstler. 1886.



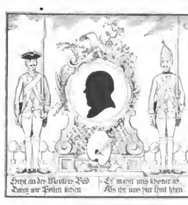
Frau Professor Else Schott geb. de Ahna.

Fräulein Lotti von Zobeltitz. Frau Melitta von Herigoyen.

Fräulein Gertrud l'Arronge. Comtesse Vera zu Limburg.

(Letztere vier Damen im Kostüm des Künstlerfestes bei Professor Gustav Eberlein.)

Nach Aufnahme von Erich Sellin & Co. in Berlin.



Vom Menzelfest der Berliner Künstler. 1895. Widmungsblatt.

nia, den Vater Rhein, die im übrigen wunderholden Düsselnixen und andere Gestalten ab, die eigentlich nicht notwendig in das zur Maske des Tages gewählte Zeit- und Kulturbild gehören. An der Isar ist man da weniger phantasiereich und — neuerdings besonders — ganz streng im Stil. Höchstens daß dem durch die Münchener „Jugend" so charakteristisch gefärbten süddeutschen Humor einige Anachronismen und poetische Freiheiten erlaubt werden. München, das auf die Entwickelung der neueren Kunstrichtung so starke und entscheidende Einflüsse gehabt hat, leistete bezeichnenderweise in den letzten Jahren auch auf dem Gebiet der künstlerischen Geselligkeit Auserlesenes. Da war im Februar 1898 ein über alles Lob erhabenes Griechenfest in den beiden Hoftheatern. Da gab es 1900 bei der Einweihung des von Gabriel Seidl erbauten neuen Künstlerhauses Kostümaufführungen im Renaissancestil, mustergültig in der Schönheit des poetischen Inhaltes, wie in der Zeitechtheit der Umrahmung. Die sonst getrennten Lager des Münchener Künstlervolkes, „Genossenschaft" und „Secession", zu einem frohen Ganzen vereinigend, hatte das Griechenfest an der Spitze seiner Lenker und Leiter zwei Männer, deren berühmte Namen bereits ein Programm bedeuteten: Professor von Lenbach und Professor Franz Stuck. Bekannte Archäologen waren die Berater des Komitees. Lenbach selbst hatte die Scenerie zum Festspiel entworfen, Emanuel Seidl diese arkadische Landschaft mit ihren Säulentempel und Treppen, der weinumrankten Pergola, der Akropolis im Hintergrunde, sowie die Dekoration der übrigen Festräume ausgeführt. Zu den schwungvollen Versen von Maler Benno Becker, dem unermüdlichsten unter den Arrangeuren, komponierte Max Schillings eine althellenische Musik von eigenartigem Reiz. Ernst von Possart leitete die Festproben. Am Abend des 15. Februar füllte eine nach Tausenden zählende Menge das Hoftheater. Fanfarenbegrüßt erschien in der Mittelloge, von einem Kreise von Fürstlichkeiten umgeben, der Prinzregent. Das Festspiel zeigte die Akropolis und die Tempel davor zunächst von Nacht überschattet. Erinnyen kauerten auf den Stufen. Da nahte Bachus. Der Gott des Weines nicht nur, sondern auch der des Frohsinnes, scheuchte er die Unholde hinweg. Rosig stieg der junge Tag herauf. Erst einzeln, gemessen und ernst, dann in immer größeren, jubelnden Scharen erscheinen zahlreiche Frauen und Jünglinge, graubärtige Alte, lachende Kinder auf der Bühne. Auf Opfersteinen wurden Gaben dargebracht, Schalmeien ertönten, schöne Mädchen traten zum Tanz hervor. Unerkannt zuerst im Gewühl verharrend, gab Bachus sich dann dem Volk zu erkennen:

„Wohlan! Der Tag ist mein, ich schenk'



Vom Knausfest der Berliner Künstler. 1900. Frau Valentin in der Tracht von 1750. (Lebendes Bild nach einem Gemälde von Ludwig Knaus.)




Professor von Munkacsy und Frau von Munkacsy in Rembrandttracht bei einem Feste in dem Atelier des Meisters zu Paris.

ihn euch!" Und brausend stieg in schmetterndem Crescendo viermal der Jubelruf der Menge zu dem hoch und allein auf der breiten Freitreppe stehenden Gotte empor. Von dem freudigen Getöse angelockt, sprang lustiges dionysisches Gesindel, Bachanten, Satyrn und Nymphen herbei. Bachus auf hohem Thron von seinen Dienern vorangetragen, bewegte der farbenstrahlende Zug sich von der Bühne herab zu jubelndem Rundgange durch den Saal, Bachanten und Faune, Priesterinnen, Philosophen. Von rauhen thrakischen Männern geleitet, Orpheus und Eurydike, Tänzerinnen, Sängerinnen und nach den Kindern des antiken Hellas Ägypter, Assyrer und Phönizier in kostbaren Gewändern und ein prächtig wirkungsvoller altsemitischer „Tanz um das goldene Kalb". Einen Begriff von der Großartigkeit des Festes gibt es, daß sein dem Münchener Künstlerfonds zugeflossener Reinertrag sich auf 25 000 Mark bezifferte. Einen anderen dauernden Gewinn bedeutete die Rückwirkung dieses Abends auf das in München ohnehin so hochentwickelte Kunsthandwerk. Die Ratschläge, schöpferischen Ideen, eigenen Entwürfe für Kostümzuthaten, Rüstungen und Waffen, die von den ersten Meistern in dreimonatlicher Vorarbeit zusammengetragen worden waren, ergaben einen Nibelungenhort von Anregungen für das Kunstgewerbe. Selten oder nie mag ein großes Fest mit so genialem Fleiß und mit solcher Gewissenhaftigkeit in Bezug auf die Treue des Stiles bis in die kleinsten Züge ausgestaltet worden sein wie dieses. — Mit durch drei Tage anhaltendem Pomp ward auch das Münchener Künstlerhaus seiner Bestimmung übergeben. Dem am Vormittag des 29. März 1900 stattgehabten Huldigungsakt für den Prinzregenten folgte eine abendliche Künstlerfeier in dem das ganze obere Stockwerk einnehmenden gewaltigen Festsaal, den ein dreifaches Bogenthor aus schwarzem Marmor mit reicher Goldzier und Einlagen farbiger Steine in zwei ungleiche Teile zerlegt. Wundervoll einheitlich fügte sich der vornehmen Pracht dieser Räume das in einem Hain von Lorbeer und blühenden Gewächsen auf der Bühnenestrade stattfindende Festspiel hinzu. Die feierlichen klangschönen Strophen, die stolzen Männer und Frauen und engelhaften Kinder in tizianischer Tracht zogen dort oben vorüber wie ein schimmernder Traum aus dem Cinquecento. Auch zu diesem Festspiel hatte Benno Becker wieder die Dichtung geschrieben und Schillings die Musik. An der Entfaltung äußeren Pompes übertraf den hier geschilderten Abend noch der dritte Festakt: das zwei Tage später im Künstlerhause stattfindende Prunkmahl mit seinem kostbaren, eigens zu diesem Zweck hergestellten Tafelgerät, seinen luxuriösen „Schau-

gerichten", wie sie in alter Zeit bei den Kaiserkrönungen zu Frankfurt a. M. üblich waren, seiner Bedienung von Mohren in reichen Gewändern und langlockigen Pagen und seinem Chor singender Jungfrauen, die, in Renaissancekleider von weißem Atlas gehüllt, den Festwein kredenzten. —

Die Fülle wechselnder Tagesereignisse, welche die Weltstadt auch auf diesem Gebiete zeitigt, verlangt in Berlin schon ein ganz Besonderes, damit ein Fest von der Teilnahme der Allgemeinheit getragen werde und sich in deren Gedächtnis dauernd erhalte. Solch ein ganz Besonderes, schon was die Veranlassung anbetraf, war das Olympiafest im Juni 1886, war um neun Jahre später die große Feier zum 80. Geburtstage Adolf von Menzels. Frohgeschwellten Hoffnungen von Tausenden entsprach das pergamenische Fest. Am Lehrter Bahnhof, auf dem Staat gehörenden Grund und Boden war der Kunst in Berlin endlich ein der Reichshauptstadt würdiger, großartiger Palast errichtet worden, nachdem die Ausstellungen der Königlichen Akademie ein Jahrhundert hindurch unter der Beschränktheit und Unsicherheit des ihnen gewährten Obdaches zu leiden gehabt hatten. In der ersten Freude über diese Jubiläumsausstellung im neuen Heim mit ihren mehr als 3000 Werken glaubte man das goldene Zeitalter der Kunst wiedergekehrt. Das Wort „Olympia" war auf aller Lippen und in allen Zeitungen.

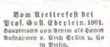


Professor Walter Schott-Berlin.
(Tracht des XVI. Jahrhunderts.)

Was die Zahl der Teilnehmer anbelangt, ist dies pergamenische Fest auf deutschem Boden wohl nie und nirgends wieder erreicht worden. Und der im Lenzgrün prangende weite Ausstellungspark bot der Entfaltung der Massen und ganz besonders jener der Scharen phantastisch gewandeter Reiter und Reiterinnen den denkbar günstigsten Rahmen.

In Vertretung des greisen Kaisers, den die Erschütterung um den erst vor kurzem erfolgten Tod des unglücklichen Bayernkönigs Ludwig II. noch fernhalten mochte, war der Kronprinz mit seiner Gemahlin und den Prinzessinnen-Töchtern anwesend. Unter einem Himmel von griechischer Bläue erhob ein riesiger Obelisk, von amphitheatralisch aufsteigenden Sitzbänken umgeben, sich in der Mitte des eigentlichen Festplatzes. Farbig leuchtende Velarien, Stierschädel und Gorgoschilde, Trophäen antiker Rüstungen, kolossale Sphinxstatuen zauberten die Täuschung des alten Hellas vollends hervor. Auf der Plattform des zum Ausstellungspark gehörenden olympischen Tempels mit den Giebelmalereien von Geselschap war zwischen ehernen Dreifüßen und Opferschalen der Altar des Zeus und der Athene errichtet. Nach dem Muster der Antike spielte das Fest sich ab, mit Posaunenklang und Heroldsruf von der Zinne des Tempels beginnend. Im Sonnengefunkel schon von Ferne blitzend, wälzte sich mit waffenstarrenden Kriegern und jauchzendem Volk, mit Trophäen und fesseltragenden Ge-





Vom Atelierfest bei Prof. Gust. Eberlein. 1901. Hauptmann von Arnim als Homer Aufnahmen v. Erich Sellin u. Co in Berlin.

fangenen der Triumphzug des Königs Attalos heran, der da nahte, um nach in heißen Schlachten errungenem Siege über feindliche Völker des Orients und der nördlichen Barbaren den Göttern Dankesopfer zu bringen. Heilrufe, Schilderdröhnen, fremdartige Rhythmen der Hoboen und Doppelflöten ertönten. Schier endlos war der Zug malerischer Gestalten, der nubischen Bogenschützen, der stahlglänzenden Berittenen, der Handwerker und Landleute, singenden und tanzenden Mädchen, Priester und Priesterinnen. Von Stieren gezogen, schwankte ein gewaltiges, auf Räder gestelltes Schiff vorüber, hochangefüllt mit geraubten Tempelschätzen. Mauerbrecher und Angriffstürme, deren Zinnen mit Kriegern besetzt waren, wurden von keuchenden Mannen dahergeschoben. Ein reich geschmückter Wagen trug eine Schar geraubter Frauen, in ihrer Mitte hoch aufgerichtet die gefangene gallische Königstochter mit dem wallenden goldenen Haar.

Auf der von duftenden Rauchwolken umhüllten Plattform ging das Opfer vor sich. Hymnen der rosenbekränzten Knaben stiegen auf. Im Gewähren der flammenden Bitte einer schönen Oberpriesterin gab Attalos den Gefangenen die Freiheit. Mit Jauchzen strömte die Menschenwoge die Stufen hinan, den König dankend zu umringen, während Hunderte von weißen Tauben hoch über dem Gedränge in die blauen Lüfte stiegen.

Überwältigend durch seinen Umfang, durch Farbe, Bewegung und blühendes Leben war dies Fest. Die Jubelfeier für



1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16.

Gruppe vom Atelierfest bei Professor Gustav Eberlein. 1901.

1. Freiherr v. Dincklage-Campe. 2. Gräfin Bethusy-Huc. 3. Dr. Martens. 4. Walther Graf Hertzberg. 5. Frau v. Carnap. 6. Gräfin Dolly zu Limburg-Stirum. 7. Comtesse Vera zu Limburg-Stirum. 8. Hans Wedo v. Glümer. 9. Professor Gustav Eberlein. 10. Frl. Lotti v. Zobeltitz. 11. Major Dickhuth. 12. Frau Professor Eberlein geb. Gräfin v. Hertzberg. 13. Freiherr v. Maltzahn. 14. Frau Helene Lieban-Globig. 15. Kammerherr v. Rosenberg. 16. Kammersänger Eugen Robert Weiß.

Adolf von Menzel am 8. Dezember 1895 trug ein sehr viel ernsteres Angesicht. Man ehrte einen Mann, der die Höhegrenze des biblischen Alters erreicht und in der Arbeit seines langen Lebens eine der wichtigsten Epochen preußischer Geschichte seinem Volke so nahe gebracht hatte, wie kein anderer es bis dahin vermochte. Am Abend der Feier bei Kroll erblickte man in der Hofloge den Friedrichs des Großen", schritt der ruhmreiche König am Schlusse aus dem Rahmen heraus, um durch den Genius der Geschichte, die Hofschauspielerin Rosa Poppe, dem Jubilar den Lorbeerkranz reichen zu lassen. Die Majestäten sprachen kurz darauf in ihrer Loge Menzel persönlich ihre Glückwünsche aus; der Hof entfernte sich. Unten im Saal setzten sich die Ovationen für den



Atelierfest bei Professor Gustav Eberlein-Berlin. 1901.
Graf Pilaty. Comtesse Vera zu Limburg. Kammersänger Weiß. Fr. v. Carnap. Herr von Woikowski-Biedau.
Frl. Lotti v. Zobeltitz. Leutnant Graf Herzberg. Leutnant v. Maltzahn.
Aufnahme von Erich Sellin u. Co.-Berlin.

Kaiser, die Kaiserin, die Kaiserinwitwe Friedrich und in den Rängen rechts und links die Träger höchster Würden, den Reichskanzler, die Minister, die Generalität. Auf der Bühne hatte man, um den Altmeister zu ehren, nichts Besseres darzustellen gewußt als die Verkörperung seiner eigenen Werke in „Lebenden Bildern". Im letzten, dem Titelblatte zu Kuglers „Geschichte Meister in ungezwungenerer Weise fort, bis sie mit einem Kostümzug der Studierenden der Hochschule für die bildenden Künste ihren Abschluß fanden. Aller Begeisterung Grundton aber blieb bis zur letzten Viertelstunde der Feier dieselbe: Die Huldigung für den großen Künstler und die für den glorreichen König zugleich.

Und wieder ganz anders verlief ein

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.

Gruppe vom Atelierfest bei Prof. Reinhold Begas 1897.

1. Malerin: Fürstin Lwoff (Vilma Parlaghy). 2. Zweite Viktoria: Frau von Pachelbl-Gehag. 3. Dritte Viktoria: Miß Cate Coughtrie. 4. Elbe: Frl. Luise Rösing. 5. Neptun vom Schloßbrunnen: Dr. E. A. Lutze. 6. Rhein: Hedwig Mayländer. 7. Erste Viktoria: Frau Professor Schott, geb. de Ahna. 8. Genius vom National-Denkmal: Molly Begas.

drittes Berliner Fest, die Nachfeier zu Professor Ludwig Knaus' siebzigstem Geburtstage. Knaus' Muse ist mit Völkergeschichte und Potentaten nicht in Berührung gekommen wie die Menzelsche. So war die Feier für ihn nicht in gleichem Umfange offiziell, wenn schon auch diesem Jubilar reiche Ehren zuteil wurden. Das Abendfest im Künstlerhaus veranstalteten ihm der deutsche Humor, die deutsche Gemütsinnigkeit, die er selbst zeitlebens in seinen Werken geschildert hat. Auch aus seinen Werken waren die Gestalten zu „Lebenden Bildern" auf die Bühne hinaufgestiegen. Und zahl-



Fürstin E. Lwoff (Vilma-Parlaghy). „Muse der Malerei" vom Begasfest 1877.

reicher bevölkerten sie nachher noch die Festräume.

Mit diskreterer Wirkung stellt sich diesen Festen für die Öffentlichkeit, die, entgehen sie der Gefahr der Zersplitterung und der ungenügenden Ausgestaltung im einzelnen, allerdings von erdrückender Großartigkeit sein können, die Gastlichkeit im eigenen Hause des Meisters entgegen. Der Apparat ist hier minder riesenhaft, die Einzelheiten sind oft um so interessanter. Das Milieu gewinnt an Wert durch seine Beziehung zur privaten Persönlichkeit des großen Künstlers. Es gab und gibt allerdings Genies, die außerhalb ihrer Werk-



Atelierfest bei Reinhold Begas. 1897.
Lebendes Bild nach der Gruppe am Reichstagsgebäude.
Reinhold Philipp. Frl. Angelina Gurlitt. Frl. Anna Pietsch.

geistvoll belebte Feste wohl kaum eine passendere Stätte geben als diese an die Antike gemahnenden Räume mit der edlen Kühnheit ihrer Linienführung und der Tiefe, Glut und Leidenschaft ihrer Farben.

Drei Bildhauer ersten Ranges pflegen in Berlin eine erlesene Geselligkeit. Professor Walther Schott, an Jahren der Jüngste von ihnen, durch

statt nüchtern wie Puritaner leben. Andere aber lassen in sinnenfroher Lebensbejahung Farbe und Schönheit in ihrem Hause aufblühen. Vielleicht der prunkliebendste unter den Meistern von der Palette seit den Tagen Makarts in Wien war Michael von Munkacsy in seiner Pariser Glanzzeit. Mit der Opulenz eines ungarischen Magnaten hielt er an der Seite seiner Gemahlin Rosa, verwitweten Baronin des Marches offenes Haus. Ganz Paris, soweit es vornehm, reich oder talentvoll war, verkehrte in dem palastähnlichen Hotel der Avenue Villiers. Noch dem schon seiner Todeskrankheit verfallenen Meister war es Freude und Bedürfnis, die schönsten Menschengestalten in malerischer Kleidung zu großen und kleinen Festen um sich zu scharen.

In München ladet Franz Stuck einen bevorzugten Kreis bei sich zu Gaste. Seine durchweg nach Entwürfen ihres Besitzers aufgeführte berühmte Villa wurde vor einigen Jahren mit einer glänzenden Feier für mehr als hundert Geladene eingeweiht. In der That kann es für



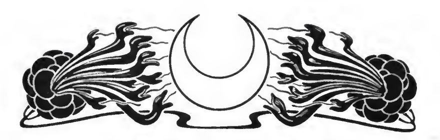
Atelierfest bei Reinhold Begas. 1897.
Fräulein Molly Begas als Römerin. (Lebendes Bild.)

seine im Auftrag des Herrschers geschaffene Kaiserbüste für Adolf Menzel, seine Statue Albrechts des Bären in der Siegesallee und andere Werke in der Gunst seines Monarchen und des Publikums, gab in seinem früheren Atelier bereits prächtige Feste, bei denen durch seine schöne Frau, eine Tochter Heinrich de Ahnas, die Tradition der Musik besonders gepflegt wurde. Die neue große Werkstatt des Künstlers am Kurfürstendamm dürfte solcher Feiern noch mehr sehen. Einen so interessanten Freundeskreis, wie man ihn in Berlin nicht oft findet, hat Professor Gustav Eberlein. Seine geistreiche Gattin, eine geborene Gräfin Hertzberg, versammelt im vollsten Sinne des Wortes die Blüte der Gesellschaft um sich. Minister und Gesandte trifft man da an, die schönen Frauen der Hofgesellschaft, die ersten Vertreter der Finanz, die Männer und Frauen der Feder, Forscher und Gelehrte. Ein nach Hunderten zählendes schillerndes Gewoge versammelt sich zu Zeiten in den phantastisch ausgeschmückten und beleuchteten Atelierräumen des Meisters zu genial angelegten Festen, wie im vergangenen Winter deren eines mit Dionys und seinem Gefolge, mit Tänzen von Bachus und Psyche, schlanken Griechinnen und gehörnten Satyrn als einer der rauschendsten Erfolge der Berliner Saison vorüberzog.

Auch das nun von Trauer beschattete Haus des ersten unter den deutschen Bildnern, des Professors Reinhold Begas, hat viele und vornehme Gäste und manch großartiges Fest gesehen. Seine vor wenigen Wochen entschlafene Herrin liebte es solche zu veranstalten. Sie selbst und die später mit dem Architekten Klingenberg dem Jüngeren vermählte liebliche Tochter Molly — der das Roß des Heldenkaisers führende Genius auf dessen Reiterstandbild an der Schloßfreiheit — haben manches Mal in Aufführungen und lebenden Bildern jubelnden Beifall gefunden. Die schönste, vor dem zahlreichsten und glänzendsten Zuschauerkreise stattfindende unter diesen Feiern war unstreitig die, in der während der Centenartage 1897 seine Familie und seine Freunde dem Schöpfer des Nationaldenkmals huldigten.



Atelierfest bei Reinhold Begas. (Lebendes Bild.)
Frau Prof. Begas. Bildhauer Felderhoff.



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Verlorene Gelegenheiten.

Eine Erinnerung aus türkischen Diensten.

Von

Colmar Freiherr v. der Goltz.

(Abdruck verboten.)

Am 19. September 1885 ging es auf den kleinen Dampfern, welche die der Stadt entflohenen Offiziere, Beamten, Diplomaten oder Geschäftsleute von der großen Brücke von Stambul nach überheißen Büreaustunden zur abendlichen Kühle ihres Sommeraufenthalts am Bosporus oder der Modabucht zurückführten, besonders lebhaft zu. „Etwas" war vorgefallen, soviel stand schon fest; doch wußte noch niemand recht, was „los" sei. Die französisch erscheinende Zeitung „Stambul" brachte eine Stunde später die orakelhafte Andeutung, daß „quelques malfaiteurs" bei Hermanly an der ostrumelischen Grenze die Eisenbahn zerstört hätten; eine andere Zeitung nannte die Attentäter: „quelques mauvais drôles". Das klang, als handele es sich um nichts, als einen übermütigen Bubenstreich, und doch standen wir vor einer ernsthaften Volkserhebung.

Der nächste Tag war ein Sonntag und zugleich der Beginn des Kurbanbeiram, welcher mit der Ceremonie des Hammelopfers und des folgenden Handkusses eröffnet wird. Bei Morgengrauen versammeln sich Offiziere und Staatswürdenträger vor der Moschee von Beschiktasch,*) wo der Großherr sein Gebet verrichtet. Dann reitet dieser, vom feierlichen Zuge begleitet, nach dem Palast von Dolmobagdsche zu der Festhandlung.

Das Gewühl von Uniformen und Galatrachten war heute größer denn je. Der Ernst des Augenblicks hatte manchen Halbvergessenen herbeigerufen, der die Stunde wohl für gekommen hielt, in welcher man sich seiner Dienste wieder erinnern werde. Die Nachrichten aus Ostrumelien waren zum großen Teile schon bekannt; man wußte, daß in Philippopel die Vereinigung mit Bulgarien proklamiert, der Generalgouverneur Gavril Pascha gefangen, Fürst Alexander herbeigerufen sei, und daß sich eine provisorische Regierung eingesetzt habe. Sichtbare Aufregung ließ sich in dem sonst so förmlich-feierlichen Kreise nicht verkennen.

*) Stadtviertel am Fuße der Höhe von Jildiz.

Die wunderlichsten Kommentare schwirrten durcheinander. Echt orientalisch war es, daß man die Ursachen für das Geschehene nicht in naheliegenden Dingen, in den rumelischen Unabhängigkeitsgelüsten und dem großbulgarischen Nationalitätsdrange, sondern in den entferntesten Kombinationen suchte. Der Name Bismarck war auf den meisten Lippen. Der große deutsche Kanzler, der nach den Vorstellungen der Menge alle europäischen Geschicke an geheimen Fäden lenkte, sollte natürlich auch dies gethan haben.

Leute, die weniger krause Vorstellungen von bismarckischer Staatskunst hatten, nahmen doch an, daß Rußland mit Deutschlands geheimer Zustimmung die Hand im Spiele habe. Sie trauten den „kleinen Leuten" am Balkan den Mut und die Unternehmungslust zum Vorgehen auf eigene Faust nicht zu. Einige der Anwesenden, die tags zuvor wegen der Festvorbereitungen nicht zur Stadt gekommen waren, hatten überhaupt noch keine Ahnung von dem Geschehenen und fielen aus den Wolken, als sie hörten, daß soeben ein kühner Handstreich dem Reiche eine Provinz entrissen habe. In der That hatte noch 48 Stunden früher niemand an außergewöhnliches gedacht. Konstantinopel war mit sich fetbst und mit den fatalen „internen Angelegenheiten" beschäftigt gewesen. Die Nachricht von der Erhebung kam wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel.

Inzwischen begann die feierliche Handlung im großen Kuppetthronsaale. Osman Pascha, der Kriegsminister, war kurz vor dem Anfange unter den Wartenden erschienen und hatte zur Eile gemahnt. Es sollte unmittelbar nachher ein Ministerrat stattfinden. Aber die Mohnung fruchtete wenig. Die Cour nahm ihren althergebrachten Verlauf; langsam in lautloser Stille setzten sich die langen Reihen goldstarrender Uniformen in gemessene Bewegung beim Throne des Sultans vorüber, und es wollte mir scheinen, daß der Ernst der Lage sich durch ganz besonders tiefe und umständliche Verbeugungen fühlbar machte. Die Reihen nahmen kein Ende.

Ich konnte dabei den Gedanken nicht los werden, daß, während man sich hier abmühte, der treuen Ergebenheit gegen den in seinen Rechten schmählich gekränkten Herrscher einen möglichst beredten Ausdruck zu geben, die Bulgaren — marschierten.

Indessen die Stunden verrannen. Mir war zu Mute, als sollte ich von der Galerie herab ein lautes „An die Gewehre“! rufen, damit die Versammlung auseinanderstiebte und jedermann auf seinen Posten eilte, auf dem das gefährdete Reich ihn brauchte.

Nie ist mir die Macht des Althergebrachten deutlicher vor Augen getreten, als damals. —

Am Nachmittage trieb mich's nach Therapia hinaus zu den Diplomaten, wo ich näheres zu erfahren hoffte.

„Was werden die Türken thun?“ war die allgemeine Frage, auf die ein ergrauter Kenner der Verhältnisse lächelnd die Antwort gab: „Sie werden zunächst den Beiram feiern.“

Und so geschah es. —

Leider war auch in der diplomatischen Welt am Bosporus die Ansicht ganz allgemein verbreitet, daß nichts zu thun in diesem Falle das weiseste sei, was die hohe Pforte thun könne. Die Ratschläge, welche diese sich dort holte, werden nicht viel anders gelautet haben. Sie beruhten auf der falschen Vorstellung von der militärischen Ohnmacht der Türkei, die sich vom Kriege gegen Rußland noch nicht erholt habe.

Und doch war die Gelegenheit zum Handeln in hohem Maße günstig, und der Augenblick gekommen, um der Welt einen schlagenden Beweis von der dem Osmanenreiche inne wohnenden Lebenskraft zu geben. —

Bei der Handkußceremonie hatte Sultan Abdul Hamid II. den General Strecker Pascha, einen ehemaligen preußischen Artillerieoffizier, auffallend ausgezeichnet. Strecker war bis 1883 Kommandeur der ostrumelischen Miliz gewesen und hatte damals oft gewarnt. Dessen mochte der Großherr sich dankbar erinnert haben.

Zufällig hatten wir verabredet, unsere Beiramsbesuche, die auch in diesem kritischen Augenblicke nicht unterbleiben durften, gemeinsam abzumachen und dabei die Lage zu besprechen. Mehr glaubten wir für das Land, dem wir beide herzlich ergeben waren, nicht thun zu können. Beide stimmten wir für sofortiges Einrücken. Die Adrianopler Truppen sollten bis Hermanly auf rumelischen Boden vorgehen und sich dort zunächst verschanzen, eine Eskadre mit einem kleinen Landungskorps an Bord vor Ahioli Burgas erscheinen und den Hafen besetzen. So war des Sultans Souveränetät in Ostrumelien de facto wahrgenommen und der feste Wille kund gegeben, sie zu verteidigen. Die hohe Diplomatie konnte alsdann ihre Vermittlerarbeit beginnen. Inzwischen wären die benachbarten Redif-Divisionen unter Waffen gerufen worden, um ein ansehnliches Heer zu bilden, das — wenn nötig — weiter vorrücken konnte. Die Mittel dazu waren durchaus vorhanden; 4000 Mann Infanterie, 1200 Reiter und 42 Geschütze konnten von Adrianopel aus jeden Augenblick als Vortrab antreten. Aber dies mußte sogleich geschehen, wenn es von Wirkung sein sollte. Nichts schien uns bedenklicher, als ein passives Abwarten, das die Begehrlichkeit der übrigen Nachbarn reizen, den Berliner Vertrag annullieren und die Liquidation der türkischen Erbschaft einleiten müsse.

Als wir auf dem Wege nach Jildiz die Vorstadt Nischantasch passierten, kam mir der Gedanke, bei dem dort wohnenden Großvezier Said Pascha — dem „kleinen“ Said („Kütschük Said“) — eine Karte abzugeben, und ich bewog den sehr zurückhaltenden Strecker mit Mühe, ein Gleiches zu thun. Zu unserem größten Erstaunen wurden wir sofort vorgelassen. Im Empfangssalon warteten etwa 20 Personen. Gleich darauf erschien Said, ein auffallend kleiner und schmächtiger Mann von lebhaftem Wesen und energischem Gesichtsausdruck, der im Rufe großer Energie stand, und von dem man ebenso wie von Osman Pascha am ehesten Thaten erwartete.

Ohne viel Komplimente entfernte er die Anwesenden, und wir blieben mit ihm allein. So sahen wir uns unverhofft in der Lage, unsere still gehegten Pläne plötzlich vor dem höchsten Beamten des Reiches entfalten zu dürfen. „Was sagen Sie von den Ereignissen?“ fragte uns Said ohne jede Einleitung, wie sie sonst kein Orientale unterläßt, ehe er auf den eigentlichen Gegenstand seiner Wißbegier eingeht. Nun war es an uns, unser „Programm“ zu entwickeln, und es geschah in der eben dargelegten Art mit einer aus dem Herzen kommenden Lebhaftigkeit. General Strecker vermochte wertvolle Aufschlüsse zu geben; denn er kannte die treibenden Persönlichkeiten in Philippopel aus längerem Verkehr. Fest war er davon überzeugt, daß sich hinter den äußeren Vorgängen keinerlei geheime Machination einer Großmacht verberge, und er gab dieser Überzeugung auch den nötigen Ausdruck. Beide mahnten wir zur Schnelligkeit im Handeln, und unsere Versicherung, daß die militärischen Kräfte dazu reichlich vorhanden seien, schien die gewünschte Wirkung nicht zu verfehlen. — Said, der uns aufmerksam zuhörte, während seine kleinen stechenden Augen fest auf uns ruhten, unterbrach uns mehrfach durch Querfragen und Einwürfe. Dann schloß er die Unterhaltung schnell mit den Worten: „Ich eile, die Befehle meines Herrn einzuholen, und hoffe, daß auch das Kriegsministerium die Notwendigkeit militärischer Maßnahmen einsieht und die Mittel dafür bereit hält.“ Damit fuhr er ins großherrliche Palais, wo der Ministerrat unter Vorsitz des Sultans fortdauerte. Wir glaubten, ihn gewonnen zu haben.

Vor Jildiz Kiosk traf ich Osman Pascha, der zum Großherrn eilte. Ein kurzer Blick seiner grauen, ernst dreinschauenden Augen streifte mich. „Nun — was werden wir thun?“ fragte er mich in seiner kurz angebundenen Art. „Marschieren!“ — Er blieb einen Augenblick hatten; die Zustimmung war deutlich in seinen Zügen zu lesen, aber auch der Ausdruck des Zweifels, ob es dazu kommen werde. Mit dem beliebten türkischen Schlagwort „bakalum“ schritt er nachdenklich weiter.

Erst abends glückte es mir, mich für eine Stunde frei zu machen; ich eilte in die Militärschule, um dort meine Mitteilungen, wie ich sie

dem Großvezier gemacht hatte, namentlich die Berechnung der vorhandenen Streitkräfte, in Eile niederzuschreiben, damit keine Irrtümer unterliefen. Denn diese wären unfehlbar auf meine Rechnung gesetzt worden. Noch in später Stunde gab ich den Bericht bei Said Pascha ab.

Daheim in meiner Sommerwohnung zu Moda empfingen mich schon Gerüchte von erbitterten Kämpfen an der Grenze; und Leute mit besonders feinem Gehör wollten sogar über das Marmarameer hinweg fernen Gefechtslärm vernommen haben. —

Am anderen Morgen war mein Entschluß reif, auch dem Padischah eine Denkschrift einzureichen; denn meine Meinung, daß die Türkei ohne Zögern einschreiten müsse, hatte sich nur noch befestigt. Ich schrieb nieder, was feste Überzeugung und warme Teilnahme für eine gerechte Sache zu sagen vermögen, fuhr ins Palais und hatte die Freude, daß der Großherr die sofortige Übersetzung befahl. Mein Vorschlag sollte im Ministerrat verlesen werden. Ich überwachte selbst noch die Übertragung; dann verschwand das Schriftstück in den inneren Gemächern.

Stunden banger, gespannter Erwartung vergingen. Endlich erschien einer der mir bekannten Vertrauten des Sultans mit der jubelnden Nachricht: „Die Schwierigkeiten sind überwunden; wir marschieren zum Balkan!“ Eine schlichte, aber in ihrer Wahrhaftigkeit rührende Ovation wurde mir in dem kleinen Kreise patriotisch gesinnter Männer dargebracht, die mit mir das Ergebnis abgewartet hatten, und unsere Herzen schlugen höher in dem Gedanken, daß wir nun endlich zu Thaten schreiten würden.

Am nächsten Morgen hatte ich die jungen Generalstabsoffiziere, die ich damals unterrichtete oder als Gehilfen verwendete, um mich versammelt, und bis zur sinkenden Nacht wurde auf den Karten gemessen, gerechnet, entworfen. Alle brannten förmlich darauf, zu beweisen, daß sie etwas gelernt hätten. Vorzügliche Kräfte schlummern in dieser jungen Generation, wie es der Feldzug von 1897 bewiesen hat, und sie harren nur eines starken Willens, der gesonnen ist, sie zu brauchen, um Tüchtiges zu leisten. Am Abend waren die vergleichenden Marschtableaux für Bulgaren und Türken vollendet. Diese konnten schon Ende des Monats hinter dem Vortrab ein Heer von 40 000 Mann mit 100 Geschützen versammelt haben.

Die Aussichten standen also nicht ungünstig — aber die angekündigten Marschbefehle ließen auf sich warten. Ich wiederholte meine Mahnung in einer neuen Denkschrift, die übrigens mit der Empfindung aller Fremden im türkischen Dienste übereinstimmte; denn sie alle waren ohne Ausnahme der Ansicht, daß schnelles und kräftiges Eingreifen das am mindesten Gefahrvolle sei. Ebenso aber teilten sie den Wunsch, für unser Adoptivvaterland auf die Bresche springen zu können.

Es waren Tage einer wohlthuenden Anspannung. Jedes Opfer hätte von dem willigen osmanischen Volke gefordert werden können.

Doch das großherrliche Iradé blieb auch am nächsten Tag aus. Thatsächlich soll es gegeben worden sein, hat aber das Palais von Jildiz nie verlassen.

In früher Morgenstunde des 25. September wurde noch in der Dunkelheit lebhaft an meine Thür gepocht. Ein Offizier der nahen Wache überreichte mir ein Telegramm mit der Nachricht vom Ministerwechsel. Kiamil Pascha war Großvezier an Saids Stelle geworden, Ali Saib ersetzte Osman als Kriegsminister. Die ersten Besuche bei den neuen Ministern ließen bereits erkennen, daß es ihre Aufgabe sei, das aufladernde Kriegsfeuer zu dämpfen und jeden bewaffneten Konflikt zu verhüten. Der Augenblick zu großen Dingen war vorüber. —

Lebhaft erinnerte ich mich jener denkwürdigen Tage, als ich Izzet Fuad Paschas Buch „Verlorene Gelegenheiten“, das im vorigen Jahre in Paris erschien,*) kürzlich durchlas.

Es wäre wohl im September 1885 auch dann nicht zum Kriege gekommen, wenn das türkische Heer wirklich in Ostrumelien einrückte. Europa würde der Türkei in den erhobenen Arm gefallen sein; aber ihre Lage hätte sich bei energischem Auftreten ganz anders gestaltet, als es wirklich geschah. Das Arrangement mit Bulgarien würde sich unter für sie günstigeren Bedingungen und vor allen Dingen schnell vollzogen haben. Unnötig wäre die kostspielige starke Kriegsbereitschaft von 1885 und 1886 geworden, vermieden der blutige griechische Grenzkonflikt im Frühling 1886, vielleicht auch die Erhebung und der Verlust Kretas sowie der Krieg von 1897. Es war ein gefährliches Ding, daß die Welt das Geschehenlassen von 1885 der Ohnmacht der Pforte, nicht der Friedensliebe des Großherrn zuschrieb. Noch heute bin ich der Meinung, daß damals eine kostbare Gelegenheit verloren ging. —

Izzet Fuad Pascha wendet sich nach acht Jahre weiter zurück. Als junger, in Frankreich gebildeter Reiteroffizier gehörte er dem Hauptquartier der türkischen Donauarmee an, und seine Studien sind schon darum lesenswert, weil von türkischer Seite — außer Osman Paschas Aufzeichnungen über Plewna — fast nichts über den großen Krieg von wirklich Eingeweihten veröffentlicht worden ist. Als dieser Krieg begann, glaubte Europa an einen kurzen, glänzenden Triumphzug der russischen Heere und eine Lösung der uralten orientalischen Frage im historischen Sinne durch schnelle Vernichtung der türkischen Herrschaft auf europäischem Boden. Statt dessen folgte in Wahrheit ein langes und schweres Ringen, bei welchem mehr als einmal das Zünglein der Wage sich auf ottomanische Seite neigte. Sieht man gar ein wenig näher zu, so erkennt man, daß die Dinge wiederholt auf dem Punkte standen, sich völlig zu Gunsten der Türkei zu wenden.

Später Militärattaché in Paris, Adjutant des Sultans, General und Großstallmeister, fiel Izzet Pascha während der armenischen Krisis in Ungnade und schried im Exil zu Aleppo in Syrien außer anregenden rein militärischen Studien, die Geschichte der „Verlorenen Gelegenheiten“. Es lohnt der Mühe, derselben zu folgen; denn sie ist

*) Général Izzet Fuad Pascha, Ministre de la Turquie à Madrid. „Les occasions perdues“. Etude stratégique sur la campagne turco-russe de 1877—1878. Paris, Chapelot et Cie.

für jedes Volk lehrreich. Der Verfasser hat gut beobachtet, und ein warmer patriotischer Hauch durchweht seine kritischen Skizzen. Wieder zu Gnaden aufgenommen, ist er heute osmanischer Gesandter am Madrider Hofe.

Izzet Paschas Zweck ist, zu belehren, seine soldatisch reich begabten Landsleute zum ernsten Studium anzuregen, zu jener gleichmäßigen und gründlichen Fachbildung, welche das Genie fast zu ersetzen vermag, und die er in dem preußischen Heerführertum von 1870 als die treibende Kraft erkennt. „Trotz meiner ergebenen Bewunderung für den sehr großen Napoleon, gebe ich doch dem Könige Wilhelm, der mit Ruhe und Besonnenheit ein solides Kaiserreich gründete, den Vorzug vor dem Genie, das schließlich verschwindet, um elend auf einer Insel zu enden." —

Die kostbaren Gelegenheiten sind im Balkankriege in der That übersehen und nicht ergriffen worden.

Ungenutzt blieb die erste schon, als es der türkischen Donauflottille im Augenblick der Kriegserklärung möglich war, die Serethbrücke von Barboschi zu zerstören und damit die einzige Eisenbahnverbindung, welche das russische Heer an der Donau besaß, dauernd zu unterbrechen. Ungenutzt blieben die beiden Monate, die zwischen jenem Zeitpunkte und dem ersten großen Donauübergange am 27. Juni verstrichen, um die von Tultscha und Matschin bis Widdin am Strome entlang zersplitterten Kräfte besser zu vereinigen.

Man war trotzdem, wie es scheint, im Hauptquartier Abdul Kerim Paschas über die drohende Gefahr gut unterrichtet. Am 24. Juni 1877, drei Tage vor dem wirklichen Übergange der russischen Hauptarmee bei Simnitza, telegraphierte der Oberbefehlshaber an den dort am Südufer stehenden Brigadegeneral Achmed Pascha: „Ich erfahre, daß die Russen sich Ihnen gegenüber zusammenziehen, und es ist sicher, daß sie einen Übergang bei Sistowa versuchen werden. Hindern Sie ihn, es koste, was es wolle."

Doch was that die Hauptarmee selbst? Sie blieb im bulgarischen Festungsviereck stehen und eilte nicht herbei, um den über den Strom gehenden Feind auch ihrerseits anzugreifen. Achmed Pascha entsendete von seiner Brigade gar nur zwei Bataillone, und diese mußten am Morgen des 27. Juni nach tapferer Gegenwehr weichen.

Am 2. Juli war die russische Donaubrücke fertig. Nun folgte die Erstürmung von Nikopolis, der schnelle Vormarsch nach Tirnowa, Gurkos erster Balkanübergang und der Aufmarsch der Armee des Großfürsten Thronfolgers, des späteren Zaren Alexander III. nach Osten hin an der Jantra.*) Der Schrecken verbreitete sich bis Konstantinopel; die beiden für unüberwindlich gehaltenen Schranken, Donau und Balkan, waren vom Angreifer fast ohne Kampf überschritten — schutzlos schien die Hauptstadt dazuliegen.

Und doch trug alles dies den Keim des Mißlingens schon in sich. Die nach drei Seiten hin ausstrahlenden Kräfte waren zu schwach, um nach einer einzigen den wirklich entscheidenden Erfolg zu erzwingen. Für einen kühnen Feldherrn war auf seiten der Verteidiger die Gelegenheit da, durch einen allgemeinen Vorstoß gegen die Flanken der russischen Invasion dem Eroberer eine Katastrophe zu bereiten.

Doch Abdul Kerim blieb bei Schumla stehen. Nur eines Morgens — am 3. Juli — war Unerhörtes geschehen. Der magistrale rotlederne Fauteuil des Oberbefehlshabers war ins Freie gestellt worden. Der Serdar aus seinem Zelte tretend — das hatte Großes zu bedeuten. In der That waren die Befehle zum Aufbruch gegeben, und der greise Marschall wollte seine Truppen an sich vorüberziehen lassen. Ein Telegramm des Sultans hatte das Wunder bewirkt. In fieberhafter Eile ward alles fertig gemacht; neues Leben durchströmte das Heer, das des langen Wartens müde war. Und es wurde sogar marschiert; die Kavalleriedivision Fuad Paschas, des späteren Siegers von Elena, defilierte an der Spitze. „Ich entsinne mich noch der verdrießlichen Miene, mit welcher unser Oberbefehlshaber uns davon gehen sah" — berichtet Izzet.

Aber es ging nicht gradeswegs gegen den Feind auf die Jantra zu, sondern nordwärts über Rasgrad zur Vereinigung mit den von Rustschuk kommenden Truppen, und so ereignete es sich, daß, während die Russen nach Süden gegen den Balkan marschierten, die Türken in paralleler Richtung nach Norden zur Donau abrückten. „Wir erfuhren Gurkos Marsch nur wie durch ein umlaufendes Gerücht. Völlig im Unklaren über die Notwendigkeit, alle Nachrichten über den Feind gemeinschaftlich zu benutzen, hatten sich die im Balkan Kommandierenden niemals die Mühe gegeben, uns zu telegraphieren, was es auch immer sei, — wir übrigens ebensowenig".

Statt des schnellen und energischen Angriffs kam es am 9. Juli nur zu einem kurzen Vorstoß der Kavallerie gegen den unteren Lauf der Jantra bei Bjela und dann — zwei Tage später — zum Rückzuge in die alten Lager. Der Befehl dazu soll gleichfalls von Konstantinopel ausgegangen sein und zwar, weil Alekko Pascha, der damalige Botschafter in Wien, dorthin telegraphierte, man betrachte in militärischen Kreisen den Marsch der Armee für sehr bedenklich, da schon bedeutende russische Streitkräfte an der Jantra ständen.*)

Ein glücklicher Schlag, gleich zu Beginn der großen Operationen, hätte einen gewaltigen Eindruck machen müssen, aber auch diese Gelegenheit war vorübergegangen. Weder General Gurko noch Großfürst Nikolaus, der am 12. Juli sein Hauptquartier in Tirnowa genommen, mögen von dem gegen sie heranziehenden Gewitter überhaupt etwas geahnt haben. —

Über diesen Vorgängen erfolgte des Serdars Abdul Kerim Pascha Abberufung und zum allgemeinen Staunen seine Ersetzung durch Mehemed Aly, den jüngsten der türkischen Marschälle. Im Heere galt Achmed Eyub als der berufene Mann. Er hatte sich im serbischen Kriege ausgezeichnet und galt für einen echten Soldaten von großen

*) Jede Karte eines guten Handatlas genügt zur Orientierung.

*) Daß es sich thatsächlich um einen Befehl zur Rückkehr gehandelt habe, ist nicht sehr wahrscheinlich.



Sommerabend. Nach der Radierung von Heinrich Vogeler-Worpswede.

Eigenschaften. „Der Krieg war sein Glück — und er geboren, ihn zu führen." Da er aber das stärkste Korps in der Donauarmee befehligt hatte, sah man ihn in Konstantinopel gewissermaßen als Mitschuldigen an der Unthätigkeit des abberufenen Serdars an und hielt ihn für unmöglich als Oberbefehlshaber.

Mehemed Aly, der unser besonderes Interesse deshalb anregt, weil er deutscher Abstammung war, machte einen guten Anfang. Von Varna aus, wo er, in der Hauptstadt mit Instruktionen versehen, landete, erließ er gemessene telegraphische Befehle zur Versammlung der zerstreuten Truppen bei Rasgrad. Zwei Tage vor der ersten Plewnaschlacht war diese ausgeführt. —

„Und dann? — Dann geschah abermals so gut wie nichts." — „Während zahlreicher Tage Austausch zahlreicher Telegramme".

Der neue Generalissimus, ein Mann von reicher Begabung und großer persönlicher Tapferkeit, welche sein tragisches Ende bei dem Aufruhr von Diakowa im Jahre 1878 im schönsten Lichte zeigte, hatte den Fehler großer Unbeständigkeit. Er war eine expansive Natur und teilte sich jedermann mit. Aber er hörte auch jedermann an und ergriff mit Feuer jeden neuen Gedanken. „In seiner Umgebung kam man dazu, ihn dreimal innerhalb 24 Stunden seinen Plan wechseln zu lassen." Solche Männer sind trotz aller glänzenden Eigenschaften das Unglück der Heere.

Vom Gedanken einer Offensive gegen die Armee des Großfürsten-Thronfolger ausgehend, wird Mehemed Aly in Rasgrad plötzlich von der, durch nichts ernsthaft begründeten, Hoffnung erfüllt, daß dieser ihn angreifen werde, und er richtet sich auf die Verteidigung ein. Als die Russen nicht kommen, entschließt er sich zu einem Vorstoß. Allein derselbe wird mit weit auseinandergezogenen Kräften unternommen und verläuft beinahe ergebnislos.

Da trifft, allen unerwartet, mitten unter Hiobsposten, die Nachricht von Osman Paschas großem Siege in der zweiten Plewnaschlacht vom 30. Juli ein. Sie klang an sich nicht wahrscheinlich, und das Unglück wollte, daß sie in einem wenig militärischen Stil, blumenreich, schwülstig und unklar abgefaßt war. Daran trug der wortkarge Osman freilich keine Schuld, sondern nur die leidige türkische Vorliebe für verworren-kunstvolle Phrasen, auf deren Beherrschung die Allmacht des Schreibertums, der „Kiatibs", beruht. Heute lehnt sich die gebildete militärische und die Beamtenwelt allmählich gegen die Tyrannei des Stils und der Kiatibs auf — damals stand sie noch in Blüte, und Osman, der ohnehin kein Freund vom vielen Schreiben war, hatte es der „berufenen" Feder überlassen, die Geschichte seines Sieges in ein mystisches Gewand zu hüllen.

So stieß die Botschaft — wie wunderbar es auch klingen mag — nur auf Zweifel, und sogar der Generalissimus äußerte kurz zu seiner Umgebung, daß er kein Wort davon glaube.

Wieder hatte das Glück dem Schwachen die Hand geboten. Der gewaltige Eindruck, den die Niederlage von Plewna im russischen Heere hervorrief, läßt sich deutlich aus den amtlichen Depeschen nach Petersburg und Bukarest erkennen. Wenn jetzt eine allgemeine Verfolgung eintrat, so wäre es vielleicht möglich gewesen, die Angreifer noch einmal über die Donau zu werfen. Osman selbst war dazu wohl freilich nicht in der Lage, sein Heer zu schwach und weit um Plewna in einzelnen Besatzungen der Werke zu sehr zersplittert, um schnell vereinigt werden zu können. Auch fehlte den Truppenverbänden zu einem so schwierigen Übergange die nötige Gewandtheit.*)

Aber die Hauptarmee vermochte es, und dort hielt man die Nachricht zuerst nur für ein schönes Märchen. Dann aber, als die Bestätigung über Konstantinopel kam, war der rechte Augenblick schon vorüber. „Je eigensinniger das Geschick darauf bestand, sich uns günstig zu zeigen, desto eigensinniger bestanden wir darauf, es zurückzustoßen", sagt Izzet Paschas kritische Betrachtung.

Nun blieb auch nach die strategische Ausnutzung der Siege Osmans durch ein Zusammenwirken von Suleymans gegen den Balkan heranrückendem Heere mit demjenigen Mehemed Alys übrig. Schon war Gurkos Rückzug über den Balkan ein erstes wichtiges Ergebnis. Überschritt Suleymann das Gebirge auf dem nächsten freien Passe und ging am Nordfuße mit Mehemed Aly vereint in der Richtung gegen Tirnawa vor, so konnte der Umschwung immer noch eintreten.

Doch nunmehr beginnt der unheilvolle Kampf geheimer Intrigue Suleymans gegen den Generalissimus, der in Konstantinopel keine Stütze für seine Autorität fand. Sein Nebenbuhler war ihm überlegen, weil er ein federgewandter Mann im alttürkischen Geschmack, weil er selbst ein „Kiatib" in Person war. Er verstand es, seine Ideen in schwülstigen, unklaren Sätzen vorzutragen, die dem orientalischen Ohre schmeichelten und diesem den Eindruck des Wissenschaftlichen machten. Was Mehemed Aly schrieb, war einfach und klang einfach, fand aber eben darum kein Vertrauen und keinen Beifall. Man verlangte scharfsinnige, verwickelte Kombinationen, wie sie der Natur des Krieges zuwider sind, aber einem vielköpfigen Kriegsrate imponierten, der zum Teil aus Leuten bestand, die selbst vom Kriege nur wenig deutliche Vorstellungen besaßen.

Izzet Pascha wurde endlich vom Oberbefehlshaber mit einer Sendung in die Hauptstadt betraut, um dessen Absichten dort klar zu legen, die Genehmigung zur Ausführung zu erlangen, vor allen Dingen aber die notwendige Gemeinsamkeit in die Operationen der drei in Bulgarien stehenden türkischen Heere zu bringen. Der Großherr würdigte den jungen Reiteroffizier einer zweistündigen Audienz. Bei dessen vornehmsten Beratern aber fand er kein Gehör und erhielt nur die wenig tröstliche Versicherung, daß man in Suleyman das größte Vertrauen setze.

So fanden denn Suleymans blutige frontale Angriffe gegen den Schipkapaß, denen er persönlich übrigens nur aus sicherer Ferne zusah, und

*) Die Vorwürfe, welche Izzet Pascha in dieser Beziehung gegen Osmans Heerführung richtet, scheinen mir nicht ganz gerechtfertigt. Der Held von Plewna sprach sich mir gegenüber, ähnlich wie ich es oben angeführt habe, wiederholt aus, und mich dünkt, daß er darin recht hatte.

Mehemed Alys geschickte aber vereinzelte Vorstöße gegen die russischen Stellungen am Kara Lom im Monat August und September ohne jeden Zusammenhang, ohne gegenseitige Unterstützung statt. Mehemed Aly hatte inzwischen den Befehl erhalten, den Thranfalger geradeswegs anzugreifen und sich in Suleymans Anordnungen nicht ferner einzumischen. Izzet fand ihn bei seiner Rückkehr zu seiner Überraschung schon mit dem Feinde handgemein „zehn Meilen*) von der Richtung, die er verfolgen wollte und hundert von seinen eigenen Ideen entfernt". Die Russen verstärkten sich; die günstigen Aussichten verschwanden. „Der Schein von Hoffnung, der einige Monate lang über uns schwebte, sollte für immer verlöschen."

Osman Paschas großer Sieg bei Plewna im September konnte seinen Untergang nur noch verzögern, nicht mehr aufhalten. Der Augenblick, den so viel umstrittenen Platz zu verlassen,**) um eine sichere Stellung weiter südlich, mit dem Rücken gegen den Balkan zu nehmen, verrann, und es folgte seine Einschließung von russisch-rumänischer Übermacht.

Zum Schlusse raffte sich Mehemed Aly wieder zu dem Entschlusse auf, mit dem er begonnen, und den er dann so schnell hatte sinken lassen. Er vereinigte am 3. Oktober seine ganze Armee bei Yovan Tschiftlik südlich von Rustschuk zu einem großen Schlage. Am nächsten Morgen sollte der Angriff beginnen, alles Versäumte nachgeholt werden. Da — ein wahrhaft tragisches Geschick — traf den Serdar in der Nacht seine Abberufung und die Ersetzung durch seinen ungehorsamen Untergebenen, Suleyman Pascha, der zum größten Teile verschuldet hatte, was man i h m vorwarf. „Die Menschen änderten sich — die Irrtümer blieben." Der Angriff fand trotz des Kommandowechsels nicht statt. Auch Suleyman ward unthätig — Plewna fiel.

In Konstantinopel glaubte man mit verblendeter Hartnäckigkeit an den Stern dieses Mannes, den Izzet Pascha aufs schärfste verurteilt. Man übertrug ihm den Oberbefehl über alle südlich des Balkan zu versammelnden Streitkräfte. Thatsächlich sollte ihm das Glück noch einmal lächeln. Es gelang, eine stattliche Armee nahe Philippopel zusammenzubringen. Sie zählte 120—130 zum Teil noch gute Bataillone nebst einer ansehnlichen Artillerie und stand mitten zwischen den, unter unsäglichen Mühen über das verschneite Gebirge herankommenden russischen Kolonnen.

Wieder verging der entscheidende Augenblick. Suleymann griff weder eine dieser Kolonnen nach der anderen in der Trennung an, noch benutzte er die ihm gelassene Frist, um sich bei Adrianopel aufzustellen und dort von den noch nicht vereinigt herankommenden Gegnern angreifen zu lassen. Ein zweites, stärkeres und besser gelegenes Plewna hätte hier leicht entstehen können.

In unfruchtbarem Meinungsaustausch mit seinen Unterfeldherren ließ er die Zeit verstreichen und trat dann den verlustreichen Rückzug über das Rhodope-Gebirge zur Küste an. —

Noch eine „versäumte Gelegenheit" können wir aus diesem Kriege anführen, die Izzet Pascha nicht erwähnt. Es war die letzte und vielleicht die beste von allen. Erschöpft kam das russische Heer vor Stambul an, vom Typhus decimiert. Die Türken aber hatten aus den Trümmern ihrer Heeresmacht und dem in der Hauptstadt zurückgebliebenen Korps zu deren Schutze wieder eine stattliche Armee gebildet, die in starker Stellung von Meer zu Meer quer über die thracische Halbinsel stand. Ein neuer Angriff war für die Russen ebenso unmöglich, wie ein Rückzug durch das verwüstete Land. Ihre Lage war etwa dieselbe geworden, wie bei Diebitschs kühnem Zuge 1829, wo das diplomatische Geschick des Feldherrn die drohende Niederlage in einen glänzenden Erfolg zu verwandeln verstand.

Wenn hier, im Frühjahr 1878, der Frieden nicht geschlossen, sondern der Krieg fortgesetzt wurde, so war ein Umschwung nach vor den Thoren von Konstantinopel höchst wahrscheinlich. Freilich hätte den Anstoß dazu England geben müssen, dessen Flotte bei den Prinzeninseln lag, und das mit seiner Einmischung drohte. Die Schuld an d i e s e r „verlorenen Gelegenheit" liegt mehr auf seiner, als auf türkischer Seite. —

Die „verlorenen Gelegenheiten" sind das Verhängnis unglücklicher Völker, wie sie es im Leben des einzelnen Menschen sind. Das Glück bietet sich jedem einmal dar, aber nur der Tüchtige, der überlegt und kühn zugleich handelt, vermag es zu ergreifen.

Die „verlorene Gelegenheit" von 1885, deren Zeuge ich selbst war, hatte trotz allem ein Gutes. Aus ihr ging die Umwandlung der türkischen Heeresverfassung, der Übergang zur thatsächlichen allgemeinen Wehrpflicht der muhammedanischen Unterthanen hervor. Am 8. Januar 1886 erteilte der Großherr mir den Befehl, im Vereine mit dem Divisionsgeneral Mauzzaffer Pascha die ersten Entwürfe dafür zu bearbeiten. Sie wurden in der Hauptsache bis 1893 durchgeführt, und ihr Ergebnis war, daß das verkleinerte Reich immer noch an 1 400 000 wehrhafte Männer zu den Waffen zu rufen vermochte.

Noch aber mangelt dieser stattlichen Streitermasse die regelrechte und planmäßige Ausbildung für den Krieg. Die Zeit dazu ist keineswegs vorüber. Ein friedliebender Herrscher sitzt auf dem Throne der Zaren; Europa ist kriegsmüde, kein Angriff droht, die Frist ist kostbar; es scheint, daß sie lange genug währen soll.

In den albanischen Gebirgen, in Rascien und Macedonien hat es in neuerer Zeit mehrfach wieder zu wetterleuchten begonnen. Dumpfes Grollen kündigt an, daß die Gewitter noch am Horizont stehen, wenn sie gleich fern sind.

Möge die Gelegenheit, die dem alten Reiche noch einmal dargeboten wird, sich auf den Widerstand gegen die kommenden Stürme völlig zu rüsten, nicht dereinst auch zu den „verlorenen" zu rechnen sein und der Mahnruf eines patriotischen Herzens, der uns aus den „Occassions perdues" entgegentönt, nicht ungehört verhallen!

*) Das Original sagt lieue = 5 Kilometer.

**) An den ihn freilich auch bestimmte Befehle aus Konstantinopel banden.



Der Schlittschuhlauf.

Von

Dr. G. Poelchau-Berlin.

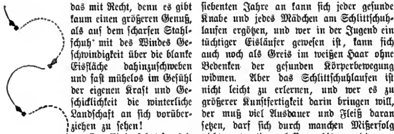
(Abdruck verboten.)

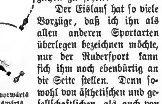
Mag der unter einem südlichen Himmelsstriche Geborene auch die Pflanzenpracht und den ewig blauen Himmel seiner Heimat rühmen, auf den Sohn des Nordens wird immer die winterliche Landschaft einen eigenartigen Zauber ausüben, und nur ungern wird er im Jahreslaufe Schnee und Eis mit ihrem blinkenden Schimmer und die frische, kühle Winterluft vermissen, die den Körper zu kräftigen Bewegungen anregt und das Blut schneller durch die Adern treibt. Wenn nach den trüben und regnerischen Herbsttagen der Himmel sich aufklärt und der Frost Seen und Flüsse in feste Bande schlägt, dann atmet der Liebhaber gesunder Leibesübungen, der Sportfreund wieder auf, denn nun eröffnet sich ihm die Aussicht auf die Ausübung des Eislaufes, der nach dem langen, faulen Stubenhocken des Herbstes willkommene Abwechselung und die lange entbehrte Gelegenheit zu fröhlicher Körperbewegung in frischer Luft bietet.

Das Schlittschuhlaufen hat in letzter Zeit, besonders in den Großstädten, immer mehr begeisterte Anhänger gefunden. Und



Holländisches Wintervergnügen. Nach dem Gemälde von Adrian van de Velde (1639—1672).

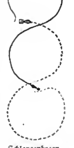




Bogen, vorwärts und auswärts, fortgesetzt.

das mit Recht, denn es gibt kaum einen größeren Genuß, als auf dem scharfen Stahlschuh mit des Windes Geschwindigkeit über die blanke Eisfläche dahinzuschweben und fast mühelos im Gefühl der eigenen Kraft und Geschicklichkeit die winterliche Landschaft an sich vorüberziehen zu sehen!

Der Eislauf hat so viele Vorzüge, daß ich ihn als allen anderen Sportarten überlegen bezeichnen möchte, nur der Rudersport kann sich ihm noch ebenbürtig an die Seite stellen. Denn sowohl von ästhetischen und gesellschaftlichen, als auch von erzieherischen und gesundheitlichen Gesichtspunkten aus betrachtet erweist sich das Schlittschuhlaufen als eine sehr empfehlenswerte Körperübung. Die lebhafte Muskelbewegung in frischer, staubfreier Luft und die damit verbundene Vertiefung der Atemzüge regen die ganze Blutcirkulation in vorteilhafter Weise an, beschleunigen den Stoffwechsel und üben auf den ganzen Organismus, einschließlich des Nervensystems, den günstigsten Einfluß aus. Dieser wird sich besonders wohlthätig äußern bei den Personen, die durch ihren Beruf gezwungen sind, viele Stunden hintereinander in oft schlecht ventilierten, heißen und mit den Ausdünstungen von Menschen, Beleuchtungs- und Heizkörpern erfüllten Räumen zu sitzen, bei denen die Lunge für gewöhnlich nur ganz oberflächlich atmet, das Blut träge durch die Adern rinnt und das ganze Muskelsystem schlaff und kraftlos ist; ebenso segensreich wird die durch das Schlittschuhlaufen veranlaßte Beschleunigung des ganzen Stoffwechsels für die blutarmen Personen sein, die auch im warmen Zimmer stets frieren, häufig an Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit leiden und das Gefühl eines rechtschaffenen Hungers kaum kennen. Dabei ist der Eislauf, wenn er vernünftig betrieben wird, fast ganz frei von Schädlichkeiten, die im Gefolge anderer Sportarten manchmal auftreten, und fast für jede Altersstufe und für jedes Geschlecht in gleicher Weise geeignet. Vom sechsten oder siebenten Jahre an kann sich jeder gesunde Knabe und jedes Mädchen am Schlittschuhlaufen ergötzen, und wer in der Jugend ein tüchtiger Eisläufer gewesen ist, kann sich auch noch als Greis im weißen Haar ohne Bedenken der gesunden Körperbewegung widmen. Aber das Schlittschuhlaufen ist nicht leicht zu erlernen, und wer es zu größerer Kunstfertigkeit darin bringen will, der muß viel Ausdauer und Fleiß daran setzen, darf sich durch manchen Mißerfolg nicht entmutigen lassen, bis er die genügende Sicherheit erlangt hat. Darauf beruht der große erzieherische Wert des Eislaufes, denn Thatkraft und zielbewußtes Fortschreiten gehören neben Muskelkraft und Gewandtheit dazu, um die Meisterschaft zu erlangen. Dabei ist die Abwechselung, die der Eislauf gewährt, sehr groß, die Zahl der Übungen, die ausgeführt werden können, fast unendlich, so daß Überdruß und Langeweile dem, der schon einige Fertigkeit im Schlittschuhlaufen erworben hat, unbekannt bleiben. Auch der einzelne Läufer wird bei der schier unerschöpflichen Fülle von Schlittschuhübungen viel Genuß in deren Erlernung finden, noch mehr Vergnügen aber wird ihm der Eislauf verschaffen, wenn er ihn im Kreise von Freunden und Bekannten betreiben wird. So stellt sich der Eislauf als ein Mittel dar, um kameradschaftlichen und geselligen Verkehr zu pflegen. Das Schlittschuhlaufen ist ein gesellschaftlicher Faktor ersten Ranges. Selbst wer im Tanze die schönste Körperbewegung und den angenehmsten Zeitvertreib sieht, wird zugeben müssen, daß die Eistänze und Eisreigen noch graziöser, kunstvoller und genußreicher sind, als die Tänze auf dem glatten Parkett, die auf Anmut und Kunstfertigkeit oft nur wenig Anspruch machen können.



Schlangenbogen auf der Stelle.

Den größten Genuß gewährt dem geübten Schlittschuhläufer wohl der Tourenlauf, besonders, wenn die Ufer des Flusses oder Sees landschaftlichen Reiz bieten. Prächtig ist es, über die blitzende Eisfläche dahinzueilen, wenn die Bäume und

Sträucher am Ufer durch den Rauchreif der Nacht mit einem feinen, zarten, weißen Überzug geschmückt sind, wenn die Luft frisch und klar uns einen weiten Blick über die winterlichen Gefilde gestattet. Und nun erst des Abends, wenn die Lichter des Vollmondes die spiegelnde Bahn beleuchten, wenn die Sterne flimmernd am Himmelsbogen stehen, und nur das Klingen der stählernen Schlittschuhkufen die nächtliche Stille unterbricht!


Eine Winterscene. Gemälde von Hendrik van Avercamp (1620—1663).

Jedem Freund des Eissportes wird wohl Klopstocks prächtige Schilderung eigene Erinnerungen wachrufen:

Sein Licht hat er in Düfte gehüllt,
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus.
Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verrät deines Kothurns Schall doch mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst. —

Betrachten wir nun den Hauptausrüstungsgegenstand des Eisläufers, den Schlittschuh. Zwei Punkte sind hierbei besonders zu berücksichtigen, erstens die Befestigungsart und zweitens die Beschaffenheit der Laufschiene. Das Material, das natürlich gut und haltbar sein muß, spielt dabei eine geringere Rolle, denn die modernen Schlittschuhe sind fast durchweg aus Eisen und Stahl gefertigt. Die alte Befestigungsweise ausschließlich mit Riemen ist auch fast ganz verlassen, da sie viel Zeit in Anspruch nahm, die Bluteirkulation durch Druck oft hemmte und so zu Frostgefühl und Er-


Eislauf. Kolorierte Lithographie nach einer Zeichnung von Hendr. van Avercamp.



Ausschnitt aus einem Gemälde von Jan Beerstraaten (1650—1687).

einer weiteren Verbreitung erfreut als die beiden vorigen, ist das durch Federn und Hebel, welche die Ballen- und Hackenklammern an den Schuh andrücken. Diese Klammern sind mittels Schlüssels verstellbar, und wenn sie erst einmal auf einen Stiefel eingestellt sind, wird die Befestigung des Schlittschuhs durch eine einzige Bewegung des federnden Hebels bewerkstelligt. Das Einstellen selbst beansprucht etwas längere Zeit, braucht aber, wenn man immer dieselben Stiefel zum Schlittschuhlaufen benutzt, was ratsam ist, ja nur im Beginn der Wintersaison einmal vorgenommen zu werden. Dieses Befestigungssystem, welches zuerst an den Halifax-Schlittschuhen angewendet wurde, hat später vielfache Nachahmungen und Modifikationen gefunden. So geschieht z. B. bei dem System Hero die Einstellung ohne Schraubenschlüssel, nur mit der Hand, was auch ganz praktisch ist. Bei einem andern System, Austria, tritt der Befestigungsmechanismus in sehr sinnreicher Weise schon durch das bloße Aufsetzen des Fußes auf den Schlittschuh in Funktion. Die Hebelschlittschuhe haben den einen Nachteil, daß sich durch zu starkes Anziehen der Feder die Schlittschuhsohle und damit auch die Kufe verbiegen kann und daß der Raum zwischen Kufe und Sohle durch die Feder beengt ist, so daß sich hier leicht Schnee und Eis ansetzen.

frierung der Füße Veranlassung geben konnte. Am rationellsten ist jedenfalls die Befestigung der Schlittschuhe an die Stiefelsohle durch kleine Schrauben, wie sie die Koryphäen des Eislaufes zu bevorzugen pflegen, doch kann man dann das betreffende Paar Stiefel natürlich nur auf der Eisbahn benutzen und muß hier immer die Fußbekleidung wechseln, was doch recht unbequem und zeitraubend ist. Außerdem kann man diese Art Schlittschuhe nicht zum Tourenlauf benutzen, bei dem doch manchmal Hindernisse ein Ablegen der Schlittschuhe und ein Gehen über Land erforderlich machen.

Eine andere Befestigungsart verwendet Klammern, die durch Schrauben angezogen werden und die Sohle am Ballen von beiden Seiten, sowie den Hacken umfassen. Letzterer wird auch manchmal mit einer Hohlrinne, der Schlittschuh dagegen mit einem in diese passenden Dorn versehen, während die früher üblichen konischen Schrauben verlassen sind, da sie nicht lange festhalten. Die Schrauben der Ballen- und Hackenklammern werden mit besondern Schraubenschlüsseln angezogen, dann sitzt der Schlittschuh sehr schön fest, doch müssen an jedem Schlittschuh immer mindestens drei Schrauben angezogen werden, was natürlich immer einige Zeit beansprucht.

Das dritte Befestigungssystem, das sich

Endlich gibt es noch eine weitere Befestigungsart und diese ist wohl die verbreitetste, weil sie die einfachste und billigste ist: die durch ein am hinteren Ende des Schlittschuhes angebrachtes Schraubengewinde, durch dessen Umdrehungen sowohl die Ballenklammern, wie die Hackenbefestigung angezogen werden.

Alle diese Befestigungsarten haben sowohl ihre Liebhaber, wie ihre Gegner; am



Dreier auf der Stelle.

besten ist es immer, wenn Ballen und Hacken nicht durch einen gemeinsamen Mechanismus, sondern einzeln befestigt werden, weil der Schlittschuh dann genauer angepaßt werden kann und fester sitzt, sowie, daß der Ballenteil und der Hackenteil der Schlittschuhsohle durch einen Zwischenraum getrennt sind, weil dann Verbiegungen leichter vermieden werden. Wichtiger noch als die Art der Befestigung ist für den Schlittschuhläufer die Form, welche die Kufe oder Gleitschiene seines Schlittschuhs hat. Diese ist stets an ihrer unteren Fläche bogenförmig gekrümmt, und diese Krümmung wird verschieden sein müssen je nach dem Zwecke, dem der Schlittschuh hauptsächlich dienen soll. Der Schnelläufer braucht eine möglichst lange und nur ganz wenig gekrümmte, fast gerade Gleitfläche; sein Schlittschuh wird also das Eis bei ruhigem Stehen mit einem großen Teil der Kufe berühren, die Unterstützungsfläche wird eine ziemlich große und die Erhaltung des Gleichgewichts verhältnismäßig leicht sein. Anders beim Kunstläufer; er wird eine stark gekrümmte Gleitschiene wählen, die nur mit einer ganz kurzen Strecke, bei manchen Schlittschuhen nur mit wenigen Millimetern die Eisfläche berührt. Hierdurch ist es leichter, Wendungen und Kurven auszuführen; die Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes aber erfordert schon recht viel Gewandtheit, und der Schlittschuh schneidet tiefer in das Eis, gleitet also nicht so schnell und leicht darüber hinweg. Der Radius der Kufe eines solchen genau geschliffenen Kunstlaufschlittschuhes beträgt oft nur $1^1/_2$—2 Meter, während der Durchschnittsläufer, der seinen Schlittschuh sowohl zum Figurenlaufen, wie für den Tourenlauf benutzen will, einen Radius von $2^1/_2$—3 Meter wählen wird. Manche Schlittschuhe hat man auch so geschliffen, daß man an ein gerades Mittelstück für das einfache Laufen vorn und hinten stärker gekrümmte Stücke für die Wendungen anfügte. Die Höhe der Schlittschuhe ist insofern von Belang, als zu niedrige Schlittschuhe den Nachteil haben, daß man beim Bogenlaufen, wobei der Körper sich stark zur Seite neigt, mit der Kante des Fußes leicht die Eisfläche berührt. Andererseits verlangen hohe Schlittschuhe wieder mehr Festigkeit und Kraft im Fußgelenk und geben dem Läufer mehr Schwung. Der Anfänger im Schlittschuhlaufen wird daher am besten nicht zu hohe Schlittschuhe mit nicht zu starker Krümmung der Laufschiene wählen; erst wenn er größere Sicherheit erlangt hat, mag er dann höhere Schlittschuhe mit kleinerem Kurvenradius benutzen. Außer dem Schlittschuh spielt die Kleidung in der Ausrüstung des Eisläufers eine wichtige Rolle, vor allem die Fußbekleidung. Denn wenn der Stiefel nicht ordentlich sitzt oder der Schlittschuh sich demselben nicht ordentlich anschmiegt, so daß Fuß oder Schlittschuh beim Laufen wackeln, ist kein ordentliches Schlittschuhlaufen möglich; Stiefel, Fuß und Schlittschuh müssen wie aus einem Guß sein. Zu weite Stiefel geben zu wenig

Doppeldreier auf der Stelle.



Goethe in Frankfurt.
Nach dem Gemälde von Wilh. v. Kaulbach.
Aus dem Verlage von Fr. Bruckmann in München.

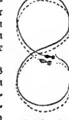
Sicherheit, zu enge hemmen die Blutcirkulation und verursachen Kältegefühl, brennende Schmerzen und Frostbeulen. Am zweckmäßigsten für den Schlittschuhlauf ist ein bequemer Schnürschuh mit nicht allzudicker Sohle und niedrigem, breitem Absatz. Letzterer muß für alle Schlittschuhe, die Hackenklammern haben, vorn und hinten senkrechtstehende gerade Seitenflächen tragen, weil bei konkav gekrümmten Seiten, wie sie z. B. die hohen, sehr unzweckmäßigen Hacken der Damenschuhe aufweisen, die Klammern nicht ordentlich festsitzen. Dicke wollene Strümpfe sind bei starker Kälte und Nässe sehr praktisch und von gutem Schutz gegen Frostgefühl und Erkältung. Die Oberkleidung des Schlittschuhläufers sei nicht zu eng, um ihn nicht in seinen Bewegungen zu hemmen und um die Blutcirkulation nicht ungünstig zu beeinflussen, andererseits aber auch nicht zu weit und zu lang, damit sie dem Winde nicht zu großen Spielraum gewährt und bei den schnellen Bewegungen um den Leib flattert, was sehr häßlich aussieht. Damen können zu weite Röcke sehr gefährlich werden, da sich die Schlittschuhe in denselben verwickeln und ihre Besitzerinnen zu Fall bringen können. Alle engen und einschnürenden Kleidungsstücke müssen vermieden werden, da bei der lebhaften Bewegung die Atmung vertieft, der Brustkorb mehr gedehnt wird und die Blutgefäße mehr gefüllt werden, also auch ein größeres Volumen annehmen; enge Kragen, Gürtel und Bänder sind daher vom Übel. Die Kleidung darf ferner nicht zu schwer sein, da eine zu starke Erhitzung des Körpers zur Erkältung disponiert; die hohen Pelzkragen der Damen und die so beliebten Boas sind recht unzweckmäßig und begünstigen die Entstehung von Halsentzündungen und Katarrhen der oberen Luftwege. Eine zweckmäßig gewählte Unterkleidung trägt sehr dazu bei, die Gefahr der Erkältung abzuwenden. Wollene Unterjacken sind jedoch nicht praktisch, weil sie einerseits zu sehr wärmen, die Transpiration befördern und die Haut verweichlichen, indem sie eine zu starke Erweiterung der Blutgefäße hervorrufen, andererseits aber die Haut zu sehr reizen. Netzunterjacken in Verbindung mit einer Leibwäsche, die aus einem Gemisch von Wolle oder Baumwolle und Leinen hergestellt ist, verdient den Vorzug. Wegen der Gefahr der zu starken Erhitzung ist es auch nicht ratsam, im Überzieher Schlittschuh zu laufen; nach Beendigung der Eislaufübungen wird ein solcher jedoch dem erhitzten Sportfreunde gute Dienste leisten.



Schlinge-Doppeldreier-Schlinge.

Gegendreier.

Bei der Technik des Schlittschuhlaufens ist es in erster Linie die Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes, die dem Anfänger so viel Schwierigkeiten macht, und zweitens die Gewinnung, Erhaltung und Ausnutzung des Schwunges, die zu der Ausführung der Eislauffiguren erforderlich sind. Der Anfänger sollte höchstens die ersten Versuche von Schlittschuhlaufen an der Hand einer Person ohne Schlittschuhe, oder gestützt von einem geübten Schlittschuhläufer machen, später ist selbständiges Üben durchaus nötig; wer sich längere Zeit auf Stühle, Stoßschlitten oder den Arm hilfreicher Personen stützt, wird nie genügende Sicherheit erlangen; wer gut und elegant laufen lernen will, muß sich mutig und fleißig an selbständige Übungen gewöhnen und darf sich durch häufiges Fallen nicht abschrecken lassen. Die komplizierteren Figuren



Achterform in Schlangenbogen auf der Stelle.



Achter zu zweien.

erfordern jahrelanges Üben; ein berühmter Eiskünstler hat nach seiner Angabe neun Jahre zur Erlernung einer besonders schwierigen Figur gebraucht.

Während der Neuling im Schlittschuhlaufen anfangs stets mit beiden Füßen die Eisfläche berühren und sich so, gleichsam verschleichend, fortbewegen wird, soll er es allmählich lernen, den einen Fuß zu lüften und nur auf einem zu gleiten. Wir bezeichnen den Fuß, auf dem das Körpergewicht im gegebenen Moment ruht und der die Fortbewegung bewerkstelligt, als Stütz- oder Gleitfuß, den andern Fuß, der zur selben Zeit die Eisfläche nicht berührt, als Schwungfuß. Der Gleitfuß wird nach Vollendung eines Schrittes zum Schwungfuß und umgekehrt. Es dauert immer einige Zeit, bis es dem Anfänger gelingt, die Arbeit von Gleitfuß und Schwungfuß in das richtige zeitliche Verhältnis zu einander zu bringen, was besonders beim Bogenlaufen sehr in Betracht kommt. Dieses muß vor allem geübt werden, nachdem das einfache Geradeaus-Laufen, das Anhalten und Kehren erlernt sind, und wir müssen daher das Bogenlaufen oder Holländern etwas genauer besprechen, da es die wichtigste und schönste Art des Schlittschuhlaufens ist. Wir unterscheiden an der Gleitschiene des Schlittschuhes eine Außenkante, welche der Außen-(Klein-Zehen-)Seite des Fußes entspricht, und eine Innenkante, die zu der Seite



Kronprinz Friedrich Wilhelm (Kaiser Friedrich) und Kronprinzessin auf dem Eise. Nach einer Photographie aus den sechziger Jahren von Ziesler-Berlin.

der großen Zehe des Fußes hin liegt. Die Bogen werden nun nie auf der ganzen unteren Fläche der Schlittschuhkufe gelaufen, sondern immer nur auf einer Kante, und wir unterscheiden hiernach Außenbogen, welche auf der Außenkante, und Innenbogen, die auf der Innenkante gelaufen werden. Der mit dem rechten Fuß ausgeführte Außenbogen gleicht dem äußern Umriß der Sichel des abnehmenden Mondes, der Innenbogen dagegen der des zunehmenden Mondes. Die Rückwärtsbogen rechts haben dieselbe Zeichnung, nur daß diese vom andern Ende beginnt; die Vorwärtsbogen auf dem linken Fuß dagegen stellen das umgekehrte Bild dar; der Außenbogen links gleicht dem Innenbogen rechts und der Innenbogen links dem Außenbogen rechts. Während der Anfänger zuerst nur flache und kurze Bogen zustande bringen wird, muß er später auch „gedrückte“, mehr gekrümmte Bogenlinien auf das Eis zeichnen können und diese dann auch zu einem vollen Kreise erweitern. Beim Bogenlaufen muß der ganze Körper stark nach der Seite gelegt, nach dem Mittelpunkt des Kreises geneigt werden, von dem der zu beschreibende Bogen einen Abschnitt bildet. Das Schwungbein muß dabei ziemlich gestreckt hinter dem Gleitbein bleiben und darf erst kurz vor Vollendung des Bogens an drehen, vorbei nach vorn gebracht werden, was zuerst Schwierigkeiten macht, da der Schwungfuß immer dem Gleitfuß vorauseilen will. Zur Erlernung gleichmäßiger Bogen ist es ganz zweckmäßig, das Schwungbein ganz leicht mit dem vordern Teil des Schlittschuhs über das Eis schleifen zu lassen und den Schlittschuh nicht völlig vom Eise zu erheben. Die Innenbogen sind leichter zu erlernen als die Außenbogen, da der Fuß des Neulings die Neigung hat sich nach innen zu wenden, es ist jedoch zu raten, zuerst die Ausführung der Außenbogen gründlich zu üben, weil diese hübscher sind; später lernt man dann die Innenbogen ohne große Schwierigkeit. Das korrekte Bogenlaufen gewährt einen sehr hübschen Anblick und stellt eine sehr angenehme, auch rasch fördernde Bewegung dar, die sich auch für das Tourenlaufen empfiehlt, da man dabei nicht so rasch ermüdet, wie beim einfachen Vorwärtslaufen.



Großherzogin von Hessen mit ihrem Töchterchen auf dem Eise.
Nach einer Aufnahme von V. Miersch in Gotha.

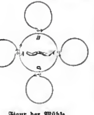
Der Anfänger muß hauptsächlich vermeiden, den Oberkörper zu sehr nach vorn zu beugen und in der Hüfte in einem Winkel seitwärts zu neigen, der ganze Körper muß vielmehr stramm gerade gehalten werden. Die dem Gleitfuß entsprechende Schulter und Körperhälfte ist etwas mehr nach vorn gewendet.

Ferner ist auf eine ruhige und anmutige Haltung der Arme zu achten, die ohne Steifheit und Zwang nicht zu weit vom Körper entfernt werden sollen.

Wer sicher und elegant Bogen schneiden kann, darf mit seinen Leistungen schon ganz zufrieden sein und kann allmählich zu den anderen komplizierteren Übungen des Eissportes übergehen. Zuerst würde hier der Schlangenbogen in Betracht kommen, der aus zwei aneinandergefügten Bogen besteht, die auf demselben Fuß, aber auf verschiedenen Schlittschuhkanten gelaufen werden. Es muß hier also, nachdem ein Bogen wie gewöhnlich vollendet ist, ein Kantenwechsel vorgenommen, das heißt der Fuß und der ganze Körper nach der entgegengesetzten Seite umgelegt werden und dann ein zweiter, dem ersten im Charakter entgegengesetzter Bogen angeschlossen werden. Wird also der Schlangenbogen mit einem Auswärtsbogen begonnen, so ist der zweite Bogen ein Einwärtsbogen und umgekehrt. Da der Schlangenbogen auch rückwärts gelaufen werden kann, so ergeben sich auf diese Weise



Eistanz auf einer Berliner Eisbahn.
Nach einer Aufnahme von Fr. Kühn in Berlin.



Figur der Mühle.

schon vier Variationen. Noch wichtiger als diese Figur ist der Dreier, auch Herz genannt, bei dem außer dem Kantenwechsel auch ein Frontwechsel vorgenommen wird. Der Dreier besteht aus zwei Bogen, die durch eine Wendung verbunden sind. Wird zuerst ein Vorwärts-Auswärtsbogen ausgeführt, so schließt sich daran eine Drehung in der Schwungrichtung um 180° und daran ein Rückwärts-Einwärtsbogen. Die Drehung erfolgt am besten auf dem vorderen Teil des Schlittschuhes. Diese Figur ist schon ziemlich schwierig, da einerseits die Erhaltung des Gleichgewichts nicht leicht, andererseits die Erzielung eines genügenden Schwunges anzustreben ist. Der Dreier ist sehr geeignet, um von Vorwärts- auf Rückwärtsbogen überzugehen und kann auch zu deren Erlernung benutzt werden. Wird nach Vollendung des zweiten Bogen noch eine Wendung und noch ein Bogen angefügt, welcher dem ersten gleich ist, so entsteht der Doppeldreier oder das Kleeblatt, zu dessen Ausführung schon recht viel Schwung erforderlich ist. Da der Dreier auch mit Rück-



Eistanz auf einer Berliner Eisbahn.
Nach einer Aufnahme von Fr. Kuhn in Berlin.

wärtsbogen begonnen werden kann, so ergeben sich vier verschiedene Möglichkeiten, diese Figur auszuführen. Die bisher beschriebenen Grundübungen können schon zu einer ganzen Reihe von Figuren verwendet, variiert und miteinander kombiniert werden. Wenn sie von dem Einzelnen sorgfältig geübt sind, so wird ihm ihre Ausführung in Gemeinschaft mit anderen Läufern und Läuferinnen viel Vergnügen bereiten und im friedlichen Wettstreit mit diesen zu immer größerer Fertigkeit im Kunstlaufen, zu höherer Anmut der Bewegungen führen. Zu den einfachsten derartigen Uebungen gehört das Bogenlaufen mehrerer Eisläufer hintereinander. Bei allen Figuren des Gesellschaftslaufens müssen sich die Teilnehmer erst allmählich aneinander gewöhnen und sich einander anpassen, damit die Bewegungen gleich und taktmäßig vor sich gehen. Zur Ausführung gleichsinniger fortschreitender Bogen stellen sich die Teilnehmer am besten in einer, in der Fortbewegungsrichtung gelegenen Linie mit gleicher Front nebeneinander auf und beginnen dann alle gleichzeitig mit dem nach vorn, dem Ziele zugekehrten Bein einen Bogen zu laufen, dem ein gleich großer, von allen gleichzeitig ausgeführter Bogen auf dem andern Fuß folgt. Nach Vollendung eines Bogens können sich alle einen Augenblick die Hand reichen.

Noch hübscher ist die Ausführung abwechselnder Bogen oder der sogenannte Kontra-Lauf. Die Teilnehmer stellen sich hierzu wieder, wie oben beschrieben, nebeneinander auf, jedoch mit abwechselnder Front, die linke Schulter neben der linken Schulter des Nachbarn. Alle beginnen wieder mit dem dem Ziele zugewendeten Bein, also Nr. 1, 3, 5 u. s. w. mit dem rechten, Nr. 2, 4, 6 mit dem linken, so daß die, von ihnen auf das Eis gezeichneten Bogenlinien sich zu kreuzen scheinen. Wenn dabei jeder einen Halbkreis ausführt, hat er nach Vollendung desselben seine Front gewechselt, doch lassen sich ja auch flachere und weniger gedrückte Bogen verwenden.



Eiskostüm 1895.
(Frau Helene v. Heyden, geb. v. Livonius.)

Sehr hübsch und zur Erlernung gleichmäßiger Kreisfiguren sehr förderlich ist die Ausführung der Acht oder des Achters, die ohne eine weitere Fortbewegung immer wieder auf demselben Platz und auf denselben Spuren wiederholt wird. Es wird zuerst ein voller Kreisbogen auf dem einen Fuß ausgeführt, an dem sich dann ein zweiter auf dem andern Fuß schließt. Allerdings wird meist kein voller Kreis, sondern durch Nachlassen des Schwunges eine Spirallinie dabei herauskommen.

Diese Figur kann auch von zwei Schlittschuhläufern gleichzeitig ausgeführt werden, die sich mit verschiedener Front nebeneinander aufstellen und mit demselben Fuß den Kreislauf beginnen; der eine wird dann nach Vollendung seines Kreises auf den seines Partners übergehen.

Sehr hübsch ist ferner die Ausführung

der Mühle oder des Sterns, an der vier Personen in der Weise teilnehmen, daß je zwei von doppelter Armlänge voneinander entfernt sich rechte Schulter an rechter Schulter nebeneinander aufstellen und sich die rechte Hand reichen; das eine Paar steht in senkrechter Linie zum andern und die beiden Achsenpaare kreuzen sich, während die beiden Hände das Centrum bilden, um das in diesem Falle auf dem rechten Fuß gemeinsam ein ganzer Kreis beschrieben wird, so daß jeder Läufer wieder an seinen Ausgangspunkt zurückkehrt. Hier werden dann die Hände losgelassen und jeder macht dann einzeln auf dem linken Bein einen Kreis, nach dessen Vollendung sich die Teilnehmer wieder die Hände reichen und die Übung wiederholen.

Eine Art Rundtanz für zwei Schlittschuhläufer stellt folgende Figur dar. Beide reichen sich die Hand und machen zuerst gemeinsam einen Bogen, sagen wir rechts-vorwärts-auswärts (1), dann links-vorwärts-auswärts, unter Trennung der Hände. Wendung (linksum kehrt) dann Rückwärts-Einwärtsbogen (also ein Dreier) (2), darauf folgt als dritter Schritt ein Bogen rechts rückwärts-auswärts (3) und als vierter ein Bogen links rückwärts-auswärts (4), worauf die Eistänzer sich wieder die Hände reichen und die Figur wieder mit dem rechten Fuße beginnen. Sie befinden sich jetzt in umgekehrter Stellung zu einander, wie vorher und erst nach nochmaliger Wiederholung wird die Anfangsstellung erreicht. Dieser Tanz kann im Kreise fortgesetzt werden. Wird der erste Schritt fortgelassen und gleich mit dem Dreier begonnen, so kann die Figur auch in der Form einer Acht ausgeführt werden, bei der Wiederholung wird dann mit dem andern Fuß begonnen. Diese Übung wird als Englischer Achter bezeichnet. — Sowohl beim einfachen Vorwärtslaufen, als auch beim Vorwärts- und Rückwärts-Bogenlaufen wird der Schwungfuß in seiner gewöhnlichen Stellung neben dem Gleitfuß niedergesetzt, um dann dessen Arbeit zu übernehmen, er kann jedoch auch seitwärts den Gleitfuß kreuzend vor oder hinter diesem auf das Eis gebracht werden; man bezeichnet dies als „Übersetzen" oder „Übertreten" und wendet es namentlich bei den Rückwärtsbogen im Figurenlaufen vielfach an.



Eiskostüm 1901.
(Fräulein Deta v. Besser.)

Um dem Leser eine Vorstellung von der Ausführung komplizierterer Figuren zu geben, will ich hier noch die Beschreibung eines Eisreigens anführen, der von einem Paar getanzt werden kann, das sich anfangs eine Hand gereicht hat.

1. Bogen rechts-vorwärts-auswärts.

2. Bogen links-vorwärts-auswärts.

3. Das rechte Bein wird dicht an der Rückseite des linken vorbei nach links-rückwärts gesetzt und führt dabei einen kurzen Außenbogen rückwärts aus, also rechts-rückwärts-auswärts bei gekreuzter Beinstellung.

4. Das linke Bein wird in einem Bogen nach rückwärts-einwärts herumgeführt,



Figur des Rundtanzes.

niedergesetzt und führt nun einen Rückwärts-Einwärtsbogen aus.

5. Bogen rechts-vorwärts-auswärts.

6. Bogen links-vorwärts-auswärts, nach dessen Vollendung die Hände losgelassen werden, Wendung (linksum kehrt), rückwärts-einwärts (Dreier).

7. Bogen rechts-rückwärts-auswärts.

8. Bogen links rückwärts-einwärts mit Übertreten nach rechts.

9. Bogen rechts-vorwärts-auswärts.

Nach Vollendung dieser neun Schritte reichen sich Herr und Dame wieder die Hand und wiederholen dieselbe Figur, diesmal aber mit dem linken Fuße beginnend.

Bedenkt man, daß in allen bisher beschriebenen Übungen die einfachen Bogen durch Schlangenbogen, Dreier oder Rückwärtsbogen ersetzt, mit Übersetzen nach vorn oder hinten verbunden und in der mannigfachsten Weise miteinander kombiniert werden können, so ist leicht ersichtlich, daß dadurch eine ungeheuere Anzahl der verschiedensten Figuren erdacht werden könnte. Ein Autor auf dem Gebiete des Schlittschuhlaufes hat z. B. 5000 solche Figuren beschrieben. Jeder Schlittschuhläufer, welcher die Grundübungen beherrscht, kann sich ohne große Schwierigkeiten die verschiedensten Eisfiguren auf dem Papier konstruieren und sie dann nachher auch praktisch auszuführen versuchen. Und er wird mit sich steigernder Gewandtheit auch immer größere Freude an dem herrlichsten Sport haben, den der Winter, der sonst so gestrenge Herr, uns bietet.



Von der West-Eisbahn Berlin. Nach einer Aufnahme von Fr. Kuhn in Berlin.

Figur des Eisreigens.

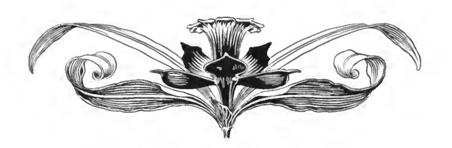
Neujahrsblatt ins Album.

Von

H. Hesse.

Jedem Tag ein kleines Glück
Ohne Sorge abgewinnen,
Jeden frohen Augenblick
In das goldne Netz zu spinnen
Heiterer Erinnerung.

Jede Stunde sich im Glanze
Reiner Gegenwart versenken,
Dennoch auf das schöne Ganze
Immerfort den Blick zu lenken —
Wer's vermöchte, bliebe ewig jung



Das ABC des Lebens.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Am andern Morgen, als der Tag graute, öffnete sich Willy Mammlings Thür. Gerade ging Sylvia über den Flur; sie kam von Drews und hatte noch eine Depesche dem Abfahrenden mitgegeben, eine Blumenbestellung nach Hamburg. Als sie Willy sah, klopfte ihr schwer das Herz.

Was sprechen? Was schweigen?

Aber als sie seinem Blick begegnete, da wußte sie es: seine keusche Seele wollte ihren Schmerz für sich allein behalten.

Er sah elend, übernächtig aus. Er war noch immer in den Kleidern, in denen er sein Weib aus der düsterkalten Tiefe des Wassers geholt hatte und die ihm nachher dampfend auf dem Leibe trockneten, bei dem verzweifelten Ringen um seines Weibes Leben.

„Wenn Sie sich umziehen wollen, lieber Willy ... die kleine Fremdenstube, die blaue mein' ich ... die ist für Sie fertig und alles ist da," sagte sie, mit dem Versuch, ganz ruhig zu sprechen.

„Danke sehr," antwortete er und ging mit müden Schritten langsam treppan.

Nach einer Stunde ließ sie ihn durch Mike Drews zum Morgenthee herabbitten.

Er kam gleich. Nun sah er fast wie immer aus, in seinem gewohnten Anzug und seiner leuchtend weißen Wäsche.

Er sprach auch, ruhig und beinahe im gewöhnlichen Ton. Er dankte Sylvia, daß sie für ihn so angenehm gesorgt hatte.

Von der Toten sprach er nicht, und nichts davon, daß er sie festlich und feierlich gebettet gefunden.

Und doch hatte Sylvia seinen Schritt gehört; das Zimmer, wo die Tote ruhte, lag gerade über dem Eßzimmer.

Er erwog dann allerlei beratend mit Sylvia, zeigte sich dankbar, daß sie die Seinen benachrichtigt hatte, sprach die Vermutung aus, daß Mutter und Bruder wohl morgen eintreffen würden, und wollte wissen, ob Sylvia es richtiger fände, den Friedhof im nächsten Dorf oder das Familienbegräbnis in Hamburg für Makarie als letzte Ruhestatt zu wählen.

„Willy," rief sie, „Willy! Glauben Sie, daß Sie h i e r n a c h Ihr ganzes Leben auf Süderfood zubringen werden ..."

Nun brach sie doch in Thränen aus.

Und er saß schweigend und verbarg seine Augen hinter der Hand.

Ein Grab bindet an die Scholle. Oft mehr als das Leben. Makarie hier begraben, hieß dem Mann endlose Qual aufbürden. Er würde dann hier bleiben. Dafür kannte Sylvia ihn. Er war keiner von denen, die ein Grab verlassen und vergessen. Und dann konnte er keinen Schritt mehr draußen thun, ohne daß sein Blick sich dem Schauplatz des Unglücks zuwandte ...

Das konnte ihn nur überempfindsamer machen oder ... derber! ... Einflußlos konnte das nicht sein.

Es m u ß t e sein Wesen, dies wunderbar stillsichere Wesen, aus dem Gleichgewicht bringen.

„Nein, Willy — in Hamburg."

Er kam nicht mehr auf die Frage zurück. Der Tag schlich bleiern hin. Willy blieb zumeist in seiner Stube; Sylvia saß in der ihren und nahm aus einem schwarzen

Kleid einen bunten Einsatz heraus und machte es trauermäßig zurecht.

Ihr schien, als blicke Willy überrascht nach ihr hin, als sie abends damit in das Eßzimmer kam.

Ein Ausdruck von peinlichem Unbehagen ging über sein Gesicht.

Er hatte wohl, wie viele Männer, ein Mißfallen an düsterer Trauertracht — vielleicht spürte er auch darin ein schmerzliches Zeichen der Wirklichkeit seines Unglücks.

Spät kam noch der Depeschenbote. Der Bruder Willys zeigte seine Ankunft für morgen an, auch, daß er die Mutter mitbringe. Agnes, seine Frau, aber bliebe in Hamburg, wo doch auch wohl die Beisetzung stattfinden werde.

Damit schien die Frage gelöst, wenigstens traf Willy keinerlei Anstalten, sich mit dem nächsten Kirchdorf in Verbindung zu setzen.

Sylvia schrieb noch einen langen Brief an Bertie. Sie fand nachträglich ihre kurzen, schreckhaften Zeilen an ihn um so überflüssiger, als er noch gar nicht in Hamburg sein konnte. Sicherlich bekam er ihre beiden Briefe zu gleicher Zeit. Das war nur gut für den armen Bertie ...

Sie beschrieb ihm nun das ganze Unglück und sagte ihm, daß er in Hamburg Makarien die letzte Ehre werde geben können. Er möge sich nur im Hause von Ludwig Mammling in der Rabenstraße erkundigen, wann die Feier sein würde. Ob sie selbst auch mit nach Hamburg fahren werde, wisse sie noch nicht. Natürlich sei ihr Aufenthalt hier nun zu Ende, allein sie meine, man dürfe den armen Willy nicht in ein ganz verödetes Haus zurückkehren lassen, wenn er überhaupt zurückkehre.

Als sie dies alles schrieb, kam ein neuer, großer Schmerz über sie. Nicht nur Makarie war ihr geraubt. Auch Willy war ihr verloren — fortan ein fast fremder Mann für sie, dem sie vielleicht wenig, vielleicht nie mehr begegnen würde. Das Band zwischen ihnen war Makarie gewesen. Um Makariens willen war sie in dies Haus gekommen. Und wie friedevoll hatte es sich darin gelebt.

Wie frisch und fröhlich war allezeit die Stimmung zwischen ihnen gewesen.

Wie leicht fühlte sich Körper und Geist in der großen Einfachheit des Lebens. Es hatte so mühelos geschienen.

Und wie wunderbar beruhigt war immer ihr Gemüt durch das Wesen dieses Mannes.

Das war nun dahin.

Jetzt galt es wieder heimatlos von dannen fliehen.

Conrad Brügge fiel ihr ein. Ob er es wohl ertrüge, ohne mit neuen Hoffnungen sich und sie zu beunruhigen, wenn sie wieder bei Bertie wohnte? Aber Bertie selbst wußte ja noch nicht, wo er bleiben wollte.

Immerhin schrieb sie auch an Conrad Brügge. Ihr Bedürfnis sich auszusprechen war zu groß.

Am anderen Tage gab es viel zu thun für die erwarteten Gäste. Das erinnerte Sylvia an die ersten Tage ihres Aufenthalts. Zwei Monate waren seither vergangen. Nur zwei Monate? Wirklich kein Menschenalter?

Willy fuhr früh fort.

Er sagte, daß er den Seinigen einige Stationen entgegenfahren und auch allerlei besorgen wolle. Sylvia konnte sich schon denken was: das letzte Lager für sein Weib.

Oft ging Sylvia leise in das Zimmer, wo die Arme still auf ihrem Bette lag. Ihr war immer, als müsse sie nach ihr sehen wie nach einer Lebenden, sich rücksichtsvoll um sie kümmern.

Und jedesmal kostete es sie eine größere Selbstüberwindung. Immer deutlicher sprach das Grauen des Todes zu ihr aus dieser versteinerten Gestalt, die in der immer gleichen Stellung, in immer gleichem ewigen Schweigen dalag.

Leben, Leben! O Gott, das schöne reiche Leben! Wer es noch hat — —

Am Nachmittag, im niedernebelnden Schneeregen, der fein alles durchdrang und peinvoll kalt alles umhüllte, kam dann Willy mit Bruder und Mutter.

Aufweinend fiel die alte Frau dem jungen Mädchen um den Hals. In all ihrem Kummer empfand sie es aber dann doch sehr wohlthätig, eine so warme, bequeme Stube vorzufinden.

Immer wieder dankte sie Sylvia, und immer wieder, während Sylvia es sich nicht nehmen ließ, der alten Dame gewärmte Schuhe anzuziehen, wiederholte sie: was ihr armer, lieber Junge wohl ohne Sylvia hätte machen sollen.

Bei Tische sah Sylvia es: die Mutter war in der Erregung eines natürlichen

Grams; der Bruder schien mehr gedrückt und von der Situation beengt, als gerade kummervoll; Willy selbst bewahrte eine große Würde in seinem Schmerz.

Man sah es an der Hagerkeit seines Gesichtes, an dessen fahler Farbe: er litt. Aber er litt wie ein Mann.

Frau Mammling erinnerte daran, daß Makariens Familie schleunigst benachrichtigt werden müsse, damit sie sich an der Beisetzung beteiligen könne. Wer war da? Makarie hatte einen Bruder, aber der lebte in Kapstadt. Dann die Tante, Frau von Hollern in Hannover. Ja, die würde doch wohl die Tochter ihrer Schwester mit beerdigen helfen wollen.

Und dann der Korvettenkapitän Robert von Hollern; aber der war in Ostasien.

„Makarie sagte immer: Robbert," sprach Sylvia.

Und diese kleine, nebensächliche Bemerkung zerbrach des Mannes Fassung. Sie zauberte ihm sein Weib vor — ganz, in all ihrer Eigenart.

Er stand auf und ging hinaus. Sylvia schluckte an ihren Thränen.

Bald nachher kam Mike Drews und sagte flüsternd, daß die Herrschaft im Zimmer bleiben möchte — jetzt nicht Flur und Treppe betreten ... es käme der Sarg, und der Herr wolle alles selbst ...

Lange saßen sie schweigend, unter den peinvollen Augenblicken erschauernd und auf das horchend, was sie lieber nicht hören wollten.

Dann aber begann Ludwig Mammling zu sprechen. Auch die Mutter mischte sich bald hinein. Es schien ihnen erwünscht, Sylvia einmal allein zu haben.

Ludwig Mammling hatte es sich schon immer gedacht, daß Makarie einmal so oder ähnlich umkommen werde. Sie hatte stets eine so unnütze und sinnlose Tollkühnheit an den Tag gelegt und sich förmlich noch damit groß gethan. Es wäre grade gewesen, als kokettiere sie damit vor Willy.

Die alte Frau gedachte dankbar der großen Liebe der Verstorbenen und setzte nur ganz vorsichtig, ganz entschuldigend hinzu, wie es aber doch schade gewesen sei, daß sie Willy in seinen Neigungen so einseitig bestärkt habe.

„Aber ich habe nie zwei Menschen gesehen, die so glücklich waren und so zu einander paßten," sagte Sylvia in leidenschaftlichem Eifer. Sie wollte Makarie nicht schmähen lassen — von niemanden, auch nicht von Willys Verwandten.

„Mein Kind," sagte die alte Frau sanft und traurig, „es schien so! Makarie glaubte auch für gewiß, daß es so sei. Aber sie ergänzte meinen Sohn ja gar nicht. Sie fügte sich ihm nur an. Ob Willy das erkannte, weiß ich nicht. Ich glaube es aber. Sein Zartsinn, seine wundervolle Ehrenhaftigkeit haben ihn aber verhindert, auch nur mit einem Wimpernzucken zu verraten, daß er erkenne ... Gottlob, daß ihr alle Kämpfe erspart blieben. Denn einmal wären sie gekommen, mußten sie kommen. Nun ist sie dahingegangen, im fröhlichen Glauben an ihr und ihres Mannes Glück. Wie tröstlich, das zu denken. Ein Leben ohne Bitterkeit, wem wird das zuteil! Und es war ihr Teil!"

Sylvia schwieg.

Hatte sie nicht einmal Ähnliches gedacht?! Aber das wollte sie nun vor ihrem eigenen Gedächtnis nicht wahr haben.

Schien es nicht fast, als preise die alte Frau Makariens Los? Das war die reife Weisheit einer Greisin.

Ihr, der Jungen, schien es besser: leben und kämpfen, wenn auch in Bitterkeiten, als starr und kalt daliegen. Ach, wenn Makarie doch noch lebte!

Ludwig Mammling aber nickte nur immer zu dieser Rede seiner Mutter.

Und dann entwarf er einen bevormundenden Plan: sein Bruder mußte in Hamburg bei ihm bleiben und dies Ding hier, das greuliche Süderkoog, mußte er losschlagen. Natürlich würde das nicht ohne Verlust abgehen.

Aber da kam die Mutter damit heraus: Willy hatte ihr schon gesagt, daß er nach der Beerdigung sofort wieder nach Süderkoog zurückkehren wolle, um da fürs Erste zu bleiben.

Die jammervolle Einsamkeit seines Lebens, so nahe dem schrecklichen Schauplatz des Unglücks — das wagten sich alle drei nicht auszumalen.

Die Mutter erklärte, sie wolle dann bei dem Sohn wohnen, bis es ihm beliebe, seinem Dasein eine andere Form zu geben.

Aber da wurde Ludwig Mammling sehr erregt. Sie, die beiden anderen Söhne,

sie würden nicht erlauben, daß ihre gute alte Mutter sich so hinopfere.

Die Mutter sah ihn an, mit einem tiefen Blick, lächelnd und doch sehr wehmütig.

„Hinopfern? Ach, mein Sohn, was redest du. Denkst du, daß ich eine Stunde des Behagens in meinem Heim habe, wenn ich eines meiner Kinder einsam im Unglück weiß? Denkst du denn nicht, daß es einer Mutter leichter und besser ist, wenn sie das Unglück tragen helfen darf?"

„Wenn Mutter so eigensinnig ist und wenn Willy das annimmt, versprechen Sie mir im voraus eines, Fräulein," sagte Ludwig Mammling in seiner energischen Art.

„Was?"

„Dann bleiben Sie bei Mutter! Sie haben sich hier bei Willy und Makarie von freien Stücken in Pension gegeben ..."

„Makarie war meine beste, meine einzige Freundin," warf Sylvia schnell und mit dunkelrotem Kopf dazwischen.

„Aber jedenfalls war Ihnen doch weder Südersood noch mein Bruder eine störende Zugabe. Also ich nehme an, Sie waren ganz gern hier und zogen dies dem Leben anderswo vor. Ich bitte Sie, bleiben Sie bei meiner Mutter. Ich weiß Mutter, du hast Fräulein Aschroth sehr gern. Ich muß indiskret sein: als wir damals von hier abfuhren, sprach Mutter sich so warm über Sie aus, wie sie selten thut."

„Aber mein Junge ..."

„Na ja, Mutter! 'ne andere Gesellschafterin kriegst du auch gar nicht hierher. Wir können den Zufall nur preisen. Sie hören, Fräulein, ich nehm' kein Blatt vor den Mund. Und das Äußere arrangiert sich. Wollen Sie Gage? Sprechen Sie frei."

„Nein," sagte Sylvia.

„Galt das Nein der Gage oder dem Hierbleiben?"

Die wenig zarte Art und Weise des Mannes gab Sylvia ihre innere Freiheit zurück. Welches Glück, daß Willy dies nicht hörte — er mit seinem Feingefühl ... er hätte gelitten.

„Das Nein galt der Gage," sprach sie.

„Also Sie bleiben bei Mutter, solange Mutter hier sein wird."

„Ja, wenn Ihr Herr Bruder nichts dagegen hat," sagte sie sehr förmlich.

Nicht um die Welt hätte sie in diesem Augenblick ‚Willy' sagen können.

„Ih, was soll er dagegen haben."

Am andern Morgen mußten wohl Mutter und Bruder alles mit Willy besprochen haben. Er ließ Sylvia durch Mike Drews in sein Zimmer bitten.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie hierhercitieren lasse, als hätte ich über Sie zu verfügen. Aber ich wollte mir gern eine ganz ungestörte Aussprache mit Ihnen sichern," begann er.

Er stand an die Kante seines Schreibtisches gelehnt und hatte die Arme übereinander geschlagen. Grade sah er die vor ihm Stehende an, ganz grade und ganz durchdringend, so daß sie ihm weder aus Höflichkeit noch aus Mitleid irgend etwas vormachen konnte — wenn sie das gewollt hätte.

„Meine Mutter besteht darauf, sie will bei mir bleiben. Und Sie wollen wirklich bei meiner Mutter bleiben?"

„Wenn es Ihnen recht ist. Und solange es ihr gefällt."

„Liebe Sylvia, in solchen Tagen will man viel und glaubt man viel zu können. Schmerz nimmt die Nüchternheit des Urteils."

„Ich bin dankbar, daß ich endlich eine Pflicht haben soll. Ich werde sie mit Liebe erfüllen, denn ich verehre Frau Mammling."

„Die schwere Zeit auf Südersood kommt aber erst — ich meine, von der Natur aus."

„So werde ich versuchen, Ihrer lieben Mutter das Haus desto behaglicher zu machen."

„Ich sehe, Sie wollen wirklich."

„Ja, das will ich!"

Fest und klar begegnete sie seinem Blick.

„Nun," sagte er dann, „so habe ich gleich einige Bitten."

Er setzte ihr auseinander, daß es besser sei, sie fahre heute nachmittag nicht mit nach Hamburg, sondern bleibe hier, um inzwischen das Haus so zu gestalten, daß seine Mutter, wenn sie mit ihm von der traurigen und anstrengenden Reise zurückkäme, gleich freundlich-wohnliche Eindrücke empfange. Vier, fünf Tage würde es dauern, bis sie zurückkehrten.

Es war Sylvia so recht. Sie bat nur, dann ihren Bruder hier empfangen zu

dürfen. Willy sagte, sie solle ihn jedenfalls einladen, er sei hier willkommen, solange, so oft er wolle.

— aber er wird alles wissen wollen — genau — und das ... das ... Nicht wahr? Sie nehmen mir das ab."



Studie von Wilhelm Räuber.

Und dann noch eins: Sylvia möge den traurigen Tod der armen Makarie an Robert schreiben.

„Selbstredend zeige ich es ihm auch an

Sylvia wurde ganz blaß.

Also er hatte wirklich keine Ahnung von ihrer unglücklichen Neigung zu Robert. Sonst hätte er ihr doch diesen Auftrag

nicht gegeben. Makarie hatte zu schweigen verstanden. Vielleicht nur, weil Indiskretion ihr einen Tadel von Willy zugezogen haben würde. Einerlei aus welchen Gründen. Die Thatsache dankte Sylvia ihr bewegten Herzens.

Willy nahm das Schweigen für die selbstverständliche Bejahung.

„Er wird sich auch erinnern, Robert ... ganz genau erinnern, ebenso wie ich ... es war beim Abschied in Kiel ... Makarie umarmte ihn unter Thränen und meinte, ob man sich wiedersähe, sei doch immer ungewiß. Damals dachten er und ich ... das sei Furcht für ihn ..."

Sie standen eine Weile schweigend.

Sylvia seufzte schwer auf und wollte gehen.

„Sylvia!" sagte er leise.

Sie sah ihn fragend an.

Er nahm ihre Hand und drückte sie stark.

Sie verstand: es sollte ein Dank sein. Sie bekam einen roten Kopf: den Dank mußte sie sich doch noch erst verdienen.

Gleich nach der frühen Mittagsstunde brach die traurige Reisegesellschaft auf.

Vorher versammelten sich alle Menschen der kleinen Ansiedelung, vom alten Drews an bis zum jüngsten Tagelöhnerkind, zusammen mit der Familie um Makariens Sarg, den nun schon alle aus Hamburg mitgebrachten und geschickten Blumenkränze zierten.

Draußen vor dem Fenster stand der dicke Nebel und ließ nur ein stumpfes, graues Tageslicht herein.

Die Kerzen auf den beiden Armleuchtern rechts und links zu Häupten des Sarges brannten gelb. Sie warfen einen warmen Schein auf all die Gesichter, die grade in ihrem Strahlenkreis waren. Die anderen Köpfe erschienen doppelt bleich und düster daneben.

Der alte Drews las aus seinem großen Gesangbuche den Choral vor: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende." Die gelblichen Blätter schlug er mit feuchtem Daumen um, denn der Choral hatte elf Verse, die in den großen gotischen Lettern in dem altväterischen Buch mehrere Seiten einnahmen. Das Pathos des alten Drews war stark und Aussprache und Betonung nicht immer richtig.

Aber niemand kam deswegen aus der feierlichen Stimmung, und die näselnden, zitternden Töne der Greisenstimme mischten sich mit dem Schluchzen der Frauen.

Dann betete er noch ein feierliches Vaterunser, während dessen alle versuchten, ihre Thränen zu trocknen.

Wenige Minuten später stand Sylvia in der Hausthür und sah einem düsteren Zuge nach. Voran ein Strohschlitten, ganz und gar von innen und außen mit grünen Tannenreisern bekleidet. Darin der Sarg, dann der vom Schimmel gezogene und vom alten Drews gelenkte Wagen; Willy und seine Mutter im Fond, Ludwig Mammling vorn neben dem alten Drews.

Bald stand der Nebel als sichtbare, wenn auch noch durchsichtige Wand zwischen der Nachschauenden und dem langsam forttrottenden Zug.

Mit der wachsenden Entfernung wurden die grauen Dünste undurchdringlicher und ließen die beiden Gefährte nur noch als farblose, feste Körper sehen, von denen man nur die Umrißlinien erkannte. Endlich wurden auch diese Schattenbilder schwächer und schwächer. Es war, als habe der weißliche Nebel sie aufgesogen. Als habe sich in ihnen die letzte Erdenspur von Makarie verflüchtigt.

Von dem schaurigen Frösteln einer unendlichen Empfindung von Leere geschüttelt, trat Sylvia in das vereinsamte Haus zurück.

Ehe sie sich daran machte, ihm innerlich eine neue Gestalt zu geben, gab es eine Arbeit zu erledigen.

An Robert von Hollern zu schreiben.

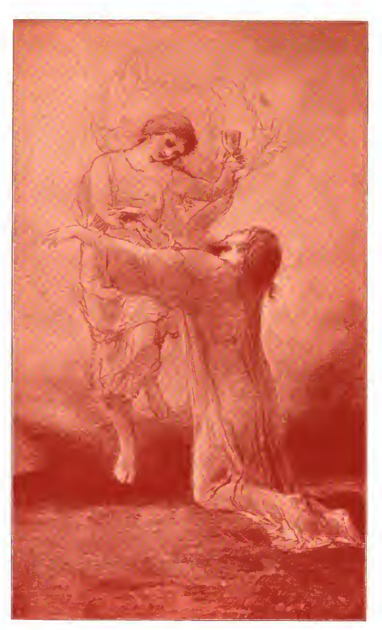
Zum erstenmal in ihrem Leben. Denn bei dem Verkehr früher, in Berlin, da hatte ihre Mutter oder hatte Bertie die gelegentlichen Einladungen oder Verabredungen besorgt.

Es erschien ihr fast unmöglich, den rechten Ton zu finden.

Sie ging in den Salon und hielt wieder einmal Zwiesprache mit seinem Bild.

Aber es erschien ihr heute so seltsam fremd.

Sie sagte sich unwillkürlich: was habe ich alles erlebt, erlitten, durchkämpft, seit wir uns trennten — Dinge — von denen du nichts weißt. — Und du vielleicht bist derselbe geblieben? —



Christus am Oelberg. Nach der Zeichnung von Arnold Böcklin.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

Die große Angst kam ihr wieder. Die vor dem Auseinanderwachsen zweier Leben, die vielleicht bestimmt gewesen waren, sich eng zu gegenseitigem Glück zusammen zu schließen.

Aber das war ja sein Wille gewesen — sonst hätte er nicht so grausam geschwiegen, damals in jenen sonnigen Tagen auf der „Lubina."

Etwas von ihrem alten Trotz regte sich kräftig in ihr und gab ihr plötzlich die unbefangenste Stimmung zurück.

Sie setzte sich an Willys Schreibtisch und begann, ohne daß ihr auch nur ein Puls schneller schlug:

„Hochverehrter Herr Korvettenkapitän."

Sie sagte, daß dies Schreiben infolge eines Wunsches von Willy an ihn abgehe. Und bei der genauen Schilderung des Unglücks, bei dem Verweilen bei Makariens Eigenschaften, ward ihr Ton warm und natürlich.

Es wurde ein taktvoller Brief. Sie drängte in demselben ihre Person nicht hervor, aber sie hielt auch nicht in gekünstelter Fremdheit mit einigen, sie betreffenden Mitteilungen zurück und erzählte, daß sie bei Willys Mutter und mit dieser auf Südersood bleibe, bis es Willy gelänge, den Besitz zu veräußern.

Als dieser Brief geschrieben war, fühlte sich Sylvia wunderbar und ganz unerklärlich erleichtert.

Ihr war, als läge wieder ein Lebensabschnitt hinter ihr.

Pforten waren geschlossen. Die eherne Hand des Todes hatte sie zugeschlagen.

Kämpfe und Menschen, um die sie durchlitten waren, schienen zu verblassen.

Alles lag so weit zurück.

Und sie stand mit freudigem Mut an einer Schwelle.

Dahinter warteten Pflichten.

War es das, was die neue, klare Stimmung gab?

‚Wer weiß?'

Woher mochte dies Gefühl der Freiheit und Fremdheit kommen, welches ihr das Schreiben an Robert leicht gemacht hatte?

Er konnte ihr durch die weite Entfernung doch unmöglich auch seelisch entrückt sein?

Wenn sie ihn nur wiedersehen könnte, nur einmal ihm ins Auge schauen, um sich ganz genau darüber klar zu werden, ob noch immer ihr Leben von ihm beherrscht werde, von ihm abhängig sei.

Wahrscheinlich. Nein gewiß! Denn es war ihrem Mädchenherzen ein Bedürfnis, an die Unwandelbarkeit der Liebe und auch ihrer eigenen Liebe zu glauben.

Gefühle, die sich zu wandeln vermögen, sind das echte Gefühle gewesen?

Wer weiß?

Dies unerträgliche ewige ‚Wer weiß?'

Wenn ihr doch diese Frage nicht immer und immer durch den Sinn huschen wollte.

So lange die sich unwillkürlich aufwarf, war es mit der Buchstabierkunst noch schwach.

Und immer noch war es ungewiß, ob sie aus dem A-B-C des Lebens die rechten Worte zusammenstellen lernen würde, die den wahren Frieden, das wahre Glück bedeuteten.

IX.

Wieder hätte Willy sagen können: ‚Was haben Sie aus meinem Hause gemacht?' Aber er drückte nur in schweigendem Dank Sylvia die Hand, als er die Freude seiner Mutter sah. Vor allen Fenstern grünte und blühte es. Im Salon stand eine schöne Palme auf einem Postament. Dies war nur der eine Hauklotz aus der Scheune, aber Sylvia hatte ihn mit Moos und Baumrinde umkleidet. Im Eßzimmer hatte Sylvia ein besonderes Eckchen abgeteilt, in dem für beide Damen ein Arbeitsplätzchen am Fenster geschaffen war. Für Willy hatte sie ein bisher unbenutztes Zimmer neben seiner Werkstatt zur Schlafstube umgewandelt, so besaß er sein Reich ganz für sich, und es blieb noch oben eine Fremdenstube.

Er fand auch einen Schlüssel auf seinem Schreibtisch. Er kannte ihn, es war der zu seinem und Makariens Zimmer.

Mit Herzklopfen hörte Sylvia ihn dort hineingehen. Sie wußte ja, was er fand und wußte nur nicht: wird es ihm wohlthun oder sehr wehe.

Sie hatte jenes Zimmer zu einer Art Gedächtnisstatt für Makarie eingerichtet. Alle ihre Sachen waren dort sorgsam untergebracht. Ihr Bild, eine Kabinettphotographie im Stehrahmen, war von feinem, grünem Kranz umgeben, in flacher Schale standen Blumen davor. Eine Zwergpalme

streckte, hinter dem Bilde stehend, ihre feingefiederten Wedel über die Rahmenkrönung vor.

Als Willy Mammling nachher herunter kam, sah Sylvia es wohl, als ihr Blick ihn scheu streifte: seine Lider waren gerötet. Aber er sagte nichts.

Und das war ihr am liebsten so.

Erst zwei Tage waren Willy und seine Mutter wieder zurück, als von Bertie die Nachricht kam, er werde also zu einer Rücksprache mit Sylvia für vierundzwanzig Stunden auf Südersood eintreffen und sich gestatten, die Gastfreundschaft Herrn Mammlings so lange annehmen. Mit derselben Post kam aber auch ein Brief von Conrad Brügge.

Er bat Sylvia, den armen Bertie nicht zu hart anzufassen. Es stehe eigentlich übel um ihn. So was wie Bankerott, seelisch und finanziell. Ein Verlust auf den anderen: Paulette und Makarie. Dazu Sorgen. Er teile aber mit, daß er seine beiden Werke verkauft habe. Schlecht — das sei schon wahr. Miserabel und 'ne Sünd' und Schande sei's. Aber eine alte Geschichte in dieser elenden Welt: bar Geld lacht. Er könne sofort 6000 Mk. senden. Er schreibe dies ihr und nicht Bertie, weil diese 6000 Mk. eine Operationswaffe in ihrer Hand sein sollten: kein Rauswurf Contils, kein Geld. Was auch für sie die Losung sein müsse, ehe sie von ihrem Bißchen was hergäbe.

So erwartete Sylvia denn in großer Aufregung ihren Bruder. Zu seiner Lage und seinem Gemütszustand schuf ihm ja nun die Situation hier ein Neues: er sollte dem Gatten seiner Jugendliebe begegnen, dem Manne, der ihm Makarie gestohlen hatte . . .

Wenn es in diesen Dingen Diebstahl gibt, sagte sich Sylvia: Denn an ein Herz, das man mir stehlen kann, hab' ich so wie so kein wohlbegründetes Eigentumsrecht gehabt.

Weinend umarmte sie ihn. Sie sah es auf den ersten Blick: er war abgemagert. Auch er schien erschüttert, bezwang sich aber.

Als sie zusammen von der Station nach Südersood fuhren, saß der alte Drews übellaunig auf dem Bock, denn bei solchem Wetter mit Pferd und Wagen herausmüssen, das hieß für ihn viel Arbeit, denn Pferd und Wagen wollten nun wieder rein gemacht sein.

Die Schneebreiten hatten schon etwas Glasiges. Und unter dieser glasigen, grobkörnigen Decke rieselte und rann es, und wo sie brüchig war, sah man eilige kleine Wasserläufe. Die Landstraße war verschlammt, das kahle Geäst der Knickbüsche glänzte braunblank von all der Nässe, die an ihm herabtroff. Am blaßblauen Himmel standen einige langgezogene, weiße Windstreifen. Die Sonne flimmerte so seltsam hellgelb, als habe sie von ihrer Glut etwas verloren und könne nur noch hartes Licht und wenig Wärme geben. Eine Mövenschar, in der ab und an ein Fittich aufglänzte, flog in verstreutem Fluge meerwärts.

Auf dem Fluß, den man nicht sah, stieg eine Rauchsäule auf. Sie wandelte weiter und mußte von einem langsam fahrenden Schiff kommen.

Diese, sich durch die weite, öde Landschaft hinziehende, aufrecht vorwärts wandelnde Rauchsäule hatte etwas Gespenstisches.

Und in der herben, feuchten Luft kein Ton. Ganz still lag das Land unter den Tauwassern, wie erstickt im Übermaß der Nässe.

„Welche Öde!“ sagte Bertie.

„Aber doch auch Größe.“

Er nickte.

„Kommen wir da vorbei, wo Makarie? . . .“

„Nein. Aber wenn du aufstehst — dort hinten — links — die schwarze blanke, offene Wasserfläche — — da war es.“

Er setzte sich wieder. Ihn schauderte.

„Arme Makarie.“

Und er fing an, davon zu sprechen, wie sie gewesen war . . . Ihre ganze gemeinsame Jugend schien in frischer Deutlichkeit wieder vor ihm zu stehen.

Das ist des Todes Gewalt: ein Leben schlägt es nieder, und in das Leben vieler kommt neue Bewegung, und auch die Erinnerung weckt sein Zauberstab. — — —

Worte, Augenblicke, Freuden, Leiden, die alle längst vergessen schienen, waren greifbar wieder da.

‚So wie du sie kanntest, liebtest, noch siehst, so war sie gar nicht mehr‘, hätte Sylvia immer wieder rufen können.

Nach Willy und dem Grade seines Kummers fragte Bertie nicht.

Aber je mehr sie sich dem Hause näherten, umso deutlicher spürte Sylvia, daß ihr Bruder tief erregt sei. Auf seinem fahlen Gesichte brannten rote Flecke.

Kaum hielt der Wagen vor der Thür, so erschien Willy in derselben, ruhig, liebevoll. Höflich gegen den Bruder derjenigen, der er sich dankbar verpflichtet fühlte. Vielleicht dachte er in diesem Augenblicke gar nicht daran, daß der Mann, dem er jetzt freundschaftlich die Hand drückte, Makariens erste Neigung besessen hatte.

Willys Mutter wußte überhaupt nichts von diesem Jugendroman ihrer verstorbenen Schwiegertochter und war von großer Wärme gegen Bertie, denn auch sie war der Meinung, daß ihm gute Gesinnung zeigen, Pflicht gegen Sylvia sei.

Trotz all dieses Entgegenkommens ward die Stimmung rasch unfrei: Denn Bertie saß am Abendtisch, ein Fremder, ein Gast von fernem Stern unter Erdenbewohnern. Er und Willy hatten nicht ein gemeinsames Interesse — so schien es. Bertie hatte seit seinen Primanertagen so ausschließlich unter litterarischen Leuten verkehrt, daß er Menschen und Dinge gar nicht mehr vom gesunden Wirklichkeitsstandpunkte aus ansah. Es schien, als sei der gedruckte Bericht vom Leben ihm wichtiger als das Leben selbst. Willy hatte seit seinen Primanertagen so ganz und gar seinen Sportinteressen und der Natur gelebt, daß es schien, als sei das kühne Spiel mit dem Leben ihm wichtiger als das Leben selbst.

„So was ist nur unter deutschen Männern möglich," entfuhr es Sylvia.

„Was?" fragte Willy.

„Nun, daß ihrer zwei, die aus den gleichen Kreisen stammen, beisammen sitzen, wie zwei Leute, die nicht die gleiche Sprache reden."

„Man merkt dir an, daß du Conrad Brügges Schülerin bist," sagte Bertie, etwas gezwungen lächelnd.

„Ich bin zu einseitig," gab Willy freundlich zu.

„Daran hat sein Vater Schuld," sprach seine Mutter in dem Versuch ihn zu entschuldigen; „Willy wollte Seemann werden. Handelsmarine war damals noch nicht, was es heute ist. Aus guten Familien gingen nur die verlorenen Söhne dazu. Ja heut! So ein Lloydkapitän! Das ist nichts Kleines. Aber das sah Vater ja nicht voraus.

„Und Kriegsmarine? Vater war noch von der alten Schule. Vor sechsundsechzig wurde ein Hanseatensohn nur Offizier, wenn er nichts taugte. Das spukte Vater noch im Gedächtnis. Und überhaupt war er der Meinung: Dem Großkaufmann gehört diese Zeit! Er sei in diesen Zeiten der Hauptkulturträger und Völkerverbinder. Na, und Willy wollte absolut nicht Kaufmann werden. Er ist einige Jahre in England auf einer großen Schiffswerft zu Studienzwecken gewesen. Dann starb Vater. Aber da war Willy ja zu alt. Er heiratete, und nun ist es so."

„Mutter, du mußt mich nicht entschuldigen, denn das thust du auf Vaters Kosten," sagte Willy lächelnd.

„Und Väter," sprach Sylvia eifrig, „haben nur bis zu einer gewissen Grenze die Verantwortung. Selbstbildung ist alles. Wenn ich Willy wäre . . ."

Sie erschrak und wurde rot.

„Heraus damit," ermunterte er.

„Nun — also ich läge nicht brach! Ich fände den Weg, alles zu vereinen: meine Liebhaberei und die Pflicht, mit meinen Kräften die Kräfte vieler anderer nützlich in Bewegung zu setzen."

Willy sah sie an. Es war ein Erstaunen in seinem Blick, kein Ärger.

„Und dieser Weg wäre für mich? Nach Ihrer Ansicht?" fragte er langsam.

„Warum gründen Sie keine Schiffswerft? Ihr Land geht bis an die Elbe. Ein Hafen ist nahe. Ich weiß wohl, Ihre Mittel sind nicht so groß . . . Sie sollen ja auch nicht mit den großen Kieler Werften konkurrieren und keine Kriegsschiffe bauen. Es muß ja auch Segelschiffe geben. Bauen Sie die neue Yacht selbst. Zeigen Sie sie auf den Regatten. Bei Ihren Verbindungen werden Sie schnell Aufträge haben. Langsam wächst es dann."

Willys Mutter strahlte. Das war ihr aus der Seele gesprochen.

Willy aber war so tief betroffen, daß er schwieg. Dies, genau dies war vor Jahren sein geheimer Plan gewesen. Er sprach Makarien davon, sie wollte nichts davon hören, sah nur Ärger und Geldverlust voraus und vor allen Dingen die Gewißheit, nicht beständig mit ihrem Gatten zusammen sein zu können.

Sein Schweigen ängstigte Sylvia etwas.

‚Und wenn er mir nun böse ist‘, dachte sie, ‚einmal mußte ich es sagen; er ist zu schade für ein Leben ohne Ziel.‘

Willys Mutter dachte: ‚wenn er sich auch ein bißchen ärgerte — nun hat er's doch mal gehört!‘

Aber um ein ablenkendes Gespräch zu beginnen, fragte sie Bertie:

„Da Sylvia und Makarie zusammen als Nachbarskinder und Freundinnen aufwuchsen, haben Sie doch unsere arme liebe Karie auch genau gekannt?“

„Ja,“ sagte Bertie, „ich habe sie genau gekannt.“

Er sah Willy an, dieser ihn. Die Blicke beider Männer wurzelten ineinander. Es schien beinahe, als sähen sie sich erst jetzt wirklich zum erstenmal.

Und zugleich erwachte in jedem eine brennende, quälerische Neugier.

Sie, die nichts Gemeinsames hatten, sie, von denen Sylvia noch vorhin festgestellt, daß sie zusammensäßen wie zwei, die nicht die gleiche Sprache reden — sie waren von demselben Weib geliebt worden?

Wie war das möglich gewesen? Und jeder ward von dem Wunsch beseelt, im andern die Saiten zu entdecken, die zusammengeklungen haben konnten mit Makariens Wesen.

Ganz zugleich entstand in jedem von ihnen der Vorsatz, sich die Freundschaft des andern zu erringen.

„Sie war wohl als Mädchen auch schon so tollkühn?“ fuhr die Mutter fort. „Gefahren gab es ja nicht für sie. Sie haben gewiß eine schöne Jugendzeit zusammen gehabt? Ja, so etwas verbindet fürs Leben. Auch wenn man nachher eine so ganz andere Richtung einschlägt, wie Sie gethan haben.“

„Ich habe keine andere Richtung eingeschlagen,“ sagte Bertie einfach.

„Ach nein,“ sprach Sylvia, ganz von Erinnerungen hingenommen, „du warst schon immer so ein Bücherwurm. Denken Sie nur,“ erzählte sie zur alten Frau sich wendend, „Karie und ich gingen mal ein halbes Jahr nie zum Konditor, nur um ihm Burckhardts ‚Kultur der Renaissance‘ zum Geburtstag schenken zu können. Ach Bertie, und weißt du wohl noch, wie wir deine Gedichte auswendig lernten, obgleich wir sie nicht verstanden? Und wie Karie und ich mal so gräßlich ankamen . . . wir waren in der Selekta, und Herr Doktor Burger fand in unsern Aufsatzbüchern ein Gedicht von Bertie, und er sagte, es sei sehr unpassend für junge Mädchen, was wir gar nicht gefunden hatten. Und wie patzig Karie gegen Doktor Burger wurde und ihm ins Gesicht sagte, er verstehe das nicht, Bertie Aschroth sei ein Genie!“

Ach ja, die schönen Jugendzeiten und die Wehmut, sich daran zu erinnern, wenn eine Hauptgestalt aus ihr tot ist — hin für immer.

„Dann hat Makarie sich aber sehr, sehr verändert,“ sprach die alte Frau.

Und die beiden Männer sahen sich an: forschend, in qualvoller Neugier.

Also auch für Bertie Aschroth war sie so heftig aufgetreten, hatte Angriffe auf ihn nicht geduldet. Und hatte doch ganz, ganz anderes an diesem verteidigt, wie an ihm selbst. — — Diese Vorstellung peinigte Willy so sehr, daß er aufstand.

Er murmelte etwas davon, daß die Geschwister sich doch auch noch allein aussprechen wollten und verabredete noch mit Bertie einen gemeinsamen Spaziergang für morgen vormittag.

Als Sylvia ihren Bruder dann allein hatte, schienen aus irgend einem, ihnen beiden unerklärlichen Grund alle trüben Angelegenheiten Berties so fern gerückt, daß man sie ganz objektiv besprechen konnte.

Sylvia fragte ohne Groll nach Paulette Contil und mit einem Lächeln, ob er und sie noch immer eine „seraphische Sehnsucht“ zu einander hätten. Bertie wußte gleich, daß die Worte von Conrad Brügge stammten. Und er gestand ganz offen, daß er, bei seiner Ankunft in Berlin, einen andern Mann zu Paulettes Füßen gefunden habe, auch dort von Contil geduldet und ebenso nach landläufigem Begriff, in aller Unschuld, oder wie Conrad Brügge es spöttisch nenne: seraphisch. Dies hätte ja an und für sich seine Seele nicht kränken dürfen. Aber dadurch, daß dieser Mann der Verleger gewesen und daß seine Hingerissenheit zu Paulette wiederum dem Ehepaar viel materielle Vorteile eingetragen habe, dadurch sei etwas unsäglich Peinvolles, Erniedrigendes für ihn in seine Freundschaft für Contils gekommen.

Sylvia versagte sich, wenn auch nicht ohne Selbstüberwindung, die kleine Alltags-

genugthuung, die jedermann sich so gern gönnt, zu betonen: das habe ich ja immer gedacht, daß es so kommen mußte.

Sie begriff, daß er Schmerzen gelitten hatte. Schmerzen, die demütigen, sind das Unerträglichste im Leben. Das wußte sie!

Dann kam die Geldfrage aufs Tapet. Sylvia war nicht nur durch den banalen und stets das Übergewicht gebenden Umstand, daß sie Geld herleihen wollte, die Leiterin des Gesprächs. Sie übersah alles klar. Sie sagte Bertie, daß er sich an der Zeitschrift nicht mehr anders, denn als Mitarbeiter beteiligen dürfe, daß er auf die Zukunft derselben hoffen müsse, vielleicht käme sein Geld wieder herein, vielleicht auch nicht. Aber besser dies verlieren und jetzt Halt machen. Oder, wenn er das nicht wolle, solle er selbst die Redaktion in die Hand nehmen und Contil müsse heraus.

Bertie sagte, er würde eine Arbeit in fest eingeteilten Tagesstunden nicht ertragen. Hierüber begehrte Sylvia auf. „Was Männer immer alles nicht können!" Aber Conrad Brügge hatte um Sanftmut gebeten. Sie wollte beherrscht bleiben.

Gut, also dann nur aus der Teilhaberschaft am Verlage der Zeitschrift heraus. Wenn er darin willige, wolle Sylva ihm das Haus in Schwerin abkaufen, zu dreißigtausend Mark — glatt auf den Tisch. Er könne aber gern und frei drinnen wohnen, bis sie einen Käufer gefunden. Nur, daß niemand bei ihm wohne, als Conrad Brügge! Mit den sechstausend, die dieser jeden Augenblick geben könne, sollten etwa vorhandene kleine Schulden bei Lieferanten gedeckt werden. Und dann ein vernünftiges Leben anfangen. Bertie verdiente doch auch. Und die dreißigtausend auf der Bank nahmen ihm das Angstgefühl „von der Hand in den Mund", das, wie Sylvia wohl einsähe, ein Proletariergefühl und die höchste Qual für vornehme Geister sei.

„Aber Sylvia," sagte Bertie, „ich dachte du feiest genau, seiest geizig — mir schien es manchmal in Schwerin, aus Äußerungen — — und du gibst beinah dein halbes Vermögen. Kann ich das annehmen!?"

„Ich bekomme ja das Haus dafür. Einmal wird sich's doch verkaufen lassen. Und geizig — ich? Kann sein. Mich ärgern noch die Groschen, um die Paulette mich gebracht. Kennst du das nicht? Auf ein und demselben Gebiet groß und klein empfinden können? Es kommt ja wohl darauf an, wem wir uns da vis-à-vis befinden."

„Sylvia, wie bist du verändert. So viel reifer."

„Mein Gott — als ich hierher kam, sagten Willy und Makarie so was Ähnliches. Ich versichere dich: es scheint bloß so. Ich weiß ganz genau ebensowenig mit mir Bescheid als vordem. Immer noch A-B-C-Schütz, sagt Conrad Brügge."

„Ich kann dein großes Opfer nicht annehmen. Wenn du nun heiraten willst? Und dazu dein Kapital flüssig brauchst?"

„Heiraten!" rief Sylvia bittern Tones.

„Ach, weißt du, Bertie — wenn man sechs Jahr aufs geheiratet werden gewartet hat, ist einem die Suppe versalzen. Man verliert den frischen Mut. Mein Himmel — ich wollt ja gern. Ich will keine schönklingenden, verschämten Redensarten machen: ich wollt' wirklich gern. Immer wieder fühl' ich's: so ein rechtes zufriedenes Heim und einen Mann darin, vor dem ich einen Heidenrespekt habe, den ich immer thun sehe, was ich für das allein Rechte halte, so in jeder Lebenslage — weißt du — schön müßte es sein! Förmlich Mühe habe ich mir doch gegeben, Conrad Brügge nehmen zu können. Spiel hast du's genannt. Er sagt, es sei nur eine Schülerfünde gewesen. Aber du sahest aus der Geschichte: es geht nicht."

„Und Robert von Hollern?"

„Schweigen wir von ihm," sagte sie schroff.

Am anderen Morgen, nachdem sie vorher Willys Mutter gefragt, führte sie Bertie in Makariens Zimmer.

Gerade schien die Sonne herein und ließ all die Blumen in der flachen Schale warm und farbenfreudig aufglänzen. Darüber stand Makariens Bild. Und es zeigte Makarie, lächelnd, in einer burschikosen Haltung, die Hände auf dem Rücken gefaltet, ein Matrosenhütchen auf dem Kopf, im schmucklosen Kleid, das die ganze unentwickelte Herbigkeit ihrer Gestalt erkennen ließ.

„Wär ich ihr doch nur einmal noch im Leben begegnet, um sie fragen zu können: wie war dies möglich? So glatt von mir zu diesem," sprach er leise.

„Taxierst du noch Willy Mammling als weit unter dir?“ fragte sie etwas scharf.

„Nein,“ antwortete Bertie, ohne den Blick von Makariens triumphierend lächelndem Gesicht zu lassen, „nein, gewiß nicht. Ich weiß noch nicht, woran es liegt: es geht eine ungewöhnliche Wirkung von ihm aus. Es ist etwas ungemein Reines und Festes in diesem Mann. Aber er steht doch in einer ganz anderen Kulturzone. Von mir zu ihm gehen, hieß gleich, allen, allen Lebensinhalt ändern.“

„Hör mal: wenn das nur nicht das Häufige ist! Das ist meine Angst. Ich will nicht die Liebe lieben und nicht heiraten um der Ehe willen. Ich will auch etwas von mir selbst behalten, ich will meinem Mann was von mir geben. Ich will keine allgemeine Bestimmung erfüllen. Ich will meine Bestimmung erfüllen.“

„Das ist vielleicht zu viel gewollt,“ sprach Bertie.

„Wer weiß.“

Dann gingen die beiden Männer zusammen in den sonnigen Tag hinaus, hinein in das Land, das unter den rinnenden Tauwassern in einer Art freudigen Duldung lag. Es war Ungemach, das die Natur lachend trug.

Ganz brüderlich hatte Willy vorher seinem Gast geholfen, sich einigermaßen für diesen Marsch durch Schlamm, Tauwasser und bröcktigen Schnee vorzubereiten.

Bertie hatte ein neues Gefühl neben diesem Mann. Er, der gewohnt war, für die „um ihn“ eine erste Autorität zu sein, ging etwas schülerhaft neben dem andern. Das konnte ganz unmöglich nur davon kommen, weil das Milieu hier mit dem andern zusammenhing und er fremd darin war, obgleich die souveränsten Menschen sich in einer, ihnen neuen Umgebung oft in den Hintergrund gedrängt sehen. Der Grund mußte in Willy Mammlings Wesen liegen.

Bertie sah ihn sich noch besonders darauf an, daß er eigentlich ein häßlicher Mann war. Aber aus diesem hageren Gesicht, das sich bei jedem Lächeln in so merkwürdig viele Falten verzog, blickten zwei ungewöhnliche Augen — so hellblau und so fest. Und die weißen Zähne schimmerten.

„Ist es unbescheiden wenn ich frage: haben Sie sich mit Sylvia verständigt? Nicht wahr? Es wäre Heuchelei, thäte ich, als kenne ich Ihre Lage nicht.“

„Ich habe mich mit ihr verständigt. Nur darüber nicht, daß ich einen mir befreundet gewesenen Mann nicht aus einer Stellung verdrängen will. Es sähe wie gehässige Revanche aus, unter den vorliegenden Umständen.“

„Ja, wenn nur von fern ein Weib im Spiel war, da müssen wir denn oft nobler sein, als unser Verstand gutheißt. Daß das Sylvia gegen den Strich geht, kann ich mir denken. Sehr viel Konzessionen machen, ist nicht ihre Art.“

Da Bertie schwieg, setzte Willy Mammling bedächtig hinzu:

„Womit ich aber keinen Tadel aussprechen will.“

Hierauf verfielen sie beide in ein langes Nachdenken. Jeder erriet, worüber der andere so schweigend vor sich hin sann. Sie hatten ja beide eine Frau gekannt, die bedingungslos ihr ganzes Wesen „konzessionierte“.

Als Willy Mammling endlich zu sprechen begann, glaubte Bertie ein Geständnis zu hören — das Geständnis einer Angst, die dem, der sie fühlte, wahrscheinlich unbewußt war.

„Ihr Freund,“ der Bildhauer, ist ein hervorragender Porträtist, sagt Sylvia. Könnte er mir eine Porträtbüste oder ein Relief von Makarie machen nach den vorhandenen Photographien? Ich wünschte es so sehr. Sie wäre dann noch mehr da — noch mehr bei uns. Wie erschreckend rasch verhallt so der Ton einer Menschenstimme im Gedächtnis . . . wie schnell wird es mühsam, sich genau den Blick eines Auges vorzustellen . . . ich möchte ein plastisches Bild von Makarie haben.“

‚Das braucht er — das?‘ dachte Bertie in Erstaunen verloren. ‚Gab sie ihm so wenig — kann seine Seele so gar nichts von ihr gewonnen haben . . .?‘

Er, er selbst, er besaß seine Jugendliebe noch ganz und gar . . . Oder war das auch nur eine künstlich frisch gehaltene Einbildung?

„Sie schweigen?“

„Verzeihung. Ich dachte darüber nach, daß Conrad Brügge das hier machen müßte unter Ihrer steten Kritik — unter der

Kritik aller, die Makarie in den letzten Jahren gekannt haben."

„Das kann er — das kann er. Er soll nur herkommen. In meiner Werkstatt ist Platz und Licht. Und Sie kommen mit, kommen wieder?"

„Wenn Sie mir gestatten, Sylvia an ihrem Geburtstag zu besuchen?"

„Aber selbstredend. Wann ist der? O, ich weiß schon: Makarie schickte immer im Mai einen Kuchen ab, den Mike Drews gebacken hatte. Der soll immer schleifig gewesen sein. Ja, ich erinnere mich. Im Mai. Also abgemacht."

Von Makarie sprachen sie weiter nicht, obgleich sie vor Verlangen danach brannten. Es war Furcht in diesem Verlangen. Bertie, der sich immer selbst beobachtete, wußte es genau.

In Willy Mammlings Seele war eine unbestimmte Traurigkeit.

Als sie nach Hause zurückkehrten, sah Sylvia sie kommen und dachte, was alles sie wohl zusammen gesprochen hätten. Sie wäre erstaunt gewesen, wenn sie erfahren haben würde, wie wenig. Und noch erstaunlicher war es, daß beide Männer trotzdem zusammen verkehrten, wie zwei, die sich ganz nahe gekommen sind. —

Nach Berties Abreise kamen Wochen großer äußerer Stille für die Bewohner von Südersood. Der Morgennebel stand oft so dick vor den Fenstern, daß diese aussahen, als seien sie von Milchglas. Die feuchte Erde konnte nicht all das Wasser in sich aufsaugen, und es verdunstete und füllte die ganze Luft mit einer schweren Nässe. Wenn um Mittag auch die Sonne den Nebel zu sich empor sog, so stieg doch gegen Abend neuer empor, wenn die Luft kühler ward und der gewaltige Strom und das nahe Meer dampften. Es war, als seien die Wolken aus ihren Himmelshöhen sacht herabgesunken und lägen nun, grau, undurchdringlich, naß, in traurigem Schweigen auf der Erde.

Das war die „schwere Zeit", vor der Willy gewarnt hatte, als Sylvia es auf sich nahm, hier zu bleiben.

Aber weder sie noch die alte Dame empfanden es sehr. Nach Frauenart machten sie das Haus und die Küche zu ihrer Welt und umsorgten den Hausherrn, daß er schon von einer ihm drohenden Verweichlichung sprach.

Er selbst führte eine lebhafte Korrespondenz, saß in Berechnungen vertieft an seinem Schreibtisch, stellte sein kleines Schiffsmodell fertig und fuhr zweimal nach Hamburg. Allabendlich besprach er offen mit der Mutter und Sylvia diese seine Beschäftigung und ihre Zwecke.

Er wollte wirklich eine Schiffswerft gründen. Es konnte und sollte nur bescheiden angefangen werden.

Eines Tages traf Bruder Ludwig aus Hamburg ein. Man sah gleich, er war verstimmt, gereizt. Jahrelang hatte die Familie sich darüber aufgehalten, daß Willy nichts unternähme und so berufslos dahinlebe; nun war ihr sein erwachter Unternehmungsgeist auch nicht recht.

„Das ist nur so der erste Kummer," äußerte Ludwig Mammling seiner Mutter gegenüber in Sylvias Gegenwart, „er braucht einen Ersatz."

„Ein Geschäft ist doch kein Ersatz für eine Frau!" sagte Sylvia empört.

„Manchmal doch."

„Dieser Plan hat Willy schon vor Jahren beschäftigt," sprach die Mutter, „nur Karie hat ihn nicht aufkommen lassen."

„Ja, mein Gott, wie kommt er denn nun mit einemmal wieder drauf?"

Sylvia ängstigte sich schon, daß die alte Frau sie als Anregerin nennen würde. Aber das that Frau Mammling nicht. Ludwig meinte dann, wenn die Unternehmung fehl schlüge, sei es fast ein Unrecht gegen die Familie. Da las Sylvia zwischen seinen Worten: die Familie hatte sich schon in aller Naivetät an den Gedanken gewöhnt gehabt, in Willy und Makarie Erbonkel und -Tante zu sehen.

Während Ludwigs Anwesenheit wurde schrecklich viel von Geld gesprochen. Zwei Dritteile von Willys Vermögen, das er gleich seinen Brüdern vom Vater ererbt, lagen in sicheren Hypotheken fest, die auf Jahre hinaus unkündbar waren. Von diesen wollte der Haager Bruder über die Hälfte nehmen. Dann wollte die Mutter auch von ihrem Kapital flüssig machen. Dies alles sollte durch Ludwig bewerkstelligt werden, der seinen geschäftlichen Beistand nicht wohl versagen konnte.

Und eines Abends spürte Sylvia es ganz deutlich: Willy litt unter diesen Ver-

handlungen so sehr, daß es ihn reute, die Geschichte angefangen zu haben.

Wie war er früher frei gewesen. Wie vornehm sein Leben. Dank der überaus großen Einfachheit desselben hatte er seinen Liebhabereien nachgehen können, war mit seinen Geldbedürfnissen immer noch unter seinen Einnahmen gewesen.

Auch Ludwig Mammling fühlte diese Stimmung seines Bruders heraus. Das benutzte er gleich.

Er fing an, ihm abzureden, sehr eindringlich. Über den Tisch hin, um den sie beim Schein der Hängelampe saßen, sah Sylvia ihm gerade ins Gesicht.

Was würde er thun? War es möglich, daß er den Plan sich ausreden ließ?

Willy sann vor sich hin. Er fühlte, daß seine Mutter, daß Sylvia ihn beobachtend ansahen.

Und während er das fühlte und während ihn das ein ganz klein wenig ärgerte, hörte er den preisenden Reden seines Bruders zu, wie einer angenehmen Begleitmusik, die aus der Ferne her dringt, die eigentlich nicht für unser Ohr aufgespielt wird.

Ja, schön war es gewesen, so unabhängig, so pflichtlos und doch nie unbeschäftigt zu sein. Auch Makarie hatte sich nie darin genug thun können, diese Schönheit des Daseins zu betonen.

Wie bequem das für ihn gewesen war. Machte am Ende das ihr Zusammenleben so friedevoll-heiter?

Dies vollkommene Eingehen, dies Umschmeicheln — — steigerte das nicht seine Neigungen? Die doch eher hätten niedergehalten werden müssen. Denn ein ganzes langes Leben hindurch hätte das ja nicht so weitergehen können . . .

Mit einemmale kam ihm eine Erkenntnis. Er hatte sich für ganz fest gehalten. Er war ja doch beeinflußbar. In besonderer Art: wenn man mit ihm ging, verführte man ihn zum Schneller-, zum Weitergehen. Aber das war doch vielleicht die landläufigste Form, der Beeinflussung zu unterliegen. Die folgt immer der Neigung, macht sich zu ihrem Spießgesellen. Gegen seine Liebhabereien ist ja wohl kein Mensch zu beeinflussen.

Wie sagte doch Sylvia kürzlich? Es ließe sich klug miteinander verbinden . . .

Und er, der wenig, vielleicht gar keine Phantasie hatte, sah sich plötzlich inmitten einer rührigen Arbeiterschar — sah ein zierlich-stolzes Schiff unter dem Hurra von Hunderten vom Stapel hinabgleiten und mit seinem Bug das aufrauschende Wasser durchschneiden . . . .

„Es soll dabei bleiben," sagte er langsam, aber ganz bestimmt.

Dabei sah er Sylvia an. Sie nickte freudig. Wenige Tage nachher erhielt Willy die Nachricht, daß die „Lubina", seine Kreuzeryacht, verkauft sei.

Sie waren doch beide still, als diese erwünschte Nachricht kam. Sylvia dachte an jene Tage der qualvollen Hoffnungen, an Bord der Yacht. Willy dachte daran, daß Makarie damals, bei ihrer letzten Tour, so überaus lebensfreudig alles genossen hatte . . . Verweht, vorbei . . . Hoffnung und Glück . . .

Draußen trocknete das Gelände, und die ersten Lerchen schwirrten über Moor und Feld. An den kahlen Buschreisern zeigte sich der Schmuck grüner Pünktchen und Knöpfchen. Sie wurden größer und veränderten die Gestalt und wurden zu länglichen Blatthülsen, die auf den Sonnenschein und warmen West warteten, um sich zu entfalten.

Die braune Narbe des Moores nahm Farbe an. Zwischen dem harten Grün des jungen Grases steckte allerlei auf: gelbe Blumen, niedriges, rötlich krauses Kräuterwerk, satt-olivblanke Blätter an fleischigen Stielen. Auf einer kleinen, dürren Bodenerhebung breitete sich gar ein Teppich hin von kleinen, weiß-lila-gelben wilden Stiefmütterchen.

In den Büschen der Knicke flog es von sehr eiligen Vögeln ein und aus; die Meisen trugen Halme in den Schnäbeln, und die Spätzinnen pickten frech die Wollfäden auf, die aus Mike Drews' Stopfkorb mit dem Kehricht auf den Hof gekommen waren.

Ein sehr herber Wind wehte alle Tage über das weite Land und zerfaserte die Rauchsäulen, die auf der von hier unsichtbaren Elbe hinzuwandeln schienen, zu grauem Gewölk.

Aber eines Tages hörte man die heulenden Töne von Schiffspfeifen und Sirenen ganz deutlich.

Der Wind war nach Südwesten umgesprungen, und nun kam der Frühling.



Im Winkel. Gemälde von S. Rodriguez Eichart.

Daß es hier, hinter Deichen, zwischen Moor, Feld und Knick so schön sein konnte, hatten weder Sylvia noch die alte Frau gedacht. In immer neuer Freude entdeckten sie alle Reize. Und Willy machte ein sehr verdienstvolles Gesicht, als habe er dies alles veranstaltet.

Die alte Frau sagte jeden Tag, wie wohl und glücklich sie sich hier fühle. Es war ja viel Mutteregoismus dabei. Während der Ehe mit Makarie hatte sie Willy so sehr wenig zu sehen bekommen; es war natürlich auch das Vorrecht der armen lieben Makarie gewesen, ihren Willy ganz und gar für sich zu beanspruchen. Und nun genoß sie es noch einmal, als Mutter, ihren „Jungen" zu haben. „Mutters Junge", hatten die Brüder früher wohl gern neckend von Willy gesagt.

Ein bißchen was Wahres war schon daran.

Willy war immer ganz gerührt über das Behagen seiner Mutter, und endlich einmal dankte er Sylvia für all ihre Liebe und Geduld mit der alten Frau, denn er wußte wohl noch, wie Makarie stets gesagt: „Mutter Mammling ist eine Seele, aber stören thut sie doch sehr, wenn sie da ist."

Sylvia aber, die in diesem Augenblick nicht an Makariens Ausspruch dachte, fiel aus den Wolken:

„Ich Geduld? Aber es ist ja gerade umgekehrt. Ihre Mama ist so gut und lieb zu mir, daß ich ihr nie genug danken kann."

„Mutter stört Sie also nicht?"

„Wie sollte sie mich stören?" fragte Sylvia verwundert entgegen. „Sie gibt mir ja hier Zweck und Ziel."

‚Es ist auch anders — doch ganz anders,' dachte Willy etwas verwirrt und beunruhigt, ‚ja natürlich — für Makarie, als meiner Frau, konnte es störend scheinen.'

Anfang Mai sollte Conrad Brügge kommen. Ganz unbefangen dachte Sylvia daran. Mit wahrhaft schwesterlichen Gefühlen sah sie ihm entgegen.

Willy räumte in seiner Werkstatt alles so zurecht, daß für Conrad Brügge ein großes Viereck Raum blieb.

Und alle Bilder, die jemals von Makarie aufgenommen worden waren, wurden bei Zeiten gesammelt, die ganze Familie und Freundschaft schickte, was sie davon besaß.

Eines Abends hatten Willy, seine Mutter und Sylvia alle diese Bilder vor sich auf dem Tisch. Die Tage waren schon lang. Sie endeten in kalten, hellen, zögernden Dämmerungen. Ohne Glanz und ohne Schatten lag noch lange Zeit, nachdem die Sonne untergegangen war, ein kühles, klares Licht über der Gegend.

In diesem weißen Licht standen sie um das Tischchen am Fenster, nahmen bald die eine Photographie, bald die andere auf und sprachen gut und wehmütig von der, die nicht mehr bei ihnen war. Es zeigte sich, daß jeder ein anderes Bild für das ähnlichste erklärte.

Da that sich, nach einem schüchternen Anklopfen, das sie überhört hatten, die Thür auf, und als sie sich umwandten, blieben sie stumm.

Peter trat herein. Es war ja seine Zeit. Er war von der letzten Mittelmeerreise seines Winterhalbjahres heimgekehrt. Nun trat er wieder bei seinem Herrn an.

Verlegen stand er, die Mütze in der Hand.

Er wußte es natürlich schon. Willy Mammling selbst hatte es ihm geschrieben.

Und auf der Station und dann auf dem Hof, als er erst einmal beim alten Drews vorsprach, da hatte er auch alles andere erfahren: daß der Herr die ‚Lubina' verkauft habe und daß am 15. Mai ein neues Leben beginne, denn Herr Mammling habe noch Land erworben dicht bei Brunsbüttel, und da werde nun eine kleine Schiffswerft angefangen. Eine Kreuzeryacht und ein Schoner sollten erst mal gebaut werden. Ein Ingenieur und zehn Schiffszimmerleute waren angenommen.

Nun stand er da, all diese unglücklichen Neuigkeiten, die er nicht verstand, im Kopf, und im Herzen ein Gemisch von schwerem Kummer und sehr großer Verlegenheit, wie man feinen Herrschaften gegenüber den wohl am schicklichsten äußerte. Die gnädige Frau tot! Seine liebe, gute, gnädige Frau tot! Und so! Aber er hatte es schon immer gedacht. Es war ja bloß ein Wunder, daß sie nicht schon von der ‚Lubina' mal über Bord gekommen war . . . Er würgte an aufsteigenden Thränen . . .

Die beiden Damen in Schwarz! Und der Herr, der ganz blaß wurde . . .

Willy Mammling kam langsam auf ihn zu.

„Na Peter — bist du da?"

Peter konnte nur stumm nicken. Sein hübsches Gesicht war ganz rot. Er drückte seines Herrn Hand mehrmals.

Er fühlte, er mußte etwas sagen. Er mußte doch kundthun, wie schrecklich nah ihm der Tod der lieben, gnädigen Frau ging. Er zog sein rotbuntes Taschentuch. Er hatte es in Palermo gekauft, und Crispi war in schwarzweiß darauf gedruckt. Er knüllte es heftig zusammen, führte es jedoch nicht an die Augen und brachte endlich, endlich heraus: „Ob die gnädige Frau woll meine Pfeife aufbewahrt hat . . ."

Alle schwiegen.

Willy wandte sich ab.

Sylvia, Thränen in den Augen, ging auf den schluckenden und verlegenen Peter zu und sagte leise und sanft:

„Ja lieber Peter, das hat sie gethan."

Da drückte Peter sein Gesicht in sein Crispitaschentuch und fing an zu weinen.

Willy legte ihm die Hand auf die Schulter. Das beruhigte den Mann.

„Kann der Herr mich denn nun noch brauchen?" fragte er nach langer Pause.

„Doch, Peter. Wir haben noch die ‚Libelle'. Damit wollen wir in Cowes und Kiel und Travemünde segeln. Sonst natürlich nur kleine Tagestouren auf der Elbe. Du hast wohl gehört . . ."

Peter nickte stark.

„Und hier . . . sieh mal Peter, das ist nun meine Mutter."

Peter grinste ein wenig, noch unter Thränen, und fand es selbstverständlich, daß er der alten Dame die Hand drücken mußte.

„Na und Fräulein Sylvia, die kennst du wohl noch von der ‚Lubina' her."

Nun versiegten die Thränen ganz.

„Ih, wo wollt' ich nicht! Das ist ja doch die Braut von unserm Herrn Korvettenkapitän!"

Sylvia fühlte, daß ihr jede Farbe aus dem Gesicht wich.

Das . . . das . . . Welche Demütigung! Und vor Willy.

„Na nu," sagte Willy Mammling erstaunt, „wie kommst du denn darauf. Wer hat dir denn den Bären aufgebunden?"

„Is sie nich? Ich meinte man . . . sie sagten es an Bord . . . wir dachten . . ."

Peter stotterte sehr und fürchtete, eine kolossale Dummheit gesagt zu haben.

Willy lachte aber kurz und harmlos auf.

„Sehen Sie mal, Sylvia, wie Gerüchte entstehen. Die vox populi an Bord der ‚Lubina' hat Sie mit unserm ehescheuen Hollern verlobt. Nein, so etwas . . ."

Da sah er erstaunt, daß Sylvia seiner Mutter um den Hals fiel und in Thränen ausbrach.

Was war das? Ein Rückfall in ihre alte maßlose Art?

Das Wiedersehen mit Peter, dem Günstling der armen Makarie, hatte auch ihm ans Gemüt gegriffen . . . Aber immerhin — so sich darüber zu exaltieren — das war kein Grund.

Vollends gar die Erwähnung eines Verlobungsgerüchtes, aus einer Quelle wie Peter und seine Kollegen . . .

Das konnte sie höchstens so erregen, wenn . . . Aber Robert und Sylvia? Wenn was zwischen denen spielte oder gespielt hatte — die beiden kannten sich doch Jahr und Tag? Die beiden hatten wohl schon ein paar Dutzend Mal die Gelegenheit gehabt, sich zu verloben — wenn solche Gedanken und Wünsche überhaupt in ihnen gewesen . . . Robert hätte ja Gott danken können, wenn er so'n verständiges, warmherziges Mädel kriegte . . . Das war doch klar: die beiden reflektierten nicht aufeinander, denn sonst wären sie schon längst ein Paar.

Aber dieser Thränenausbruch versetzte doch den Mann in eine unruhige und unbehagliche Stimmung.

X.

Als Conrad Brügge kam, gab es eine große Überraschung.

Er brachte schon ein Porträt mit. Eine Reliefskizze, Makariens Kopf im Profil, mit dem glatten Grund einer ovalen, großen Platte, die als Wandschmuck gedacht war. Er hatte die Skizze nach dem Bilde angefertigt, das Bertie von Makarie besaß.

Es erschien beinahe rätselhaft, wie die Ähnlichkeit so sprechend herauskommen konnte. Conrad Brügge sagte aber, dabei müsse denn auch Zufallglück sein. Er selbst fand, nachdem er alle anderen Bilder Makariens gesehen, daß seine Skizze unmöglich ganz ähnlich sein könne. Aber sogar Mike Drews und der alte Drews fanden es.

Endlich holte man Peter herbei. Und er allein erklärte, daß seine gnädige Frau um den Mund herum noch anders ausgesehen habe. „Viel vergnügter und guter,“ sagte er.

Niemand konnte es begreifen.

Aber Conrad Brügge begriff es, und es kostete ihm ein wenig Mühe es den anderen zu sagen: sie alle hatten Makarie auf ihrem Totenbette gesehen, und das starre Bild war ihrem Gedächtnis unauslöschlich eingegraben. Peter allein hatte die Lebende, der er leidenschaftlich ergeben gewesen, für die er sich hätte in Stücke hauen lassen, ganz treu in der Erinnerung. Als Conrad Brügge das aussprach, wußte er ja, es traf tief. Es regte zu den schmerzlichsten Gedanken an.

War denn der Tod mächtiger als das Leben? Verwischte sein Abbild in zwei Tagen alle Eindrücke vieler Jahre? Zeichnete sein Griffel so ehern, daß er alle anderen Linien überschrieb, die in liebenden Herzen doch so tief eingegraben gewesen? Raubte er nicht nur der Gegenwart einen geliebten Menschen? Nahm es ihn auch noch aus der Vergangenheit heraus? Was blieb von einem Wesen, das man liebte? Dem Ohr entschwand die Stimme. Dem Gedächtnis die Richtigkeit der Züge. Der Tod stellte sich dazwischen, richtete ein starres, kaltes Bild auf und sagte: so sah diese aus, die Euer war! Log er auch noch? Oder log er nicht und enthüllte erst er das wahre Gesicht, das die Lebenden unter allerlei Masken verbergen?

Nun mit einemmal sahen sie es alle. Das einfache Wort des treuen Mannes hatte ihnen die Augen geöffnet.

Dieses Profilbild war der Kopf einer rücksichtslosen Egoistin.

„Viel vergnügter und guter“ — ja —, das mußte es werden, um ähnlich zu sein.

Willy ging in brütendem Ernst umher, die Mutter und Sylvia waren ganz bedrückt. Ihnen war, als sei es ihre Herzenspflicht, die Trauer um Makarie neu und heißer aufleben zu lassen. Ihnen schien, als habe das Leben schon anfangen wollen, über den Verlust hinzugehen. Sie rechneten sich als Unrecht an, daß sie das Angesicht der Verstorbenen nicht in aller lachenden Freundlichkeit mehr vor sich zu sehen vermochten.

Conrad Brügge begann eine neue Skizze. Diese nun schien zu lachend. So fröhlich auch Makarie gewesen, die klassische Herbheit ihres Profils hatte doch immer den Eindruck einer ungewöhnlichen Selbstsicherheit hervorgerufen.

Conrad Brügge beanspruchte daraufhin einige Tage völlig unkritisierter Arbeit, und was er dann zustande brächte, sollte zuerst Peter, als naives Gemüt, begutachten.

Er arbeitete jeden Morgen einige Stunden, schloß sich aber für den Rest des Tages dem kleinen Kreise an. Ohne die geringste Schwierigkeit fand er den rechten Ton mit Willy, mit der Mutter, mit den Leuten. Er wanderte mit Willy gern auf den Platz der Werft hinüber, wo eben die Abgrenzungen und die nötig gewesenen Erdarbeiten fertig gestellt waren. Da er sein Bein sehr trainieren sollte, weil er es noch immer etwas nachzog, so war ihm dieser Marsch, dreiviertel Stunden hin und ebensolange zurück, sehr willkommen. Auch zog ihn die Landschaft sehr an, die ihren Reiz aus der Größe ihrer flachen Linien nahm und aus der unendlichen und immer wechselnden Feinheit der Beleuchtungen.

Mit Sylvia ging er um, als sei sie seine junge Schwester. Darüber war doch ein leises Erstaunen in ihrer Seele. Er hatte sie wahrhaft geliebt. War das so schnell verwunden und vergessen? Sie fürchtete, bevor er kam, doch manchmal schwierige Momente, in denen sie zarteste Abwehr neuen Wünschen, wieder erstehenden Hoffnungen entgegenstellen müsse. Und nun ging er scheinbar so glatt über sie hin, zur Tagesordnung seines Lebens über.

Das demütigte sie doch. Er sollte nicht leiden ihretwegen — gewiß nicht! Das hätte nur eine grausame Kokette wünschen können. Aber doch? ...

‚Bin ich so wertlos?‘ dachte sie.

Erst die Erfahrung mit Robert, und nun dies? ...

Ganz besonders cordial stand Conrad Brügge alsbald mit Peter.

Dieser segelte ihn manchmal auf der ‚Libelle‘ weit hinaus und fühlte sich dabei der Verantwortliche und Beschützende, dem blonden Hünen gegenüber, der offenkundig keinen Verstand vom Wasser und der Segelei hatte und nicht einmal wußte, was ein Schott und was ein Liek sei.

Am fünfzehnten Mai, des Morgens,

fuhren Frau Mammling und Sylvia mit dem, vom feisten Schimmel gezogenen Wäglein hinüber nach der Werft. Willy und Conrad waren schon bei Tagesanbruch hinüber gegangen.

Die Mutter bekam einen Anfall von großer Rührung, als sie schon ganz von weitem das riesengroße Holzschild sah, das sehr lang und viereckig, weiß angestrichen, von Pfählen getragen, in enormen Buchstaben die Inschrift zeigte: ‚Schiffswerft: Willy Mammling.‘ Ein zweites, ebensolches Schild war dem Elbstrom zu aufgestellt. Wer da vorbei dampfte oder segelte, mußte es sehen.

Der große Platz der Werft war an drei Seiten mit hohem Lattenzaun umgeben, drinnen herrschte emsiges Leben.

Willy stand mit dem Ingenieur, der eine große, aus gehobelten Brettern zusammengesetzte Platte oben festhielt, während sie unten auf der Erde ihren Stützpunkt fand. Conrad Brügge, etwas gebeugt, stand davor und ließ sich den, auf diese Platte gezeichneten Spantenriß der Kreuzeryacht erklären.

Die Arbeiter hantierten zwischen den aufgestapelten Holzvorräten. Ein Schuppen, in dem die edlen Hölzer, die zur Beplankung und zum inneren Ausbau der Yacht bestimmt waren, verwahrt wurden, lehnte sich gegen die eine Seite des Lattenzauns.

Es machte Willy offenbar viel Spaß, seiner Mutter, Sylvia und Conrad Brügge alles zu erklären, ihnen all das Teakholz, das Mahagoni, die verzinkten Schmiedeeisenteile zu zeigen.

Sein Modell stand auch im Schuppen, und er sagte voll Stolz, daß der Ingenieur ganz baff darüber gewesen sei.

„Der erste Arbeitstag!“ sprach die Mutter bewegt; „möchte er dir gesegnet sein.“

Willy, der sich ganz merkwürdig vergnügt darüber fühlte, daß er nun im großen ausführen konnte, was er Jahr und Tag, so gleichsam als Spielerei betrieben, meinte:

„Was wollt er nicht! Ich begreife gar nicht, daß ich das nicht schon vor sechs Jahren anfing, gleich als ich heiratete.“

Aber da fiel ihm ein, daß Makarie ihm stets abgeredet hatte. Das machte ihn sekundenlang verstummen.

Dann aber, während er mit den Blicken und eigentlich auch schon mit den Gedanken bei den Arbeitern war, die alle Vorbereitungen trafen, das Spantmodell aufzusetzen und Schwertlatten und Längsbalken zusammen zu passen, sagte er noch:

„Ja Sylvia, die traf den Nagel auf den Kopf, als sie mich wieder darauf anredete . . .“

Conrad Brügge blickte kurz auf Sylvia, die ein wenig verlegen war, denn es schien ihr doch nachträglich, als sei es sehr unbescheiden gewesen, Willy so etwas zu sagen.

Am Abend dieses Tages kam auch Bertie an, denn den nächsten Morgen war Sylvias Geburtsfest.

Ihr kam's in Erinnerung, daß man noch nie, solange sie lebte, so viel aus diesem Tage gemacht hatte. Für die Mutter war Berties Geburtstag das Hauptfest des Jahres gewesen. Der ihrige wurde ein wenig nebensächlicher behandelt. Nachher, unter Fremden, war natürlich nicht einmal die Rede davon. Und auch Bertie hatte ihn zwei Jahre vergessen. Freilich, ihr Zusammensein und alle Ereignisse hatten die nie sehr stark gewesene Geschwisterliebe endlich deutlich aufleben lassen. Aber daß er deswegen angereist kam! Wo er doch auch die Reisekosten zu bedenken hatte! Sie war doch kein wichtigerer und besserer Mensch geworden seither? Oder doch vielleicht?

Frau Mammling freute sich der Gelegenheit, ihrer freiwilligen und töchterlich ihr ergebenen Gesellschafterin Dankbarkeit erweisen zu können und schenkte Sylvia ein hübsches Kleid. Willy Mammling, auch von Gefühlen einer Dankespflicht bewegt, die ihm nicht lästig war, schenkte ihr eine schöne Spitzenboa, die Frau Agnes Mammling in Hamburg gekauft hatte und die Sylvia auf Süderjood niemals tragen konnte, ohne lächerlich zu werden. Dazu gab er ihr ein Armband, welches Makarie gehört hatte.

„Sie standen ihr doch näher als meine beiden Schwägerinnen,“ sagte er herzlich, und Sylvia nahm es, mit feuchten Augen.

Bertie brachte Bücher mit. Dabei auch neue Gedichte von Max Ludolf Lender. Hierüber wurde Sylvia wieder verlegen, denn alle diese Bücher schienen ihr in diesem

gänzlich unlitterarischen Hause ganz deplaciert. Aber Willy nahm den einen und anderen Band in die Hand, blätterte ein wenig und sagte höflich, daß Sylvia nun etwas für ihre Weiterbildung habe; er fürchte immer, es werde ihr hier doch noch zu materiell.

Conrad Brügge aber packte eine kleine

„Das A-B-C des Lebens. Amor lehrt's buchstabieren," sagte Conrad Brügge.

Alle waren entzückt. Frau Mammling fand, das junge Weib sähe Sylvia ähnlich, wovon in der That keine Spur vorhanden war.

Da dachte Sylvia daran, daß Conrad

Aus unserer Studienmappe:



Studie von Ferdinand Brütt.

Statuette aus, die er in einem Kistchen mitgebracht und solange verborgen gehalten hatte.

Es war ein junges Weib im antiken Gewand. Sie stand an einem Tischchen, an dessen anderer Seite ein kleiner Amor lehnte. Der sonderte mit seinem Finger aus einem Häuflein Buchstaben das C heraus. Das A-B- hatte er schon vor das junge Weib hingelegt, die etwas ungläubig darauf niedersah.

Brügge sie nie und warum er sie nie modellieren wolle.

Und sie dachte auch daran, daß sie ja geliebt habe, und daß Amor sie dennoch nicht die Buchstabierkunst gelehrt.

Wie bitter war das alles.

Auch Willy Mammling bekam etwas geschenkt: eine kleine Statuette von Peter. Sie war aus grauem Thon und eben erst trocken, nur erst eine Skizze.

Aber sie freute Willy so, daß er ganz

vergnügt wurde und eine wirkliche Feststimmung den kleinen Kreis erfaßte. Willy ließ sich noch erzählen, durch welche Gespräche mit Sylvia Conrad Brügge auf das reizende ‚A-B-C' gekommen sei.

„Ja," sagte er wohlgefällig, „das hat unsere Sylvia so an sich: sie setzt uns in Bewegung."

Nachmittags gingen sie spazieren. Nur die Mutter blieb daheim.

Bertie ging mit Willy Mammling voran. Sylvia folgte mit Conrad Brügge, und sie blieben bald weit zurück. Denn Conrad Brügge konnte noch nicht so schnell gehen, und in den andern beiden war etwas Eiliges, so als ob sie unbewußt vom Trieb gejagt würden, aus aller Gesellschaft herauszukommen.

Dem sonnigen Morgen war kein fröhlicher Tag gefolgt. Der ganze Himmel war von grauen, stillen, unbeweglichen Wolken bedeckt. Es sah aus, als ob sie wartend ständen. Und ganz wehmutsvoll.

Unter diesem Regenhimmel, der seine Tropfenaussaat noch zurückhielt, war die Luft merkwürdig lau. Und ein Wohlgeruch darin von feiner Würzigkeit. Das kam, es ging kein Wind, und all das junge Kraut und Laub atmete einmal in Ruhe seine Düfte aus.

„Was die beiden wohl zu einander zieht," meinte Sylvia, mit ihrem zusammengerollten Regenschirm, den sie wie einen Stock benutzte, voraus deutend. „Das ist nun ganz überraschend, daß die Zwei sich gefunden haben oder zu finden scheinen."

Auch Conrad Brügge sah auf die schon weit voraus schreitenden beiden Männer.

„Was die Zwei zu einander zieht? Die Zerstörungswut! Gar nichts anderes. Bei Bertie bewußt, mit Selbstbeobachtung und krankem Genuß dabei. Der andere so bloß instinktiv. Denn das ist ein Mensch von elementarer Einfachheit."

„Na nu," sagte Sylvia, „Zerstörungswut!"

„Ja, die haben wir nun 'mal alle. Wenn Sie als Kind den Rumpf Ihrer Puppe aufschnitten, um zu sehen, was drin sei, bis Ihnen die Kleie oder was es sonst war, entgegenfiel, das war dasselbe, was die Zwei da vorn nun treiben."

„Ja — wie denn? . . ."

„Nun, wegen der Frau! Jeder ist von Neugier darauf besessen, was die dem anderen war, was sie ihm überhaupt hat sein können. Und bei dem Erforschen werden sie sie noch beide ganz verlieren."

„O, das wäre sehr traurig," sagte Sylvia.

„Wer weiß? Vielleicht bloß gesund. Und ihr, die davon ist, macht's nichts mehr. Sie ist in Reichtum gestorben. Wenn die Liebe, die ihr gehörte, nachträglich bankerott macht — das saniert die Überlebenden und nimmt ihr nichts mehr."

„Das ist aber doch sehr grausam."

„Ja, in diesen Dingen gibt es viel Grausamkeiten," sagte er.

Es war gewiß ohne Bezug gesagt, aber es traf sie dennoch wie ein Vorwurf.

Freilich wohl, ‚in diesen Dingen gibt es viel Grausamkeiten.' Das weiß man, wenn man sie an sich erfuhr, und wenn man sie ausgeübt hat.

Glückliche Makarie! Ein Sonntagskind war sie gewesen und im Reichtum gestorben! —

Conrad Brügge trat einige Tage danach mit seiner dritten Skizze hervor. Nun war in Berties Person noch ein Richter zugegen, der Kunsturteil mit genauer Kenntnis der Darzustellenden verband.

Aber die Lösung schien nur ferner gerückt. Es schien gerade, als könne niemand mehr das wahre Gesicht der Verstorbenen genau feststellen.

Dieser Zug auf dieser Skizze war zu weich, zu lachend. Jener auf jener Skizze zu kalt und hart. Aber Willy Mammling war dem heiteren Relief mehr geneigt, Bertie und die Mutter mehr dem herben. Die Sache wuchs allmählich zu einer Pein und Verlegenheit heran.

Conrad Brügge sprach ganz ohne Empfindlichkeit davon, den Auftrag in Willys Hände zurückzulegen.

Aber dann einigten sich schließlich alle dahin, daß doch der erste Entwurf ausgeführt werden müsse, den jedermann, mit Ausnahme Peters, zu Anfang sehr ähnlich gefunden.

Willy behielt dann eben das Abbild seiner toten Frau. Das Abbild der Lebenden ließ sich nicht mehr fassen, nicht mehr nachfühlen. Es war keine Einheit in dem Erinnerungsbild, das sie zurückgelassen.

Willy Mammling war unzufrieden.

Er sprach es zu niemand aus. Es ließ sich auch zu schwer sagen, gegen wen und was sich die Unzufriedenheit richtete. Gegen den Bildhauer gewiß nicht.

Er bereute, den Wunsch gehabt zu haben; daß es unmöglich war, denselben in vollendeter Weise zu erfüllen, schmerzte ihn. Es war, als stürbe Makarie ihm noch einmal. Immer entfernter stand sie, immer verwischter waren ihre Züge nach all diesen Debatten um ihr steinernes Bildnis.

Conrad Brügge und Bertie reisten zusammen ab.

Bald darauf kam ein Brief von Robert von Hollern. Es war die Antwort auf die Nachricht von Makariens Tod. Acht Wochen hatte sie gebraucht, ihn in der Südsee zu erreichen, acht Wochen war seine Antwort unterwegs gewesen.

Sylvia selbst hielt die Post in ihren zitternden Händen, die sie dem Boten abgenommen hatte.

Sie trug sie in Willys Zimmer und legte sie dort auf den Tisch.

Nun hieß es warten. Denn Willy war drüben auf der Werft. Er kam erst zu Mittag heim.

Zehnmal in dieser Zeit besah Sylvia den Brief. Er war stark. Er mußte ziemlich viele Blätter enthalten. Wahrscheinlich, nein gewiß, auch eine Einlage für sie. Denn er mußte ihr doch aus Höflichkeit danken . . .

Sie erwog fort und fort, was er ihr wohl geschrieben habe? Wie er sie anreden werde? Ob sein Ton nur höflich, ob er warm sein könne? — — Alle Möglichkeiten erschöpfte ihre Phantasie.

Mittags, als Willy dann kam, wagte sie nicht zu fragen. Er würde ihr ja die Einlage für sie von selbst geben.

Aber Willy sagte nichts. Er war schweigsam bei Tisch. Vielleicht hatte Hollerns Brief neue Wehmut hervorgerufen. Zuletzt konnte Sylvia es nicht mehr aushalten, und sie fragte, was Robert von Hollern denn alles geschrieben habe.

„Es scheint ihm sehr nahe gegangen zu sein — das mit unserer lieben, armen Karie. Ja, und dann — pardon, daß ich's beinah vergaß — er läßt Sie herzlich grüßen und Ihnen danken für den langen Bericht. Mit nächstem werde er Ihnen noch selbst durch einige Zeilen danken."

Mit bleierner Schwere legte sich die Enttäuschung auf Sylvias Wesen.

Nur eine karge Bestellung! Nur die Vertröstung, daß die Höflichkeit demnächst werde erfüllt werden.

Wie kalt. Oder wie — vorsichtig!

So oder so! Tötend, erbitternd . . .

Es war abgemacht worden, daß Frau Mammling mit Sylvia während der Hochsommerwochen eine Gebirgsreise, mit einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Tirol, unternehmen wollte. Beide Damen waren längst übereingekommen, daß aus dem provisorischen Verhältnis ein dauerndes werden solle. Sie verstanden sich, sie liebten sich. Die alte Dame, die sich bisher immer den Ansprüchen ihrer Söhne und Schwiegertöchter und Enkel an sie, wie selbstverständlich gefügt hatte, auch niemals eine Tochter gehabt, fühlte sich zärtlich umsorgt, hatte nun immer eine liebevolle Gesellschaft. Die Ihrigen brachen mit Lärm, Anforderungen und Unruhen aller Art, nach ihren Launen, nach ihren Bedürfnissen, jederzeit willkürlich in die Alterseinsamkeit der Mutter, der sie sie zu anderen Zeiten wieder zu sehr, zu nachlässig überließen. Natürlich ohne sich auch nur von fern dessen bewußt zu sein.

Einmal hieß es: ‚Mutter freut sich, wenn wir ihr die Kinder schicken, wenn sie bei uns mal einhüten kann.' Ein andermal hieß es: ‚Mutter muß geschont werden, Mutter muß nicht so viel Unruhe haben.'

Aber mit ihrem feinen, stillen Sinn hatte die Mutter längst herausgefunden, daß das eine gesagt wurde, wenn die Schwiegertöchter die Kinder los sein wollten, das andere, wenn man von Daseinsinteressen hingenommen war, an denen sie kein Teil hatte.

Sie lächelte darüber in sich hinein, dachte, daß sie es als junge Frau ihren Eltern gegenüber auch wohl nicht anders gehalten habe, und machte niemand einen Vorwurf.

Aber nun that es ihr doch wohl, in diesem jungen Mädchen so viel gefunden zu haben.

Und Sylvia, die bis dahin Heimatslose, die der eigenen Mutter immer mit den Gefühlen der Zurücksetzung und nur halbgestillter Liebessehnsucht begegnet war, schloß sich an die alte Dame an mit einer Verehrung, die durch einen Zusatz von jugend-

licher Begeisterung noch besonders durchwärmt erschien.

Dadurch, daß sie die Hälfte ihres kleinen Vermögens zinslos in dem Bertie abgenommenen Hause stecken hatte, saß sie eigentlich auch finanziell fest. Daß sie in diese Lage kommen werde, hatte sie in dem Moment, wo sie Bertie half, nicht recht erwogen. Im Hinblick auf ihn reuete es sie auch nicht. Aber wenn sie daran dachte, daß im Grunde die Contils schuld waren, dann ärgerte sie sich heftig. Durch Menschen, die sie gar nichts angingen, war sie weniger frei geworden.

Bei aller Liebe zu der alten Frau: sie wäre dennoch vielleicht von Südersood fortgegangen.

Manchmal war es ihr, als mahne eine ferne, leise Stimme sie, das zu thun. Ihr war, als nähme sie der armen Makarie zu viel — schon zu viel von Willys Trauer. Hätte man ihn in einem einsamen und unbehaglichen Haus gelassen, so würde er den Wechsel seines Lebens doch viel schmerzlicher empfunden haben. Fast schien es ein Unrecht gegen die Tote, dem Überlebenden zu sehr über den Verlust hinwegzuhelfen — —

Aber diese Erwägungen wurden von einer ganz nüchternen Thatsache abgeschnitten: Sylvia konnte nun von ihren Zinsen nicht leben und mußte sich nach einem Unterkommen als Gesellschafterin oder dergleichen umthun. Da wäre es helle Thorheit gewesen, diese warme Stätte zu verlassen, wo sie nützen konnte und liebe Menschen um sich sah — bloß um eines überempfindlichen Gedankens an die Tote willen.

Willy war sehr glücklich. Denn es hatte ihn früher oft beschäftigt, daß seine Mutter nicht ganz zu ihrem Recht kam, und daß er selbst so wenig seine Sohnespflicht erfüllen konnte. Die Hamburger und Haager Kinder begannen sich darein zu finden, daß die Mutter den größten Teil des Jahres bei Willy wohnen wollte. Ihre Wohnung in Hamburg vertauschte sie mit einer viel kleineren, um nur für einige Winterwochen dort noch immer ein Unterkommen zu haben.

Während ihrer Reise hörten beide Frauen wenig von Willy, er war ein schlechter Briefschreiber. Aber sie sprachen unaufhörlich von ihm und suchten sich vorzustellen, ob er noch viel Trauer fühlen werde, weil er nun ohne seine Frau die Sportwochen verlebte.

Und wenn dann einmal eine Karte kam, mit Willys großen Schriftzügen bedeckt, wenige einfache Worte, dann war es wie ein Ereignis.

Beinah war es ja komisch, aber in all der großen Pracht des Hochgebirges bekam Sylvia manchmal Heimweh nach dem weiten, stillen Land.

Wie recht hatte doch Willy: reine Zufriedenheit gibt es nur im nahen Zusammenleben mit der Natur, in ihren großen Einsamkeiten.

Hier, in den Prunkhotels mit geputzten Menschen und abendlichen Konzerten in überfüllter Halle, mit der Aussicht auf Fels und Gletscher, die nicht mehr wie ein erhabenes Bild, sondern wie eine Dekoration wirkte, die draußen aufgestellt war, und für deren Anblick man Entree bezahlt — hier war keine Einsamkeit.

Und mit der alten Dame zusammen konnte sie ihr hier nicht nachgehen — sie war nur durch große körperliche Anstrengungen erreichbar.

Daheim, auf Südersood — — ein kleiner Gang ins Freie, und endlose Weiten thaten sich auf, und der große, durchdringende, salzige Atem des Meeres wehte einen an, und ein Horizont stand fern, fern, von feinsten Dünsten überschleiert. Und jede Farbe spielte in tausend zarten Übergängen, und jede Linie beruhigte durch ihre Weichheit.

Wie freudig kehrten sie zurück! Und wie freudig empfing Willy Mammling sie!

Und dann: was war inzwischen alles auf der Werft geschehen!

Da ragten seltsame Rippen, vom Kiel aus sich wölbend und in die Luft greifend.

Da stand auf hohem Block, scheinbar unter dem Längsbalken an Schwertlatten hängend, das zur Beplankung fertige Gerüst der Yacht.

Wie seltsam das gegen den hellen weiten Himmel sich alles abhob: wie Skelette, wie Knochenbau fremdartiger Körper. Aber so deutlich in der Form und dem Auge schon so viel versprechend.

Und dazwischen die emsigen Arbeiter. Und darüber all die hellen und dunklen Töne des Schlagens und Klopfens auf Holz oder Eisen.



Perlhühner. Von Hugo Charlemont.

Dazu ein Teergeruch, kräftig, daß man ihn fast schmeckte. Und der Wind vom Meer her, mit frischer Brise, der den Geruch davon jagen wollte und nicht konnte, weil seine Quellen, die frisch geteerten Hölzer, blieben.

Willy, sehr befriedigt von diesem Bild und dem Lärm und dem Geruch, ging mit den beiden Frauen umher und erklärte ihnen alles und berichtete, wie er während der Sportwochen für sein Unternehmen gewirkt, wie er schon einen Reflektanten auf diese Yacht habe. Es war zwar nur eine ganz unbestimmte Aussicht, aber sie erfreute, wie ein Unterpfand des Gelingens.

Die Wochen, die Monate vergingen in einer reinen Harmonie. Sylvia dachte manchmal, daß sie all ihre frühere Unruhe, all ihr Begehren, ihren Trotz, ihre hohen Hoffnungen auf besonderen Lebensgehalt nur geträumt habe. Es jährte sich schon, daß sie bei Bertie gewesen und sich über Paulette Contil bis zur Leidenschaft geärgert hatte.

Aber Conrad Brügge schrieb ihr:

„Vorsichtig sein, meine liebe kleine A-B-C-Schützin! Vielleicht schläft alles bloß! Ich glaub's schon und hab's in den Tagen auf Südersood empfunden! Die stille Weite beruhigt! Keine Ecken und Kanten in der Natur. Das macht einen inwendig ganz sacht. Und dann dieser Willy Mammling. Bertie und ich haben es nun heraus, was es mit ihm ist. Es ist doch bloß die elementare Einfachheit seines Wesens. Gar nicht differenziert. Wer kann sich heutzutage so bewahren!

Und denken Sie auch nicht, daß Sie sich über die ‚milchfarbene Paulette mit dem kastanienbraunen Haarwust', wie Sie immer malerisch sagen, unnütz erregt haben. Man erlebt gar nichts unnütz. Auch nicht das, was nachher ganz folglos aus unserem Leben weggewischt scheint. Scheint nur so! Das Leben macht nicht in alle Fäden Knoten und ein Gespinst daraus, das man dann nachher in interessanter Entwickelung auseinanderwirrt. I bewahre. Aber unnütz spinnt es auch keinen Faden an!

Gucken Sie sich nur mal recht genau darauf an, ob Sie in den Monaten bei uns, vorm Jahr, nicht doch allerlei gewonnen haben. Saat braucht Tageslicht und Nachtstille und Regen und Trockenheit und Wind und . . . und . . . na, was sie sonst noch braucht, das unparlamentarische Wort, das ergänzen Sie selbst.

Ja, was meinen Sie denn! So viel Verschiedenes braucht eine Saat! Und ein Mensch sollte nicht das Helle und Dunkle, das Reine und Unreine, das Stille und das Bewegte brauchen, um zu reifen?

Größenwahn, wenn Sie's anders meinen.

Womit ich bleibe

Ihr Conrad Brügge."

Sylvia war so entzückt von diesem Brief und mußte über manche Wendung darin so lächeln, daß sie ihn ihrer mütterlichen Freundin zu lesen gab.

Die lächelte auch, aber etwas unfrei. Sie fand den Brief auch sehr hübsch zu lesen, aber sie meinte, Conrad Brügge sei doch etwas Original. Sylvia begriff nicht, was die alte Dame hatte, sie sah nur, daß ihr diese Korrespondenz mit Conrad Brügge aus irgend einem Grunde nicht recht war. Frau Mammling war doch nicht etwa prüde und fand am Ende gar, daß ein junges Mädchen nicht mit einem unverheirateten Mann korrespondieren dürfe? Solche engen Gedanken sahen ihr nicht gleich.

Im Winter, in Hamburg, fühlte Sylvia sich nicht sehr behaglich. Es gelang ihr nicht, mit Ludwig Mammling und Frau Agnes auf einen herzlichen Fuß zu kommen. Sie spürte irgend eine stille Gegnerschaft und konnte um so weniger begreifen, woher die kam, als es doch grade Ludwig Mammling gewesen war, der sie zuerst gebeten hatte, der Mutter Gesellschaft zu leisten.

Willy kam jeden Sonnabend und fuhr jeden Montagmorgen wieder fort. Am Sonntagvormittag besuchte er regelmäßig Makariens Grab.

Er machte diesen Weg mit einem sehr gefaßten Ernst. Er schien mehr nachdenklich, als grade erschüttert.

Sylvia und die Mutter begleiteten ihn zuweilen. Er selbst bat darum, er schien der Einsamkeit am Grabe seiner Frau nicht zu bedürfen, oder er fühlte sich mit den beiden Frauen auf den gleichen Grad der maßvollen Trauer gestimmt.

„Überschwang war nie in Willy," sagte die Mutter einmal nach solchem Besuch, „manchmal könnte es Fremden scheinen, als sei sein Kummer nicht leidenschaftlich ge-

wesen und zu kurz. Aber grade dieses stille, pietätvolle Gedenken ist mir das rechte. Es wird dauernd sein. Es gibt der Toten, was der Toten gehört, und hindert den Lebenden nicht, sich wieder dem Leben zuzuwenden."

‚Warum mir das?' dachte Sylvia erstaunt. Es war so eine ‚Rede' gewesen, mit ein bißchen Programm und Tendenz darin, das sah der lieben Frau nicht ähnlich.

Als Sylvia schwieg, fragte sie noch etwas übereifrig nach:

„Nicht wahr, mein Kind, Sie halten Willy nicht für gefühllos? Sie verstehen diese seine Art?"

„Aber wie sollt' ich . . ."

„Meinen Sie nicht auch, daß dies stille, schöne Gedenken an unsere gute Makarie ganz wohl neben einem neuen Gefühl hergehen kann? Daß es ein neues Glück nie stören wird?"

„Wie sollte das! Eine Frau, die Ihren Sohn liebt, wird auch das Grab ehren, das er pflegen will und wird, solange er lebt! Dafür kennen wir ihn doch! Aber Sie machen sich ganz unnütze Gedanken über solche Fragen. Wie sollte wohl ein neues Gefühl über Willy kommen? Er sieht ja niemand, als seine Arbeiter und seine Sportsfreunde und uns zwei . . ."

Sie stockte. Ein glühendes Rot flog über ihr Gesicht.

Sie konnte ein paar Sekunden lang nichts denken . . .

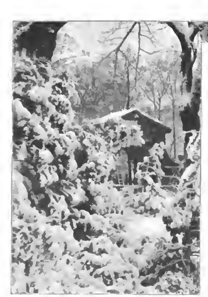
Frau Mammling aber pflückte mit sorgsamen Fingerspitzen aus den Zweigen eines blühenden Granatbäumchens auf ihrer Fensterbank ein paar welke Blättchen heraus.

Anfang März gingen sie wieder nach Südersood zurück. In der schlimmen Zeit, in all dem milchigen Nebel und dem Naß des Vorfrühlings wollte die Mutter ihren ‚Jungen' nicht allein in seinem Hause wissen, sagte sie.

Und als Willy sie an der Station in Empfang nahm, als sein klares, blaues Auge aufstrahlte und sein Blick nicht an der Mutter hing, sondern ganz allein an Sylvia, da begriff sie . . .

Und alle folgenden Wochen waren ihr ausgefüllt von der Frage: weiß er es schon selbst?!

(Schluß folgt.)



Im Winter.

Von

Albert Roderich.

Die Ströme voll Eis, die Erde so hart,
Das Wünschen und Wollen und Thun erstarrt,
Unsicher der Blick, die Wege verschneit,
Menschenkind, ja, es ist Winterszeit.
Und siehe, der Schnee auf Feld und Pfad,
Er deckt auch schützend die junge Saat!
Was ist des Winters Ungemach
Und des Alters Plag' und Erschlaffen,
Weisst du nur ein schützendes Dach
Für deine junge Saat geschaffen!
Dass sie, geschützt vor eisigem Wind,
Neuem Frühling entgegenkeime,
Dass dein Kind und dein Kindeskind
Sorglos vom kommendem Glücke träume,
Dass die Freude an deiner jungen Welt
Den trüben Wintertag dir erhellt. —
Der Schnee blitzt wie Gold und Edelgestein,
Auch dich wärmt der Wintersonnenschein.



Gustav Stoskopf und das Elsässische Theater.

Von

Erich Grupe-Loercher.

Mit einem Bildnis.

Stoßkopf ist der berühmteste und populärste Mann für uns in Straßburg, vielleicht der populärste Landsmann im Elsaß überhaupt," so schloß ein biederer Straßburger jüngst eine Unterhaltung, die wir auf der Eisenbahnfahrt von Appenweier nach der Hauptstadt der Reichslande über das Unternehmen des Elsässischen Theaters führten. Ich blickte vom Fenster aus auf das weithin sichtbare Straßburger Münster, das sich mit seinem rötlichen Vogesensandstein prächtig vom blauen Himmel abhob und dessen mächtiger, fein gezeichneter Turm jedesmal mein Entzücken aufs neue wachrief. Den bei Straßburgern besonders ausgeprägten Lokalpatriotismus verstehe ich vollkommen und teile ihn bis zu einem gewissen Maße. Ist doch Straßburg meine erste Heimat! Wenn mich auch mein Beruf aus Straßburg herausführte, so gilt doch mindestens einmal im Jahr ein Besuch der wunderschönen Stadt. Und dann werden die Freunde aufgesucht, mit denen man die fröhliche Jugendzeit und einen Teil der noch fröhlicheren Studienzeit dort verlebt hat! Zu jenen guten Freunden gehört auch Stoßkopf, „der berühmteste und populärste Mann von Straßburg", wie ich soeben gehört hatte, und ich lächelte im Stillen, wenn ich mir bei dieser pompösen und stolzen Benennung den tiebenswürdigen, heiteren und bescheidenen jungen Mann in Gedanken vorstellte. Ich freute mich darauf, ihn nun wiedersehen und seiner lebhaften Unterhaltung lauschen zu können. Mein erster Weg führte mich, wie auch sonst jedesmal, zu Stoßkopf. Allein, als ich an seiner Wohnung läutete und mir die Wirtin öffnete, erhielt ich auf meine Frage die Antwort: „Monsieur Stosskopf est parti pour Saint-Léonard."



Gustav Stoßkopf.

Ich kam der Aufforderung, wenigstens für einige Augenblicke näher zu treten, nach. Und während mir die Wirtin auseinandersetzte, daß Stoßkopf in der Umgegend des Odilienberges weile, um zu malen, ließ ich meine Blicke durch den mir so bekannten Raum wandern. Mit Behagen ruhte das Auge auf der harmonischen Farbenzusammenstellung, die in jedem Möbel, jedem Arrangement, jeder Wanddekoration den feinsinnigen Künstler verriet. Im Hintergrund entdeckte ich eine Reihe Lorbeerkränze, die ein äußeres Zeugnis von Stoßkopfs „Berühmtheit" waren. Es schien alles unverändert. Hier der große Diplomatenschreibtisch am Fenster,

auf den die Sonne durch zartes grünes Gerank freundlich schien. Ich hatte Stoßkopf öfters eifrig arbeitend an diesem Tisch angetroffen, wenn er seine Stücke schrieb, die draußen durch ihren Humor Lachsalven und bei seinen Landsleuten nicht endenden Jubel erweckten. Und dort an jener Wand nach das süße zur Erde geneigte Antlitz der Rosa mystica, einer Nachbildung der Madonnenstatue, die, von dem Elsässer Professor Wadéré modelliert, sich im Nürnberger Dom befindet. Auf einer Staffelei entdeckte ich ein neues, mir unbekanntes Gemälde Stoßkopfs. Es war ein schlichtes Motiv: eine Gruppe am Wasser stehender Bäume, deren Laub von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet wird. Und doch fesselte das Bild durch die Auffassung und Wiedergabe. Wie ich erfuhr, sollte dasselbe auf der Kunstausstellung in Straßburg ausgestellt werden.

Aber in dieser unveränderten anheimelnden Umgebung fehlte mir Stoßkopfs bewegliche Persönlichkeit.

Ich beschloß, Stoßkopf in St. Leonhard aufzusuchen, das mir wohlbekannt war. Ist dasselbe doch, seit Charles Spindler es sich zum Wohnsitz erkor, ein Lieblings- und förmlicher Wallfahrtsort nicht nur für die jungen elsässischen Künstler, sondern auch für Deutsche, die künstlerisches Interesse haben, geworden! Eine günstige Zugverbindung führte mich nach dem reichen kleinen Weinorte Oberehnheim. Das Städtchen, das im Mittelalter recht bedeutend war und dessen prächtig erhaltene Festungsmauern und Türme immer neue malerische Partien bieten, lag bald hinter mir. Eine köstliche fruchtbare Ebene breitete sich vor mir aus, die der mächtig aufsteigende Gebirgszug der Nordvogesen begrenzte. Reichtragende Felder wechselten mit üppigen Weingeländen ab.

Ein gesegnetes Land, ein reiches Feld für den Maler und Dichter! Aber wie lange hatte die Dichtkunst im Elsaß geschlafen! Wie eine Nuß eingekeilt zwischen zwei sich nicht freundschaftlich gesinnten Völkern, fast unausgesetzt der Schauplatz kriegerischer Ereignisse, war das Elsaß in seinen geistigen und künstlerischen Interessen und Bestrebungen seit mehreren Jahrhunderten beständig gesunken. Und so ging auch elsässische Eigenart unter. Nachdem das Elsaß und besonders Straßburg als deutsche Reichsstadt und unter deutscher Zugehörigkeit im Mittelalter ihre Blütezeit erlebt hatten, brachte die Annexion Ludwigs XIV. äußerlich die Loslösung vom deutschen Reich. Im Laufe der darauffolgenden Jahrzehnte gewöhnten sich der Elsässer nicht ungern an den Gedanken, in seiner Heimat eine Provinz des mächtigen Frankreich zu sehen, indes drüben über dem Rhein das heilige römische Reich deutscher Nation kraftlos zusammen sank. Handel und Industrie blühten auf, das Elsaß stellte Frankreich manch tüchtigen Offizier, dessen Tüchtigkeit und Ruhm weit über Frankreichs Grenzen hinausdrang. Doch eine elsässische Dichtkunst gab es nicht. Nur ein fünfaktiges Lustspiel „Pfingstmontag“, im Dialekt geschrieben und durch eine eingehende Würdigung Goethes gehoben, machte den Namen seines Verfassers Arnold nicht nur damals im Anfang des vorigen Jahrhunderts bekannt, sondern ist noch heutzutage ein im Elsaß wohlbekanntes Werk. Um die Mitte des XIX. Jahrhunderts trat Stöber mit seinen Gedichten in Straßburg hervor, die jedoch nicht so ins Volk drangen, um populär zu werden. Eine Reihe Motive und Gestalten entnehmen aus dem Elsaß die elsässischen Dichter Erckmann und Chatrian, von deren zahlreichen Novellen und Schauspielen „Der Ami Fritz“, „Der polnische Jude“, „Die Rantzau“ am bekanntesten sind. Aber wie man sich im Elsaß in den besseren Kreisen gewöhnt hatte, auch französisch zu denken, so waren die sämtlichen Werke der beiden Dichter in französischer Sprache geschrieben. Die breitere Volksmasse hielt jedoch zäh an ihrem alemanischen Dialekt fest und wurde deswegen mit den französischen Dichtungen nicht bekannt. Das schwere Kriegsjahr 70—71 brachte dem Elsaß Umwälzungen so durchgreifender Art, daß Handel und Wandel Jahre brauchten, um in normale Geleise zu gelangen. Daß neben den Sorgen materieller Art an eine Pflege der schönen Künste nicht zu denken war, ist begreiflich.

Auch als die Wunden, die der Krieg geschlagen, zu vernarben begannen und die Elsässer sich an die neuen Verhältnisse gewöhnten und sich zum Teil mit denselben versöhnten, blieb auf litterarischem Gebiete für das Elsaß eine fühlbare Lücke. Das bei der Belagerung von Straßburg in Brand geschossene, später stattlich wieder aufgerichtete Theater wurde von elsässischen Kreisen fast gar nicht besucht, teils aus Opposition, teils weil man das Hochdeutsch nicht so beherrschte, um deutsche Schauspieler und deutsche Opern (wie diejenigen Wagners) verstehen zu können. Dafür kamen von Paris zahlreiche Gastspiele französischer Truppen, die jedoch meistens auf keinem hohen künstlerischen Niveau standen und von den Deutschen naturgemäß auch nicht besucht wurden. So war das im Herbst 1898 ins Leben gerufene „Elsässische Theater“ ein nicht hoch genug zu schätzendes Bindemittel. Wie sehr eine Dialektdichtung bisher gefehlt, wurde nun erst klar. Sie ist der neutrale Boden, auf dem sich elsässische und altdeutsche Elemente freundschaftlich in künstlerischem Interesse begegnen.

Seit einigen Jahren wurden nicht nur in Straßburg, sondern bereits im ganzen Elsaß an Liebhaber- und Vereinsbühnen die köstlichen und humorvollen Dialekteinakter aufgeführt, die der altdeutsche, aber im Elsaß aufgewachsene Assessor Dr. Greber verfaßt hatte. Die Réunion des Arts veranstaltete eine Reihe von Wohltätigkeitsvorstellungen des erwähnten Lustspiels: „Der Pfingstmontag“, das, von Dilettanten gespielt, vor stets ausverkauftem Hause auch neben den exklusiv elsässischen Kreisen ein großes Kontingent Altdeutscher als Zuschauer sah. Aus diesen Anfängen heraus gestaltete sich das Elsässische Theater. Die reizende ländliche elsässische Idylle „L'Ami Fritz“ von Erckmann-Chatrian war ins Elsässische übersetzt worden und wurde als Eröffnungsvorstellung gegeben. Durch eine Reihe von Beiträgen war ein Fond geschaffen, aus dem man die Dekorationen eines elsässischen Bauernhauses und Pachthofes und kleidsame elsässische Kostüme aus

der Biedermeierzeit anfertigen ließ. An der Spitze des Unternehmens stand Assessor Dr. Greber, die artistische Leitung führte Alexander Heßler, früherer Direktar des Straßburger Stadltheaters. Die Darsteller rekrutierten sich meistens aus den besten Mitwirkenden der in Straßburg sehr florierenden Vereinsbühnen. Vortreffliches Zusammenspiel, stimmungsvalle Dekarationen und das ganze eigenartige und dach so bekannte Milien hoben das zwar anmutige, an sich jedoch ziemlich unbedeutende Stück und verschafften der Eröffnungsvorstellung einen ungeheuren Beifall. Das Elsässische Theater hatte seine Daseinsberechtigung bewiesen.

Die Fortdauer desselben hatte zwar einen bedeutenden Hinderungsgrund: es fehlte an Stücken; pessimistische Gemüter weissagten dem Elsässischen Theater aus diesem Grunde keinen langen Bestand. Man hatte Stoßkopf mit in den Varstand zugezagen; und er setzte diesen schwarzseherischen Äußerungen ein lakanisches „das wallen wir 'mal sehen!“ entgegen. In kürzester Zeit schuf er den „Herrn Maire“; und Stoßkopf gebührt die Ehre, nach fast jahrhundertlanger Pause das erste wirklich valkstümliche elsässische Dialektstück gedichtet zu haben. Mit dem „Herrn Maire“ erhielt das Elsässische Theater auch Lebensfähigkeit. Erfindung und Inhalt des „Herrn Maire“ sind an sich nicht bedeutend. Doch verrät die ganze Anlage einen sa genauen Kenner der einheimischen Verhältnisse, daß das Werk allein vom kulturhistorischen Standpunkt aus für den Typ der Übergangszeit Wert hat. Von der Zinne der Satire herab schildert der Dichter den nach einem Orden lüsternen elsässischen Dorfbürgermeister (Maire genannt), der nicht nur in Dorf- und Gemeindeverwaltung Ehrgeiz zeigt, sondern auch ein nicht unbedeutender Haustyrann ist. Aber die Satire ist niemals beißend oder verletzend, sondern man freut sich unbefangen an dem sonnigen Humor, der das Ganze durchleuchtet, den vielen Witzen und zahlreichen sperifisch elsässischen spaßigen Redensarten.

Sa war Staßkopf über Nacht zu einer Berühmtheit im Elsaß geworden. Das Elsässische Theater unternahm Gastspielreisen mit dem genannten Lustspiel in den Reichslanden nach Norden, Süden und Westen; sa wurde durch den „Herrn Maire“ auch Stoßkopfs Name im Ober- und Unterelsaß bekannt. Aber wie immer bei unerwarteten Erfolgen blieb auch der Neid nicht aus und dem schnell emporblühenden Elsässischen Theater erwuchsen Gegner. Die wenigen persönlichen Gegner, welche gegen Staßkapf auftraten und ihm die Erfolge, die er ohne ihr Zuthun errungen, nicht gönuten, kommeu zwar für den weiteren Interessenkreis nicht in Betracht. Es wurden jedoch auch Urteile — zum Teil auch in Altdeutschland — laut, die von des Gedankens Blässe angekränkelt sind und nicht mit den thatsächlichen Verhältnissen im Elsaß rechnen. Man vernahm, daß die Dialektpflege keine künstlerische Pflege sei, somit auch das Elsässische Theater kein künstlerisches Unternehmen. Der „Herr Maire“ wurde als ein plattes Machwerk denunziert, das nicht wert sei, das Licht der Rampen zu erblicken. Unbefangene Kenner der elsässischen Verhältnisse werden jedach den Elsässern ihre Freude am Dialekttheater gönnen. Im Elsaß hat die Dialektdichtung ganz entschieden nicht nur eine Existenzberechtigung, sandern sagar einen künstlerischen Wert. Sie ist ahne Zweifel ein allgemeiner und bedeutender Schritt zur Germanisation. Denn es ist mit Freude zu begrüßen, daß der Elsässer sich zum Partikularisten auswächst. Das Hin- und Herpendeln zwischen Deutschland und Frankreich hat im Elsaß eine gewisse Zwitterkultur geschaffen. Naturgemäß wünscht man eine allgemeine Verdeutschung des Elsaß. Es ist aber ungerecht zu erwarten, daß die Reichslande binnen dreier Jahrzehnte vollständig germanisiert sein müßten. Eine Loslösung auch in künstlerischer Hinsicht von Frankreich, van seiner Kultur, Litteratur und Interessenwelt ist ein Schritt vorwärts. Und es ist, wie erwähnt, eine Stufe zur Germanisation aufwärts, wenn der Elsässer sich nicht mehr als Franzose sondern als Partikularist betrachtet und seine eigene h e i m i s c h e künstlerische Interessensphäre hat. Ebensa ungerecht ist es, zu verlangen, daß die Elsässer mehr Geschmack an tiefernsten, psychalagisch schweren Stücken finden sollen. Das Charakteristikum des Elsässers ist: Gemütlichkeit, Harmlasigkeit, Fleiß, Freude an einem guten Späßchen. Ernsten Reflexionen ist er im ganzen abhald. Eine höhere natianale Bildung wird sich erst allmählich entwickeln.

Fast jedes der Stücke des elsässischen Theaters ist eine Schilderung Elsässischer Eigenart, sei es, daß der gemütliche Straßburger Humar, aber typische Verhältnisse des Straßburger Mittelstandes oder ländliche Begebenheiten geschildert werden. Bei den Bauernstücken ist besanders die Pflege der Trachten ein wichtiges Mament für die Daseinsberechtigung des Elsässischen Theaters. Bei der Ausstattung der ländlichen Schauspiele besitzt die Leitung einen sehr schätzenswerten Ehrgeiz, die reizenden verschiedenartigen Valkstrachten je nach Ort und Zeit der Handlung möglichst naturwahr herstellen zu lassen, und selbst die Uniformen der Gendarmen im „Palnisch Jüd“ sind denjenigen aus der Zeit Louis Philipps nachgebildet. Einen künstlerischen Beirat besitzt das Elsässische Theater in dem bekannten Trachtenmaler Charles Spindler.

Doch die erwähnten Angriffe schadeten dem jungen Elsässischen Theater in keiner Weise, sondern bewiesen nur, welch großen Platz dasselbe in der Gunst des elsässischen Volkes besitzt. Nach dem Varbild in Straßburg gründeten sich schan im falgenden Herbst gleiche Unternehmen in Mülhausen und Colmar, die auch in künstlerischer Hinsicht sehr Achtenswertes geboten haben. Bald wollte jedes elsässische Städtchen von einiger Bedeutung womöglich sein eigenes Theater haben. Da aber der „Herr Maire“ und Stoßkopfs nachfolgende Stücke im Besitz des Straßburger Elsässischen Theaters blieben, fehlte es für die anderen Dialekttheater an Originalstücken. In Colmar und Mülhausen hielt man sich an gute Übersetzungen der besten Werke Erckmann-Chatrians, „Die Rantzau“ und des „Palnisch Jüd“. An den kleinen Surragattheatern zeitigte die Übersetzungswut bedenkliche Früchtchen, so z. B. erzählt die Fama, daß jüngst in einem

kleinen Städtchen „Der Trampeter van Säkkingen" ins Elsässische übersetzl aufgeführt warden sei, natabeue ahne Trampele!

Das zweite Stück Staßkapfs „Der Kandidat", in künstlerischer Hinsicht wahl sein bestes Werk, ist eine hochgelungene satirische Schilderung der Straßburger Gemeinderatswahlen, deren Umtriebe einen waahren Unkenteich persönlichen Strebertums unter dem Deckmantel des „Gemeindewahles" offenbaren. Neben dem reizenden Einakter „Der Diplomat" ist noch der bei dem Gras der elsässischen Theaterbesucher sehr beliebte Schwank „D' Pariser Reis" van Staßkapf zu nennen. Auch Greber schrieb nach zwei Dialektstücke zwar ernsten Inhaltes, weshalb „Lucie" und „Jungfer Prinzeß" sich nicht die Wertschätzung und das Verständnis beim gemütlich-fröhlichen, nicht gern reflektierenden elsässischen Publikum erwerben kannten. Van Greber und Staßkopf gemeinsam verfaßt ist das Valksstück: „D' Heimat", das freundlichsten Beifall fand und besanders im ersten und zweiten Akt mit Kirchweihscene und Spinnstube reizende elsässische Milieuschilderungen bat, wenn auch aus dem gebotenen Stoff noch Tieferes hätte heraufgehalt werden können, als geschehen ist. Das Zugstück des Straßburger Elsässischen Theaters ist bis jetzt jedoch der „Herr Maire" geblieben, und das Ensemble unternahm nicht nur im ganzen Elsaß sandern auch in der Pfalz, in Basel, Freiburg, Mainz und Mannheim Gastspiele. Sa steht das Dialekttheater nach dreijähriger Spielzeit als ein in sich gefestigtes Ganzes da. Es ist in Straßburg ein künstlerischer Faktar, der Bedeutung und Papularität hat. Jede der Premiòren wird schan wachenlang mit Spannung erwartet und ist wie überhaupt fast alle Vorstellungen ausverkauft. Bei den Aufführungen hat man das Empfinden, als befinde man sich in e i n e r großen Familie. Eine beständige Reflexwirkung scheint van der Bühne auf die dichtbesetzten Reihen und van den gespannt falgenden Zuschauern auf die Darsteller überzugehen. Das zeitgemäße Wart „Heimatkunst" hat hier eine natürliche Bedeulung gewannen.

Einen schönen Beweis des brüderlichen Zusammengehens bewies das Fest der Vereinigung der elsässischen Theater von Straßburg, Calmar und Mülhausen. Greber und Staßkopf hatten den Vorschlag hierzu gemacht, der van den Leitern der anderen beiden erwähnten Dialelttheater mit Freuden angenammen wurde. Das reizende durch seine einstigen Pfeifertage ebensa wie durch seine vartrefflichen Weine berühmte Rappaltsweiler war als Rendezvausplatz ausersehen. Hier hatte sich aus den größten Weinbergbesitzern ein Kamitee gebildet, das den Gästen nicht nur einen köstlichen Ehrenwein kredenzte, sandern sie auch im ganzen Arrangement des Tages in jeder Weise ehrte. Mit Jubel begrüßte man sich gegenseitig am Rappaltsweiler Bahnhaf. Das ganze Städtchen prangte in Festschmuck. Und alle Augenblicke hieß es: „Des isch der, wa der Herr Maire spielt" — „Da geht ja der Herr Maire", und dann sah alles auf Adalph Horsch, der den Herrn Maire kreiert hatle, und der sich in seiner schauspielerischen Begabung und natürlichen Kamik mit einem Berufsschauspieler messen kann. Mit manchem Witz nahm er diese Äußerung seiner Papularität entgegen, van der er sich als schlichter Buchbinder in Straßburg var wenigen Jahren auch nicht hätte träumen lassen. Auch Marie Harnecker wurde als Tochter des „Herrn Maire" van der Einwahnerschaft erkannl, ebensa Georg Maurer, der als „Seppl" immer wahre Lachsalven erntete und dabei den Tapezierhammer in seinem Berufe ebenso tüchtig zu schwingen versteht, wurde im Varübergehen van manchem entdeckt. Es wurden gemeinsam die malerischen Rappoltssteiner Schlösser erstiegen, und während sich das Auge an der herrlichen Landschaft ergötzte und die Zunge sich an dem feurigen Rappaltsweiler beleble, tauschten die einzelnen Mitglieder der verschiedenen Theater Erfahrungen und Urteile über ihre schauspielerische Thätigkeit aus. Und wie sich im Laufe des Tages die drei fremden Ensembles befreundeten, deutete auch der Direktar des Straßburger Dialekttheaters bei seiner Tischrede in seiner markanten klaren Sprache auf die Bedeutung des Tages hin. In varnehmer Weise wies er die Varwürfe der gegnerischen Strömung zurück, welche das elsässische Theater der Palitiktreiberei und deutschfeindlicher Bestrebungen bezichtete. Die drei Dialekttheater sallten sich vereinigen zu gegenseitiger Stütze und Förderung in den künstlerischen Bestrebungen, anstatt zu rivalisieren und sich vaueinander abzuschließen. Seither hat die künstlerische Freundschaft der drei Ensembles gulen Bestand gehabt, die Straßburger spielten in Calmar und Mülhausen, die Calmarer in Mülhausen und Straßburg. —

In meinen Reflexianen über das elsässische Theater, das ich von seinen ersten Aufängen an gekannt und stetig versalgt halle, war ich ein tüchtiges Stück Wegs nach St. Leanhard varan gekammen. Kein Mensch begegnete mir auf der Landstraße, nur auf den Feldern und in den Weingeländen sah ich die Bauern bei der Arbeit. Endlich tauchte das höher gelegene St. Leanhard auf, eine kleine Ansiedelung, welche aus nur sechzehn Häusern besteht und seine Hauptbedeutung durch den Gutsbesitzer und als Kunstmäcen sehr geschätzten Herrn Langel (sprich Loschél) hat. In dieser herrlichen Natur lebt Charles Spindler und widmet sich seinem künstlerischen Berufe mit Muße. Van den zahlreichen Freunden, die Spindler in seiner Klause aft aufsuchen, wird jeder einzelne ihn ebensa als Künstler wie als Mensch schätzen. Auch Staßkapf und Spindler sind eng befreundet, und wir haben gemeinsam manche heitere Stunde verbracht. Staßkapf und mich verband schan eine Schuljungen-Bekanntschaft, die sich aus eigenartigen Anfängen aufbaute. Wir bewahnlen beide das Städtchen Brumath, in dem Staßkapfs Vater eine Gerberei besaß. Wie die anderen Söhne gut situierter Ellern fuhren auch wir täglich auf der Bahn nach dem nahen Straßburg zum Besuch des Gymnasiums. Wir bildeten fast ein kamplettes Kaupee. Staßkapf, der van jeher Maler werden wallte, schwenkte plötzlich um und erklärte, er wolle „Dichter" werden. Wir staunten ihn ab seiner Absicht bewundernd an. Da er jedach vor der Hand als Dichter graßen

Stils keine Bethätigung fand und der Hang zur Satire stets sehr ausgeprägt bei ihm war, begnügte er sich mit Versen, in denen er sich über diesen oder jenen von uns Kameraden lustig machte und irgend eine komische Eigentümlichkeit treffend schilderte. Die Gedichte waren natürlich hochdeutsch abgefaßt, da Dialekt ihm damals nicht gut genug dünkte; sie wurden dann während der Fahrt von Brumath nach Straßburg vorgelesen, nachdem ich Stoßkopf das feierliche Versprechen gegeben hatte, denjenigen, auf den das Gedicht gemünzt war, festzuhalten, damit dieser den „Dichter" nicht durchprügle. Das that ich denn auch stets. Aber einmal trieb es mich, dem malanten Kameraden auch einen Streich zu spielen. Beim Vorlesen eines besonders neckenden Gedichtes ließ ich den Angeulkten los, so daß dieser sich racheschnaubend auf den Dichter stürzte. Der hatte alle Mühe sich seiner Haut zu wehren, und eine regelrechte Rauferei entstand im Kaupee, während wir anderen uns beim Zusehen vor Lachen ausschütten wollten.

Stoßkopf und ich blieben jedoch trotz dieses Streiches gute Freunde. Während Stoßkopf später seinen Beruf als Kunstmaler begann und ich in Straßburg studierte, blühte die „Mehlkiste" unter unserm Regime wunderbar auf. Diesen pompösen Namen gaben wir dem Raum einer Wirtschaft in Straßburg, in dem sich unsere exklusive Gesellschaft, bestehend aus jungen elsässischen Künstlern und Studenten, zusammenfand. Das Zimmer war höchstens fünf bis sechs Quadratmeter groß und deutete schon durch seine Lage seine Exklusivität an, denn nur Eingeweihte konnten den Weg durch einen langen dunklen Gang, über einige halsbrecherische Stufen und die Küche finden. Hier waren wir ganz entre nous, und das schönste Pariser Cabaret fand hier einen Absenker. Alles war improvisiert, alles gab sich natürlich, alles war gemütlich. Der Raum, der ganz rot angestrichen war, gleich einer „Metzgerei auf dem Lande", wie Stoßkopf entrüstet äußerte, wurde verschönert durch ein herrliches Gemälde Horneckers, der eine die ganze Decke einnehmende Allegorie „Die Kunst" hinzauberte. Da die Decke sich als zu schmal für die wallenden Mantelfalten erwies, wurden die Seitenwände mit zu Hilfe genommen. War es ein böser Zufall oder eine Neckerei Horneckers? — jedenfalls schielte „Die Kunst", sie „schielte mit dem linken Auge in die rechte Westentasche", wie einer von uns boshaft meinte. Eines Abends eröffnete die „Mehlkiste" ihre „Gartenwirtschaft". Besagte Gartenwirtschaft wurde durch zwei Schnittlauchtöpfe, welche auf Tischen standen, angedeutet, sowie durch ein Brett, welches die „Veranda" bezeichnete. Bei einem Glas elsässischen Weins erfreute man sich des ungezwungenen Beisammenseins. Irgend einer aus dem Kreise erhob sich und trug etwas Improvisiertes vor, oder es wurde gemeinschaftlich musiziert. Ein Fest für alle war es, wenn Spindler kam und französische Romanzen oder deutsche Lieder mit Begleitung sang. Spindler gab damals die „Elsässischen Bilderbogen" heraus, die hauptsächlich die malerischen Volkstrachten pflegten und später durch die „Elsässische Rundschau" und das momentan erscheinende große Trachtenwerk einen steten Aufschwung erfahren haben. Damals aber regte sich die junge elsässische Kunst erst in den Anfängen, und für die neuen „Elsässischen Bilderbogen" wurden in der „Mehlkiste" Abonnenten geworben. In der „Mehlkiste" war es auch, daß Stoßkopf seine ersten Gedichte im elsässischen Dialekt vorlas. Sein Vortrag war vorzüglich, und er erntete stets begeisterten Beifall mit seinen witzigen Dialektpoesien. Der Kreis der guten Freunde hatte sich allmählich sehr erweitert, und die „Mehlkiste" war an den betreffenden Abenden „gestupft" voll, wie der Elsässer sagt. Die vorhandenen Stühle reichten weit nicht, man saß auf Tischen, Kommoden, ja selbst auf dem Ofen und lauschte gespannt. Nach kurzer Zeit erschienen Stoßkopfs Gedichte als Band „Luschtig's üs'm Elsaß", illustriert von Hornecker, Spindler, Braunnagel u. s. w. Das Buch erlebte im ersten Jahr gleich drei Auflagen und erhielt 1897 einen Nachfolger in der Sammlung: „G'spaß un Ernscht". So schuf Stoßkopf den ersten bedeutenden Anfang der Dialektlitteratur im Elsaß. Die „Mehlkiste" aber büßte allmählich ihren natürlichen Reiz ein. Nach zwei Jahren stellten sich Studenten neuer Semester ein, die den ganzen Charakter dieser Zusammenkünfte nicht verstanden. Mit dem Eintritt der neuen fremden Elemente schwand auch das Gefühl, unter sich zu sein. Die frühere Gesellschaft begann sich zu zerstreuen, die Studenten bezogen andere Universitäten, die jungen Maler gingen teils nach Paris, teils nach München, zu letzteren gehörte Stoßkopf. Von der „Mehlkiste" aus aber fanden sich die meisten Interessenten für die Gründung des Elsässischen Theaters, als nach einigen Jahren die früheren Mitglieder nach Straßburg zurückkehrten. Stoßkopf schrieb seine Dialektstücke, Greber zeigte sein Talent als Organisator und Leiter des jungen Unternehmens, Spindler schuf die ebenso hübsche wie eigenartige Programmzeichnung und gab seinen Rat für die Trachtenfrage; andere, wie Hornecker, Braunnagel und Daubner, welche Dekorationen und Bucheinbände der im Buchhandel erscheinenden Dialektstücke malten, bethätigten sich direkt oder indirekt am neuen Unternehmen. Stoßkopf mit seinen dichterischen Schöpfungen ragte natürlich am meisten hervor, aber bei seiner liebenswürdigen, heiteren und bescheidenen Art mißgönnte keiner seiner Freunde ihm den Ruhm, „der berühmteste und populärste Mann in Straßburg zu sein".

Und nun war Sankt Leonhard erreicht! Ohne Zweifel würde ich Stoßkopf bei Spindler treffen. Spindlers Haus liegt als eines der ersten im Orte, etwas erhöht, mit einem herrlichen freien Blick über die üppige Ebene und das sich hinabsenkende Thal. Als ich die Hausthür öffnen wollte, blieb ich einen Moment zaudernd stehen. Aus den geöffneten Fenstern des zu ebener Erde liegenden Ateliers ertönte Gesang, und es zwang mich, für einige Augenblicke in dieser ländlichen Stille hier draußen den unbefugten Lauscher zu machen. Ohne selbst bemerkt zu werden, konnte ich mit einem Blick das ganze Atelier übersehen. Am Klavier, demselben den Rücken wendend, saß Spindler und sang halblaut mit seiner angenehmen Stimme eine Romanze von Derblay, während er sich auf der Guitarre begleitete. Es war ganz

still ringsum, und die anderen hörten ihm aufmerksam zu. Die schlanke Gestalt an den Tisch gelehnt, sah ich Stoßkopf in meiner Nähe, auf dem Kopf trug er einen malerischen schwarzen dreieckigen Hut, wie ihn die elsässischen Bauern um die Zeit Louis Philipps trugen. Neben ihm, auf dem großen Tisch, lag eine Anzahl altmodischer Bauernröcke und Frauentrachten, sowie mehrere unglaublich hohe und enge graue und schwarze Cylinder, wie sie der Stolz des Elsässers in der Biedermeierzeit gewesen waren. Spindler hat eine Reihe der von ihm gemalten Trachten käuflich erworben und besitzt ein förmliches Trachtenmuseum en miniature, in dem sich zum Teil auch Kostüme befinden, welche nicht mehr üblich sind. Anscheinend hatte Spindler mehrere Trachten herbei geholt, um mit Stoßkopf und Greber über die Ausstattung eines neuen Stückes zu beratschlagen. Denn Stoßkopf gegenüber saß Dr. Greber mit dem ausgeprägt energischen und klugen Ausdruck der dunklen Augen und blätterte am Schreibtische in dem aufgeschlagenen Fremdenbuch. In einer Ecke des geräumigen Ateliers führte eine schöne geschnitzte Treppe zu einem balkonartigen Sitz hinauf, der von ebenso kunstvoll geschnitzten Pfeilern getragen wurde. Droben, auf das Geländer gestützt, sah ich Leo Schnug, einen jungen talentvollen elsässischen Maler, der besonders in seiner Deckenzeichnung zum dreiaktigen Schauspiel „Nur d'Lieb" von Hanc, dem Direktor des Elsässischen Theaters in Colmar, eine Probe feinsinniger Erfindung und tüchtigen Könnens gegeben hat. Mit seinem sinnenden stillen Ausdruck lauschte auch er dem Vortrage Spindlers, indes er einige der kunstvollen Marqueteriearbeiten im Atelier zu betrachten schien, mit denen sich Spindler den Großen Preis auf der Pariser Weltausstellung erwarb.

Das Lied war beendet, und Spindler legte die Guitarre bei Seite. „Bravo, mon ami!" rief ich ins Fenster hinein. Mit erstauntem Blick fuhren alle zu mir herum. „Sakra, alter Freund!" rief Stoßkopf überrascht und war im nächsten Moment draußen, um sich zu vergewissern, immer noch mit dem gewaltigen altmodischen Bauernhut, unter dem sich das feingeschnittene Gesicht mit dem blonden Schnurrbart und den blauen Augen so vorteilhaft ausnahm.

„Da ich dich in Straßburg nicht traf, suchte ich dich hier in Sankt Leonhard auf, um dich und auch Spindler zu sehen," meinte ich.

Das gab ein eifriges gegenseitiges Fragen und Antworten! Stoßkopf zeigte mir sein in Sankt Leonhard begonnenes Gemälde, von Spindler bewunderte ich neue Marqueteriearbeiten, in denen er, sowohl was Entwurf wie Ausführung anbetrifft, ein unerreichter Meister ist. Greber erzählte hauptsächlich von dem Gastspiel, welches das Elsässische Theater aus Straßburg in Berlin gegeben hatte. Er schilderte die freundliche Aufnahme dort, wenn auch das Verständnis des ungewohnten Dialekts anfangs gemangelt hätte, den guten Eindruck, den die Elsässer empfangen hätten, und wie ungern sie geschieden seien.

Beim Glase Ottrotter, den Spindler stiftete, saßen wir noch lange beisammen. Wir tauschten Erinnerungen an die berühmte „Mehlkiste" aus und freuten uns, daß von damals gehegten Plänen und Hoffnungen so manches in Erfüllung gegangen war. Wir waren stolz darauf, für die junge elsässische Kunst zu leben, die auf jedem Gebiete, in der Malerei, Dichtkunst und dem Kunsthandwerk mächtig zu erstarken begann. Mit Dankbarkeit blickten wir auf die Erfolge des Anfangs zurück. Das elsässische Kulturleben wird sich entfalten, französische und deutsche Kultur zu einer harmonischen Eigenartigkeit und ausgeprägtem elsässischen Charakter verschmelzend.

Ein warmer Windhauch strömte zu uns herein, in der Ferne schimmerte in bläulichen Umrissen der sagenumwobene Odilienberg, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne durchglühten wie leuchtender Purpur den roten Ottrotter. Wir aber ließen unsere Gläser erklingen und tranken den elsässischen Rebensaft mit dem Wunsch des Gedeihens und Emporblühens unserer heimatlichen Kunst im Elsaß!

Der Heimgekehrte.

Von

Hans Bethge.

Mein Horn blies in die stillen Thäler
Eine alte Weise hinaus
Trari — trari — trara —
Es war das Lied, das ich als Kind
So oft in Sehnsucht angestimmt.
Heut' klang es so wund, heut' klang es so weh,
Da ich die Heimat wieder sah —
Mir mochte das Herz zerspringen.

Die stillen Thäler in der Tiefe
Waren mit Dämmerung angefüllt.
Aus der Ferne tauchten schon
Einzelne sanfte Lichter auf,
Und aus einsamen Hütten stieg
Ein abendlicher Rauch empor,
Der von süssem Heimatfrieden sprach.
Die Wälder hatten leise Sänge
Und rauschten durch die blaue Nacht
So märchentief, so märchenweh,
So lockend und so milde . . .

Oh wie mein Horn verzaubert klang
Und seine alte Weise . . .
Es war das Lied, das ich als Kind
So oft in Sehnsucht angestimmt.
Heut' klang es so wund, heut' klang es so weh,
Da ich die Heimat wieder sah —
Mir mochte das Herz zerspringen.
Trari — trari — trara — — —



Die Hofburg in Wien.

Von **Carl von Vincenti.**

(Abdruck verboten.)

Vor zehn Jahren noch war das erste Gefühl des Fremden, der das weitläufige Wiener Haus der Habsburger — es trägt seit Maria Theresia die Stadtnummer 1 — betrat, eine gewisse Enttäuschung. Kaisermacht — Kaiserpracht klang ihm nicht als Vollreim entgegen. Kleinere Fürsten, so schien ihm, haben fürstlicher gebaut, als diese ehemaligen Weltkaiser. Heute hat sich allerdings darin manches geändert. Gleichwohl liegt der wahre Reiz der Wiener Hofburg auch heute noch weniger im monumental Imponierenden, als in einem merkwürdigen Gemisch von intimer und historischer Stimmung. Darin bildeten nur das Louvre und die heute verschwundenen Tuilerien im Westen das sonst reichere Gegenstück zur Kaiserburg im Osten. Weder das sinnverwirrende Versailles, noch die Prachtschwüle der Zarenpaläste lassen dieses Stimmungsgefühl wirklich aufkommen. Von den beiden Herzkammern des einstigen Habsburgischen Weltreiches war Wien die Kammer mit dem vernehmbaren, oft stürmischen Herzschlag. Noch war Madrid nicht Residenz, als schon in Wien die, scheint es, unversöhnlichen Gegensätze des Ostens aufeinanderprallten. Es stand die Zeit auf der Schneide: Deutsch oder Slavisch? Der blutige Marchfeldtag entschied für Deutsch. Und so soll und muß es bleiben. Und als dann auf die Manzanaresstadt der weiche Goldschein der neuen Kontinente fiel, da schlug die weitausholende Brandung des Ostens an der Donaukaiserstadt gepanzerte Brust. Längst war in Spanien der Halbmond unter, als er hier noch in Blut am Himmel stand.



Abb. 1. Der Hauptthorbau.

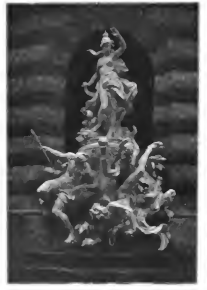


Abb. 2. Linksseitiger Wandbrunnen am Thorbau. („Herrschaft zur See.")

Wieder war die Zeit auf der Schneide: Christlich oder Moslemisch? Wiens Heldenmut entschied für das Kreuz. War die Stadt der Wellenbrecher der Christenheit gegen die islamische Sturmflut, so war ihre Kaiserburg der Eckstein. Und sie blieb es. Wie oft ist der Fuß der Geschichte an diesem Eckstein der deutschen Ostvormauer abgeglitten! Bis in unsere Tage!

Am 21. November 1901 sind es 625 Jahre, daß Rudolf von Habsburg in die „Purkh" einzog. Zeit zum Ausbau ihrer Burg haben sie da wohl gehabt, wird mancher sagen. Aber dieses Haus ist heute noch nicht ausgebaut. Anders bauen gewöhnliche Bauherrn, anders Dynastien. Bautrieb und -Wille genügen da nicht immer, sind nicht allemal allein bestimmend. Die politischen Zeitläufte beschleunigen bisweilen, öfter verzögern sie. Mittlerweile tritt Geschmackswandel und Kunstebbe ein. So beim Bau der Wiener Hofburg bis noch tief in die francisco-josefinische Zeit herein. Lange in Hausmachts- und glaubenspolitische Kämpfe verstrickt, dann zur äußersten Kraftanspannung für den Bestand des Reiches gezwungen, hatten die Habsburger wenig Zeit zum Bauen. Noch anderes kam hinzu. Im XVI. Jahrhundert erst wurde die Residenzfrage zwischen Wien und Prag entschieden. Ferdinand I. und Rudolph II. bauten mehr am Prager Hradschin als an der Wiener Burg. Sie waren überdies mehr Sammler als Bauherrn. So hat die Hochrenaissance die Hofburg bloß gestreift und trägt nur das Schweizerhofthor ihren Stempel. Bis in die Tage Ferdinands III. war die Burg noch keine zusammenhängende Residenzanlage. Sie bestand aus drei getrennten Schloßbauten, dazwischen Vorplätze zum Turnieren und Gartengründe mit Brunnen und Wasserkünsten. Erst mit dem Leopoldstrakt (1660—1666) begann die eigentliche Baugeschichte der Hofburg, ward eine centrale Platzanlage geschaffen. Ein Glück war's indes, daß Leopold I. nicht „mehr Burg" bauen ließ. Denn der steife Pedant Burnacini und der trockene Carnevale, der für die gedankenlose Öde der leopoldinischen Fronten verantwortlich ist, waren nicht die richtigen Männer. Die wahren Barockmeister kamen erst unter Karl VI., dem seine Wiener Hofburg nicht sonderlich imponieren mochte. Er kam ja aus Kunstländern. Karl beabsichtigte einen großartigen Um- und Neubau nach dem Gesamtplan des alten Fischer von Erlach. Wenigstens ist die Annahme gestattet, daß ein solcher Plan vorhanden war. Leider geriet der Bau der „karolinischen" Burg ins Stocken und wurde nur in einzelnen Teilen ausgeführt. Es wäre sonst vielleicht der prächtigste Kaiserpalast Europas daraus geworden. Immerhin gab uns die karolinische Zeit das baukünstlerisch Wertvollste der Hofburg — auch die meisten großen Treppenanlagen in den älteren Trakten entstammen ihr —, wobei freilich eine bedeutende Schöpfung des Kunstgenossen Fischers, Lucas Hillebrands „Karolinische Triumphpforte", wieder verschwunden ist. Auch Maria Theresia ließ sich ein Modell zur neuen Burg vorlegen, aber sie hatte alle Hände voll zu thun mit Verteidigung des Reiches. Auch Franz II. vermochte während der napoleonischen Heimsuchung — Napoleon selbst hat übrigens die Hofburg nie betreten — seine Lieblingsidee vom Burgausbau nicht zu verwirklichen. Und dann kam die große Erschöpfung, die Kunstöde, fast ein Menschenalter lang. Als

Neu-Wien sich seinen Monumentalgürtel schlang, da erst ergriff Kaiser Franz Josef auch für sein Haus eine kräftige Initiative.

Wir biegen vom altberühmten „Graben“ in den „Kohlmarkt“ ein. Eine anmutige Zeltkuppel grüßt. Wie ein goldener Blumenkelch entfaltet sich ihr Knauf im Himmelsblau, und über ihren Kupferhals ist ein schimmernd Schmucknetz geworfen. Sie bekrönt den Haupttorbau der Hofburg auf dem Michaelerplatze (Abb. 1). Erst seit dem 9. September 1893 steht dieser Bau vollendet da. Steingewordener, sinnbildlich verherrlichter Alleinherrscher-Gedanke, wie ihn im Abendland nur die Spätrenaissance so überschwenglich zum Ausdruck gebracht. Ganz eigen berührt es, daß gerade auf der Neige des demokratisierenden Jahrhunderts, das sich, trotz allem, so vielfach in die monarchische Idee flüchtet und in diesem Doppelreiche ganz besonders flüchten muß, dieser stolz-monarchische Barockbau aufgerichtet wurde. Des großen Erlacher Fischers Genie spricht aus diesen hellen Steinen, die ein glücklicher Epigone, der verstorbene Architekt und Burghauptmann Kirschner, auseinanderfügte. Er baute auf Grund eines Pfeffelschen Stiches nach einer Modellzeichnung, welche Architekt Kleiner aus dem verloren gegangenen Gesamtplan Fischers angefertigt hatte. Grundzüge boten der Reitschultrakt und der Reichskanzleipalast, zwischen die der Portalbau einzufügen war. Ein voller Palastakkord rauscht uns entgegen. Die Genien bei dem Kaiserwappen posaunen dazu. Zwischen säulenbetonten Eckpavillons mit Schmuckkappen in Zeltform ist die pilastergegliederte Ellipse sanft eingeschwungen; 54 Meter hoch funkelt der Kuppelknauf des Mittelbaus, dessen Architravgesims vier korinthische Säulenpaare tragen. Von der Attika beherrscht Benks Kolossalgruppe „Weisheit mit Gerechtigkeit und Stärke“ den Platz. Breit und reich mit leichtem Goldschimmer wirken die Trophäen auf der Balustrade. Vier Kolossalgruppen mit Herkulesmotiven schmücken die stolze Portalanlage mit den schmiedeeisernen Prachttoren.

Am glücklichsten kommt die Plastik bei den beiden monumentalen Nischenbrunnen (Laaser Marmor) an den Eckpavillons zu Wort. Weyr und Hellmer haben Barockplastik von einer überschäumenden Kraft und Bewegtheit geschaffen, die nichts weniger als epigonisch anmutet. „Herrschaft zur See und zu Land“ waren darzustellen. Weyrs Meerfrau (Abb. 2) in herbschöner Nackte, das Krönlein auf dem Scheitel, steht göttlich zürnend auf dem umwogten Schiffe; Neptun fügt sich, aber ein Tritonenbengel und ein Meerungeheuer trotzen. Hellmers Mächtiger „zu Land“ ist ein jugendschöner Held, welcher den Unholdknäuel der Giganten mit ruhiger Hoheit bändigt. Die Kolossalfiguren sind vier Meter hoch. Der Eindruck steigert sich im Innern. Ein dreischiffiges Nebeneinander, zugleich dreiteiliges Hintereinander: Vorhalle, Kuppelrotunde, Achteckvestibül dem Hofe zu. Mächtig wirkt die Kuppelhalle. Hatten diese Barockisten ein Raumgefühl! An einem Festabend muß man diese Rotunde sehen, wenn sich die Galerie in einen elektrischen Feuerkreis verwandelt. Hier schweigt die

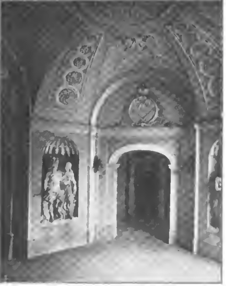


Abb. 3. Statuenpaar im Hofvestibül des Thorbaues. („Virtute et exemplo“)

Figuralplastik, um so geschwätziger wird sie in den Vestibülnischen. Dynastisch-Sinnbildlich: Des Herrschers Auszug und Heimkehr (Hocharbeit), Kaisers Wahlspruch und die Herrschertugenden in Statuenpaaren. Wir bringen aus dem Hofvestibüle „Virtute et exemplo“ (Abb. 3). Im Thorbau ist das Hof- und Staatsarchiv untergebracht. Zwischen dem früheren, unfertigen Thor und dem Reitschulpavillon war seinerzeit das unscheinbare Burgtheater mit seinem „Dachl“ eingekeilt. Daß es dem Neubau zum Opfer fiel, ist ein bei vielen heute noch nicht verwundener Schmerz.

Ein interessantes Raumbild, der innere Burgplatz. Marchesis Franzens-Denkmal (Abb. 4) gereicht ihm jedoch kaum zur Zierde. Ein Barockbrunnen könnte mehr Freude machen. Die vier allzu massig geratenen, sonst gemächlichen Sinnbildgestalten, welche dem Imperator Gesellschaft leisten, sind bronzene Denkmalschablone. Die rechte Langfront des Vierecks bildet der Reichskanzleipalast, so geheißen, weil zur Zeit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation hier der Reichshofrat seinen Sitz hatte (Abb. 5). Hier wohnt der Kaiser und schließen sich die Audienzräume an. Fischer von Erlach, der Vater, schlug hier die feierliche Barocknote an, welche im Portalbau wieder erwachte. Sein Werk selbst sollte der Meister freilich nicht mehr erleben, aber im Entwurf gab er da sein Bestes im repräsentativen Palastbau. Portalanlage und -Bindung mit den Balkonen, Kolossal-Herkulesgruppen, Austeilung der Verhältnisse, Figuralbetonung der Hauptfenster, Figurenattika mit Kaiserwappen, alles gibt einen feierlichen, vollen Klang. Zur Kongreßzeit wohnte hier König Friedrich Wilhelm III., während Zar Alexander im Amalienhof Quartier erhalten hatte. Die linke Längenfront des Platzes ist der leopoldinische Trakt, ebenso nüchtern, wie sein Gegenüber fürstlich. Auf den äußeren Burgplatz hinaus hat Carnevale die öde Fassade mit Lisenen liniiert. Hofherein liegen die theresianischen Gemächer, den äußeren Platze zu die Fremdenappartements; ein Ausbau (die „Nase“ im Volksmund) enthält den Rittersaal, der Verbindungstrakt mit der neuen Burg den neuen Festsaal. Die Schmalseiten des Platzes nehmen der Amalienhof (als Witwensitz der Kaiserin Amalie, Gemahlin Josefs I., so genannt) und der Schweizerhof ein. Im Amalienhof, den Rudolf II. an Stelle des durch Brand und Türkennot zerstörten Cillier Hofes, wo der mächtige Reichsverweser Graf Cilli gehaust, erbaute, bewohnte in unseren Tagen Kaiserin Elisabeth die Hauptstockappartements gerade unter dem alten heimlichen Uhrtürmchen. Für des Volkes Liebe freilich nicht oft und lang genug. Still, dunkel, geschlossen, für niemanden zugänglich sind heute diese durch das Andenken an eine königliche Märtyrergestalt geheiligten Räume. Der noch mittelalterlich anmutende Schweizerhof — die Schweizergarde lag einmal da — schließt das oblonge Viereck.

Alte Kupferstiche erzählen von Schaustellungen und Prachtentfaltungen auf diesem Burghofe. Man nagelte der Leopoldsfront eine Maske vor: phantastische Holzgerüste, bemalt, vergoldet, ein glänzender Monumentaltrug, ein flüchtiger Rahmen für Turney und Reiterspiel, für Sinnbild-Aufzüge und Schlittenrennen, für all den trügerischen Eintagsschiller des Hoflebens, welchen die Geschichte durch ihre schweren Gedankenstriche unterbricht. Einmal schlägt auch die Brandung der Welt in den Burghof herein. Eine Legende schwebt darüber: Die protestantischen Stände drängen im Namen von Fünftausend. In der Betstille seines Gemaches liegt der Gegenreformationskaiser auf den Knieen. Vom Bilde des Gekreuzigten weht eine geheimnisvolle Stimme herab: „Ferdinande, non te deseram“ — und ein Schein fliegt über den elfenbeinbleichen Heilandsleib .... Plötzlich Trompetengeschmetter unten ... Der Kaiser horcht auf: Die Dampierrekürassiere, die Befreier, nahen ...

Das Schweizerhofthor grüßt in Farben und Gold (Abb. 6). Ein oft restauriertes Stück Hochrenaissance, welches die Burg dem ersten Ferdinand verdankt, unter dessen Regierung der Schweizerhof ungefähr seine jetzige Gestalt erhielt. Der schöne, wappenfunkelnde Denkstein ganz in der Ecke links trägt die Jahreszahl 1536. Das Thor selbst macht mit seinen dunkel gehaltenen Spangensäulen und der massigen Aufsatztafel (Kaiserwappen und Inschriften) einen herb-schneidigen Eindruck. Hier liest man 1552. Eigenartig wirken zwischen den Simskonsolen die vergoldeten Köpfe. Bäume

ragen aus dem Burggraben, traulich, burghaft, Epheu hat sich am alten Gemäuer festgesaugt. Man blickt unwillkürlich empor: Und die Aufzugsrollen? Man hat nämlich auf dem Grabenübergang, wo kleine steinerne Wappenlöwen, putzig-wehrhaft, dräuen, das Gefühl, auf der Zugbrücke zu stehen. Zwei Leibgarde-Reiter-Eskadron (Abb. 8), die Ordonnanzdienst beim Kaiser versieht und bei öffentlichen Anlässen den kaiserlichen Wagen eskortiert. Nun stehen wir im Schweizerhof. In der Ecke links graupelt der alte Kaiserbrunnen; rechts liegt die kleine Perrontreppe zur Botschafterstiege, durch den Thorbogen geradeaus bricht Sonnenschein vom Kaiser Josefsplatz herein; einige Schritte hofwärts das Bureau des Architekten und Burghauptmannes Lisseck. Ein zuvorkommender, weltgewandter Mann, der Richtige für seinen agendenreichen Posten.

Hier also stand die „Purlh“ der Babenberger, der Kernbau des Habsburghauses in Wien. Als sie das alte Louvre anfingen, bauten auch hier schon die deutschen Ostmarkherzöge ihre Trutzburg: Anfang des XIII. Jahrhunderts. Man sieht im Geiste trutzige Ecktürme, steile Walmdächer, Wassergraben, Zugbrücke — etwas mißtrauisch burgmäßig Abgeschlossenes. Heute? Mauer-



Abb. 4 und 5. Der Reichskanzleipalast und das Kaiser Franz-Denkmal.

von der „Burgwache“ — offiziell K. K. Leibgardeinfanterie-Kompanie (Abb. 7) — mustern uns wohlwollend. Sind populär, diese kräftig schlanken Gestalten im dunkelgrünen Waffenrock mit den goldenen Achselschnüren und den schwarzbebuschten Pickelhauben. Nicht zu verwechseln sind sie mit der K. K. reste, ein Stück Burggraben. Aber siebenhundert Jahr Geschichte, jeder Stein ein Wort Chronik. Hier hält Leopold der Glorreiche Minnehof, wird der Liechtensteiner Ulrich, der Venus- und Artussänger, zum Ritter geschlagen, befiehlt der böhmische Ottokar, bis Habsburg seinen kurzlebigen



Abb. 6. Das Schweizerhofthor.

Ruhm zerschlägt. Aufruhr, Brand, Seuchen wüten; der schwarze Tod schließt Wien in seine gespenstischen Arme und holt sich zwei fürstliche Opfer aus der Burg. Die Wiener belagern Friedrich III., beschießen die Burg aus mächtigen Steinbüchsen, überschauern sie mit Kugeln und „vergifteten“ Pfeilen. Hier herrscht und stirbt in „Kunig Laßleins Gemach“ — an griechischen Feigen sagt man — Matthias Corvinus; hier vermählt sich Kaiser Max, der Theuerdankheld und glücklichste Freier Habsburgs, in zweiter Ehe mit Bianca Sforza. Tu felix Austria nube! Zweimal zerschellt an der Burg der wilde Ansturm der Janitscharen. Festungskunst hat sie mit Bastionen, Ravelins und Courtinen zur Veste gemacht.

Doch wir fahren auf aus dem Schacht der Geschichte und landen an der Botschafterstiege. Eine weiße, doppelarmige Steintreppe aus Karls VI. Zeit, monumental in der Anlage, sonst schmucklos, nur in der Podestnische eine Kolossalmarmorgruppe: „Medea und Jason mit dem Goldenen Vließ.“ Bei Festanlässen, mit köstlichen Bildergeweben und Schmuckteppichen dekoriert, von blühenden Gewächsen und Zierpflanzen besäumt, bietet die Treppe einen herrlichen Anblick. Wir betreten den sogenannten Theatergang (früher Kronprinzengang). Durch das Fenster fällt der Blick wieder auf einen Burggrabenrest. Ein schmaler, langgestreckter Gang mit zahlreichen fürstlichen Bildnissen (Kopien), angefangen von Philipp I. von Spanien, einer jugendlich kräftigen Erscheinung, bis zu Maria Christine, jener geliebten Tochter Maria Theresias, welche durch Canovas Grabdenkmal unsterblich geworden ist. Leopold I. sehen wir, einmal als Knaben, dann in Panzer und Kriegsmantel, Maria Theresia und ihren Gemahl im perlenstarrenden Ornat, Josef I. in Panzer und Allongeperücke, Josef II., den Klosterschließer, im großen Ornat, fast sacerdotal, Ludwig XVI., jung, elegant, sympathisch. Der Gang mündet auf die Säulenstiege, die schlank und lustig, von dorischen Säulenpaaren getragen, durch drei Stockwerke aufsteigt. Die Ceremoniellappartements öffnen sich.

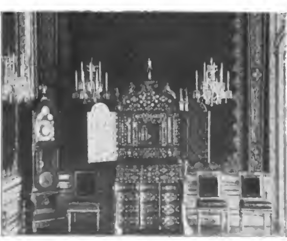
Sofort in der Anticamera begegnen wir einem dekorativen Leitmotiv der Burg, dem Gobelin. Der Habsburgbesitz ist reich an Bildergewirken. Gobelinstädte wie Arras, Tournai, Brüssel gehörten ja einst zum „Reiche“. Manches mag noch aus dem von Max erheirateten Burgunderschatz herrühren, das meiste freilich ist späteren Datums. So sind die Türkengobelins der Anticamera französische Arbeiten. Man sieht da, breit und pomphaft farbig behandelt, wie Ludwig von Ungarn bei Mohács geschlagen wird, dann aber, wie die Türken vor Wien vertrieben und in Ofen die gefangenen Paschas dem Lothringer vorgeführt werden. Auch die Graner Veste und Preßburg werden erstürmt. Wir stehen auf der Schwelle des neuen Festsaales. Jene Thüre dort führt direkt in die neue Burg, aber sie ist geschlossen. Ein hoher, lichter, festlicher Raum. Weiß-goldene Stucco-Flachdecke mit wenigen figuralen Malereien; Wandsockel in rotgesprenkeltem Marmor, Wände selbst warmgelber Stucco, in Pilaster gegliedert, an eine Stirnseite durch zwei gelbe, dorische Säulenpaare betont, Orchestergalerie mit Marmorgeländer, riesige Spiegel, nobles Goldbronzeornament und zehn gewaltige Doppelkronleuchter, funkelnd in Krystall. Vornehme Pracht ohne verwirrenden Prunk. Bis jetzt wurde dieser Saal nur einmal


Abb. 7. K. K. Leibgarde-Infanterie-Kompanie. („Hofburgwache.")

und zwar anläßlich der Enthüllung des Erzherzog Albrecht-denkmales (1895) benutzt. Im Kaiser-jubeljahre sollte er Schauplatz größerer Feierlichkeiten sein, da kam die — Genfer Nachricht. Es folgt nun der bekannte Rittersaal, unter Kaiser Franz I. vom Architekten Montoyer gebaut. Hier wurde am 29. März 1861 das neue Parlament eröffnet. Ein imposanter Rahmen mit den 24 gelbmarmornen korinthischen Kolossalsäulen und der blendend weißen Kassettendecke. Hier werden die „Bälle bei Hof", früher „Kammerfeste" — von den Hofbällen zu unterscheiden —, Ordensfeste, Galadiners abgehalten; am Gründonnerstag wäscht hier der Kaiser frommen Greisen die Füße. Im kleinen Marmorsaal nebenan — lichtgrauer Stuccomarmor — hielt die Kaiserin die kleinen Kammerbälle ab. In der Geheimeratsstube wieder große Gobelins aus der Türkenzeit (Triumphzug des Lothringers) und zwei Wappengobelins. Hier versammeln sich die Geheimräte, werden die Delegationen empfangen, die Ehepakten Habsburgs unterzeichnet und die Verzichtleistungen vorgenommen. Erzherzog Franz Ferdinand war als Gemahl der Gräfin Sophie Chotek (Fürstin Hohenberg) der letzte Verzichtleister. Im Audienzsaal wird das Weiß-Goldmotiv durch den üblichen Wandbehang in karmesinrotem Damast feierlich gehoben. Zwei Bildnisse des Kaiserpaares von Winterhalter — einem Schwarzwälder bekanntlich — hängen da, 1865 datiert, also aus der Zeit, wo der Hofmaler Eugeniens in höchster Fürstengunst stand. Der Kaiser trägt die Marschallsuniform, die Kaiserin, vollerblüht und doch von mädchenhaftem Reiz, ein duftig weißes Kleid.


Abb. 8. K. K. Leibgarde-Reiter-Eskadron.

Kaiserlicher Prunk umfängt uns. Wir stehen im Schlafzimmer Maria Theresias. Riesenhimmelbett, Wandverkleidung, Vorhänge, alles dunkelroter Samt mit schwerster Goldhochstickerei. Jüngst wurden die Stickereien des Bettes restauriert, was allein 60 000 Gulden kostete. Man bemerkt japanische Truhen mit köstlichen Lackreliefs, Boulemöbel und insbesondere einen Kabinettkasten (Abb. 9), ganz mit bunten Steinen, Jaspis, Lapis Lazuli, Amethyst, Malachit, Carneol ausgelegt, mit leisem Perlmutterblink dazwischen. Dieses Prachtstück, einzig in seiner Art, ist ein Geschenk des ungari-


Abb. 9. Kabinettkasten im Schlafzimmer der Kaiserin Maria Theresia.

schen Grafen Grassalkovitsch, des einstigen Erbauers und Besitzers von Gödöllö, welches bekanntlich die ungarische Nation nach dem Ausgleich angekauft und der Herrscherfamilie als Sommersitz gewidmet hat. Ein kleines Gelaß nebenan ist das Miniaturenzimmer, dessen Wände zweiundzwanzig Rahmen mit etwa einem halben Tausend Miniaturbildnissen der kaiserlichen Familie schmücken. Das Hauptinteresse beansprucht jedoch am Fenster der Schreibtisch Maria Theresias. Weniger ob des Boulemöbels an sich, als wegen der Gedanken, welche es anregt. Hier arbeitete eine der genialsten und thatkräftigsten Fürstinnen, die je einem Throne Macht und Glanz verliehen. Winter ist's draußen, das Fenster nach dem Burghof offen, und Schneeflocken wirbeln der jugendlich frischen Kaiserin aufs Papier. Auf der Schwelle erscheint Fürst Kaunitz, obwohl erst ein Vierziger, fortwährend von Erkältungsfurcht geplagt. Lächelnd steht Maria Theresia auf und schließt eigenhändig das Fenster. Im nun folgenden anmutig reichen Spiegelsaale sind die vergoldeten Ziermotive in einem ganz reizenden Rokokogeschmack gehalten. Fremdartig mutet der große Pietra dura-Saal an, der seinen Namen von einer kostbaren Serie von Mosaik- und Hochschnittbildern (70 an der Zahl) erhalten hat, welche der Gemahl Maria Theresias aus Toscana mitbrachte. Eine braun-grau-grüne Landschaft ist aus einem einzigen Stück Porphyr herausgeschnitten. Eine riesige Boule-Uhr (1700, Schildpatt und Bronze) geht drei Jahre, eine andere (Schildpatt und Silber) in der Anticamera ist ein Geschenk des Landgrafen Ludwig von Hessen an Maria Theresia. Die theresianischen Gemächer bewohnte der schöne Papst Pius VI., als er im März 1782 Josef II. besuchte, um dem kirchlichen Reformwerk des Kaisers persönlich entgegen zu wirken; der heilige Vater fand im Betzimmer das wunderthätige Kruzifix, welches zu Ferdinand gesprochen hatte.

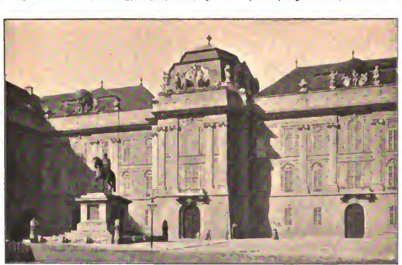


Abb. 10. Die Hofbibliothek.

Diese ganze Gemächerflucht mündet auf die Adlerstiege zwischen Leopoldstrakt und Amalienhof. In den Türkenkriegen rauschte einmal an dieser Stelle, als man bangen Herzens Nachrichten erwartete, plötzlich ein mächtiger Adler, siegverkündend, nieder. Daher der Name dieser Treppe, die nicht mit der Schwarzadlerstiege im Schweizerhof verwechselt werden darf. Die freitragende Treppe mit vergoldetem Geländer, die neuerdings mit eigenartigen Beleuchtungskörpern versehen wurde, entstammt der karolinischen Zeit. Die Alexanderstiege (früher Kaunitz-

stiege), welche die Kaiserin eigens für den Fürsten Kaunitz erbauen ließ, führt durch den Amalienhof direkt auf die Adlerstiege. Man gelangt auf ihr zur Bellaria, einer dem Leopoldstrakt angebauten Zufahrtshalle. Die Aussicht von der gedeckten Balkonterrasse ist nicht ohne Reiz. Gegenüber das Palais des Ministeriums des Äußeren, wo die Reichspolitik gemacht wird. Man sieht im Geiste Metternich. Dort spielten die Kongreßgeigen, als der allmächtige Staatskanzler jenen Ball gab, in dessen heiteren Glanz plötzlich die Nachricht explodierte: „Er ist in Frankreich!" ... Tanz und Kongreß zerstoben. ... Von der Bellaria schweift der Blick über die Volksgartenoase; die Sonne küßt die Najade des Tilgnerbrunnens, und durch das Grün schimmert der Theseustempel, dessen Cella jetzt



Abb. 11. K. K. Trabanten-Leibgarde.

die Ephesusfunde birgt. Weiterhin glänzt der köstliche Bau des Burgtheaters, während der gotische Belfried des Stadthauses herübergrüßt und die tiefpatinierten Erzquadrigen des Parlamentspalastes sich scharf vom Himmel abheben. Linksab von der Adlertreppe kann man einen Blick in die Kammerkapelle zum heiligen Michael werfen. Canons Dreibild im Ildefonsospiel mit Bildnissen der kaiserlichen Kinder ziert den Altar. Eine Nacht des Jahres 1858 ruhte hier auf Wunsch der Mutter die aus Mexiko überführte Leiche des kaiserlichen Märtyrers von Queretaro.

Wir wandern den leopoldinischen Trakt wieder zurück und zwar durch die Fremdenappartements, wo Potentaten und sonst fürstliche Personen einquartiert werden. Sie haben freien Aus-



Abb. 12. Das Schreibzimmer des Kaisers.



Abb. 13. Der Josefsplatz mit dem Kaiser Josef-Denkmal.

blick auf den äußeren Burgplatz mit den beiden Fernkornschen Reitermonumenten. Die Fremdenzimmer schlagen eine intim abgedämpfte dekorative Note an. Über die Kaiserschneckenstiege, eine eiserne Wendeltreppe, steigen wir hinab nach dem langen, schmalen, kahlen „Kontrolorgang", der sich unter den Fremdenappartements im Halbstock hinzieht. Hier erteilte Josef II. alltäglich Audienzen. Der Geringste seiner Unterthanen hatte Zutritt, und von den kleinen Steinbänken, die längst verschwunden sind, streckten sich dem Volkskaiser inbrünstige Hände mit Bittschriften entgegen.

Nun sind wir wieder im Schweizerhof und betreten die Radetzkygemächer, wo die Erzherzöge als Gäste Quartier nehmen. Hauptschmuck: Niederländische Gobelins mit Scenen aus dem Volksleben. Über eine kleine Treppe hinauf erreicht man die Stephansappartements, in deren großem Speisesaale die Militärdiners stattfinden. Folgen dann die sogenannten „technischen" Appartements — Kaiser Ferdinand hatte hier seine technologischen Sammlungen — mit lebensgroßen Reiterbildnissen. Von hier ist der Eingang in die gotische Hofburgkapelle, eine Stiftung Kaiser Albrechts (1295), von Friedrich III. neu hergestellt und „allen Heiligen" gewidmet. Der Hochaltar besitzt ein Kreuzbild von Donner, ein Seitenaltar ein Altarblatt des Klassizisten Füger. Hier und in der mit der Burg durch einen Gang verbundenen Augustiner-Hofkirche — wer denkt da nicht an den geist- und zornsprühenden Augustinermönch Abraham a Santa Clara, der dort so oft Buße gepredigt? — wird Habsburg-Lothringen getraut. Kronprinz Rudolf, der im Schweizerhof wohnte, lag in der Kapelle auf der Bahre. Der jüngst verstorbene Ober-Ceremonienmeister Graf Koloman Hunyady geleitete Schreiber dieses damals hinein. Hoch aufgebahrt, von sterbenden Blumen umduftet, in betäubendem Lichterglanze — ruht er, die jäh zerschmetterte Hoffnung des Reiches! An den vier Katafalkecken die Garden, auf dem Silberhelm des Arcieren spielt das Licht, keine Reiherfeder am Kalpak des ungarischen Leibgardisten bewegt sich; die Totenwächter stehen bildstarr; das falbe Pantherfell des

Magyaren wirft eine seltsam wilde Note in das Aufbahrungsbild .... Unvergeßlich! Ein Touristenmagnet des Schweizerhofes war einst die Schatzkammer. Heute findet man dort noch die Kroninsignien, die übrigen Köstlichkeiten hat der Schweizerhof an das neue kunsthistorische Museum geben müssen.

Zu des Kaisers Appartements im Reichskanzleipalaste gibt die Batthyanytreppe vom Thorbau aus Zugang. Aus dem Johann Bernhard Fischerschen Gesamtplan stammend, wurde sie erst unter Maria Theresia vollendet und nach dem Erzieher des nachmaligen Kaisers Josef, Fürsten Carl Batthyany, benannt. Zugänglich sind — und das auch nur ausnahmsweise — von den Kaisergemächern das Konferenzzimmer, der Audienzsaal und das Schreibzimmer. Hier hat bei des Kaisers Anwesenheit die Arcierengarde Dienst. Die bequemen, dunkelgrünen Viersitzigen mit den prächtigen Karossiers spanischer Zucht, in welchen die Rotröcke mit den Silberhelmen vom Rennweg in die Hofburg fahren, sind wohl vielen Fremden aus dem Wiener Straßenbild bekannt. Sobald sie auftauchen, weiß man, daß der Kaiser wieder in Wien ist und alsbald seine elegante Equipage, Grün mit Gold (Abb. 18), mit dem Büchsenspanner neben dem bewährten Leibkutscher über den „Ring“ rollen wird. Prunk findet man in den kaiserlichen Zimmern wenig, Franz Josef liebt ihn nicht. Im Konferenzzimmer lebt das Andenken an Radetzky. An der Wand Schlachtenbilder von Adam, der mit dem siegreichen Marschall den italienischen Feldzug mitgemacht, in hoher Wandnische ein Uhrenkasten mit dem Säbel Radetzkys und darunter auf einem Gueridon eine Bronzegruppe: das Prager Radetzkydenkmal. Im Audienzsaal waren die drei berühmten, koloristisch hervorragenden Wachsgemälde von Peter Krafft (Rückkehr des Kaisers Franz aus dem 1809er, aus dem 1814er Befreiungskriege und erste Ausfahrt nach der Genesung von schwerer Krankheit 1826) lange unter dem Seidendamast der Wandtapete verborgen gewesen, bis man sie eines Tages wieder „entdeckte“ und frei legte. Das Schreibzimmer des Kaisers (Abb. 11) hat einen behaglich anheimelnden Zug. Die Palissadermöbel mit Metallzier haben nichts Modernes. Der Schreibtisch steht unweit der Thüre nach dem Audienzzimmer. Der Monarch, bekanntlich ein Frühaufsteher, arbeitet hier von Familienbildern umgeben. Aus zierlichen Rahmen lachen ihm die Enkelkinder zu. Hebt er den Kopf von der Arbeit empor, dann blickt ihm von einer Staffelei über den Schreibtisch herüber die Kaiserin entgegen; läßt er den Blick nach der Wand rechts hinschweifen, da tritt sie wieder lebensgroß aus dem Rahmen, und wendet er sich um, etwa um nach der Aktenmappe zu greifen, da sieht er in der Ecke ihre Carrarabüste auf dem Säulensockel. Beide Kaiserinbildnisse, auch hier von Winterhalter, zeigen die Unvergeßliche in der Blüte der Jahre und in der Vollpracht ihres gelösten mildbraunen Haares; das Bild auf der Staffelei mit den boaartig um den Hals gelegten und vorn geschlungenen schweren Strähnen ist besonders entzückend. An der Wand neben der Kaiserin hängt noch das Canonsche Porträt (Kniestück) der Erzherzogin Stepha-



Abb. 14 Die Winterreitschule.

nie (jetzt Gräfin Elemér Lonyay), an der Gegenwand jenes der Mutter des Kaisers und über dem Kamin das Bildnis des Zaren Alexanders II. in österreichischer Uniform. Die länglichen Cigarrenkistchen links vorn erinnern daran, daß der Kaiser ein starker Virginiaraucher ist. Die Aktentasche auf dem Fauteuil sieht arbeitsschwer aus. Ist vielleicht auch sorgenschwer. Oft genug wittert ja der Hauch des grauen Gespensterweibes durch jeden Thürspalt dieses kaiserlichen Arbeitszimmers.

Dem Reichskanzleipalaste ging der Bauzeit nach die Hofbibliothek (1721 bis 1726) voran, die Winterreitschule folgte. Josef Emanuel Fischer, der Sohn, baute nach dem Plane des Vaters, in welchem der an den Schweizerhof angeschlossene, einheitlich gestaltete Josefsplatz (Abb. 13) einen vornehmen Rang behauptet. Nur von drei Seiten durch Hofburgtrakte umrahmt, zeigt er als vierte Seite den markgräflich Pallavicinischen, früher gräflich Friesschen Palast. Den Mittelbau bildet die Hofbibliothek (Abb. 10), rechts der Flügel der Redoutensäle, links der Naturalienkabinetttrakt. Meister Zauners Kaiser Josef II. (Abb. 13) als Imperator zu Pferd, ist ein Werk voll edlen Maßes und imposanter Einfachheit, der majestätischen Ruhe des Platzes entsprechend. Gleichwohl kam ihm wegen der Gebärde des Kaisers der Volkswitz bei: „Er probiert, ob's regnet,“ sagen die Wiener. Daß Carl VI. seinen Bücherpalast, das Schatzhaus der Wissenschaft, in unmittelbarer Nähe haben wollte, wird allezeit für ihn sprechen. Der große Kuppelsaal der Bibliothek ist das letzte Werk Fischers von Erlach. Was machtvolle Wirkung und edle Pracht anbelangt, unbestritten der bedeutendste Innenraum der Hofburg. Rotmarmor und Gold wirken feiertich. Marmorkaiser, Carolus VI. in der Mitte, stehen in der Rotunde, an deren Kuppelwölbung Daniel Grans gewaltige Sinnbildfreske von den vereinigten Wissenschaften in ewiger Farbenjugend prangt. Vier Riesenglobusse erinnern an das Reich, in welchem „die Sonne nicht unterging“. Wohl mit Recht war der deutsche Kronprinz entzückt, als dieser weihevolle Prunksaal im Glühlicht erstrahlte.



Abb. 15. Das Erzherzog Carl-Denkmal.

Wir steigen nun die Schwarzeadlertreppe im Schweizerhofe nach den Redoutensälen hinauf. Unter den prachtliebenden Kaisern Josef I. und Carl VI. war hier das Hoftheater mit zwei Sälen, von denen der größere für Festopern, der kleinere für italienische Komödien diente. Die Brüder Bibiena schufen Prachtdekorationen, die uns einzelne Kupfer überliefert haben. Zu den Festopern, deren jede 50—60 000 Gulden kostete, hatte zweimal im Jahre jeder anständig Gekleidete gegen Freikarte Zutritt. Im Jahre 1752 erfolgte der Abbruch dieses Prunkinterieurs und der Neubau der beiden Redoutensäle, auf welchen acht Jahre später der Bau des Hofburgtheaters durch den Grafen Durazzo kam. In der Kaiserloge dieses Theaters war es, wo am 19. Februar 1768, sieben Uhr abends, Maria Theresia plötzlich erschien und über die Brüstung zum freudigen Schreck des Publikums hinunterrief: „Der Poldl hat an' Bub'n — und grad zum Bindband auf mein' Hochzeitstag, der is galant.“ — — Der Bub' war der nachmalige Kaiser Franz, der erste Erbkaiser von Österreich. Gar oft sind die hohen, weiß-goldenen Redoutensäle,

wo die Hofbälle, -Konzerte und einige Wiener Elitebälle abgehalten werden, renoviert worden. Durch die vor kurzem vorgenommene Restaurierung haben sie zwar an Raumausgiebigkeit, aber sonst nicht gewonnen; insbesondere der Wegfall der Galerie („Seufzerallee") wird bedauert. Im großen Redoutensaale fand das Galadiner für den deutschen Kronprinzen statt. Zu des Kaisers Hochzeit (1854) war dieser Saal mit der Winterreitschule, einer imposanten Prachthalle mit weitem, galerietragendem Säulenkranze und Hofloge (Abb. 14), vereinigt. Der schöne Reitschultrakt (1729—1735) schiebt seinen Eckpavillon nach dem Michaelerplatze vor, wo sich der Hauptthorbau, von dem wir ausgingen, anschließt. Karusselle und adelige Schaustellungen der höheren Reitkunst waren ein echtes Stück Renaissance und sind heute noch ein fürstliches Schauspiel. Die Winterreitschule der Hofburg hat erst vor wenigen Jahren wieder adeligem Karussellprunk ihren unvergleichlichen Rahmen geliehen. Das denkwürdigste Reiterspiel ist wohl das von je 24 Kavalieren und Damen gerittene Kongreßkarussell 1814 gewesen, wo der Geschmeide- und Kostümwert der Damen auf dreißig Millionen Gulden geschätzt wurde, wovon allein sechs Millionen auf die Fürstin Esterhazy, geborene Prinzessin Thurn und Taxis, kamen. Aber auch anderen Anlässen diente die Reitschulhalle. Salieri dirigierte hier das berühmte Konzert der „hundert Klaviere" für des Kaisers Kongreßgäste und 1848 tagte hier der konstituierende Reichstag.

Vierfache Durchfahrt führt durch den Leopoldstrakt nach dem äußeren Burgplatz (Abb. 16), dem größten Platz der Hofburganlage. Links der schimmernde Prachtbau des neuen Traktes, rechts der Volksgarten, geradeaus Nobiles Propyläenthor, über welches die hohen Kuppelhäupter der Hofmuseen hereinschauen; umgrünt, die beiden Erzreiter auf gebäumten Rossen, deren kühne Bewegung Meister Fernkorn von den Akademikern so übel genommen wurde: Prinz Eugen und Erzherzog Carl, der Sieger von Aspern (Abb. 15), der, die Fahne Österreichs hochschwingend, die Zachgrenadiere zum Siege führt. Blendende Sonne überflutet den weiten Raum. Zwischen den Propyläensäulen ist ein rotes Gleißen. Weißbuschige Pickelhauben tauchen heraus, Trabantengarden (Abb. 11) marschieren querüber, theresianische Gestalten mit blinkenden Hellebarden; die ponceauroten, goldbordierten Waffenröcke saugen förmlich das Licht ein. Ein stolzer, moderner Spätrenaissancebau, diese neue Burg! Leider starb ihr der Schöpfer, Baron Hasenauer, viel zu früh weg, und es fiel beim Weiterbau manches vom ersten Plane fort, wie besonders die monumentale Parktreppe. Die zwischen den Eckrisaliten kräftig eingeschwungene Ellipse der Hauptfront mit dem gewaltigen Mittelbau bietet eine wahre Säulenpracht: je acht korinthische Säulenpaare mit je zwei Eck-



Abb. 16. Äußerer Burgplatz mit dem Erzherzog Carl-Denkmal.
(Im Hintergrund der leopoldinische Trakt, links das Ministerium des Äußern.)

säulen tragen, weitvortretend auf jeder Seite des Hauptrisalites, das Dachgesims mit der Balustrade; riesige Säulenpaare betonen den Mittelbau mit Tympanon und Unterfahrtterrasse. Anmut gesellt sich zu Kraft. Unsere Bildner haben eine Fülle von Sinnreichem, Figuralem wie Dekorativem, zum Schmuck geschaffen. Zwei weibliche Flügelgestalten, in Kupfer getrieben von Weyr & Benk, „Triumph" und „Friede", stehen hoch oben auf den Eckpylonen der Seitenrisalite; zwanzig Nischenfiguren zieren das Hochparterre der Ellipse, beredte Erzähler einer 2000-jährigen Geschichte in historischer Reihe sich folgend: Markomanne, Römer, Bajuware, Glaubensprediger (V. Jahrhundert), Slave, geschritten. Alles noch im Rohbau. Man kennt die Pläne und Skizzen für die künstlerische Ausschmückung der Räume von der Kaiserjubelausstellung her. Eine höhere Einheit des Gedankens soll die Ausschmückung beherrschen. Vorwurf: Künstlerische Verkörperung der Geschichte Österreichs und Habsburgs. Die Marmorprachtstiege im Mittelrisalit steigt in zwei kühnen Freitreppenflügeln empor; zu beiden Seiten oben je eine mächtige Halle mit marmornen Herrscherstandbildern, welche durch reiche Deckengemälde kommentiert werden. An diese beiden plastischen Ahnenhallen schließen sich die Vorräume zur Zimmerflucht der kaiserlichen Wohnung nach dem Kaisergarten



Abb. 17. Der neue Burgflügel. (Rückansicht nach dem Kaisergarten.)

fränkischer Gaugraf (VIII. Jahrhundert), Magyare, Kreuzfahrer, Seefahrer (XIII. Jahrhundert), Ritter, prachtgerüstet, Magister, burgundischer Kaufherr, Staatsbürger, Bergmann, Landsknecht (alle drei XVI. Jahrhundert), Wallensteiner, Pole (1683), bewaffneter Wiener Bürger, Bauer, tiroler Landesverteidiger (1809). Die Rückfront der neuen Burg (Abb. 17), wo hoch oben ein Kolossaladler die goldenen Schwingen ausbreitet, schaut in den Kaisergarten, eine Lieblingsschöpfung des Kaisers Franz, der ein großer Blumenfreund war und hier selbst mit Schaufel und Baumsäge hantierte.

Im Innern ist der neue Burgbau in den letzten Jahren nur langsam vorangeschritten. hinaus. Jeder Raum soll nach einem Habsburgkaiser benannt, im Stilcharakter seiner Regierungszeit ausgestattet und geschmückt werden. Vorherrschen soll die theresianische Barocke, Interieurs in italienischer, französischer und Frührenaissance aber schließen sich an. Herzpunkt des Baues bildet der Maria Theresia-Prunksaal, in dessen 16 Meter langen, weiß-goldenen Plafond das Kolossalgemälde von Eduard Veith: „Maria Theresia, von den Großen ihrer Zeit umgeben" eingefügt wird. Das Bild ist elf Meter lang und sieben breit. Auch für andere Innenräume des Palastes berechtigen die Aquarelle, die ausgestellt waren, zu hohen Erwartungen. Eine Treppenanlage

mit kostbaren, farbigen Säulenstellungen und mit Prunkbrunnen, sowie der gedeckte Hof im Trakt nach dem „Ring“ zu, bieten entzückende Innenbilder. Ob auch alles ausgeführt werden wird? . . .

Man kennt das imposante Semper-Hasenauersche Projekt zum Hofburg-Neubau: Ein mächtiger Mittelbau dem Leopoldstrakt vorgelegt, zwei Flügel dem Volksgarten und dem Kaisergarten entlang, den äußeren Burgplatz umrahmend und durch Monumentalthore, Prachtspangen gleichsam, über den „Ring“ hinüber mit den Hofmuseen verbunden; die kühlen Propyläen müssen inmitten dieses heiterschönen Spätrenaissancerahmens fallen, und die große Kaiserin schaut auf eine monumentale Palastanlage sondergleichen herein. Der Kaisergartenflügel geht der Vollendung entgegen. Das Übrige? . . . Ein glänzender Architekturtraum! Rudolf von Alt hat ihn glücklicherweise in einem Meisteraquarell festgehalten, denn Wirklichkeit wird er kaum werden. Mag auch vielleicht ein wagemutig Beginnen erscheinen, heute groß und weitausgreifend in die Zukunft zu bauen. Rascher als je verrinnen heute die Geschicke der Völker in der Sanduhr der Welt . . .



Abb. 18. Des Kaisers Equipage.

Trinklied.

Von

Carl Busse.

Musik von Hans Hermann.

Im fröhlichen Zecherchor zu singen.

f

Ist das nicht ein schnurrig Ding, schnurrig Ding, daß ich wieder sitz und trink, sitz und trink?

Kräftig stürz' ich mei-nen Gan-zen, und ich geb ihn wei-ter 'rum, al-le Deckel

laß ich tan-zen, al-le Krü-ge kipp' ich um. Brau-ne Haa-re, weiße Haare,

rit.

Glas an Glas das ein-zig wahre, o con-sen-su gen-ti-um, o con-sen-su gen-ti-um.

8va

Ist das nicht ein' gute Sach', gute Sach',
Daß ich wieder sitz' und lach'?
Wie verdrossen aus der Thüre
Sorge schon um Sorge schlich!
Ach, zu einem guten Biere
Schickt ein gutes Lachen sich!
Und so lachen wir denn munter
Alle Sorgen uns herunter —
Bruder, prost! Auf dich und mich!

Ist das nicht ein schnurrig Ding, schnurrig Ding,
Daß ich wieder sitz' und sing'?
Trutziglich in Freundesscharen
Braust mein altes Burschenlied,
Ob ich auch seit langen Jahren
Von der alma mater schied!
Herr Philister, laßt das Mucksen —
Hei, das Lied des krassen Fuchsen
Sing' ich selig heut noch mit!





Die Schlüsselübergabe. Gemälde von Pietro Perugino und Luca Signorelli in der sixtinischen Kapelle.
Aus dem Werke: Die sixtinische Kapelle von Ernst Steinmann. Verlagsanstalt F. Bruckmann in München.



Mittelplatte von der Sängerkanzel in der Kapelle.

Die Wandgemälde der sixtinischen Kapelle.

Von

Melchior Lehmann.

Mit einer Kunstbeilage und sechs Abbildungen.

Das Zettelchen, worauf der Permesso für den Vatikan gedruckt steht, ist erlangt, und mit dem eigentümlichen Herzklopfen, welches höchste Erwartung und höchste Erfüllungsfreude erregen, schreitet der Besucher die Scala Regia empor, den prächtigen Hauptaufgang im Papstpalaste — gilt es doch heute den Besuch der Sixtinischen Kapelle, zu der von jener weltgeschichtlichen Treppe eine Seitenthüre fast unmittelbar hineinführt. Wohl enthält der Vatikan in den gewölbten Prachtzimmern der Stanzen Raffaels künstlerische Großthaten und vereinigt weitere herrliche Schöpfungen der Renaissance in seiner kleinen aber erlesenen Gemäldegalerie. Indessen dem, was die Sixtina in Michelangelos Deckengemälden enthält, vermag sich weder im Vatikan selbst noch sonst innerhalb der Kunstgeschichte der Malerei irgend etwas an künstlerischer Gewalt, an Erhebung und Durchgeistigung der menschlichen Form, wie an kühn gewagter und erreichter Schilderung des Göttlichen an die Seite zu stellen. Vollends, als an den unteren Wänden dieser Kapelle, die von Anfang an für gewebten Behang bestimmt waren, noch die berühmten Arazzi, welche Anton Springer nicht müde wurde, als des Urbinaten höchstes Werk zu preisen, die Teppiche nach Raffaels Kartons, bei Festgelegenheiten prangten, da konnte nichts in der Welt mit der künstlerischen Größe wetteifern, welche auf engem Raume in der Hauskapelle der Nachfolger Petri vereinigt war.

Aber seit der dauernden Entfernung der Arazzi genügt schon die Inhaltsfülle und brausende Kraft von Michelangelos Deckenfresken allein, um den Besucher völlig gefangen zu halten und zu erschöpfen. Auch physisch. Augen und Aufnahmevermögen, nebst den Nackenmuskeln, weil man sich doch nie genügen lassen wird, die Gemälde nur im Handspiegel zu betrachten, ermüden derartig, daß man hinterdrein für die über der Teppichzone angebrachten erzählenden Fresken an den Langseiten keine Energie mehr übrig hat. Und doch gehören auch diese zu den wichtigen und zu den interessantesten Schöpfungen der großen italienischen Zeit, verdienen, daß man sich mit ihnen intim vertraut macht. Am besten geschieht dies daher, sowohl aus Gründen der praktischen Kraftökonomie, wie der kunstgeschichtlichen Chronologie, alsbald nach dem Eintritt in die Kapelle: ehe man danach oder noch besser das nächste Mal sich zu Michelangelo erhebt.



Giovannino de' Dolci, Architekt der sixtinischen Kapelle.
Ausschnitt aus dem Gemälde „Schlüsselübergabe" von Perugino.

Hauskapelle des geistlichen Herrn der Leostadt von Rom als vorgeschobenes Festungswerk des vatikanischen Gebäudekomplexes dienen können und wurde deshalb mit Zinnenkranz und Verteidigungsgängen versehen. Der Florentiner Giovannino de' Dolci, ein durch Festungs- und sonstige Bauten in Toskana und im Kirchenstaat bewährter Architekt, hat im ständigen Dienst des Papstes Sixtus IV. diese Kapelle entworfen und errichtet. Nicht also, wie seit 1879 feststeht, aber immer noch wieder verwirrt wird, ist Baccio Pontelli, welchen Vasari genannt hatte, ihr Erbauer.

Sixtus IV. (1471—1484), der erste Papst aus dem Hause della Rovere, hat den Bau bald nach seinem Pontifikatsantritt, vielleicht schon 1473 angeordnet, und 1483 ist die Kapelle feierlich eingeweiht worden. Damals waren auch soeben die Wandfresken vollendet worden. Der Bauleiter, de' Dolci, hat die Verhandlungen mit den Malern geführt, und zwar mit auswärtigen, florentinischen und umbrischen Meistern, weil bekanntlich Rom selbst erst Jahrzehnte später, durch Julius II. della Rovere und Leo X. dei Medici, zum selbständigen Mittelpunkt der großen Renaissancemalerei geworden ist. Der Architekt schloß mit Botticelli, Cosimo Rosselli, Domenico Ghirlandajo und Perugino, also zeitgenössischen Meistern von erstem Range, ab, und diese haben dann noch Luca Signorelli, Pinturicchio, Piero di Cosimo und andere jüngere Kräfte als Genossen und Gehilfen beigezogen. Was sie an den beiden Längsseiten der Kapelle darstellten und erzählten, war einerseits die Geschichte Mosis und andererseits die Geschichte Jesu, also eine Gegenüberstellung des alten und neuen Testamentes. Später in den Deckengemälden hat auch Michelangelo das Parallelprinzip unter Einbeziehung der antiken Geschichte wieder aufgenommen und seinen Prophetengestalten, den alttestamentlichen Deutern auf den Messias, die Sibyllen als Vertreterinnen der heidnisch-antiken Vorahnung Christi — gemäß dem Gedankenkreise der mittelalterlichen Prophetielitteratur — an die Seite

Diese Wandfresken aus der Zeit des mit Vorliebe auch in seinen Gemälden erzählenden und episch schildernden Quattrocento sind diejenige Dekoration, die mit der Sixtinischen Kapelle zugleich entstanden ist, bilden einen Teil ihrer baulichen Herstellung und Ausschmückung. Für sie ist der Bauplan gemacht, dahingehend, daß recht ausgiebige Wandflächen ohne jede weitere Verzettelung der Architektur gewonnen würden. Dagegen das abgeflachte Tonnengewölbe der Decke, welches ein paar Jahrzehnte später Michelangelo für seine Aufgabe gliederte, indem er eine reiche Architektur hineinmalte, gab ursprünglich nur einem neutralen und diskret ausgeführten Sternhimmel Raum. Ebenso empfahl sich dem ausführenden Baumeister auch nach außen hin die rein rechtwinklige Anlage der Kapelle. Denn wie im Mittelalter die Kirchen mit Turm und Friedhofmauer zugleich die Citadellen der kleinen Ortschaften waren oder wie in den Straßen der italienischen Städte die einzelnen Palazzi mit Streittürmen und Wimpergen für auswärtige und Bürgerkriege bewehrt wurden, so sollte auch die

gegeben. In den Wandfresken der Quattrocentisten ist ferner, von ihren künstlerischen Qualitäten abgesehen, interessant, wie sie zur Symbolisierung der Erfolge Sixtus' IV. haben dienen müssen, ganz ebenso wie später Raffael das Pontifikat Julius' II. in den Stanzen, z. B. in der Heliodorfreske, verherrlicht hat. Und eben in diesen hineingeheimnisten Huldigungen für den päpstlichen Bauherrn hat man seit einiger Zeit die wichtige Deutung für die Einzelauswahl der Stoffe, zumal in den Mosesfresken, und für manche auffälligen Gedankensprünge gefunden.

Das Leben Mosis begann in diesen Fresken ursprünglich mit der Auffindung im Nil. Perugino hatte diese sowie die Geburt Christi an der Altarwand dargestellt, aber Michelangelo, dessen herbe Kraft sich aus Peruginos Lieblichkeit und stiller Innigkeit wenig machte, hat beide Bilder weggeschlagen, als er die ganze Wand für sein riesenhaftes jüngstes Gericht brauchte. Von den erhaltenen übrigen alttestamentlichen Fresken ist die Beschneidung des jüngsten Sohnes Mosis ein feines, figurenreiches Werk des Perugino und Pinturicchio, von dessen zarter Gemessenheit und Ruhe sich die innere Erregtheit abhebt, womit das benachbarte Bild Botticellis — die Reihenfolge ist hier vertauscht — die Jugend Mosis zur Schilderung bringt: die Erschlagung des Ägypters, die Flucht in die Wüste, die Verjagung der Hirten, welche die Töchter Reguels vom Brunnen drängen, die liebevolle Tränkung von deren Schafen durch Moses, seine Berufung durch den Herrn, der ihm im feurigen Busch erscheint, und den Auszug der Israeliten. Von Pier di Cosimo und einem weiteren Schüler Rossellis ist der Durchzug durchs Rote Meer und der Untergang der Ägypter geschildert, aber genauer untersucht verherrlicht diese alttestamentliche Scene die für Papst Sixtus erfolgreiche Schlacht von Campo Morto (1482) gegen ein feindliches italisches Bündnis, und so sind denn auch die Führer auf beiden Seiten in das Gemälde hineinporträtiert. Cosimo Rosselli selber schilderte sodann die Gesetzgebung vom Berge Sinai nebst dem Tanz ums goldene Kalb. Botticelli vereinigt abermals



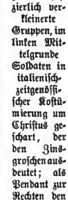
Ausschnitt aus dem Gemälde: Das Jugendleben des Moses von Botticelli: Moses und die Töchter des Reguel.

in einer Freske eine Anzahl von Scenen: die Strafe der Rotte Korah, den Untergang des Dathan und Abiram und die Steinigung des Fluchenden, des Sohnes der Selomith (3. Mos. 24, 23), mit anderen Worten: er verherrlicht in diesen stürmischen Züchtigungen die Niederwerfung von schismatischen und häretischen Bestrebungen durch das Pontifikat Sixtus' IV. Als einheitliches und friedlich-schönes Bild schließt Signorellis Testament des Moses diese Bilderreihe heute, nach der Zerstörung des ursprünglichen Schlußbildes, ab.

Das Leben Jesu beginnt, so wie es erhalten ist, mit Peruginos und Pinturiechios Taufe des Heilands, einem edlen, durch räumige und gelöste Komposition vortrefflichen, durch Haltung und Kostüm der handelnden und zuschauenden Personen vornehmen Gemälde. Botticelli vereinigt wieder in ein Bild zahlreiche Momente der Versuchungsgeschichte Christi und bringt sie in mechanische Verbindung mit einem durch die Hineinziehung des Papstes Sixtus — der seinen Sitz in der Kapelle gerade diesem Bilde gegenüber hatte — aktuell gemachten alttestamentlichen Stoffe, dem Reinigungsopfer des Aussätzigen. Ghirlandajos Berufung der ersten Jünger gehört seit je zu den populärsten Gemälden des Cyklus, vermöge der trefflichen Erzählung, der Lebenswahrheit ihrer Personen (welche vielfach Porträts bedeutender Zeitgenossen sind) und der Schönheit ihrer Landschaft, die den See Genezareth zu einem breiten südlichen Flusse oder Meeresarm mit geleitenden Berghöhen und mauerumgürteten Städten macht. Cosimo Rosselli stellt die Bergpredigt mit der hinzugefügten Heilung des Aussätzigen dar. Dem Perugino aber nebst Signorelli blieb die in einer Hauskapelle des Nachfolgers Petri stofflich wichtigste Schilderung vorbehalten: die Schlüsselübergabe durch den Heiland. Weit dehnt sich ein herrlicher, mit Kuppelbau und antiken Triumphbögen im Hintergrunde bestandener Platz. Auf seinem Steinplattenpflaster sieht man in halber Ferne zwei fast zierlich verkleinerte Gruppen, im linken Mittelgrunde Soldaten in italienisch-zeitgenössischer Kostümierung um Christus geschart, der den Zinsgroschen ausdeutet; als Pendant zur Rechten den Versuch der Juden, Jesum zu steinigen. Den Vordergrund füllt, schon durch den Maßstab der Figuren als die Hauptsache herausgehoben, die Scene, auf die sich die Schlüsselgewalt des Papsttums basiert. Frei und klar sind die Begleiter Christi gruppiert, herrliche Individuen und Köpfe unter ihnen; und da dieses Bild das von allen wichtigste war, ist das Porträt des Baumeisters der Kapelle, außer dem des Perugino selbst und sonstigen, gerade in diese Freske aufgenommen worden. Rossellis Abendmahl schließt in der Jesusgeschichte den Kreis.



Hauptgruppe aus dem Gemälde: Das Testament des Moses von Luca Signorelli (und Bartolommeo della Gatta).



Indessen, was könnte gegenüber Gemälden von solcher Fülle des Inhalts und der stofflichen Beziehungen die Aufzählung und bloße Beschreibung bedeuten? Es kam uns wesentlich darauf an, neuere Forschungsergebnisse über sie und ihre Urheber aus der Fachlitteratur etwas näher zu rücken. Außer dem bekannten französischen Kunstschriftsteller Eugen Müntz haben sich seit Jahrzehnten deutsche und italienische Kunstgelehrte intensiver mit der Kapelle und dem Material über sie beschäftigt, welches seit der Öffnung der vatikanischen Archive durch Papst Leo X. auch ein aktenmäßiges geworden ist. Zur Veranschaulichung der Kapelle und ihrer Kunstwerke liegt ganz neuerdings eine Publikation vor, die durch ihren Gegenstand wie durch ihre Splendidität wahrhaft den Namen eines Prachtwerkes verdient: „Die Sixtinische Kapelle“, München, Bruckmann, 1901. Herausgeber ist Ernst Steinmann, der sich durch seine Monographien über Botticelli, Ghirlandajo und Pinturicchio beim Publikum eingeführt hat. Der erste Band nebst der ersten Tafelmappe sind zunächst für sich erschienen. Sie behandeln die Kapelle selbst und ihre älteren, mit der Erbauung gleichzeitigen Kunstwerke. Die Wandfresken, die somit den Mittelpunkt dieses ersten Teils bilden, sind durch die bewährte Bruckmannsche Kunstanstalt ganz vortrefflich unter den Tafelbeilagen reproduciert worden, und auch der dicke Textband streut zwischen seine Nachweise und Kodifikation des wissenschaftlichen Materials noch 260 Detailabbildungen und erläuternde Beigaben ein. Der künftige zweite Band nebst Mappe werden Michelangelo gewidmet sein. Bei der schönen Ausstattung kann der Preis des ersten Bandes nebst Tafeln (100 Mark) als ein mäßiger bezeichnet werden.



Ausschnitt aus dem Gemälde: Die Versuchung Christi und das Reinigungsopfer des Aussätzigen von Botticelli. Gruppe mit dem Papste Sixtus IV. als alttestamentlichem Priester.

Reichskanzler und Reichsamt des Innern haben den Herausgeber subventioniert und dadurch die monumentale Anlage des Werkes ermöglicht. Wahrlich, wenn man einstmals das militärische Preußen einer etwas mageren und einseitigen Fürsorge für Kunst und Wissenschaft zieh, so darf das heutige Deutsche Reich, das in der Förderung hellenischer und antikrömischer Studien so Großes leistet, das auch der Germanen gedenkt, wo sie sich mit den Römern an Limes und Rhein berührten, und das nunmehr dem heiligen Vater der katholischen Christenheit dessen eigene Hauskapelle in prachtvoller Reproduktion und guter wissenschaftlicher Bearbeitung überreicht, mit Recht den Ausspruch erheben, seine Opferbereitschaft und seine universale Gesinnung im Reiche des Schönen und historisch Ehrwürdigen rückhaltlos innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen anerkannt zu sehen.



Rovere-Wappen in der sixtinischen Kapelle.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Faust II., 1. „Die Mütter! Mütter! ... 's klingt so wunderlich ..." Was aber würde Doktor und Magister Faust erst empfunden haben, wenn ihn Mephistopheles statt an die Mütter, gleich an die Urgroßmütter verwiesen hätte. Meinerseits verhehle ich nicht, daß mich ein gelindes Erschauern überfuhr, als mir dieser Tage das kompendiöse Buch „Erinnerungen einer Urgroßmutter" (Berlin, Fontane & Co.) vor Augen geriet. Unwillkürlich verbindet man mit dem Wörtlein Ur Vorstellungen von grauer, dämmerhafter Ferne. Eine Urgroßmutter scheint mehr ins Märchen, als in die greif- und faßbare Wirklichkeit zu gehören. Daß so manche frohlebendige Dame unserer Bekanntschaft, die das 60. Lebensjahr noch nicht oder kaum erreicht hat, bereits zu den Urgroßmüttern zählt, das muß man sich erst mit dem Verstande vergegenwärtigen; Empfindung und Einbildung wollen nicht recht an die Thatsache heran. Und so steht es auch um die Urgroßmutter dieser Erinnerungen. Mit einiger Überraschung ersieht man, daß die würdige Verfasserin noch das Jahr 1872 erlebt hat, damals freilich fünfundachtzig Jahre alt. Carl Graf Oberndorff, Urenkel der Schreiberin, hat die Erinnerungen herausgegeben. Besonders gehaltvoll sind sie nicht, weder an eigenartigen Betrachtungen noch an Mitteilungen über bedeutsame Zeitereignisse und Zeiterscheinungen. Sie sind denn auch ursprünglich nur für den engsten Familienkreis bestimmt gewesen. Graf Oberndorff aber hat dem Drange, das Manuskript zu veröffentlichen, nicht gut widerstehen können; dieser Drang zur Litteratur ist ihm als Familienerbschaft überkommen. Und er hat wohl daran gethan, ihm nachzugeben. Mögen die Erinnerungen auch nicht zur ersten Klasse der Memoirenlitteratur gehören, so bringen sie doch manches reizvoll Persönliche und vertiefen die Bekanntschaft mit einem der hervorragendsten Geister des XVIII. Jahrhunderts, mit Melchior Grimm. Historisch von Interesse sind die Beilagen, unter ihnen mehrere bisher unbekannte Briefe von Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Katharina II., dem Fürsten Ligne und dem Grafen Ségur. Neben Grimm kommt vor allem die Schwiegermutter der Verfasserin, Julie von Bechtolsheim, Goethes Freundin, zur Geltung; das Buch enthält viel Neues von ihr und über sie.

Unter den Ahnen der Verfasserin ist die gefeiertste Madame d'Epinay, die Urgroßmutter der Urgroßmutter. Madame d'Epinay, die Freundin Grimms und Rousseaus, dem sie im Thal von Montmorency die berühmte Eremitage einrichtete, hat sich mit ihren Memoiren selbst das dauerhafteste Denkmal geschaffen; sie bilden ein Muster lebendiger und wahrhaftiger Lebensaufzeichnung. Eine ihrer Enkelinnen, Emilie Gräfin Belsunce, vermählte sich 1786 mit dem Grafen Duraux de Bueil; Grimm, der deutsche Kleinbürgerssohn, der es zum Liebling der Pariser Salons und zum Baron gebracht hatte, war der Stifter dieser Ehe. Seiner Fürsorge hatte die d'Epinay sterbend ihre Enkelin anvertraut und er bewies sich des Vertrauens würdig; ihm verdankten es die jungen Leute, daß die Kaiserin Katharina II., die in ständigem Briefwechsel mit Grimm stand, „allerhöchstselbst" ihren Einfluß zu gunsten der Verehelichung einsetzte. Sechs Jahre nach der Hochzeit lernte Goethe die junge Gräfin in Düsseldorf kennen; sie war mit Grimm aus Frankreich emigriert, während Goethe soeben den Feldzug mitgemacht hatte, der mit der Kanonade von Valmy ein ebenso lärmendes wie klägliches Ende fand. Goethe erzählt in der „Campagne in Frankreich": „Herr von Grimm und Frau von Beuil (offenbar verdruckt für Bueil) erschienen gleichfalls. Bei Überfüllung der Stadt hatte sie ein Apotheker aufgenommen. Das Naturalienkabinett diente zum Schlafzimmer; Affen, Papageien und anderes Getier belauschten den Morgenschlaf der liebenswürdigsten Dame; Muscheln und Korallen hinderten die Toilette, sich gehörig auszubreiten." 1787 wurde dem jungen Paare das erste Kind geboren, eine Tochter, die nach der Zarin den Namen Katharina erhielt; sie ist es, die sich nach und nach zur Urgroßmutter entwickelte und für ihre Kinder ihre Lebenserinnerungen aufzeichnete. Nur ihre früheste Kindheit verlebte Katharina Bueil in Frankreich, zumeist auf dem Landsitze der Familie, dem zwölf Meilen vor Paris gelegenen Schloß Varennes sur Marne. Wie natürlich, weiß die Verfasserin von diesen

Kindheitsjahren nicht allzuviel zu berichten. Den Winter verlebte die Familie regelmäßig in Paris. In lebhafter Erinnerung blieb der Verfasserin das Haus, das sie mit ihren Eltern bewohnte. „Sowohl die geräumigen Kinderzimmer im Entresol, wie meiner Eltern freundliche, schöne Wohnung im Erdgeschoß, von der eine Thür in den wohlgepflegten Hausgarten führte. Baron Grimm bewohnte den ersten Stock desselben Hauses, und es ist mir, als sähe ich noch das freundliche Lächeln des ehrwürdigen Greises (Grimm war 1723 geboren), wenn wir Kleinen ihn in seinem geräumigen Schreibzimmer aufsuchten, welches zahlreiche Bilder und Büsten schmückten. Noch denke ich des alten Dieners Alexandre, der, wenn ich mit Mademoiselle Marchais (der Bonne) zum Morgengruß zu Grimm kam, mit seiner weißen Schürze im Vorzimmer beim Tisch stand, auf welchem sich seines Herrn ausgeleerte Schokoladetasse befand. Der gute Alte winkte mir dann jedesmal, um mir ein Stück Bäckerei zu geben, und freute sich, wenn noch ein Tröpfchen Schokolade für mich da war."

Diesem idyllischen Dasein machte die Revolution ein Ende. Ein jugendlicher Oheim Kathorinas war eines der frühesten Opfer, welche der entfesselten Volkswut erlagen. Der Vikomte Henri Belsunce diente als Sekondmajor im Regiment Bourbon, das zu Caen in Garnison stand. Bei den Soldaten war er ebenso beliebt, wie bei der Bürgerschaft verhaßt. Bald fanden sich Ankläger, die ihn beschuldigten, gegen das Wohl des Volkes konspiriert zu haben. Während die aufrührerische Menge den Stadtkommandanten zwang, einen Befehl zu unterschreiben, demzufolge das Regiment die Stadt zu verlassen hatte, wurde Belsunce zur Munizipalität gebracht und dort festgehalten. Umsonst verteidigte er sich gegen die Anklagen, die man gegen ihn erhob. Vom Rathaus wurde er ins Gefängnis geführt, freilich unter dem Vorwande, daß man ihn vor der Wut des Pöbels schützen müsse. In der Nacht aber unternahm ein Haufe von Wütenden einen Sturm gegen das Gefängnis. Das arme Opfer wurde herausgezerrt, erschossen, in Stücke zerrissen und — dem Gerücht zufolge — „fraßen wut- und bluttrunkene Furien von seinem Fleisch". Daß ein solches Ereignis in der Familie des Getöteten nicht nur Entsetzen, sondern auch Furcht erregte, ist erklärlich. Gleich so vielen anderen Standesgenossen beschloß der Graf Bueil, Frankreich zu verlassen, und Ende 1791 gelang es ihm, seine Absicht auszuführen. Er selbst trat in ein Emigriertenkorps ein, das unter dem Befehl des Marschalls Castries am Rheine operierte. Seine Familie aber vertraute er dem Schutze Melchior Grimms an und dieser führte sie über Belgien, Aachen, Düsseldorf nach Gotha, wohin ihn der Herzog Ernst II., ein alter Freund des geistvollen Litteraten, eingeladen hatte. Von den Beschwerlichkeiten der Reise gibt Katharina Bueil ein deutliches Bild; die Postillone waren nur zu oft betrunken und die Straßen vielfach fast unfahrbar, besonders für den gewaltigen Reisewagen, der die Emigrierten ostwärts führte. „Wir fuhren" — erzählt die Verfasserin — „mit Extrapost in der großen Berline meiner Mutter; so nannte man in Frankreich die bequemen, viersitzigen Reisewagen, in welchen man alles mit sich führte, was man für eine längere Reise benötigte. Die Sitze, auch der des Kutschbocks, enthielten kleine Truhen, welche zum Einpacken der schweren Gegenstände dienten, rückwärts waren Koffer bis zu dem Dache des Wagens, manchmal noch dasselbe überragend, aufgetürmt und mit Schrauben befestigt. Auf dem Kutschbocke selbst lagen die großen, flachen Behälter, Vache genannt, für Kleider und sonstiges leichteres Gepäck." In Gotha wurde Grimm mitsamt seinen Schützlingen aufs freundlichste aufgenommen. Er bezog ein vornehm eingerichtetes Haus, das der Herzog mit Möbeln aus dem Schlosse versehen hatte, und entfaltete eine großartige Gastlichkeit. So kam es, daß die Kinder seiner Freundin, die im wesentlichen eine ganz deutsche Erziehung empfingen, schon früh mit dem bunten Treiben der „oberen" Welt vertraut wurden und mit einer Reihe der bedeutendsten Persönlichkeiten Europas in Verkehr kamen, ein Verkehr, der meist nur flüchtig war, aber doch mancherlei geistige Eindrücke hinterließ. Zu diesen Persönlichkeiten gehörten auch die Geistesfürsten des benachbarten Weimar, in erster Reihe Goethe. Als dieser einstmals bei Grimm zu Mittag speiste, saß Katharina Bueil neben ihm. „Und da der gute Herr von Grimm ihm eben erzählte, daß ich mehrere seiner Werke kenne, dachte ich, es zieme sich, ihm zu sagen, daß ich gerade ‚Hermann und Dorothea' mit Freuden gelesen habe. Seine Antwort war nicht sehr ermunternd, weiter von diesem Thema zu reden, er sagte nämlich mit gemessener, gravitätischer Stimme: ‚So, haben Sie das gelesen?'" Während eines Aufenthaltes in Braunschweig empfing die junge Französin einen lebhaften Eindruck von der Grazie der Königin Luise. „Ihr geschmackvoller, sehr reicher Anzug erregte unsere Bewunderung. Sie trug ein Kleid von rosaglociertem Silberstoff und blitzte von Diamanten; auch ihr Kopfputz bestand daraus und wurde von großen Straußfedern erhöht, die ihn mit anmutigem Schwung zierten." In Braunschweig lernte Katharina mehrere der hervorragendsten Emigranten, unter anderen den greisen Erzbischof Talleyrand und den Abbé Delisle, den berühmtesten Lehrdichter Frankreichs im XVIII. Jahrhundert, kennen. Von dem letzteren erzählt sie: „Seinen Haushalt führte eine seiner Nichten, Fräulein Vautechamp. Einmal erzürnte sich diese mit ihrem Onkel wegen einer Kleinigkeit derart, daß sie ihm ein Buch in Quartband, das vor ihr lag, vor die Füße warf und ihn damit empfindlich traf. Ganz ruhig entgegnete der gute Mann: „Une autre fois mettez, je vous prie, votre colère en plus petit format!" Ein kurioses Geschichtchen berichtet die Verfasserin auch von einer liebenswürdigen Dame ihrer Bekanntschaft. Um diese warb der russische Fürst Bagration, sie aber wies ihn ab, weil ihr der Mann zu roh und zu brutal war. Zweiundzwanzig Jahre später vermählte dieselbe Dame ihre Tochter demselben Fürsten, und die Ehe wurde eine ungemein glückliche.

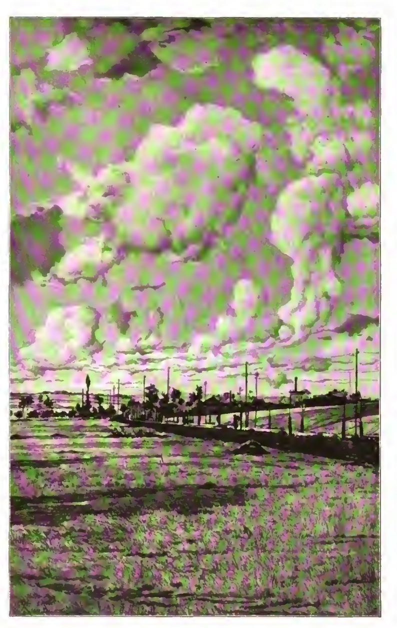
Mit siebzehn Jahren bereits wurde Katharina Bueil Hofdame der regierenden Herzogin. Sie erhielt eine Wohnung im Schlosse und gab sich

dem reichbewegten Leben mit ganzer Seele hin. Aber auch für sie begann eine ernstere Zeit, als der Krieg zwischen Preußen und Frankreich seine Schatten vorauswarf. Eine ernstere und doch auch wieder glückliche Zeit. Der preußische General Rüchel verlegte sein Quartier nach Gotha und in seinem Stabe befand sich der Freiherr von Bechtolsheim, der sich beim ersten Sehen in die junge Französin verliebte. Sie ihrerseits fühlte jedoch nicht die geringste Neigung für ihn. Erst nach und nach keimte in dem jungen Mädchen, das im Grunde noch gar keine Lust hatte, ihre Freiheit mit den „Rosenfesseln" der Ehe zu vertauschen, ein wärmeres Empfinden für den standhaften Freier auf. Und schließlich gab sie seinem Bewerben nach und verlobte sich mit ihm. Die Mutter verweigerte anfangs ihre Einwilligung, weil der deutsche Baron lutherisch und überdies nicht sehr vermögend war. Grimm aber war es, der sich wiederum als siegreicher Ehestifter erwies und der Mutter die Zustimmung abrang. Lange konnten sich die Verlobten ihres Beisammenseins, das auch bei der Braut die Neigung immer stärker entfachte, nicht erfreuen. Der Krieg trennte sie für geraume Zeit. Endlich aber fand der junge Offizier die Möglichkeit, nach Gotha zurückzukehren, und der Vermählung stand nichts mehr im Wege. Durch ihre Heirat kam Katharina in enge Berührung mit ihrer Schwiegermutter, Julie von Bechtolsheim (1751—1847), die im damaligen Geistesleben Deutschlands eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Nicht nur als Freundin Goethes und Wielands, der sie als seine „Psyche" feierte, sondern auch mit ihren eigenen dichterischen Schöpfungen. Graf Oberndorff teilt eine Reihe von Briefen mit, in denen Goethe, Herder, Wieland, Herzog Carl August und Madame de Staël die vielseitig begabte Frau ihrer Freundschaft versichern. Sie hat ihnen die Neigung reichlich wieder vergolten, wie mehrere Gedichte bezeugen, in denen sie das Viergestirn am Himmel Weimars, Wieland, Schiller, Herder, Goethe, begeistert preist.

Der Ehe, die sich sehr glücklich gestaltete, entsprossen zwei Kinder; eine längere Dauer aber war dem Liebesbündnis nicht beschert. Bereits im Jahre 1810, bei einem Aufenthalte in Frankreich, starb der Freiherr, von einem jähen Fieber hinweggerafft. Die Witwe, die bis dahin den Anschauungen der Aufklärungszeit gehuldigt hatte, suchte Tröstung in den Heilmitteln der Kirche. Und sie unterläßt es nicht, von ihrer Erweckung hie und da in etwas aufdringlicher Weise Zeugnis abzulegen; dem Mitleid, mit dem sie von ihren Freunden spricht, die der „Gnade" nicht teilhaftig geworden, erscheint ein gut Gran geistlichen Hochmuts beigemengt. Nachdem Frau Katharina eine längere Zeit in ihrem Vaterlande verweilt hatte, nahm sie eine Stellung als Oberhofmeisterin am mecklenburgischen Hofe an. In diesem Wirkungskreise verblieb sie bis zum Jahre 1825. Dann zog sie sich, des Hoflebens müde, auf ein Gut zurück, das sie in der Pfalz erworben, und widmete sich ausschließlich der Erziehung ihrer Kinder. Mit diesem letzten Wendepunkt ihres Lebens enden die Aufzeichnungen der Urgroßmutter.

In die Zeit, in der sich die Kindheit Katharina Bueils abspielt, führt auch ein neuer Roman des Schweizers Ernst Zahn, nach seinem Helden „Albin Indergand" (Frauenfeld, J. Huber) genannt. Ein Roman, der in gleicher Weise durch seine kraftvollen Bilder aus dem Schweizer Bauernleben wie durch seinen idealen Empfindungsgehalt erfreut.

Albin Indergand ist der Sohn eines Bauern im Kanton Uri, der im beständigen Kampfe mit den Gesetzen lebt. Eines Tages läßt sich der Alte zu einer wilden Rachethat hinreißen; er stürzt den Bannwart, der ihn beim Wildern überrascht, vom Felsen in die Tiefe hinab. Die That wird ruchbar und Jost Indergand verfällt dem Henkerbeil. Sein Sohn hat das leidenschaftliche Empfinden vom Vater geerbt, und wenn er auch noch ein Knabe ist, so begegnet man ihm überall im Dorfe mit Mißtrauen oder selbst mit Abscheu. Nur der Pfarrer, ein Mann, dem christliche Gesinnung zu Fleisch und Blut geworden ist, läßt sich nicht beirren; er glaubt, daß ein guter Kern in dem Wildling stecke, und er nimmt ihn zu sich in sein Haus, um ihn kraft seiner Herzensgüte zu einem brauchbaren Volksglied heranzuziehen. Und der Knabe lohnt durch Anhänglichkeit wie durch geistiges und seelisches Wachsthum die Mühe, die der Wackere an ihn wendet. Bis auf den Tag, wo er einer Versuchung erliegt, wo seine junge Sinnlichkeit sich regt und er mit einer hübschen Vagabundin sich in die Berge flüchtet. Jetzt triumphieren die Leute im Dorfe; sie haben es ja immer gesagt, daß der Bursche schon im Blut verrottet und unverbesserlich sei. Nur im Pfarrer glimmt noch ein Funken Hoffnung, er empfindet dem Flüchtling sein Ringen und Kämpfen nach. Und auch diesmal behält er recht. Mit dem Frühling kehrt der junge Mann reuig zu dem alten Freunde zurück und sucht durch verdoppelten Eifer Versehltes und Versäumtes wett zu machen. Die Dorfleute aber schauen der Versöhnung nicht ruhig zu, sie reden sich in einen wilden Groll nicht nur gegen den Verfemten, sondern auch gegen den Beschützer, der ihnen die Gutmütigkeit allzuweit zu übertreiben scheint. Und es würde den beiden im Pfarrhause übel ergehen, wenn nicht äußere Katastrophen das Volksgemüt nach anderer Seite hin ablenkten. Ein Bergsturz führt große Verheerungen bei, und in dieser Not ist jede Hilfe willkommen; auch den Pfarrer und seinen Schützling stößt man nicht zurück. Und bald nachdem diese eine Gefahr vorübergegangen, droht eine andere von den Menschen. Die Franzosen kommen ins Land und machen sich durch allerhand harte Maßregeln verhaßt. Bald kommt es an verschiedenen Orten zum Aufstand, und auch im Dorfe Anderhalden würde der Sturm losbrechen, wenn sich nur ein Führer fände. Und der findet sich in Albin Indergand: er ruft die Männer zum Kampfe, stellt sich an ihre Spitze, und niemand weist ihn zurück. In einer Reihe blutiger Gefechte verrichtet der junge Recke Wunder an Tapferkeit. Schließlich rettet ihn aber doch nur sein Vertrautsein mit den Bergen vor Tod und Gefangenschaft. Verzweifelt kehrt der Besiegte heim; die Ungunst des Schicksals trägt er willig, aber daß sich jetzt von neuem die Ab-



Landschaft mit Wolken. (Neu-Ostra.) Nach der Zeichnung von Richard Müller-Loschwitz.

neigung seiner Landsleute gegen ihn regt, daß sie den Mißerfolg mit seiner einstigen Versündung in Verbindung bringen, das peinigt ihn aufs tiefste. In diesem Augenblick jedoch findet er einen neuen Freund; das angesehenste Mädchen des Dorfes, das ihn seit langem liebt, stellt sich offen auf seine Seite. Sie weiß ihn zu überzeugen, daß es vergeblich sei, die Meinung der Dorfgenossen in einem kecken Ansturm umstürzen zu wollen, daß nur ein langes erfolgreiches Wirken in friedlicher Thätigkeit das Mißtrauen bekehren könne. Um ihm ein solches Wirken zu ermöglichen, reicht sie ihm die Hand zum Lebensbunde, und an ihrer Seite gelingt es ihm in der That, die Landsleute nach und nach umzustimmen und schließlich den ersten Platz in der Gemeinde zu erringen. Dem Pfarrer ist es noch vergönnt, seinen Schützling auf der Höhe zu sehen; sterbend spricht er dann aus, was gleichsam die ideale Tendenz des Romans ausmacht. „Menschlich ist die Sünde; aber über ihr ist die Kraft der Sühne, die göttlich ist . . . Ich habe dir viel vertraut, Bub! Es thut wohl, an das Gute zu glauben und das, woran man geglaubt hat, siegen zu sehen.“ Schlicht und kernig ist die Sprache, in der Ernst Zahn erzählt, die Schilderungen atmen frisches Leben, und die Charakteristik, in knappen Linien gehalten, ist überall ungemein deutlich und prägnant.

In eine ganz andere Welt versetzt der Roman „Die Vollendung“, den Kurt Martens im Verlag von Fontane & Co., Berlin, veröffentlicht hat. Martens zeichnet einen modernen „Übergangsmenschen“; die Aera der müden Seelen, der Dekadence, das fin de siècle ist überwunden, aber ein neues Lebens- und Strebensideal zeigt sich erst in der Ferne, dem Übergangsmenschen unerreichbar. Nach zwölfjähriger Wanderschaft, die ihn von Erdteil zu Erdteil geführt hat, kehrt Alexander Rottenbrunn in die Heimat zurück. Er hat sie verlassen, als ihm der Tod sein junges Weib entriß, und er hat die Jahre in Kunst- und Naturgenießen zugebracht, ohne je die Kraft zu einer ernsten, die Seele ausfüllenden Thätigkeit zu finden. Kaum heimgekehrt, sieht er sich in einen schweren Konflikt hineingerissen. Eine bestrickende Französin sucht den stattlichen und reichen Mann für sich einzufangen, und wenn er sie auch durchschaut, so würde er doch der Verführerin erliegen, wenn nicht im entscheidenden Augenblick sein Vatergefühl über seine Sinnlichkeit und seinen Egoismus die Obmacht gewönne. Bei seiner Abreise hat er einen Knaben in Deutschland zurückgelassen; er hat ihn einer Erziehungsanstalt übergeben und sich nicht weiter um ihn gekümmert. Jetzt sieht er ihn als Jüngling wieder und er merkt es dem Wesen des Heranwachsenden an, daß in dem Jungen die Kraft steckt, alles das zu verwirklichen, was der Vater nur gewollt und erträumt, die Kraft, ein Lebenskünstler zu werden, wo der Vater nur ein Dilettant war. Ein Kampf entspinnt sich in dem Heimgekehrten, ob er in einem neuen Liebesrausch sein Glück suchen soll, oder in der Hingabe an den Sohn. Wie schon gesagt, siegt der Vater in ihm über den Genüßling. Und einen Augenblick scheint es, als ob Martens das ohne Frage ebenso reizvolle wie bedeutsame Problem durchführen wolle, wie der Vater am Sohn gesundet, in der Erziehung des Sohnes sich selbst miterneuert. Aber diesen Weg verfolgt der Erzähler nur bis zu einem bestimmten Grenzpunkt. Martens glaubt nicht, daß ein Mensch von der Art dieses Alexander Rottenbrunn zu einer völligen Umwandlung gelangen könne. Als der Vater erkennt, daß sein Sohn auch ohne ihn seinen Weg machen werde, scheidet er entwickelungsmüde freiwillig aus dem Leben. Zwingend wirkt diese Wendung nicht, sie bedeutet unbedingt mehr eine Resignation, als eine Vollendung. Es ist doch im Grunde nichts als ein va banque-Spiel: alle Hoffnung auf die Zukunft, auf den Sohn zu setzen, statt an sich selbst zu arbeiten und der Gegenwart, die allein festen Boden gewährt, das ersehnte Heil abzuringen. Um so mehr, als die Weltanschauung des Vaters in ihren letzten Zielen höher geartet ist, als die realistische des Sohnes. Ideell gibt daher der Roman keine höchste Befriedigung. Künstlerisch aber bildet er, in der Sprache wie in der Gestaltung, ein ungemein reifes Werk, freisinnig und bestrickend in jedem Zuge.

Eine etwas müde, resignierte Stimmung ruht auch über den Novellen, die Gabriele Reuter zu dem Bande „Frauenseelen“ (Berlin, S. Fischer) vereinigt hat. Von der revolutionären Glut, die den Erstlingsroman der Dichterin „Aus guter Familie“, wenigstens für den, der tiefer sieht, durchloht, ist in diesen Novellen nichts mehr zu spüren. Die Frauen, die Gabriele Reuter hier zeichnet, haben fast durchweg etwas Unselbständiges, ihr Wollen und Fühlen ist in enge Grenzen gebannt. All ihr Glück ist an die Beziehungen zum Manne gebunden, sei es nun der Geliebte, der Gatte oder der Sohn; ohne den Mann sind sie ein schwankendes Reis im Winde. Zu einem unbedingten Eigenleben fehlt ihnen die Kraft wie der Wille. Wie eine Parodie auf diese Weiblichkeit, auf diese Empfindungsbeschränktheit nimmt sich die letzte Geschichte „Der Operngucker“ aus; die Dichterin scheint sich durch eine Art Selbstverspottung von dem Bann, in dem sie mit ihren Gestalten lebt, befreien zu wollen. Ein Seemann fährt mit seinem Schiff in die Weite. Am Strande aber steht eine junge vornehme Frau und starrt ihm durch das Fernglas nach. Voll Wehmut, denn er hat sie ja so feurig geliebt. Neben ihr steht eine Frau aus dem Volke und blickt gleichfalls in die Ferne; schüchtern erbittet sie sich von der Dame den Operngucker, um ihn, den Abfahrenden, noch einmal zu sehen. Auch sie hat er ja so feurig geliebt. Und noch eine dritte, eine junge Dienstmaid, begehrt den Operngucker. Auch sie hat er ja so feurig geliebt. — Im Dichterischen und Künstlerischen aber bedeuten auch diese Novellen eine Weiterentwickelung der Dichterin. Sie sind, der Mehrzahl nach, in ihrer Art einfach vollendet, Zeugnisse eines ebenso reichen wie tiefen Könnens.

Illustrierte Rundschau.

Das Richard Wagner-Denkmal für Berlin. Preisgekrönter Entwurf von Prof. Gustav Eberlein. — Käte Greenaway †. — Schmuck von K. Rothmüller in München. — Moderne Einrahmungen. — Email-Arbeiten des Grafen du Suau de la Croix in Paris. — Beleuchtungskörper. — Ein Reisebesteck aus Napoleonischer Zeit. — Das neue Rathaus in Freiburg i. Br. — Von der „Lustigen Kunst-Ausstellung“ in Berlin.

Berlin hat zu den Städten gezählt, in denen Meister Richard Wagner am frühsten erkannt wurde, in denen er noch heute am lebhaftesten verehrt wird; die Reichshauptstadt soll auch die erste deutsche Stadt sein, in der ihm zu Ehren ein Denkmal großen Stils errichtet wird, errichtet durch freiwillige Beiträge seiner Bewunderer. Die erste große Konkurrenz für dieses Denkmal ergab kein positives Resultat; als dann ein zweiter Wettbewerb unter einer engeren Zahl von Bildhauern ausgeschrieben wurde, ging eine Reihe höchst beachtenswerter Entwürfe ein (u. a. von Ernst Freese, Hundrieser, Hosaeus, Herter, Hidding), von denen derjenige Gustav Eberleins mit dem ersten Preise gekrönt wurde und, nachdem er inzwischen auch die Genehmigung des Kaisers erlangte, mit einigen Abänderungen zur Ausführung gelangen wird. Der Entwurf zeigt den Meister vor einem Postament, auf dessen Höhe eine ideale Musengestalt, mit der Harfe zur Seite, die tragische Maske in der Hand, thront. Das Postament umgeben Figuren aus Richard Wagners herrlichsten Schöpfungen: Tannhäuser und Lohengrin, Elsa und Ortrud, Alberich mit den Rheintöchtern, und endlich Parsifal. Das schöne Denkmal soll im Tiergarten, wahrscheinlich in der Nähe des Goldfischteiches, aufgestellt werden.

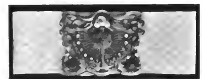
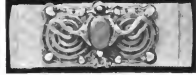
Das Richard Wagner-Denkmal zu Berlin. Preisgekrönter Entwurf von Gustav Eberlein.

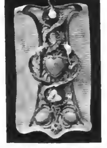


Käte Greenaway †.

Es gab eine Zeit — und sie ist noch gar nicht so lange her —, in der man sich vor Käte Greenaway-Bildchen kaum retten konnte: überall tauchten ihre niedlichen Kindergestalten auf mit den phantastischen Anzügen, den originellen Hauben, Häubchen und Hüten. Käte Greenaway hat ihren Ruhm überlebt; der Tagesgeschmack ging über ihre zierliche Kunst zu anderem über, und als die 1816 geborene liebenswürdige Künstlerin kürzlich, am 9. November, starb, war sie fast vergessen. Ob mit Recht? Es lag in ihren Figürchen — wenn sie auch vielfach gesucht und gekünstelt einherstolzierten, die blondgelockten Mädchen und die artigen Buben — doch eine allerliebste Anmut, deren Reiz man sich auch jetzt nicht entziehen kann, wenn man ihre Bücher durchblättert; ‚Under the Window‘, das erst erschienene derselben, ist wohl auch das beste geblieben. —

Karl Rothmüller gehört unstreitig nicht nur zu den ersten Goldschmieden Münchens, sondern ganz Deutschlands; alle seine Schöpfungen zeichnen sich durch erlesenen Geschmack und Eigenart aus, was er gibt, bleibt stets, in Formen und Farbenzusammenstellung, abseits von jeder Schablone. Das beweisen auch die Arbeiten, die wir heut reproduzieren. Die beiden oberen Gürtelschließen, die mit dem Pfaumotiv und diejenige mit dem Schlangenmotiv, sind, nebenbei bemerkt, von Bildhauer Pezold entworfen. Die Arbeiten sind meist aus Silber mit teilweiser Vergoldung und Emailverzierung gefertigt, unter Verwendung besonders von Halbedelsteinen und den eigentümlichen, barockgeformten Panamaperlen, die Herr Rothmüller




Schmuck von K. Rothmüller in München, Müllerstr. 44.

mit mindestens der gleichen Virtuosität zu verwenden weiß, wie sein berühmter Kollege Lalique in Paris; zumal an dem Kamme mit dem Heuschreckenmotiv erzielte er mit diesen Perlen höchst originelle Wirkungen. Dabei sind die Preise der trefflichen, künstlerisch hochstehenden Arbeiten, die meist nur in beschränkter Anzahl hergestellt werden, durchaus nicht viel teurer als die der Massenfabrikation. —

Einen scharf ausgeprägten künstlerischen Zug tragen die Einrahmungen von M. v. Rüdiger in Berlin W, Potsdamerstraße, durch das Bestreben, den Rahmen dem Charakter des von ihm umschlossenen Bildes stilgerecht anzupassen. Wie M. v. Rüdiger dies versucht, beweisen trotz ihres kleinen Maßstabes unsere Abbildungen ohne viele erläuternde Worte: er wählt zu dem Orientbilde von Rabes, der Straße in Damaskus, eine der Stadtarchitektur angepaßte Umrahmung, zu dem Gemälde von Watteau ein Rokokomotiv, zum Bildnis der schönen Recamier ein Rahmenmuster aus der Empirezeit. Unstreitig ist das sehr reizvoll. Nur wird dabei immer zu berücksichtigen sein, daß eine Einrahmung nicht nur ein Gemälde einrahmen soll, sondern sich auch in eine Wandfläche harmonisch einfügen muß; um dies zu erreichen, wird man doch nur in Ausnahmefällen zu derartig originellen Rahmen greifen dürfen, meist aber sich mit solchen begnügen müssen, die indifferenter sind. Dann freilich, wenn man über eine geeignete Wandfläche frei verfügt und wenn auf dieser Fläche das eine Bild dominieren soll, werden diese Rahmen stets besonders wirkungsvoll sein. —



Rahmen zu einem Orientbilde (Damaskus von M. Rabes). Entworfen und ausgeführt von M. v. Rüdiger, Berlin W, Potsdamerstraße.

Wundervolle



Rahmen zu einem Rokokobilde.
Entworfen und ausgeführt von M. v. Rüdiger, Berlin W, Potsdamerstraße.



Rahmen zu einem Empirebilde.
Entworfen und ausgeführt von M. v. Rüdiger.

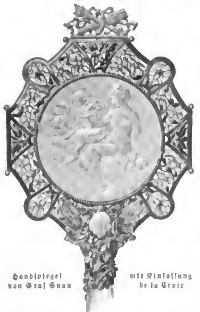
Emaillearbeiten eines französischen Amateurs, des Grafen du Suau de la Croix in Paris, fielen mir bereits auf der letzten Weltausstellung auf. Auf meine Bitte hatte der Herr Graf die Liebenswürdigkeit, uns einige Photographieen neuerer Arbeiten, die in Deutschland wohl noch ganz unbekannt sind, zur Verfügung zu stellen. Er nennt diese Schmelzarbeiten emaux translucides de grand feu à double haut relief cabuchon, und es sind im wesentlichen bei außerordentlich hohen Temperaturen hergestellte Glasflüsse, die zwischen den umschließenden Goldfäden tropfenartig, also nach beiden Seiten gewölbt, eingeschmolzen wurden. Sie entwickeln einen Glanz, ein Feuer, einen Farbenreichtum, der ihnen mit echten Edelsteinen wettzueifern erlaubt. Graf Suau verwendet seine Emailarbeiten, die bisweilen an alte, für verloren erachtete Techniken erinnern, aber nicht nur für Schmucksachen, sondern mit Vorliebe auch zur Umrahmung der jetzt wieder so stark in Mode gekommenen Erinnerungsmedaillen und ähnliche Stücke; er hat einzelne Medaillen von Roth ganz entzückend gefaßt — unsere Abbildung gibt einen Handspiegel wieder oder eigentlich dessen Rückseite mit der „Toilette der Venus" von H. Allonard. —



Anhänger von Graf Suau de la Croix-Paris.

München besitzt einige ausgezeichnete Werkstätten für Kunstschmiedearbeiten, die geradezu eine Specialität von Isar-Athen geworden sind. Die von uns abgebildeten Beleuchtungskörper stammen aus der Anstalt von Peter Kölbl Sohn, sind nach Entwürfen

Anhänger von Graf Suau de la Croix.



Handspiegel mit Einfassung von Graf Suau de la Croix

Königs von Rumänien, als des Enkels der Großherzogin von Baden, übergegangen; dieser hatte es zur Ausbesserung einiger kleiner Schäden seinem Hofgoldschmied Telge in Berlin übergeben und gleichzeitig die Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum gestattet. —

Unsere alten Städte haben sich in neuerer Zeit vielfach mit prächtigen Rathäusern geschmückt. München, Hamburg gingen voran, Aachen und Braunschweig folgten, jetzt hat sich das schöne Freiburg im Breisgau angereiht. Es ist eigentlich ein großartiger Umbau insofern, als der Architekt, Stadtbaumeister Rudolf Thoma, in Übereinstimmung mit den Vätern der Stadt darauf bedacht war, die vorhandenen, für Freiburg historisch wichtigen Gebäude, die die alte Universität, auch die Anatomie genannt, bildeten, pietätvoll möglichst zu erhalten. Es ist ihm aber in bewundernswürdiger Weise gelungen, alt und neu har-

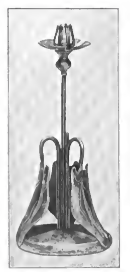
Anhänger von Graf Suau de la Croix.

des Architekten Alfred Petrasch ausgeführt und werden sowohl in Messing wie in Schmiedeeisen, nicht als Fabrikware, sondern lediglich mit der Hand, gefertigt. Die Firma stellt Interessenten gern ihren reichausgestatteten Katalog zur Verfügung. —

Im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin war kürzlich ein interessantes, ungewöhnlich schönes Stück Silberschmiedearbeit ausgestellt. Ein Reisebesteck nämlich, das, wahrscheinlich im Jahre 1806, Napoleon I. der ihm durch seine Heirat mit Josephine nah verwandten Stephanie Beauharnais, der späteren Großherzogin von Baden, zu Füßen gelegt hatte. Das Necessaire enthält, sehr geschickt ineinandergepaßt, ein vollständiges Speisegerät für zwei Personen. Alle Einzelteile sind von Silber, meist schwer vergoldet; der drehbare hölzerne Aufbau trägt unten fünf Deckelschüsseln, die auf erwärmbaren Steinplättchen stehen — weiter gehören dazu sechs tiefe und sechs flache Teller, je sechs Löffel, Gabeln, Messer, Eierbecher und Salznäpfe ꝛc. Die Silberarbeiten tragen die Marke: Biennois orfèvre de S. M. l'Empereur et Roi à Paris und das S der Prinzessin. Durch Erbgang ist das ganze Necessaire in den Besitz des



Leuchter und Krone von Peter Kölbl-München.



Schmiedeeiserner Leuchter von Peter Kölbl-München.

monisch zu verschmelzen. Neu ist vor allem die schöne Fassade des zwischen den alten Giebeln eingefügten Mittetbaus mit ihrer unteren Halle und der aberen Terrasse. Hinter dieser breitet sich der graße Rathaussaal. Zwischen den mächtigen Fenstern, die Glasmatereien van Professor Fr. Geiges schmücken (sie wurden auf der Parisee Wettausstellung preisgekrönt) erheben sich die erzenen Gestatten der ersten Fürsten der Geschlechter, die über Freiburg herrschten: Konrad von Zähringen, Egon van Freiburg, Leapald van Oesterreich, Karl Friedrich van Baden; die Statuen sind ein Werk des Karlsruher Prafessars Friedolin Dietsche. Die neue Innenausstattung des graßen Saales ist das Werk eines Freiburger Meisters, des Kunsttischlers Dietter. —

Auf der Theresienwiese in München erregte im varigen Jahr eine paradistische Kunstausstellung hellen Jubet selbst bei den ernstesten Männern. Es gab da die settsamsten Lenbachs, die köstlichsten Böcklins und die überwältigendsten Stucks zu schauen, ausgeführt van lustigen Brüdern der ehrsamen Lukaszunft. Auch die Bertiner Künstler haben schon früher ähnliche jakase Scherze getiefert, und Wien hatte ehedem geradezu ein Privileg auf allerlei Künstlergschnas. Jetzt ist die fröhliche Gelegenheitskunst ardnuugsmäßig zusammengefaßt warden und präsentierte sich erst in Dresden, nun in Berlin, in der Leipzigerstraße, als „Seh-Cession“, als maderne lustige Kunstausstellung mit wohl an zweihundert Nummern. Kein Geringerer als Prafessor Hans Bohrdt hat ihr das Geteitwart mit auf den Weg gegeben, eine Katalag-Einleitung van überschäumender Heiterkeit:

„Ein neues siècle!“ heißt es in dieser Abhandlung. „In schwüler Abenddämmerung taucht der galdene Sannenball aus dem grüngtühenden Meere über den schmerzlüsternen Blumen und schwermutdurchseufzten Dalden der getben Stunde empor und schwingt sich durch den wehmutzerkrampften Äther zum Zenith. Wir beugen demütig unser Haupt und blicken dabei empor zu jenen wannedurchschauerten Fixsternen, welche die sehnsuchtsmüde Sonne umkreisen; zugleich werfen wir unser Auge auf die gewaltige Leiche des dahingeschiedenen Jahrhunderts. Der unvergeßliche graße Ptaetz, der uns schon als Jünglinge zu hehrer Begeisterung hinriß, sagt in seinen „Études sur la flexion du substantif“ so wahr und richtig: ‚le fils de mon père est mou frère‘. Ja, die Jahrhunderte sind alle Brüder und Söhne des Vaters ‚Chranos‘. Das verbtichene Kind dieser chronischen Vaterschaft unterschied sich hinsichtlich der Lebensdauer nur wenig van seinen Brüdern in spiritueller Bedeutung, besonders in Bezug auf die Kunst waren diese jedach nur Waisenknaben gegen das neunzehnte siècle, zumat als es sich zum ‚fin de‘ türmte.

„Waren es jene umwätzenden Erfindungen van der Dampfmaschine bis zur Bartbinde, waren es jene Männer, van dem ahnungslosen Goethe bis zu uns, den farbenhöchstempfindlichen Heraen der Kunstgelehrsamkeit, die wir unsere Namen mit tintenem Griffel in die metallenen Watzen der Rotatiansmaschinen gegraben haben, welche der Kunst die Wege wiesen? Nur das Letzte ist annehmbar. Erst jetzt haben wir eine Kunst. Ich fasse dabei den Begriff „Kunst“ kurz zusammen in die Warte: ‚Kunst ist die Wirkung des abstrakten Willenspatentiatvermögens, des entgeistigten transcendentalen Spiritualsluidums in enger Verbindung mit pyramidaler Diagnostik der hypermanganen, sittlich kanstruktiv, qualifizierten Kanceptian auf die Hypertrophie der diaganalen, discentrischen, proportianalpalyganen Gefühls- und Geschmacksneeven.“



Reisebesteck aus Napoleonischer Zeit; jetzt im Besitz des Königs von Rumänien.

„Wem diese Begriffe in Fleisch und Blut übergegangen sind, der wird die Wahrheit jenes Ausspruchs des genialen „Fatzqué : „c'est le peintre, qui fait la peinture" voll und ganz empfinden. . . .

„Zuerst bewegte sich die Kunst allerdings nach in sogenannten Idealen. Wie eine Erlösung wirkte daher das bahnbrechende Donnerwort der geistreichen Philosophin Madame du Titre, welche der süßmeiernden Schauspielerin zurief: ‚Macbethen, sie drippen ja!' Der



Der Rathaussaal.



Das neue Rathaus in Freiburg im Breisgau.

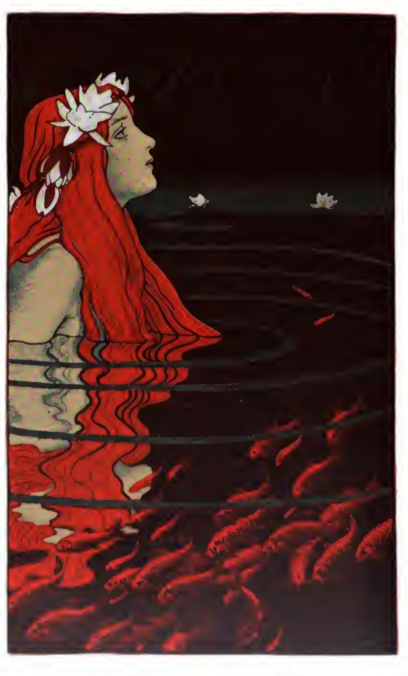
Realismus war geboren, welcher natürlich erst in Frankreich geläutert, der Kunst des letzten Drittels des Jahrhunderts den Stempel aufdrückte. Der Makro- ward zum Mikrokosmos, der Mikrocephale zum Ideale. Andererseits griff man wieder zurück in die fernste Jugendzeit unseres Erdballes.

„O ihr glücklichen Tage, als jeder Mann nach seine Pferde- oder Bocksbeine, jedes Weib ihren Fischschwanz hatte! Dank euch, ihr Meister, die ihr uns jene wieder lebendig macht. Diese Beine und Schwänze sind ein Aufschrei des dichterischen und künstlerischen Genius, eine Anklage gegen die O- und X-förmigen Waden- und geknickten Eisbeine, auf denen das heutige banausische Geschlecht balanciert. Ein weiterer Griff ins Volle war das Wiederaufleben des Symbolismus. Schon die alten Ägypter waren Symbolisten, wir sind ihre Erben. Dem heutigen malenden Dichter ist die Korrektur der Natur vollkommen gelungen. Was früher nur dem forschenden Geiste des absoluten Alkoholikers erst nach langer Probe verschiedener Gärungen und Destillationen offenbar wurde: die Umwertung der Farbentöne, das Verschwimmen aller Kanturen, das zeigt sich heute dem nüchternen, naiven, neurasthenischen Ganzgroßen in seinen Träumen, welche er dann auf die Leinwand haucht."

Im gleichen Stil blühendster Phrase geht es weiter, bis der Verfasser erklärt, daß es nun gilt: den Blick zu schärfen „für geistreiche Verwischungen, geniale Unsicherheiten und kümmerliche Gedankenfülle." Nun, lustig ist die Ausstellung in der That, so lustig, daß die Ge- und Betroffenen hoffentlich am meisten über die Parodieen lachen werden; irgend ein scharfer Pfeil ist wohl auf jede Kunstrichtung und auf jeden ihrer namhaften Vertreter abgefeuert. Unsere Abbildungen werden wenigstens einen Überblick über



Aus der Sez-Session: Moderne Herbstlandschaft.



Nixe im Goldfisch-Teich. Von Franz Hein. Nach der Original-Lithographie.
(Dresdener Ausstellung 1901.)

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVI. Jahrgang 1901/1902. Heft 6, Februar 1902.

Ein Bruder und eine Schwester.

Eine Geschichte aus dem Winkel und der Welt.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

Erstes Kapitel.

Der schmale, tannene Tisch, gelbgebeizt auf schmucklosen Beinen, mit drei Schiebladen und ohne Aufsatz, hatte immer am gleichen Platze gestanden, solange Ludwig und Dörthe denken konnten. In Vaters Schreibstube oben, an der rechtsseitigen Längswand, hart neben einem der beiden, breitgezogenen Fenster, deren Scheiben sehr klein und weißgerahmt waren. Namentlich Sommers leuchtete das Abendsonnenlicht wundersam herein, belebt von tanzenden Mückenschwärmen; zu rosiger Milde gebrochen vom Laubwerk der zwei uralten Eichbäume, die ihre Äste übers moosige Hausdach emporreckten. Sie waren noch gesund bis in den Kern; Epheu kroch in dicken dunklen Wülsten an ihnen hinauf zum zerklüfteten Wipfel, und im Gezweig nisteten die traulichen Holztauben. Von den Wiesen her kam verlorener Kuckucksruf und das Läuten der Kuhglocken. Die hatte Ludwig Jersbeck, der Vater, von seiner einzigen größeren Reise ins Algäu mit heimgebracht. Zur Maienzeit stand, hier in der nordwestdeutschen Marschniederung, das gescheckte Vieh tief im blumigen Grase der Weiden; an den brackigen Stellen und vergißmeinnichtblauen Grabenrändern stolzierte beschaulich der Storch, während drüben auf dem Strohdache der Veranda die Störchin ihre Jungen ausbrütete. Vor der Hügelwelle am westlichen Horizonte ragte die Ekendörfer Kirchturmspitze aus Schattengrün und da und dort ein rotes Ziegeldach, oder ein graues, rohrgedecktes, mit überhängendem Walm und gekreuzten Roßköpfen, ganz roh geschnitzt und schon verwitternd, als Giebelzier. Das Alte fing bereits an vor dem Neuen zu vergehen, und gerade das Alte liebte der starkgefügte lebensfrohe Mann, der so besonders gern, von seinem einfachen Schreibtische aus, dies traute Bildchen im Rahmen der Eichenzweige betrachtete um Abendfall.

Oft hatte ihn seine Frau so überrascht, feiernd, auf jedem kräftigen Knie eine gebräunte Hand, den buschigen Kopf gegen die Lehne des hohen Stuhles zurückgelegt, die Augen hinausgerichtet, und neben sich die lange, qualmende Pfeife. Von der war ein brenzlicher Dampf emporgestiegen und hatte sich der zarten Frau auf die Brust gelegt.

Allein war sie selten gekommen. Ihr niedliches Dörthchen saß ihr auf dem Arm, und der stämmige Junge — acht Jahre älter als das Mädchen — hing ihr am Rock. Ohne Mutter gab's eben keine Welt für die Kinder. Dann hatte sie, von hinten herum, den feiernden Mann auf das sonnenverbrannte Fleckchen Wange geküßt, das der

Bart freiließ, Dörthchens zausendes Händchen aus den dicken Haaren über der breiten Stirn gelöst, die Haare mit weicher Hand wieder geglättet, und hatte gefragt:

„Sind wir glücklich, du?"

Schweigend waren sie alle drei in einen schützenden Arm gefaßt worden, und dann erst kam die Antwort:

„Nur zu glücklich, Dorothee. Alles drinnen und draußen dein und mein!"

— — — — — — — — — — — —

Nun lag dieses Glück schon seit sechzehn Jahren in der Vergangenheit.

— — — — — — — — — — — —

Ludwig bewahrte eine sehr deutliche Erinnerung an die Eltern; Dörthe nur eine ganz verschwommene. Manchmal blitzte darin etwas Helles, Greifbares auf und sank in den Nebel zurück. Als sie vierjährig gewesen, hatte Mutter sie ans Bett geführt, auf dem Vater lag, still, starr und fremd. Am Hitzschlag war er gestorben, mitten im Erntejubel des glühenden, gesegneten Sommers. Die Mutter fünf oder sechs Monate nach ihm. Dörthe war auch an ihr letztes Lager geführt worden, den schwarzen Sarg drunten im eiskalten Zimmer nach den Eichen hinaus, in dem der Weihnachtsbaum zu brennen pflegte. Diesmal nur ein trauriges, winziges Bäumchen, weil Vater fehlte, und es stand noch, dort in der Ecke unter dem alten Ölbilde. — Im Sarge schlief die Mutter und lächelte nicht und hatte keine Rosen auf den Wangen, und im Arm hatte sie ein Püppchen — der verwaisten Kinder totgeborenes Geschwisterchen. Das hielt eine weiße Christblume im Händchen.

„Wenn meine Puppe doch so groß wär'," hatte Dörthchen gemeint und sich an ihren Ludwig geschmiegt: „Weck Mutter auf, Lu!"

Lu biß die Lippen und brach in Weinen aus:

„Warum ist es hier so kalt? Warum dürfen wir nicht bei Mutter bleiben?"

Da hatte klein Dörthchen zur Gesellschaft mitgeweint, und bald darauf war Herr Söderlund, der Hauslehrer, gekommen, und dann hörten sie von fern ein dumpfes Gehämmer, spätabends, als der Schnee in dichten Flocken fiel. Andern Morgens trug man den Sarg und die Kränze aus Strohblumen, Wintergrün und Christrosen hinaus und brachte alles nach Ekendorf, wo der Vater auch schon schlummerte. Ludwig durfte in der Kutsche mitfahren. Dörthe blieb beim „Ochen" zu Hause, bei der Großmutter. Ochen las in der Bibel, und Dörthchen saß im schwarzen Kleidchen auf dem Schemel zu ihren Füßen. — — — —

— — — — — — — — — — — —

Seitdem lebte Ochen im Hause, und die stammelnde Verdrehung des Großmutternamens blieb an ihr hängen. Jetzt war sie eine rüstige Siebzigerin von aufrechter Gestalt. Das Alter rührte die edle Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge nicht an; der Mund hatte noch immer sein schönes Lächeln zu klaren Augen, und durch die schwarzen, tiefgekämmten Scheitel zog sich noch kaum ein Silberfaden. Dann und wann meldete sich wohl ein kleines Altersgebrechen, aber es verging wieder und wurde vergessen.

Ochen und Herr Söderlund, das waren die Respektspersonen gewesen, die Dörthchens bewußte Kindheitsjahre beherrscht hatten. Neben ihnen der Landdoktor, der ab und an dreinwetterte wie der Donner, wenn die selige Zeit der Obstreife oder das stundenlange Schneeballen, mit den Füßchen in den Hoflachen, böse Folgen nach sich zogen. Allmählich kam als vierte Respektsperson der Ekendörfer Pastor hinzu, der weit schönere Dahlien und Steckrosen in seinem Garten zog, als er Predigten von der Kanzel herab hielt. Je älter Dörthe wurde, je bewußter dem Begriffe „Rückschau" gegenüber, desto häufiger und lebendiger gesellte sich zu jenen vieren die Gestalt der gestorbenen Mutter und überwuchs sie alle.

Wenn Dörthe ihr Schreibplätzchen an der Schmalseite des langen Tisches benutzte und auf das einzige Bild an der weißgemalten Wand blickte, Ludwigs Arbeitsplatz grade gegenüber, dann saß, statt seiner, dort im altmodischen Schreibstuhl des seligen Vaters die verjüngte Großmutter, schwarzgekleidet, blaß und leidvoll. — Mühsam bückte sie sich, nahm ihr kleines Dörthchen auf den Schoß und drückte ihr zartes Kinn gegen das niedliche Blondköpfchen.

„Was malen, Mutter!" bettelte Dörthchen, und Mutter nahm sich Vaters Bleistift und den weißen Bogen aus Vaters abgeschabter Ledermappe. Darauf zeichnete sie dem Kinde seinen geliebten und bewunderten „Blumenkranz". Rosenknospen und Vergißmeinnicht; Tulpen, Sternblumen und

Glöckchen, mit der breiten Flatterschleife zusammengebunden.

Ein rührend unkünstlerischer Kranz. Die echte Kinderfreude; denn jede einzelne Blume, leicht erkennbar in ihrer Art, prangte neben der andren. Aber Mutter erklärte nicht wie sonst: „Siehst du: das ist dem Frühling sein Blauglöckchen, und nun binde ich die Rose daneben; die gehört dem Herrn Sommer, und der wilde Herbst, der kriegt nur die Aster: — die Sternblume, und der arme alte Winter braucht gar nichts vom Kranz; zu dem kommt das liebe Christkind — —" Nein, diesmal zeichnete sie stumm; ihre heißen Thränen fielen auf Papier und Stift, und während sie noch an den Tropfen auf ihrer kleinen Zeichnung fortupfte, kam Ludwig heraufgepoltert und sprang herein in seinem ausgewachsenen Spielkittel, lief flugs nach seinem Tuschkasten und rief:

„Mach es noch bunt! Bitte, liebes Mutting, recht kunterbunt!"

Mutter hatte aufgeschluchzt und genickt, sich die Thränen abgetrocknet und die Groschenfarben auf Ludwigs altem Küchenteller angerieben. Gelb und Purpurrot, Blau und Grün und zuletzt noch Karmin mit Weiß gemischt, bis es das richtige, fröhliche Rosa für die breite Flatterschleife gab. Sorgfältig, mit spitzem Pinsel, tuschte sie den Kranz aus und tippelte, zur Wonne der Kinder, noch lauter schwarze Brombeerträubchen an feinen, dunklen Dornenranken zwischen die buntlustige Blumenpracht des Kranzes.

Dann, als ihr Bild fertig gewesen, hatte sie Ludwigs Hand ergriffen, den Zwölfjährigen dicht an sich gezogen und zu ihm gesprochen:

„Nun will ich dir diesen Kranz erklären, und du sollst es dir merken und es nie — niemals vergessen. Hörst du, Ludwig? Sieh mich an, geliebter Junge: willst du dir's auch genau merken? Dörthchen ist noch zu klein dazu. Du mußt es ihr später erklären, so wie ich dir's jetzt thue. Sieh her: der Kranz, der ist euer Leben. Die Blumen sind eure Freudentage und die schwarzen Beeren, mit den vielen Dornen, eure Leidenstage und bösen Stunden. Die kommen hier auf Erden doch einmal zu jedermann und auch zu dir und zu Dörthchen. Gott schickt sie, oder ihr schafft sie euch selber. — Wie es aber damit ist, mein geliebter Junge: eure Geschwisterliebe soll euren Lebenskranz immer fest — fest zusammenhalten, als die schöne rosenrote Schleife. Sieh: der Knoten ist so eng, den kann man nicht lösen. Niemals darf das anders zwischen euch beiden werden, und du sollst es mir heute in die Hand versprechen. — Gib mir deine rechte Hand darauf, Ludwig."

Das hatte er gethan und die weinende Mutter aus seinen ehrlichen Jungenaugen ernst dazu angesehen:

„Ich versprech' es dir, Mutting."

„Gib mir auch einen Kuß — — so — — und nun Dörthchen einen. Du wirst es ganz gewiß und heilig nicht vergessen?"

„Nein, Mutting; ganz gewiß und heilig nicht. Soll ich dir nochmal meine rechte Hand drauf geben? Da! — — Bitte, weine nur nicht mehr, Mutting."

„Ich weine nicht mehr — es ist alles gut so; ich verlasse mich auf dich, Ludwig. Nun wollen wir hinunter und Abendbrot essen. Nimm Dörthchen an die Hand, und geht zu Ochen und ruft Herrn Söderlund. Setzt euch nur an den Tisch und brockt ein, bis ich auch komme. Ich möchte euch gern noch ein Lied in den Kranz schreiben; das müßt ihr dann manchmal zusammen lesen und dabei an eure Mutter denken, Ludwig."

— — — — — — — — — — — —

Als ob sie eine Ahnung des Kommenden gehabt hätte. —

Am vierten Tage nach diesem war sie schon ins Grab gelegt worden. —

— — — — — — — — — — — —

Oft hatte Ludwig, nach Mutters Tode, Dörthchen die traurige Geschichte aus der Kinderzeit erzählt, getreulich, Wort für Wort, und hatte ihr, ehe sie lesen konnte, das Lied im Blumenkranze, das er selbst nur erst halb verstand, vorgelesen, bis sie's auswendig wußte. Er pflegte es mit seinem ernsthaftesten Ausdrucke vorzutragen, und seine Stimme kam dabei ins Beben, so daß dem horchenden Kinde das Gedicht geheimnisvoll und sehr rührend erschien. Er hatte auch nicht geruht, bis Mutters Blumenkranz — für sein eigenes Taschengeld — eingerahmt und über den langen Schreibtisch in Vaters Stube gehängt worden war.

Vaters Schreibstube hieß nun die Schulstube und später würde sie Ludwigs Reich werden, wenn er ausstudiert haben würde.

Und trotz bunter Studentenmützen, Fechthandschuhen und Schlägern, von denen Ludwig gern als von der zukünftigen Wandverzierung seines Reiches fabelte, sollte Mutters Bild dort über dem Schreibtische hängen bleiben, so lange sie beide lebten, Ludwig und Dörthchen. Ihr heiliges Vermächtnis war das Lied im Blumenrahmen, obwohl ein wirklicher Dichter, Paul Heyse, und nicht Mutter, es gedichtet hatte.

Ein Bruder und eine Schwester —
Nichts Treueres kennt die Welt,
Kein Goldkettlein hält fester,
Als eins zum andren hält.

Zwei Liebsten so oft sich scheiden;
Denn Minne, die ist voll Wank.
Geschwister, in Lust und Leiden
Sich lieben ihr Leben lang.

So treulich, als wie beisammen
Der Mond und die Erde gehn,
Als wie der Sternelein Flammen
Alle Nacht bei einander stehn.

Die Engel im Himmel sich's zeigen,
Entzückt bis in Herzensgrund,
Wenn Bruder und Schwester sich neigen
Und küssen sich auf den Mund.

Zweites Kapitel.

So stand es im Lebenskranze geschrieben, den die rosenfarbene Schleife der Geschwisterliebe zusammenband, und kein Lied in allen Büchern der Welt konnte, für Bruder und Schwester, diesem gleichkommen. Noch heute nicht! Und doch war Ludwig nun schon seit zwei Jahren Rechtsanwalt und hielt sein Büreau mit drei Schreibern in Ekendorf zwischen Postamt und Gasthaus „Zur Stadt London", während Dörthe draußen auf dem alten Ekenhoff die Wirtschaft für ihn und Ochen führte. So wenig hatte sie mit ihren zwanzig Lenzen von Welt und Leben gesehen, daß es, in Anbetracht der mächtigen Vorwärtsströmung von heutzutage, je nach persönlicher Auffassung, zum Verwundern oder zum Beneiden war.

Wo konnte es denn auch besser und schöner zur wonigen Junizeit sein, als daheim auf dem Ekenhoff?

„Das ist ja alles richtig und begreiflich, und unsere Rosen und Reseden riechen wirklich zehnmal besser als die aus der Stadt," sagte Ludwig und versenkte seine Nase wieder in den Strauß, den er Dörthe von seinem Stadtausfluge mitgebracht hatte, der neuen Rosensorte wegen. „Aber sieh, du mußt endlich einmal hinaus und dich umgucken; du wirst mir zu einkennern. Warte nur, bis ich meinen Riesenprozeß gewonnen habe, dann rückt Leuchtmann einen netten Posten heraus, und Söhle ist auch nicht derjenige, der sich lumpen läßt. — Dann kommt nämlich, in deinem Interesse, das sogenannte Zwangsverfahren. — D e i n e Unterstützung setze ich natürlich voraus, Ochen."

Die alte Frau wiegte den Kopf und lächelte:

„Was verlangst du, Heißsporn? Sie hat drei klassische Theaterstücke gesehen und die Zauberflöte gehört und Samson und die Matthäuspassion in der Kirche. Das ist schon ganz hübsch für den Anfang. In meiner Jugend dachte man überhaupt nicht an dergleichen, wenn man auf dem Lande wohnte und spinnen und einschlachten mußte, Ludwig. Man blieb zu Haus und las seine guten Bücher, wenn man einmal Zeit hatte."

„Ich weiß auch schon viel mehr, als Ludwig denkt, nicht wahr, Ochen?" meinte Dörthe altverständig, „und sag mir bloß, mein Junge, wie sollte ich hier wohl j e abkömmlich sein?"

„Hm! Hm! Hm!" machte Ludwig statt der Antwort, kniff Dörthe ins Ohr, nahm sein Buch unter den Arm und schlenderte in den Garten hinaus, um auf der weißen Bank zu lesen, bis seine Büreaustunde schlüge, und nebenbei zu erproben, ob noch reife Erdbeeren vorhanden seien.

„Vom Beet weg grasen: das ist ja die Höhe der Gefühle. — Komm mit, du!"

„Ich komm' gleich nach! Geh du nur, Naschkater!"

Sie lachte hinter ihm drein:

„Thut er nun nicht genau so, wie ein dummer, kleiner Bengel, Ochen? Immer und immer vergeß ich's, daß er acht Jahre und vier Monat älter ist, als ich. Ja, siehst du — manchmal denk' ich mir so, daß er — — — oder nein: vielleicht stellt er sich nur mir zuliebe so jung, der süße Naschkater. Was meinst du, Ochen?"

„Kindersinn beim Manne, das ist wohl etwas Schönes; das erhalte ihm Gott. Sei du nur dankbar für die acht Jahre Unterschied zwischen euch, mein altes, kluges Dörthchen. Wenn ich, nach Gottes Willen, meine Augen schließe, weiß ich ganz gewiß,

daß dein guter Bruder als ein zweiter Vater für dich sorgen wird."

Dörthe warf ihr Nähzeug in den Korb, sprang jählings vom Stuhl in die Höhe und preßte ihr junges Gesicht, hellblond und blühend, wie einst das väterliche Antlitz gewesen war, mit aller Gewalt gegen die Wange der alten Frau:

„Mein geliebtes Ochen! Ich flehe dich an, sprich nicht davon! So etwas Schreckliches — und die Sonne scheint heute so himmlisch. Es gibt ein paar Dinge, die kann ich nicht hören. Du weißt es doch! Dich wollen wir nicht missen, noch lange nicht!"

„Lang oder kurz, das steht in Gottes Willen, mein Dörthchen. Nächsten Herbst bin ich achtzig; das ist ein schönes Alter und jeder Tag ein Gnadengeschenk. Jedenfalls ist es mein Glück und meine Friedensquelle für den Lebensrest, daß ihr zwei einander habt und so fest zusammenhaltet."

Dörthe nickte ein paarmal rasch hintereinander, und ein seliges Lächeln verklärte ihr Gesicht. Die Augen wurden unbeschreiblich zärtlich. Dann aber zog sie ganz unvermittelt die Stirn kraus und setzte Lippe energisch auf Lippe, so daß ihr Mund fest und scharf erschien. Irgend ein unliebsamer Gedanke flog ihr durch den lebendigen Sinn. Unbeweglich starrte sie durch die offene Hallenthür gradeaus in den Sonnenglanz, hinüber zur weißen Bank neben dem Goldahorn, jenseits des großen, halbgemähten Grasplatzes. Eben legte Ludwig sein Bürgerliches Gesetzbuch und die Cigarrentasche ins Lehneneckchen und schlenderte quer übers Gras zur Erdbeerrabatte. So zufrieden sah er aus, wie es einem heiteren, kerngesunden Menschenkinde nur irgend zukommt.

In vollem Lauf stürzte Dörthe hinter ihm drein:

„Ludwig! — Nimm mich mit, Ludwig — warte!"

Dann ging der Ruf urplötzlich in Singen über, das reizende Wüllnersche:

„Ein Bruder und eine Schwester —
Nichts Treueres kennt die Welt,
Kein Goldkettlein hält fester,
Als eins zum andren hält!

Zwei Liebsten so oft sich scheiden,
Denn Minne, die ist voll Wank — —!"

Da hatte sie ihn und sprang ihm an den Hals. — — — — — — — — — —

„So ihr nicht werdet wie die Kindlein — —!" sagte der Ekendörfer Pastor, der von der Hofseite her in den Garten kam und sich an Dörthens Lerchengeschmetter freute, und die alte Frau gab ihm freundlich die Hand:

„Das ist schön, lieber Pastor; Sie kommen grade zum Kaffee zurecht."

Drittes Kapitel.

Ein stiller Tag auf dem Lande. Von früh an hatte es in Absätzen geregnet, endlich einmal wieder, nachdem der ganze Juni dürr und glühheiß gewesen war. Zuerst ein paar große Gewitterschauer mit Blitz und Krach und platschenden Wassersträhnen, daß es nur so aufdampfte von den neuerquickten Wiesen, während in den Wolken der siebenfarbige Bogen stand, mit einem Fuße auf den Waldhügel und dem Ekendörfer Kirchendache. Der andre ruhte am flachen Horizonte des Weidelandes, und dazu tönte unablässig, bald hoch bald tief, bald nah bald fern, das Klingen der Algäuer Kuhglocken. Das gab dem ganzen Naturspiele eine absonderliche Poesie, die sich als etwas Unvergeßliches ins Herz senkte.

Nun regnete es seit Stunden sacht weiter, ein feines, stetiges Sprühen, und der Garten lebte auf und lachte in frischen Farben; man konnte dem Wunder förmlich nachgehen mit den menschlichen Augen.

Großmutter that es von ihrem Söllerplatze am Wohnstubenfenster aus. Dörthe hatte leider keine Zeit zum Feiern und Gucken. Schon den ganzen Tag hindurch nicht. Die Flickwäsche und die Erdbeeren im Einmachkessel mußten notwendig besorgt werden und zwar mit Hingabe. Großmutter war ab und zu gegangen, Schlüsselkörbchen am Arm, als Oberkönigin, wie die Kinder sie früher einmal getauft hatten, und Dörthe hatte bis Mittag in der Nähstube gegen Norden gesessen, wo die Schattenmorellen am Spalier wuchsen, und hatte gestichelt und mit der Nähmaschine gerattelt, ohne die junge Stirn zu entrunzeln; denn sie mußte immerfort nachdenken, so intensiv und doch fieberhaft erregt, daß sie beim gelegentlichen Sprechen wahrhaftig ‚ja' und ‚nein' verwechselte. Nach Tisch war sie dann, ebenso gedankenvertieft, in die Küche übergesiedelt und hatte ihrem zerstreuten Ich

einen tüchtigen Puff gegeben, weil Erdbeerenmarmelade etwas Heikles an sich besaß: die leichte Anbrennbarkeit nämlich. —

Der Herd glühte. Eine richtige, tüchtige Feuerstelle nach der alten Mode und ein blanker, verbeulter Messingkessel auf den Flammen.

Die beiden Fenster zum Hof hinaus standen offen. Der Regen gluckte in der Rinne und rauschte im Laub der Hoflinde, unter deren Wipfel die Essensglocke am handfesten Läutstrick hing. Über dem ganzen Hofe schwebte der Lindenblütenduft stark und süß, und heute, nun die Felder unter Gottes Segenshand stilliegen mußten, gab's eine ruhige Emsigkeit beim Wagenschmieren und Geräteausbessern. Vom Schmiedeamboß unterm Schuppen her kam das metallische: ‚klick-kling!‘ des Hammers, der auf die Eisenstange fiel; das Rad, das den Wetzstein trieb, schnurrte, und die Schneide des Holzbeils, die Dierk schärfte, gab einen knirrenden Schabeton. Auf der Diele trippelten die Hühner spazieren; die Enten quackelten zwischen der grünen Grütze des Fischteichs, und die Tauben hockten verplustert am Dachfirst hin. Dann und wann, von fernher, brüllten die weidenden Kühe tief und wohlig, und nun krähte der gelbe Hahn und flatterte vom Wiemenleiterchen herab. Er meinte am Ende, daß der erste, schwache Sonnenblick, der sich flüchtig zwischen den grauen Wolken hindurchstahl, schon einen neuen Tag bedeute. Es schlug aber erst halb vier. Dierk legte sein blankgeschliffenes Beil ins Scheunenthor und trabte zur Linde, um die Kaffeestunde für Herrschaft und Gesinde anzuläuten.

— — — — — — — —

„Stell mir einen Tassenkopf voll auf den Herd, Beta, ich kann jetzt nicht vom Kessel weg,“ sagte Dörthe und zog den Holzlöffel aufmerksam durch ihr Fruchtmus. „Nein — laß es überhaupt mit dem Kaffee; ein Glas Wasser ist mir heute viel lieber — aber recht kalt, Beta.“

„Nicht doch, mein Dörthchen,“ unterbrach Großmutter, trat an den Herd und rückte eigenhändig den Kessel beiseite. „Du willst nicht essen und nicht trinken und regst dich unnütz auf. Sei vernünftig, mein Mädchen. Vor morgen abend kann unser Ludwig kaum zurück sein, und was für eine Nachricht er uns mitbringt — wir wollen's gelassen und freundlich annehmen, nicht wahr? Komm jetzt zum Kaffeetrinken. Mir ist's heut reichlich kühl in den Stuben; ich stehe hernach gern ein bißchen am Herd und koche dein Mus fertig. (Setz es solange auf die Seite, Beta.) — Du sollst hinaus in den Garten; guck, es regnet nicht mehr, und sollst dir deine Aufregung vom Herzen weglaufen.“

„Sag lieber: ‚vom Herzen wegpflanzen,‘ Ochen. Das ist dann doch zu etwas gut, weißt du. Fühl meine Backen, wie die brennen! Wär's doch schon morgen! Ja, ich will Sommerblumen umpflanzen; ellenhoch schießen die Dinger in den Töpfen. Endlich hat der Regen den Boden aufgeweicht.“

„Ist mir recht, Dörthchen. Deine Uhr gibst du mir solange in Verwahrung. Dann geht dir die Zeit besser hin. Jetzt sei erst gemütlich, komm. Nimm den Rahmguß gleich mit, Kind, und da sind auch krosse Zwiebäcke.“

— — — — — — — —

Eine Viertelstunde später band Großmutter sich die umfangreiche Blaudruckschürze über ihr sauberes Sommerkleid und streifte die Ärmel vom Handgelenk zurück. Das paßte sich besser für Küchenarbeit, und Beta wischte den Binsenstuhl noch einmal extra ab für die Frau, weil sie beim Musrühren lieber am Herd sitzen als stehen mochte.

Dörthe lief in die köstliche Frische hinaus, hochgeschürzt, als ginge es zum Melken ins nasse Wiesengras. Auf dem Kopf den großen Gartenhut und Ludwigs abgedankte Handschuhe an den Fingern. Sehr viel hielt Ludwig darauf, daß sie ihre Hände pflegte; **sie** hatte eine starke Hinneigung zur Zwanglosigkeit; **er** war, nach dem Ausspruche seiner Freunde und Kollegen, ein regelrechter Feinmeyer. Da ging sie nun, die Wangen noch immer von innen heraus glühend, holte sich ihre Blumenpflanzen aus dem ursprünglichsten aller Treibhäuser und hielt dann von Stelle zu Stelle Umschau, wo sich noch leere Plätze fänden.

Wie der Hof vom süßen Hauche der Lindenblüte, so war der Garten erfüllt vom Dufte des Jasmins und der weißen Lilien, der Centifolien und Reseden, und das Jelängerjelieber, das die westliche Hauswand überzog, spendete auch sein Teil dazu. Der Weinstock an der Südmauer hatte kräftige

Träubchen angesetzt. Es war ein früher, blauer Klevner und Dörthe liebte und pflegte ihn besonders, weil er ihr Schlafstubenfenster umrankte und ihr die schönsten Früchte in die Hand schenkte.

Der Garten war sehr verbuscht und dunkel von seinen hundertjährigen Eschen und Eichen. Fast alle in Epheumänteln, wie die beiden Riesen, die hinter dem Hause Wacht hielten. Zwischen den Bäumen große Grasflächen und kunstlose Beete: eiförmige, bohnenförmige und runde. Viel Würzkräuter: Rosmarin und Melisse, Lavendel und Thymian; viel Eisgewächs und Immergrün, das in die Fußpfade hinüberkroch. Von Koniferen nur Taxus und Lebensbaum und die schlanke Tanne, die hinter dem Stallhof ein winziges Wäldchen bildete. Um den Garten lief die „Grafft", der breite Graben mit dem aufgehöhten, buschumfriedeten Blumendeiche vor den Kuhweiden, und nach dem Fahrwege zu, wo die Wagenräder tief im fetten Boden pflügen mußten, wenn es regnete, ragte hohes Strauchwerk über die Hecke empor. Neugierige Augen und Ohren von der Landstraße her hatten kein Glück. Knapp, daß sie den berankten Hausgiebel erspähen konnten und die Hühner gackern hörten.

‚O, du einziges Heim —!'

Jedesmal, wenn Dörthe hinaus an ihre Gartenarbeit ging, mußte sie das mit heißer Inbrunst denken. Besonders im Sommer, da hundert liebliche Stimmen und Stimmchen laut wurden: Vogelgesang, Grillenzirpen, Mückensummen und das emsige Surren der Honigbienen. Da Schmetterlinge gaukelten, und Libellen flitzten, und Düfte und Farben überall Entzückendes schufen. Vielleicht kam diese nie endende Heimatswonne in des Jahres Glanzzeit daher, daß Dörthe selbst ein Sommerkind war, eine Julirose. Vielleicht auch, weil sie den geliebten Besitz mit Ludwig teilen durfte, den sie über alles in der Welt liebte.

Seine Gefühle ähnelten den ihrigen, und in ihren Plauderstunden zu zweit freuten sie sich, in ewiger Wiederholung, darüber, daß des Urahnen dreihundertjähriges Haus weder Verkauf noch Umbau erlitten hatte, wie die Vormünder es seinerzeit des öfteren angeraten. Gas und Wasserleitung, Parkett und Spiegelscheiben entbehrten sie nicht: norddeutsch-zähe klebten sie an der altmodischen Traulichkeit, die allerhand Mühe und schlichten Sinn erforderte. Die Ekendörfer Honoratioren nannten das „komisch." Sie tauften ihre neuen Häuserchen bereits „Villa Bellevue" und „Villa Schengbier" u. s. w. und strebten einen Tennisgrund für ihre kluge Jugend an. Ludwig dagegen strebte seinen Ekenhoff genau so zu erhalten, wie er ihn überkommen hatte. Für sich und für Dörthe.

Sie wollten immer zusammenbleiben. So war's seit Kindertagen beschlossen. In dem Maße jedoch, wie Ludwig männlicher und selbstwilliger ward, stieg öfter und öfter ein Gespenst vor Dörthe auf. Das sagte ihr dann ein bestimmtes Wort aus der Bibel neben ihrem Bette vor. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," — lautete es. Sich selbst hatte sie noch niemals in Betracht gezogen. Aber Ludwig! — — — Wahrhaftig: wäre sie nicht immer so herzlich müde nach vollbrachtem Tagewerk, es hätte schlaflose Nächte geben können. Allein bis gestern war noch keine gekommen.

Ludwig kannte Dörthens Gespenst sehr gut. Einen Namen besaß es nicht. Es hieß schlichtweg: „Das" zwischen ihnen. „Wenn ‚Das' sich jemals ereignete —", „wenn du mir ‚Das' anthätest, — dann — — —!" sagte Dörthe, und Ludwig antwortete darauf, beruhigend und leichtherzig in einem Atem: „Unsinn — kein Russe denkt ja an ‚Das'. Du und ich, wir sind ein viel zu gut eingefahrenes Gespann, was? Aber eins rat' ich dir doch: sei klug und mach das Handpferd nicht scheu, sonst wird's am Ende trotzalledem ein Durchgänger." —

Das Handpferd war er selber, und Dörthens Gespenst war seine zukünftige Frau, die Gefürchtete und Gehaßte. —

— — — — — — — — —

Während Dörthe im linden Nachtröpfeln über das geschwungene Grafftbrückchen zum Deich hinüberwanderte, am rechten Arm ihren Korb mit Pflanzen und der Dose geraspelter Hornspäne, in der Linken die Gießkanne mit Blumenstäbchen und Bindebast und zum Pflänzer das ausgewetzte Küchenmesser im Schürzenqueder — dachte sie natürlich wieder an ihr Gespenst.

Diesmal durfte man sie nicht allzu arg schelten. Denn fern von ihr vollzog sich in diesen Tagen das denkwürdigste Ereignis des brüderlichen Lebens, seit dieser Bruder Amt und Brot hatte. Sein erster großer

Prozeß — ‚der‘ Prozeß, der schon zwei Jahre lang spielte, wurde heute oder morgen in letzter Instanz am Reichsgericht entschieden, und auf Wunsch seiner Klientenfirma, für die er das bös verknotete Gewebe von Lug und Trug und Dieberei auseinander gewirrt hatte, war er gestern abend spät nach Leipzig abgereist, um der Schlußverhandlung und Urteilsverkündung persönlich beizuwohnen.

„Lebt euch um Gotteswillen nicht allzufest in den Ausgang zu meinen Gunsten hinein,“ hatte er seine Lieben beim Abendbrot noch gewarnt. Allein Dörthe glaubte nicht an seine Zweifel und Bedenken. Bloße Redensart.

Sie kannte sein Gesicht besser als ihr eigenes. Ohne Grund reckte er, am Vorabende der Entscheidungsschlacht, sein glattes Kinn nicht so bewußt aus dem hohen Stehkragen heraus, noch strich er ihren Stolz, das gedeihliche, blonde Schnurrbärtchen über dem feingeschnittenen Munde, so unternehmend in die Lüfte und verbarg lachende Augen hinter dem Kneifer. Nicht einmal Herzklopfen hatte Dörthe verspürt, als er sich dann, Reisetasche aufgeschnallt, aufs Rad geschwungen, um zur Bahnstation, etliche Kilometer jenseits Ekendorf, zu radeln. Dort, in der Packkammer, sollte das Stahlroß seine Heimkehr erwarten.

„Wann haben wir dich ungefähr zurück, lieber Ludwig?“ fragte Großmutter.

„Na — — kann sein übermorgen; kann sein Montag früh, falls ich etwa in Auerbachs Keller sehr blau machen müßte, Ochen; kann sein gar nicht. Wenn mich die Leipziger Oberbonzen doch noch 'reinlegen, nehm' ich den nächsten Schnellzug nach Kiautschou. Dann seid ihr mich endgültig los.“

„Mein liebes Kind; solche Witze mag ich nicht leiden.“

„Ich eigentlich auch nicht, Ochen. Aber Galgenhumor ist doch immer besser als gar kein Humor. Hoffen wir das Beste, und drückt mir tüchtig den Daumen. Hiermit eiligst adieu — laßt's euch gut gehn.“

„Auf Wiedersehn!“

„Lebwohl! — Auf frohes Wiedersehn!“

So hatten sie ihm nachgerufen, die alte und die junge Stimme. Das Scheunenthor gab ordentlich ein Echo her. Lange standen sie, Arm in Arm geschlungen, in der lauen, sommerlichen Halbdunkelheit vor der Deichpforte und verfolgten den Lichtpunkt, der die Kurve des Fahrweges fliegend zeichnete, winziger und winziger werdend, bis er dem Johanniswürmchen glich, das leicht und lautlos an der Ligusterhecke hinschwebte.

Nun verschwand das lebende Fünkchen im Grün und losch aus, und es zuckte durch Dörthchens aufgeregte Gedanken:

‚Ihr guten Sterne — bleibt bei ihm!‘

Ihre erste, schlaflose Nacht hatte sie erlebt, thörichte, junge Seele, und unablässig mit ihrer Gespensterfurcht gerungen.

‚Wenn er seinen Prozeß gewinnt — dann ereignet sich ganz gewiß ‚Das‘! — Dann verlier' ich ihn ganz gewiß! — Es darf nicht sein — ich kann ihn nicht missen — lieber Gott laß' ihn mir — —!‘

Ja, geweint hatte sie darüber in der Stille und sich heute früh geschämt wie ein Schulkind, das eine dumme Antwort gegeben hat. Aber ihre unruhige Spannung verlor sich doch nicht, und deswegen konnte sie sich heute mit Arbeit gar nicht genug thun.

— — — — — — — — — — — —

Bis die Dämmerung des grauen Tages sank, jätete, pflanzte und ordnete sie im Garten, so gedankenverloren, daß sie's nicht einmal merkte, wie ihr Hutrand vom erneuten Regen tropfte. Der machte sein einförmiges Trommelgeräusch auf den riesigen Huflattichblättern, die den Rand der Grafft säumten. Es war die richtige Begleitung zu Dörthens Grübeleien, und die Tauben, droben in den Baumkronen, rucksten melancholisch; der Kuckuck rief wohl hundertmal seinen Namen, und niemand wußte, wo er zu Haus war, und wen er narrte. Es lag lauter Flüstern und Raunen in der weichen Luft und lauter Frage und Geheimnis. Was Wunder, wenn ein Mädchenherz ins Träumen kommt und gar nicht mehr weiß, was die Glieder thun.

Ohne rechte Empfindung davon schob Dörthe ihre alte Rohrmatte weiter, die Rabatte entlang, die vor den verfilzten Schneebeeren- und Mairosenbüschen des Blumendeiches hinlief. Bückte sich unter den Ästen der Wildquitten durch, die ihren Weg überhingen, und kniete vor jeder lichten Stelle auf den nassen Kiespfad nieder, um ihre Sommerblumen mit allen Würzelchen einzusenken und an Stäbe zu binden. Brennende Liebe neben Blaueisenhut, und



Mädchenbildnis. Nach dem Gemälde von A. Erdtelt.

Bartnelken hinter Gretel im Grün und Löwenmäulchen.

Kein Volkslied kam über ihre Lippen wie sonst. Ein paarmal seufzte sie aus tiefster Brust, deckte die erdige Hand achtlos über ihre Augen und flüsterte vor sich hin: „Ludwig — — — Lud — — wig —!"

Niemand störte sie auf, bis urplötzlich die Enten, die als geschlossene Kolonne durch die Wassergrütze schwammen, ein lautes Quacken und Schnattern und Flügelrauschen anhuben, weil Ludwigs Jagdhund, der Brauntiger Styx, seiner jungen Herrin nachgespürt hatte und jählings durch die Huflattichwildnis brach. Da schrak die Träumerin empor. Das dunkle Rot kam und ging in ihrem Gesichte; die weiten Pupillen ihrer lichten Augen zogen sich so rasch zusammen, daß der Blick fahl wurde. Aus dem frischen Antlitze ward im Handumdrehen eines, in dessen Zügen stürmische Leidenschaftlichkeit aufgewacht schien. Nur blitzesflüchtig. Jetzt lachte sie schon wieder über sich selbst, schüttelte die Regentropfen vom Hutrande, die Erde aus der blauen Schürze und lockte die Enten samt dem wedelnden Störenfriede zu sich her, während sie ihre Hände im Grabenwasser wusch. Dann barg sie ihr Gerät im Schuppen beim Kälberstall am äußersten Ende des Blumendeiches und schnitt noch einen mächtigen Strauß von steifen Lupinen, Hollunder und Bandgras für den Delfter Krug auf dem Hallentische.

— — — — — — — — — — —

Fröhlich und rosig wie sonst kehrte sie ins Haus zurück. Das Abendbrot stand schon bereit. Die frischgemolkene Milch schäumte warm in der Steingutkanne, die Butter lag goldgelb auf den grünen Weinblättern, und neben dem neubackenen Brote stand eine reichliche Probe vom Fruchtmus. Gesunde Kost: Dörthe ließ sich nicht lange bitten. Auch der Tagesrest bis zum Schlafengehen hatte die gewohnte, schöne Traulichkeit. Die Nachtigall im Garten schwieg seit Johanni; dafür spielte Dörthe auf ihrem guten Tafelklaviere das liebliche Hirtenlied aus dem „Tannhäuser" und den Elysiums-Gesang aus Glucks „Orpheus" mit hübschem Verständnis für Großmutter. Großmutter las dann noch, zur Belohnung und zum Beschluß, vier oder fünf Abschnitte aus „Werthers Leiden" vor. Dörthe kannte es noch nicht, und so wie das geliebte Ochen es las, war es ihr zehntausendmal anziehender, als alle modernen Geschichten, die Tante Doris, Mutters ältere, unverheiratete Schwester, ihr zu Geburtstag oder Weihnachten aus Berlin zu schicken pflegte. Aus denen machte das weltfremde Landkind sich nichts.

Ja, es war ein friedensschöner Abend, und dennoch:

„Gott sei Dank, mein Ochen — nun ist es bald morgen," sagte Dörthe, ehe sie den Gutenachtkuß tauschten.

Viertes Kapitel.

„— — und ich muß also zur Kirche, Ochen?"

„Von ‚Müssen' ist keine Rede, mein Mädchen. Ein christliches Haus ehrt den Sonntag, und solang wie ich hier noch eure Oberkönigin bin, vertrittst du meine Stelle und gibst den Diensten das Beispiel, wenn mir der Kirchgang einmal nicht gut möglich ist, wie heute. Mit Neunundsiebzig darf man solch einen häßlichen Husten nicht einreißen lassen, und du meinst ja, daß du mich noch nicht missen kannst — —?"

„— verzeih mir, Ochen — —"

Dörthe sagte kein weiteres Wort, sondern ging hinauf und zog ihr reines, blaugetüpfeltes Waschkleid an. Nicht nach der allerletzten Mode, aber es stand ihr gut, und die Rosen des sonntäglichen Florentinerhutes paßten dazu. Vor dem Spiegel ertappte sie sich darauf, daß ihr Thränen in die Augen getreten waren, so brennend gern hätte sie zu Hause aufs Ludwigs Heimkunft gewartet, ans Wohnstubenfenster festgenagelt. Von dem aus übersah man den Ekenhöffer Privatfahrweg, bis zur großen Biegung, mit dem er in die öffentliche Landstraße einlief. —

Das erste Läuten, hell und schwach, klang schon von Ekendorf herüber. Dörthe fuhr rasch mit dem nassen Handtuchzipfel über die trüben Augen, nahm Gesangbuch, Schirm und Handschuh, rief Großmutter durch den Thürspalt Lebewohl zu und steckte sich ein Büschelchen Grasnelken vorn in ihr Blusenhemd.

Vor sich her sah sie den Hofmeier auch zur Kirche gehen; der Goldschnitt seines Gesangbuches blinkerte im Sonnenschein, und mit dem hängenden Arme ruderte er, beim Gehen, durch die Luft. Seine Frau

hatte seit gestern ihre oldenburgischen Enkelkinder zu Besuch; die kamen wohl ein bißchen später nach. Es war Dörthe heute sehr recht, daß sie Gesellschaft nach Ekendorf hatte, um ihr Hangen und Bangen nach Ludwig zu beschwichtigen. Sie machte große Schritte:

„Nehmen Sie mich mit, Brünings."

Brünings blieb stehen und zog die schwarze Schirmkappe:

„'Morgen, Fräulein Do'thee. Gut zu Wege?"

„Danke, Brünings. Sehr gut."

„Is mir lieb. Die Frau auch gut zu Wege?"

„Na — nicht so recht. Der Husten."

„Die Frau soll ihr man ja un ja in Acht nehmen. Das geht solange, as es geht. Ich weiß da auch 'n Stückschen von zu singen, von die Brustkrankheit. Die hat unse Koord auch gehabt. Bloß daß unsen Koord der Mast von die Boot auf 'r Bost gefallen is, damals, wo unse Herr un unse junge Frau noch lebten. Heute vor fumbzehn Jahr is unse Koord verstorben, Fräulein Do'thee."

„Das ahnte ich gar nicht, Brünings —"

„Können Sie auch nich, nehm' ich Fräulein Do'thee nich im geringsten vor übel. Je ja — je ja — das is nu so! — — Ich bün heute man slecht auf Sprechen gestellt, Fräulein — — Mein' Frau un unsen Koord sein' drei Jungs gehn auch nach'r Kirche; das 'hört sich so, wegen den Todestag. Kommen 'n bißchen laater. Mein' Frau muß erst das Essent zu Feuer bringen, — hm — ja —!"

Damit verstummte er, und schweigend hielt Dörthe mit ihrem ungleichen Gefährten Schritt. Er hatte ein ältliches Gesicht, bartlos und rosig über dem schwarzen Halstuche; scharfe Züge, tiefliegende Augen. Das eisengraue Haar krullte sich bis zur Wurzel. Zuweilen that er in Gedanken einen halblauten Schnaufer, nickte vor sich hin und faßte sein Gesangbuch fester. — Ein einzigmal, eben vor der Kirchthür, fragte er laut:

„Wennehr kommt unse Herr wieder, Fräulein Do'thee?"

„Hoffentlich heute doch."

„Wenn 'r nu sein' Prozeß durchgeholt hat, un Söhle un Leuchmann zahlen ihm aus, denn kann Fräulein woll so gut sein un sagt 'n Wort wegen das neue Dach for dem Bullenstall un wegen den arte'schen Brunnen un wegen die Dröschmaschine —"

Dörthe wurde rot vor Schrecken, ob so vieler Wünsche. Gottlob, daß gerade die Orgel zu spielen anhob, und daß Frau Brünings atemlos im Nachtrabe erschien, Koords drei Flachsköpfe in den schwarzen Tuchjacken vor sich hertreibend. Nun brauchte sie nichts, an Ludwigs Statt, zu erwidern und zu versprechen. Sie gab der Frau die Hand, nickte den Jungens zu und setzte sich andächtig in den Ekenhöffer Herrschaftsstuhl, rechts vom Portal und der Kanzel schräg gegenüber. Zwischen den gewundenen Holzpfeilern, von denen verblaßte, grüne Gardinen herabhingen, saß sich's wie in der eigenen Kammer. Allein mit Gott und Gotteswort, und doch vereint mit den Gestalten, die einem, von Jugend auf, in Leben und Denken hineingewachsen waren.

Dörthe vergaß es für eine Weile, daß sie Ludwigs Heimkehr so sehnlich erwartete.

* * *

Die alte Frau saß auf dem Söller im Wohnstubenfenster über ihrer Gerokschen Predigt. Neben ihr lag „Psalter und Harfe" aufgeschlagen. Die Sonne schien ihr klar ins Zimmer. Auf dem Eschenzweige, dicht vor der offenen Luftscheibe, wiegte sich ein buntes Vögelchen und zwitscherte ganz leise in sich hinein. Es sang auch sein Sonntagslied. Droben am Simse flog die Schwalbenmutter ab und zu, und die Jungen wisperten im Nest. Es war wie ein belebtes Bild aus der alten Zeit feiner Kleinmalerei. Das schwarze Kleid der Lesenden mit weiter Seidenschürze darüber schuf den dunklen Gegensatz zu der leuchtenden Tönung des heiteren Morgenlichtes und dem Gemisch reiner Naturfarben.

Sie las ihre gute Predigt so aufmerksam, daß sie Ludwig und sein Rad nicht kommen sah und keine Ahnung von seinem heftigen Schnupftuchwinken hatte. Als sie eben beim „Amen" angelangt war, stürmte er zu ihr herein. Völlig wider die gesetzte Art, die er, als Hausherr und jugendliche Respektsperson, gern zur Schau trug.

„Mein Ochen, guten Morgen! Da bin ich wieder. Nicht nach Kiautschou, und so glücklich! — — Na, unmenschlich vergnügt, Ochen!" — Er fiel ihr um den Hals

und küßte sie ab, daß ihre Brille und sein Kneifer Gefahr liefen. — „Wo ist Dörthe?"

„Lieb' Kind; besinne dich, daß heute Sonntag ist."

„Richtig, richtig — Sonntag! Donnerwetter, den hab' ich doch total verschwitzt. Ja, ja — — nicht schelten, Ochen; ich kann das Kind kaum abwarten, so freu' ich mich zum voraus. Erst laß mich ein klein bißchen genießen. Bleib sitzen; ich hole mir alles zusammen. Du sollst gleich hören — bitte, bleib doch ruhig sitzen!"

Aber sie stand natürlich auf, klappte ihre Andachtsbücher zu und legte sie beiseite und deckte ihm selbst das Eckchen des großen Wohnstubentisches. Auch die Portweinflasche und das Spitzglas holte sie aus dem Eckschranke hervor:

„Solch einen jungen Sieger muß man verziehen. Wir haben dir allerhand Gutes in der Speisekammer aufgehoben. Kaffee steht am Ende noch auf der Platte warm. Sine ist draußen; klingle du nur, Kind. Komm, gib mir einen rechten Kuß, mein alter Junge. Ich wollte, deine teuren, seligen Eltern hätten diesen schönen Tag erlebt."

„Ach, Ochen, was ist das auch für ein schöner Tag! Mit Glanz gewonnen. Wahrhaftig, nicht ein rostiges Glied in der Kette. Alles stimmt und greift glatt ineinander. Bitte, nimm das nicht für Eigenlob, Ochen. Wie der Mensch, der Leuchtmann, mir das Material präpariert hat, das ist nämlich einfach phänomenal! An dem und seinem biedren Kumpan Söhle hab' ich nun feste Klienten, und stell dir vor: die Wollkämmerei - - — —! — na, davon später. Das giebt im Herbst wieder ein nettes Pöstchen saure Arbeit. Aber vorher stell ich die Liquidation für Söhle und Leuchtmann auf, und Ferien werden gemacht, mein Ochen! Ganz gründliche und mit Dörthe, und dir laß ich Tante Doris kommen, zum Trost, wenn wir auf und davon gehen. Ja, so wird's. Du sollst sehn, Ochen! — — — Sag mal — ganz unter uns: eröffnest du mir nötigenfalls einen kleinen Kredit bis Mitte September? Sechstausend Mark springen ganz sicher für mich heraus, bei der Sache. Eher mehr als weniger. Wie findest du das?"

„Lieb' Kind; das alte Herz ist glücklich mit deinem jungen Herzen. Das mußt du doch auch so warm fühlen, wie ich es meine, nicht wahr? Aber der alte Kopf, der kann nicht mehr so flink folgen. Den Kredit sollst du haben —"

„Danke, danke innigst." Er nahm die welke Hand in seine und küßte sie. „Ich werde schon wieder ruhig und logisch, geliebtes Ochen, siehst du: es mußte nur gleich alles heraus — alle die Freude. Jetzt eß' ich flink einen Bissen und dann muß ich meinem Dörthchen entgegen."

„Thu das nicht, mein guter Junge. Dörthe erwartet dich nicht vor heute abend. Laß sie erst in Ruhe ihre Predigt durchdenken, und iß du auch in Ruhe. — Ja, das ist recht, Sinchen; deck ihm ordentlich auf; nimm nur das reine Tischlaken, mein Deern. — Glaube mir, lieb' Kind; zu Hause ist das Wiedersehn viel schöner, als auf der Landstraße."

„Zwei Tage Trennung und solch ein Umschwung!"

Er sah die alte Frau an wie eitel Sonnenschein. Eine geerbte Million hätte ihn nicht annähernd so beseligen können, wie diese ersten, erarbeiteten sechstausend Mark in sicherer Aussicht. Dann ließ er sich's mit vortrefflichem Appetite wohl sein, und sobald er sein Messer nicht benutzte, griff er nach der lieben, runzeligen Hand, deren Fingerspitzen immer kühl waren, um sie in seiner warmen, jugendkräftigen Hand zu halten und zu drücken.

* * *

„— — und was wird nun?" — fragte Dörthe.

Es war eine halbe Stunde später. Sie saß droben in der Schreibstube am langen Tisch auf des Bruders Knie und drückte den Kopf gegen seine Wange. Ihr Gesicht war noch blaß von der großen Erregung.

Ludwig zog sie lachend an sich, drohte ihr, weil er ihr Herz noch immer so stark klopfen fühlte, wie vorhin, und holte dann den neuen, roten Bädeker, den er sich gestern in Leipzig gekauft hatte, aus der Rocktasche.

„Was nun wird, Kleines? Dies wird. Guck du nur und mach runde Augen. Da, lies: Südbayern, Tirol, Salzburg &c. Wohin wollen wir zwei beiden? ‚Etcetera' ist: Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Schlag auf und überzeug dich: hier steht's gedruckt. Du hast die Wahl. Ich lade dich nämlich ein. Auf

fünf bis sechs Wochen ins Gebirge. — Nun? Was meinst du dazu, mein Dörthchen?"

„Ludwig! — Nein — wirklich?"

„Dörthe! — Ja, wirklich. Mit göttlichem Leichtsinn gehn wir los, so weit du willst, und so hoch du kannst."

Einen Moment sah sie ihn starr an, ob der unfaßlichen Großmut; dann nahm sie sein vergnügtes Gesicht in ihre beiden Hände und lachte vor Wonne.

„O, Junge — ist das wahrhaftig wahr? O, du entzückendster Mensch du! — Daß du an mich denkst und nicht an ‚Das'!"

Er hielt ihr den Mund zu und wurde plötzlich ernst.

„Liebes Dörthchen — dies kindische Thema soll jetzt abgethan sein, hörst du? — Du hast Rechte an mich, und Ochen hat Rechte an mich, und die Arbeit und die Zukunft auch. Dafür bin ich ein Mann. Wenn ich dir die Versicherung gebe, daß ich für jetzt nicht den leisesten Vorsatz noch Wunsch habe, mich zu verändern, wie die kleinen Leute sagen, so mußt du dich damit zufrieden geben. Was einmal kommen soll, das kommt auch ganz gewiß zu seiner Zeit. Also weshalb das Gerede und Geängstige? Sei vernünftig, Dörthchen. Ziehe keine unnatürlichen Gefühle in dir groß. Vater und Mutter würden dir ganz dasselbe sagen, wie ich; glaub' mir's Dörthchen. Wir reisen zusammen, und wir lieben einander, heute und morgen und nach fünfzig Jahren: es wird immer dasselbe bleiben. Wenigstens von meiner Seite. — Und du? — — Sag!"

Er zog sie noch enger an sich, legte ihren schlaffen Arm um seinen Nacken und bot ihr die Lippen hin. Sie küßte ihn gehorsam, aber sie blickte ihn nicht an, sondern spielte, gesenkten Auges, mit den Fingern seiner Hand. Ihr Gesicht war sehr rot geworden; ihr Mund zitterte in den Winkeln, und die Eigensinnsfalte stand zwischen ihren Brauen. Direkte Antwort auf Ludwigs Frage gab sie nicht; sie sagte nur nach einer Pause:

„Du hast mir eine richtige Predigt gehalten, Ludwig; — dafür ist es ja auch Sonntag, ‚doppelt hält besser'. Ich will mir deine Worte merken."

„Schön. — Aber auch danach thun, Dörthchen; wie?"

Verloren nickte sie, stand von seinen Knieen auf, beugte sich vor, beide Hände auf die Tischplatte gestemmt, und so betrachtete sie Mutters Blumenkranz, den die Sonne hell beschien, mit dem Rosenbande und dem rührenden Liede im Rahmen der kindlich getuschten Blüten.

„Die Farben sind noch keine Spur verblaßt," sagte sie, „oder findest du's doch?"

„Nein, Dörthchen, nicht im geringsten. Du hast sehr recht," antwortete er, so ernst wie vorhin. „Die Schleife hält unsern Kranz auch noch fest zusammen und wird ihn unser Lebenlang so zusammenhalten. Wir müssen uns nur alle beide hüten, daß wir die Schleife nicht mutwillig aus dem Knoten zerren, hörst du?"

„— — an mir liegt das viel weniger, als an dir."

„O, das kommt auf die Ansichten an, mein Kind! — — Nein, dummes Zeug; was spalten wir denn Haare? Zu albern, du! — Da, setz' dich hier neben mich, und laß uns lieber die Landkarte studieren. Ochen ist zu Brünings hinausgegangen; heute ist Koord sein Todestag, soviel ich weiß. Wir haben noch wenigstens eine Stunde Zeit für uns bis Mittag."

Stumm setzte Dörthe sich, rechts von ihm, auf ihren Schreibplatz an der Schmalseite des Tisches, aber das wollte er nicht. Selbstwillig, wie in Knabentagen zerrte er den Hocker mitsamt seiner Last, so nahe wie möglich an seinen Stuhl. Er sah, daß sie hart kämpfte, um sich wieder zurechtzufinden. Deswegen faßte er unter dem Tische nach ihrer Hand, zog sie durch seinen Arm und sagte, um ihr zu helfen:

„Weißt du noch etwas? Ich habe uns aus München ein ganzes Stück Gebirgsloden verschrieben, grünlich und recht stark. Sobald es da ist, nehmen wir Rümker ins Haus, und er schneidert mir Joppe und Kniehose und dir ein richtiges Reisekleid mit allen Chikanen. Ich schenke dir dann auch meine punktierte Piqueeweste, die du so gern leiden magst; daraus macht dir Rümker noch etwas Hochfeines unter deine Jacke." Dann, als sie nur wieder undeutlich nickte und der gepreßte Gesichtsausdruck gar nicht weichen wollte, gab er ihr einen liebevollen, kleinen Stoß und sah ihr, von unten auf, in die Augen.

„Was für Nücken und Launen zähmst du dir? Was ist in dich hineingefahren?"

„Schlechtigkeit — —! Ich bin schlecht, Ludwig!"

„Das verbitte ich mir. Spielen wir hier ein Theaterstück?"

Zum zweitenmale schloß er ihr den Mund, diesmal aber war's mit seinen Lippen:

„Sei sofort vernünftig, Dörthchen!"

Sie umschlang ihn. „Verzeih' mir, Ludwig — — bitte, hab' Geduld mit mir."

Er neckte sie ob ihrer tragischen Miene und ob des Zanks um ungefangene Fische, und so neckten sie sich wieder in die gewohnte Heiterkeit und Eintracht hinein: Ohne weiteren Zwiespalt reisten sie auf dem Papiere. Nach München und über den blauen Achensee ins Österreichische hinein, ins Tirol, und Innsbruck würde die Pforte zum Alpenparadiese sein.

Als sie mit ihrem spitzen Bleistifte eben an den verlockenden Seitenthälern des Brennerpasses herumtiftelte, wurde Dörthe, mitten im besten Studieneifer, abermals nachdenklich. Unter dem offenen Fenster hörte sie Brünings mit Großmutter sprechen:

„— — — von wegen den Bullenstall un das Dach, das is nich mit 'n Eimer Ziment un 'n halb Dutz' Dachpfann' repariert, Madam; das liegt an's Sparrwerks un mit den Wurm ins alte Holz — —"

„Guter, geliebtester Junge mein," — sagte Dörthe und deckte ihre ausgespreizten fünf Finger über das Kärtchen vom Grödiner Thal und Tierser Thal und dem Ritten — „können wir solch eine teure Reise auch ohne Gewissensbisse verantworten? Bitte, bitte; ärgere dich nur nicht. — Ich möchte ja — o, so liebend gern! — aber Brünings hat mir alle unsre Wirtschaftsnöte ans Herz gelegt, vorhin auf dem Kirchwege. Das fällt mir mit einemmale wie Blei auf die Seele."

„Kind —! Ist mir ja alles bekannt; kommt mir ja schon im Traum vor. Ein neues Dach auf den Bullenstall, item: ein Bohrbrunnen, item: eine Dreschmaschine, und im Hintergrunde dräut noch die Drillmaschine. Beruhige du dich nur; dazu liegt's längst auf der hohen Kante. Weißt du, der Überschuß von den verkauften Spinnereipapieren und das, was wir seit vierundneunzig von unsern Zinsen nicht verbraucht haben, wir schlauen, einfachen Leute. Laß es nur noch ein Jährchen auflaufen oder zwei."

„So lange? — Geht das denn? — Brünings — — —"

„Brünings muß nicht denken, ich hätte den Goldesel im Stall. Die neumodische Nörgelei und Unzufriedenheit soll er mir nicht lernen. Ich bin kein sogenannter Zeitgenosse und blase nicht ins allgemeine Jammerhorn. Der Bulle kriegt sein neues Dach; versteht sich. So ein Kerl, der bei der Körung prämiiert ist, kann Rücksicht verlangen. Der Bohrbrunnen ist auch notwendig; im Wasser steckt Tod und Leben — seh ich also ein. Morgen schreib' ich nach Verden an den Sachverständigen. Die Dreschmaschine und die Drillmaschine gibt's anno neunzehnhundert, keine Stunde früher — basta! Gereist wird unweigerlich. Deine Pupille soll mir nicht so klein und eng bleiben, wie ein Stecknadelknopf."

„Bitte, du: Wangeroog und die Porta Westphalica — —"

„— genügt mir nicht für dich. Längst nicht. Bleib da auf der Karte und such ein bißchen herum; ich möchte nur rasch zwei Worte mit Brünings sprechen, weil er grade da unten steht und priestert —"

„— und sprich gleich mit dem Zimmermann über das Stalldach."

„Ja, ja."

„— und gib mir erst noch 'nen Kuß, Lu —!"

Ludwig zwickte sie derb in die frische Wange und duldete ihre Zärtlichkeit, die sich heftig und scheu zugleich gab, weil sie sich sagte, daß ein Mädchen es keinem Manne, selbst dem Bruder nicht, zeigen dürfe, wie glühend es ihn liebe.

„Lach mich nicht aus — — du ahnst nicht, Lu —," fing sie an; er aber schnitt ihr den Satz mit einem Scherzworte ab und ging in den Garten hinunter.

* * *

Der Hofmeier hielt seinen jungen Herrn länger auf, als dieser gemeint hatte, und wie er endlich in die Schreibstube zurück kam, fand er Großmutter neben Dörthe sitzen, Karte vor sich, Lupe in der Hand darüber, und Dörthens Gesicht in Flammen.

„Du machst mir mein Dörthchen rein toll mit deinen Plänen," sagte die Großmutter. „Sie studiert sich blind und weiß nicht, was sie am liebsten haben möchte von der Tiroler Herrlichkeit."

„Ludwig — entscheide du! Ich kann

ja nicht!" Sie streckte ihm die gefalteten Hände entgegen. „Ochen findet auch, daß die Entscheidung furchtbar schwer ist. Da ist Innsbruck mit der versteinerten Frau Hitt, und der Berg Isel, wo der treue Hofer gekämpft hat, und die Martinswand — alles bei Innsbruck allein, Lu!"

„— und Schloß Ambras, mit Phippine Welser, der du am Ende ähnlich siehst —"

„Nein, nein — o, Unsinn!" (Sie fuhr mit beiden Händen unwillkürlich an ihre schlanke, weiße Halssäule.) — „Ja, siehst du, und dann haben wir Bozen mit Walther von der Vogelweide, und zwei Stationen vor Bozen läuft auch noch das Tierser Thal direkt auf den Rosengarten zu. — Ochen — davon hast du uns früher solch ein entzückendes Märchen erzählt; weißt du's wohl noch, Lu?"

„Aber natürlich. Vom Zwergenkönig Laurin —"

„— der mit Dietrich von Bern im Streit liegt, und hält die schöne Similde hinter den sieben Thoren und dem seidenen Faden gefangen, hoch, hoch in seinem Rosengarten zwischen den starren Felsen. War's nicht so, Ochen?"

„Ganz genau so."

„Gott — wie oft hast du mir's erzählt! — — Zeig mir, wo das gewesen sein soll, Ludwig; das lockt mich am allermeisten."

„Bravo, Dörthe — jetzt haben wir unsern Wegweiser. Zeig' her — erlaube einen Moment, Ochen. Danke. Hier ist's: Blumau-Tiers; das machen wir also, und Bozen nehmen wir ausführlich mit."

„— und Innsbruck?"

„Innsbruck auch. Nach Tisch klügeln wir's fein aus."

„O, laß mich's jetzt thun! Gib mir den Bädeker und das Reichskursbuch."

„Erst Mittag essen."

„Ich kann nicht — vor lauter Wonne."

„Aber du mußt. Komm mit; marsch, marsch! So, das ist recht; mach mich noch tot vor der Abreise! — Steh mir bei, Ochen! Laß, du Unband!"

„Ich will den Schleifenknoten noch fester ziehn! — Fühlst du's? — Fühlst du's?"

Sie preßte ihn mit aller Macht gegen sich und sah ihn aus leuchtenden Augen an. Die alte Frau lächelte auch und freute sich. Allein an den glücklichen Kindern vorüber sah sie wehmütig auf den Kranz im schmalen, glatten Goldleistenrähmchen an der weißen Wand und dachte dabei an das liebevolle Mutterherz, das im Grabe schlief, unbekümmert um Erdenfreude und Erdenleid. —

Nun schlug unten im Hofe die Essensglocke an, und gleich darauf freute sich der superkluge Herr Rechtsanwalt abermals wie ein leckermäuliger Schuljunge, weil es, der siegreichen Heimkunft zu Ehren, sein Leibgericht gab: Pfannkuchen und Specksalat, nebst rohem Schinken. Mittagsschlaf wurde nicht gehalten; selbst Großmutter verzichtete heute. Den ganzen Sonntagnachmittag hindurch saßen die Kinder bei ihr auf dem großen Altvätersofa vor dem runden Tische in der Wohnstube. Ihr Strickstrumpf ruhte im Körbchen; sie gab ihre scharfe Lupe nicht aus der Hand und half, die wundervollste Dolomitenreise auskundschaften. ‚Dolomiten': das bloße Wort war märchenhaft! Als darauf, zum Theestündchen, der Ekendörfer Pastor eintrat, der auf der Kanzel ein arger Salbaderer und im Leben ein urgemütlicher alter Herr war, da ging's noch einmal von vorn an. Denn der Pastor kannte Bozen und Meran und die Mendel von einer fröhlichen Studentenfahrt her und kannte auch, tief drunten im Tierser Thal, das kleine Weißlahnbad, das, zu Füßen des Rosengartenstocks, zwischen alten Tannen liegt.

„Dahin geht, meine Lieben. Da ist Gott wahrlich in der Natur gegenwärtig, und die Natur so rein und groß, wie sie aus Gottes Hand gekommen ist," sagte er, und die beiden, die er seit Kindertagen kannte und duzte, getauft und eingesegnet hatte, stießen vor Eifer ihre Köpfe zusammen über dem Abschnitte im Bädeker: ‚Das zum Rosengarten hinanziehende Tierser Thal birgt in seinem Hintergrunde wohl die großartigste Scenerie der westlichen Dolomiten. Fahrweg bis Weißlahnbad.'

„‚Zum Rosengarten hinanziehend' — wie das schon wonnig klingt!" rief Dörthe und schüttelte Ludwig an den Schultern hin und her, und der gute Pastor nahm schmunzelnd seine heimliche Prise hinter dem rotbunten Schnupftuche, vor Vergnügen an dieser frischen, irdischen Seligkeit der beiden.

„Aber genagelte Schuhe und eine Feldflasche voll kalten Thee für den heißen

Weg," meinte er; „nicht zu vergessen einen genügsamen Schnabel und ein dankbares Herz, meine Lieben. Ich suche unsere Großmama indessen fleißig heim und hoffe, daß mir dieser und jener Reisebericht zur Kenntnisnahme vergönnt werden möge."

„Dieser und jener? — Aber doch alle, nicht wahr, Ochen? Wir haben wahrhaftig keine Geheimnisse, Ludwig und ich. Unser Himmel ist wolkenlos."

„Wolkenlos? So? — Hm — na — ich sage nichts!"

„Du sollst auch nicht, Lu! Das Gewesene ist vergessen; wir sind unmenschlich vergnügt. Ach, noch ein bißchen mehr vom Rosengarten, Herr Pastor! — Ochen — du: muß Herr Pastor nicht zum Abendessen bleiben?"

„Das würde denn doch wohl nicht angehen, liebe Dorothee. Meine Frau hat Bierkaltschale in petto für mich und einen köstlichen Salat: forellenblättrigen — eigenes Erzeugnis. Ein halbes Stündchen könnte ich indes recht wohl noch verplaudern, falls unsere verehrte Großmama nicht mit euch beiden zu uns übersiedeln und unser heutiges Mahl mit uns teilen will?"

„Schön' Dank, lieber Pastor; ich komme nicht in Frage. Es hat diesen Morgen nicht mal zur Kirche gelangt. Dörthchen ist frei; die können Sie gern mitkriegen, und du, mein Junge? Müßtest du nicht noch allerhand ordnen und überdenken, lieb' Kind?"

Ludwig nickte, blätterte in seinem Taschenbuche und ließ den Finger an den Notizen hinlaufen:

„— Söhle und Leuchtmann — — Wegener contra Schengbier — hm — ja — und die Instruktion für meinen neuen Seribifax — und der Brief an Herterich wegen Vertretung. — Donnerwetter, nein, es geht nicht. Nehmen Sie Dörthe mit, Herr Pastor; um halb zehn komm' ich dir entgegen, Dörthchen, und unterwegs hecken wir dann das letzte Ei von unserm Reiseplan aus."

„O, das thun wir — Herr Pastor und ich! Nicht, Herr Pastor?"

Sie lief und holte ihren Hut herein und setzte ihn vor dem Eckspiegel auf. Die abendliche Helle beschien ihr Gesicht. Das hatte eigentlich gar keine Schönheit außer seinen klarglänzenden Blauaugen und seiner Jugendfrische, die wie Pfirsichflaum auf der warmgetönten Hautfarbe lag. Wirkliche Rosenwangen — wirkliche blühende Lippen. Das blonde Haar lockte sich an den Schläfen.

Gleich darauf schritt sie neben dem dicken, kleinen Herrn, der wie ein wohlzufriedener Abt auf Grütznerschen Bildern aussah, durch den Garten, um den großen Grasplatz zur weißen Pforte. Ihre stattliche Gestalt bewegte sich lebhaft; sie gestikulierte, und an der letzten Wegbiegung that sie einen regelrechten Luftsprung.

Großmutter und Enkel standen am Fenster und lachten ihr nach.

„Grade wie ein junges Kalb," sagte Großmutter. „Zum Kälbchen ist sie zwei Handbreit zu hoch. Ich weiß nur nicht, von wem sie das hat. Euer Vater war ein bedächtiger Mann und sprang höchstens am Klubenstock übern Sielgraben, wenn sie ihm auf dem Kuhkamp Unfug gemacht hatten. Von Vater ist nichts und gar nichts in Dörthchen, und nach eurer Mutter schlägt sie auch wieder nicht. Die hat eine Anmut gehabt! Besinnst du dich noch darauf, lieber Ludwig? Wenn sie die Kaffeetassen herumreichte oder mit euch spielte oder eurem guten Vater übers Gesicht strich: — so, mit der umgekehrten Hand — — das hatte alles einen Schick und Reiz, als ob es, wunder wie, vor dem Spiegel einstudiert worden wäre; so rund und weich, und die schönen Augen dazu — — erinnerst du dich?"

„Ach — ob ich's noch erinnere — —! Mutter war so, wie du; — du beschreibst dich selber. Dörthe und ich, wir haben Vaters harten Kopf mitbekommen und den schweren Sinn."

„Du nicht," erwiderte die alte Frau und strich über seine Hand. „Fest ist nicht hart, und ernst ist nicht schwer. Bei Dörthchen ist wohl etwas Wahres dran, und wenn sie sich nur so bezähmen lernt, wie euer Vater das gelernt hat in der Ehe; dann ist es doch gut um Dörthchen bestellt. Hart Holz muß die richtige, feine Politur bekommen; dann ist es gar nicht klein zu kriegen —"

„— und wird immer schöner mit den Jahren —"

„Besonders das Mahagoni — sieh bloß unsre Möbel an."

Ludwig nickte langsam, und sein Gesicht war schwermütig. —

(Fortsetzung folgt.)



Schwartenhals.

Nach einem alten Volksliede von

Karl Bulcke.

Es steht ein Wirtshaus in der Pfalz,
Ich kam aus weiter Ferne;
Ich sprach, ich bin der Schwartenhals
Und ess' und trink' so gerne.

Da machte die Wirtin einen Knicks,
Da bückte der Wirt sich zur Erde,
Das Töchterlein lachte und sagte nix,
Sie schürte das Feuer am Herde.

Sie führten mich in die Stuben ein,
Sie boten mir zu trinken,
Im Becher war ein roter Wein
Und war ein köstlich Blinken.

Sie setzten mich oben an den Tisch,
Als ob ich ein Kaufherr wäre;
Gut war das Fleisch und gut der Fisch, —
Der Säckel stand mir leere.

Und als es ans Bezahlen ging,
Mein Gott, was sollt' ich machen?
Des Wirten Tochter, das alberne Ding,
Fing schallend an zu lachen.

Sind grobe Leute in der Pfalz!
Sie warfen mich in die Scheuer,
Da ward mir armem Schwartenhals
Mein Lachen viel zu teuer.

Ich wälzte mich auf der Streu umher,
Ein Lager mir zu suchen,
Die Dornen stachen kreuz und quer,
Und ich hub an zu fluchen.

Durch die Luke guckte der Mond herein,
Ich sah in den Hof hinunter.
Da stand bei des Wirten Töchterlein
Ein Kerl und lachte munter.

Des Morgens lag im Reif die Pfalz,
Der Wind pfiff auf den Blachen,
Da musst' ich armer Schwartenhals
Meines Unglücks selber lachen.

Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand
Und gürtet es zur Seiten,
Ich strich zu Fuss wohl durch das Land,
Weil ich nicht hatt' zu reiten.

Ich hub mich auf und ging davon,
Im Wald sind hohle Gassen, —
Mir kam ein reicher Kaufmannssohn,
Sein' Tasch' musst' er mir lassen.



Frühlingsluft. Zeichnung von Fidus.

Die Künstler der Münchener „Jugend“.

Von

Fritz v. Ostini.

Mit einer Kunstbeilage, 23 Illustrationen nach Originalen der „Jugend“ und 7 Porträts.

Eine Malerstadt ist München ja immer gewesen — eine Zeichnerstadt, wenn der Begriff gelten soll, war es seit den Tagen Pilotys nicht mehr, ja die Abneigung gegen alles Hantieren mit Stift und Kohle war nachgerade in weiten Kreisen der Malerschaft an der Isar zum Schaden geworden. Als Dr. Georg Hirth im Herbst 1895 den Plan zur Gründung der „Jugend“ faßte, gab es, von der Mitarbeiterschar der „Fliegenden Blätter“ abgesehen, keinen Stamm von Zeichnern in München, an den er sich hätte wenden können. Die Künste des Schwarzweiß waren eben damals noch so ziemlich zu den brotlosen Künsten zu rechnen. Aber die Kräfte für eine illustrierte künstlerische Zeitschrift neuren Stils waren sozusagen doch latent bereits vorhanden; gar viele hatten sich die hochentwickelte Zeichentechnik der Pariser schon recht genau und bewundernd angesehen. Steinlen z. B. wurde in den Kreisen der jüngeren Maler nicht wenig geschätzt, und seine sicher und so eminent charaktervoll hingesetzten Typen im „Gil Blas“ wurden allwöchentlich als künstlerische Leckerbissen erwartet. Der neue Stil in den dekorativen Künsten, den eigentlich Franz Stuck bereits früher inauguriert, hatte ebenfalls eine Anzahl Künstler schon aufs Zeichnen gewiesen, die Vorlagen für das Kunsthandwerk brauchten einen festen Strich. So kam Otto Eckmann zu seinen prächtigen Blättern, deren klare und scharfe, schwungvolle Linienführung für so viele vorbildlich war und auf denen der Begriff Jugendstil zum guten Teil sich aufbaute, so kamen Bruno Paul und bald auch Bernhard Pankok darauf. Und noch eins griff kräftig mit ein, den neuen Bestrebungen neue Kräfte zuzuführen: Der Aufschwung der zinkographischen Reproduktionsverfahren, der für den künstlerischen Buchdruck unerläßlich war. Wo der Reiz eines Bildes in der allerpersönlichsten Art des Strichs, in jeder Einzelheit und Zufälligkeit der



Fritz Erler in der Sommerfrische.

Zeichenmanier lag, da versagte der bisher allein herrschende Holzschnitt; er gibt — beinahe kann man sagen, gab ja immer nur eine Art von Übersetzung in ein anderes künstlerisches Temperament, manchmal eine gute, viel öfter eine schlechte! Nun aber fingen die Zinkographen an, nach und nach auf die Intentionen der Künstler einzugehen, sie gaben jede Technik, Blei, Kohle, Kreide, Tuschzeichnung ꝛc. in ihrer allerspeziellsten Eigenart wieder, und lockende, lohnende Aufgaben offenbarten sich den Künstlern, namentlich den beweglichen, jungen Elementen. War es in jenem Herbst 1895 noch eine mühevolle und oft vergebliche Arbeit gewesen, in den Ateliers nach Handzeichnungen, nach reproduzierbaren Kartons ꝛc. zu kramen, kam auch die erste Nummer der „Jugend“ nur unter der Assistenz älterer Meister und einiger Pariser Künstler zustande, als das Unternehmen nur kurze Zeit bekannt war, war auch, wie aus dem Boden gestampft, eine ganze Schar der mannigfaltigsten Schwarzweißkünstler vorhanden, und hatte es vordem hin und wieder ausgesehen, als könne Not an Material eintreten, so gab es jetzt einen embarras de richesse. Es war nicht die Lockung der neuerschlossenen Erwerbsquelle, welche die vielen Thatenlustigen ins Redaktionszimmer der Jugend rief; nicht weniger, als der Mammon zog sie die Aussicht an, sich in der hier gebotenen Arbeit frei und künstlerisch ausleben zu dürfen. Das neue Blatt wollte keine Rücksicht auf liebgewordenen Schlendrian und alte Gewohnheiten des Publikums nehmen. Es wollte seinen Künstlern die möglichste Freiheit lassen, das Originelle, ja das Excentrische war geradezu erwünscht und das Verrückte, wenn's vom Talent gesegnet war, nicht verboten. Nach den ersten Wochen des Jahres 1896 ging es während der Sprechstunden der „Jugend“ in deren Bürceaux zu, wie an der Theaterkasse, wenn zu ermäßigten Preisen gespielt wird. Es gab nicht einer dem andern, sondern mindestens zweien die Thüre in die Hand; es war dem Herausgeber schlechterdings nicht mehr möglich, das einzelne mit dem Autor zu besprechen oder alle eingelaufenen Arbeiten zu sehen; um ein Fünffaches übertraf das Angebot die Nachfrage, und zu unheimlichen Stößen häuften sich die Zeichnungen. Erst ganz allmählich gelang es, diesen Strom einzudämmen; die Über-



Titelblatt von Fritz Erler.

flüssigen verliesen sich von selbst, die Mittelmäßigen wurden langsam von den Besseren verdrängt, und heute arbeitet die „Jugend" längst mit einem begrenzten, wenn auch nicht kleinen Stamm von Künstlern, zu dem natürlich in jedem Jahre noch eine ganz stattliche Zahl gelegentlicher Mitarbeiter kommt. Unter diesen „Gelegentlichen" sind große Namen aller Länder vertreten gewesen: Böcklin, Thoma, Rudolf Seitz, Karl Marr, Haider, H. von Bartels, v. Lenbach, v. Habermann, Fritz August von Kaulbach, Graf Kalckreuth, Fritz v. Uhde, Franz Stuck, Max Klinger, Ludwig Herterich, Max Liebermann, Julius Exter, O. Greiner, Walter Crane, Blanche, Werenskiold — um nur einige herauszugreifen. Aber diese sind nicht die Künstler der „Jugend"!



Titelblatt von Fritz Erler.

Von jenen, die heute noch zu ihren wertvollsten Mitarbeitern zählen oder doch lange dazu zählten, haben in der ersten Nummer schon mitgethan: Fritz Erler, Otto Eckmann, Arpad Schmidhammer, Fidus, Julius Diez, Hans Roßmann. Von Fritz Erler, der inzwischen als Maler, als phantasiereicher Vertreter dekorativer Flächen- und Zierkunst, wie als kraftvoller Porträtist schon berechtigtes Aufsehen gemacht hat, ist das erste Titelblatt, ein jugendlicher Fackelträger in phantastisch-nordischem Kostüm, der mit Schlittschuhen herbeieilt und in der linken einen Feuerbrand, in der rechten einen Mistelzweig schwingt. In starken Gegensätzen von grau und gelb gehalten, macht das Blatt vortreffliche Plakatwirkung, und der ungewohnte freie Stil der Zeichnung sagt den Leuten im voraus, daß ihnen hier allerlei ungewohnte Dinge vorgesetzt und harte Nüsse zum Knacken gegeben werden sollen. Der gelbe Fackelträger ist auch immer die Personifikation der „Jugend" geblieben. Was Fritz Erler auch noch an Titelblättern, poesiereichen Innenbildern, an Illustrationen und originellem Buchschmuck für das Blatt lieferte, alles fiel durch seine stark persönliche, modern phantastische Weise auf; aus wenigen Farben, oft zweien nur, wußte er schlagende Wirkungen zu erzielen und seine Kunst stets mit dem Zauber des Geheimnisvollen und Märchenhaften zu umgeben, dem Beschauer seiner Bilder Einblick zu gewähren in fremde Welten. Er hat seine eigene Art, empfangene Eindrücke frei und eigenkräftig zu verwerten und umzuwerten, eine recht germanische Lust am Fabulieren, die ihm ein mehrjähriger Pariser Studienaufenthalt nicht nahm. Ich habe immer das Gefühl, als habe auf Erler im Gegenteil seine Lehrzeit in Frankreich gerade nach jener Richtung hin befruchtend gewirkt, als habe die romantische, tiefinnerliche französische Gotik mit ihrem grotesken Gestaltenreichtum, wie er uns im Steinschmuck von Notre Dame und anderen Kathedralen entgegentritt, ganz bestimmten Einfluß auf ihn geübt. Ganz eigenartig ist es auch, wie er z. B. einen Dichter genießt und sozusagen künstlerisch verarbeitet — was er gelegentlich, von Gottfried Keller, von Goethe angeregt, für sich geschaffen hat, ist himmelweit weg von dem, was man so Illustration heißt. Mit sicherem Griff faßt

er aus der Bilderflut eines Dichterbuches sein Moment heraus und selten das, was andere für das Malenswerte halten würden. So hat Erler Scenen aus dem Grünen Heinrich, ein köstlich phantastisches Bild nach Kellers Gedicht Winternacht, zu Goethes Wahlverwandtschaften geschaffen, die man viel eher Nachdichtungen als anderes nennen ein ehrenvoller Ruf nach Berlin einem neuen Wirkungskreise zuführte, und er hat, wie oben schon gesagt, großen Anteil an ihren ersten Erfolgen und dem künstlerischen Einfluß, den sie bald ausübte. Er hatte kurz vorher im Münchener Kunstverein durch eine Serie rein malerischer Arbeiten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gewendet, sich



Titelblatt von Otto Eckmann.

könnte. Sein größtes und bedeutendstes Werk bis jetzt ist die Ausgestaltung eines Musiksaales im Hause Neißer zu Breslau, der bis zum letzten Thürbeschlag von seiner Hand stammt. Von diesen phantasievoll und großzügig komponierten Wandbildern ist vieles auch, koloristisch vereinfacht, in der „Jugend" erschienen.

Otto Eckmann war ihr treu, bis ihn dann kunstgewerblichen Spezialitäten, der Keramik, Textilindustrie und dem Buntdruck für Vorsatzpapiere ꝛc. zugewendet, und als wir im Winter 1895—96 an ihn kamen, überraschte er durch die Geschlossenheit seines Stils nicht wenig. Das war alles klar und fertig und seiner Wirkung sicher! Der schöne Schwung von Eckmanns ornamentalen Linien und die geschmackvolle Symbolik seiner For-



Titelblatt von Hans Christiansen.

mensprache eroberten im Sturm das Publikum, das im übrigen dem neuen Stil doch noch ziemlich ablehnend gegenüber stand. Er wurde — wie später Hans Christiansen noch mehr — dann auch sofort von Fabrikanten und Musterzeichnern flott ausgestohlen; und namentlich für den Verfertiger dekorativer Clichés zu Zierleisten und Vignetten, gab er allerhand Anregungen, nützliche und — mißverstandene! Jugendstil! Was ist in diesem Namen gesündigt worden! Christiansens starkfarbige Blumendekorationen und Frauenköpfe sah man jahrelang an Vasen, Bechern und Aschenschalen, Cigarettenetuis und Portefeuilles, Zinnsachen, an Gläsern, Uhren, Schmuckgegenständen, Photographierahmen und Wandtellern, oft geschickt verund entwendet, oft geradezu blödsinnig „verkuhwedelt", wie wir Münchener sagen, und unfreiwillig parodiert. Brachte Eckmann die ersten Offenbarungen der neuen Schönheitslinien ins deutsche Publikum, so hat Hans Christiansen zunächst gezeigt, was die dekorative Kunst an Farbe leisten kann und darf. Vor seinen in den feurigsten Tinten des Spektrums erstrahlenden Vorlagen standen die Drucker oft sehr verlegen und mischten seufzend die feinsten und teuersten Farben und Lacke um den ungewohnten Anforderungen dieses „farbentollen" Parisers — inzwischen ist er ein Darmstädter geworden! — gerecht zu werden. Mit solch kühnen Mitteln hatte die deutsche Illustrationskunst bis dato nicht gearbeitet und mit solchen Aufgaben weder den Zinkographen, noch den Maschinenmeistern an der Schnellpresse warm gemacht. Beide haben aber an diesen und anderen Aufgaben in den letzten Jahren gewaltig gelernt. Es kommt jetzt so leicht keine Originalzeichnung mehr ins Haus, von der die Herren Chemigraphen, wie anfangs so oft, mit Kopfschütteln erklärten: „Das kann man nicht machen!" Heute wird's eben gemacht. Ebenso erklärt kein Drucker mehr, es sei eine Nüance nicht herauszukriegen. Sie wird herausgekriegt! Im allgemeinen freilich kommen die Künstler den Typo- und Zinkographen weit ent-



Titelblatt von Hans Christiansen.



Häusliches Glück. Zeichnung von B. Pankok.

gegen, sie kennen das Wesentliche von deren Verfahren sehr genau, und es würde sehr interessieren, aber auch sehr viel Raum in Anspruch nehmen, wollten wir auf alle die erstaunlichen Raffinements der Schwarzweißtechnik eingehen, mit welcher die Künstler für die Reproduktion arbeiten. Da zeichnet der eine, um ein günstiges „Korn“ zu bekommen, auf ein Papier, das er vorher dick mit weißer Farbe beschmiert hat, er spritzt mit Bürste und Drahtsieb einen feinen Sprühregen von Tusche auf das Blatt; ein anderer zeichnet mit japanischen Pinseln, um einen flüssigen, freien Strich zu bekommen, einer druckt geschwärzte Stoffe ab, ein anderer arbeitet aus dem Dunkeln ins Helle, radiert förmlich auf einem Papier, das er mit Säuren und Weißgottwas in Pergament verwandelt hat. Jeder hat seine eigene Art und seine besonderen Mittel. — Einer der meistgenannten Namen aus dem Gebiete der Kunst im Handwerk ist neben Eckmann der von **Bernhard Pankok**, der ebenfalls bereits im ersten Jahrgang der „Jugend“ viel trefflichen Buchschmuck lieferte, Sachen, welche die Verständigen auf den ersten Blick gewinnen mußten, der Zartheit wegen, mit der Pankok die Natur ansah, der seltsamen Freiheit, mit der er sich ihre Formen für die Fabelwelt seiner Vorstellung zurechtlegte und ergänzte. Seine Zeichnungsweise ist außerordentlich individuell und geht von nichts Gekanntem aus. Und



Der Gigerl aus der Steinzeit.
Zeichnung von A. Schmidhammer.


Arpad Schmidhammer.

er ist sich und seiner alten Art vollkommen treu geblieben, auch jetzt noch in seiner äußerst fruchtbaren dekorativen Thätigkeit; die Stoffe, Möbel und Tapeten, die nach seinen Entwürfen gemacht werden, zieren immer noch dieselben fremdartigen Wundervögel und bizarr gebogenen Baumstämme, wie seine Zierleisten und Vignetten.

Arpad Schmidhammer ist nicht nur der älteste einer, er ist auch der absolut produktivste künstlerische Mitarbeiter der „Jugend“. Er hat früher wohl mehr, als jetzt, in allen Zweigen illustrativer Kunst mitgearbeitet, und immer noch bringt er von Zeit zu Zeit eine kräftige Titelzeichnung oder ein schönes Widmungsblatt für einen großen Mann heraus, aber seine Domäne ist und bleibt der Humor, der aktuelle und politische Humor! Auf dies Gebiet weist ihn nicht nur seine außergewöhnliche Bildung, seine noch ungewöhnlichere Gabe, jedem satirischen und polemischen Gedanken mit dem Stift in wenig Strichen schlagenden Ausdruck zu verleihen, er ist, was ja Maler sonst selten sind, auch selber mit Leib und Seele bei der Politik, ein Vollblutgermane trotz seines ungarischen Vornamens, ein Deutschösterreicher vom besten Schlag, der mit heiligem Feuer an den Kämpfen unserer Rasse in der Ostmark teilnimmt. Von ihm sind jene Hunderte kleiner und großer politischer Zeichnungen der „Jugend“, die mit der Silhouette eines froschartigen kleinen Babys als Schutzmarke gezeichnet sind, von ihm die köstlichen kleinen Charakterfiguren zum „Neuen Plutarch“, zu denen er sich einen eigenen Stil gebildet hat; seine Kraft wird zu Hilfe gerufen, wo es gilt, Bismarcks Andenken zu feiern, und sie wird überhaupt immer zu Hilfe gerufen, wenn irgend etwas Schwieriges für den „aktuellen Teil“ mit der Geschwindigkeit eines galoppierenden Mokkakäfers fertig gemacht werden muß. „Bis wann muß es fertig sein — bis gestern?“ So fragt er dann wohl mit leiser Klage die Redaktion, und wenn sie sagen würde: „Ja!“, er würde auch bis gestern fertig. Seine letzte größere, überaus reizvolle



Jeder wünscht sich einen Karren, der herauszieht seinen Karren.
Zeichnung von A. Schmidhammer.


Julius Diez.

Arbeit sind die Blätter zu dem „Biedermeierkalender", den die „Jugend" als 53. Nummer des Jahrgangs 1901 herausgab. Schmidhammer ist der schlagfertigste Journalist des Zeichenstiftes, den man sich denken kann, unerschöpflich und unermüdlich und in allen Sätteln sicher. — Zur alten Garde der „Jugend", wie er, gehört Julius Diez, der auch schon in Nummer 1 mit feinsinnigen Vignetten und Zierleisten vertreten war und dessen Beiträge ebenfalls wohl schon nach Hunderten zählen. Diez ist eine sehr originelle und schwer in einem bestimmten Schema unterzubringende Persönlichkeit. Er stilisiert — ja! Er archaisiert — ja! Diese Eigenschaften hat er sich wohl in der alten Münchener Stilistenschule, bei den Männern der Neurenaissance geholt. Aber wenn man seine, meist von glücklichem grotesken Humor belebten Gestalten und Schnörkel ansieht, dann nimmt man wahr, daß sie immer den gleichen, rein Diezschen Zug haben, ob er sie uns nun scheinbar in den Formen der Gotik, des Barock oder der Biedermeierzeit präsentiert. Diese Formen geben für ihn nur die Tonart an, die Musik, die er macht, ist seine eigene. Während andere sklavisch der Schablone der Alten nachgehen, hat er das Wesentliche und Kennzeichnende früherer Stilepochen vollkommen verarbeitet; sind andere stolz darauf, ein Ornament so nachzubilden, daß es einer für echte Renaissance u. s. w. halten könnte, so hat unser Julius Diez eher seinen Spaß daran, wenn umgekehrt die Leute seine Art für „soliden" Archaismus halten, während er in Wahrheit ein grundmoderner Künstler ist. Julius Diez ist der Neffe des berühmten Schlachten- und Pferdemalers Wilhelm von Diez. Er war auch schon mit großen dekorativen Aufgaben betraut, und die Münchener Künstlerschaft, alt und jung, schätzt seinen Geschmack in allen Fragen der Zierkunst und zieht ihn z. B. bei ihren Festen gerne zu Rate. Im letzten Sommer, versuchte er es mit dem Malen, brachte drei sehr eigenartige, phantastische Pastelle in den Glaspalast und fand im Handumdrehen Käufer für alle dreie. Auch Hans Roßmann stilisiert mit markigem Strich und leichter, angenehmer Altertümelei; irre ich nicht, so war er auch ein Schulgenosse des Vorgenannten. Er lebt Sommer und Winter gern außen auf dem Lande und hat da auch eine Reihe landschaftlicher Zeichnungen voll liebevoller Innigkeit zustande gebracht, die ganz vom an-



Im Luftballon. Zeichnung von Jul. Diez.



Berliner Momentbild: Fraktion Schulze. Zeichnung von Rud. Wilke (Ausschnitt.)



„Mit grossen Herren ist nicht gut Kirschen essen"
Nach der Zeichnung von Julius Diez.



Totentanz. Zeichnung von Otto Seitz.

bei anderen liebenswürdigen Beschäftigungen. Was ihm da die Hand führt, ist aber durchaus nicht Melancholie und Weltschmerz, sondern ein grimmiger Humor. Beim Becher zum Beispiel stellt Seitz seinen Mann, wie keiner, und wer einst auf unserer „Jugend“-Kegelbahn ihn, den nun bald Sechzigjährigen im Kreise der Jüngsten belauschte, hätte ihn schwerlich für den Freund so macabrer Gedanken gehalten.

Welche große Zahl frischer Talente um jenes Gründungsjahr herum in München vorhanden war, das bewies die lebhafte Beteiligung an den ersten Wettbewerben der „Jugend“. Eine Menge jüngerer Künstler, die noch im Banne der Akademie waren, wagte sich damals heraus und fand ihren Weg. Bei der Konkurrenz um ein Karnevalsplakat hatte Rudolf Wilke einen Entwurf eingesandt, der zwar kein Plakat war, aber die Jury, darunter die namhaftesten Persönlichkeiten der Münchener Secession, in Entzücken versetzte ob der selbständigen Art dieses Humors und der unbändigen Kraft

dächtigen Naturgefühl unserer Alten beseelt und, so wenig auffallend sie sich geben, doch wohl das Beste sind, was er kann. Roßmann weiß diese seine Lieblingslandschaften meisterlich so ganz leicht mit ein paar Farben anzutönen, so daß sie unglaublich reif und durchgebildet wirken. — Otto Seitz, ebenfalls einer der ältesten Mitarbeiter der „Jugend“ und einer, der „stilisiert“, hat sich die kernige, reine Strichführung alter Holzschneider angeeignet, und es ist seine Besonderheit, ohne Halbtöne nur in den Umrißlinien der hauptsächlichen Form seine Gestalten hinzusetzen, einfacher noch und herber, als seinerzeit etwa Ludwig Richter gearbeitet hat. Sein Lieblingsthema ist „Gevatter Tod“ in allen Obliegenheiten seines düsteren Handwerks, und in der „Jugend“ sind viele Blätter aus dem gedankenreichen Totentanz nachgebildet worden, welchen er in winzigem Formate entworfen hat. Mit derber Realistik zeichnet er den Tod im Kampf mit dem Hökerweib, das ihm den Schemel um den Kopf schlägt, als Bahnwärter, der den Zug in ein verschüttetes Geleise lenkt, und



Gräfin Monbijou. Zeichnung von Rud. Wilke.

der Mache. Wilke ist auf Jahre ein fruchtbarer Mitarbeiter der „Jugend“ und Autor vieler klassischer Karikaturen geworden, die scharf realistisch und grotesk zugleich, dem an sanftere Ausdrucksweise gewöhnten deutschen Publikum allerdings zu raten gaben. Ihm ähnlich in der Karikatur war Bruno Paul, der übrigens lange mit Wilke zu- gehören denn auch etliche ernste Dekorationsstücke, Rahmen und Vignettenschmuck zu Dichtungen. Der fabelhaft gewandte Wiener Künstler Freiherr Ferdinand v. Reznieck vertrat das elegante Fach, das Fach der mondänen und demimondänen Grazie, das in Deutschland so wenig Zeichner beherrschen. Auch Robert Engels kam durch einen Wett-



Titelblatt von Angelo Jank.

sammen in einem Atelier gearbeitet hat. Er nahm gerne die Farbe zu Hilfe, die bei Wilke nie eine besonders wichtige Rolle spielt und die Art, wie Paul auch in seinen humoristischen Zeichnungen stets plakatartige Wirkung erreichte, zeigt schon seine spezielle Begabung für die dekorative Kunst. Zum Schönsten, was er für die „Jugend“ schuf, bewerb in Beziehungen zur „Jugend“, und seine edlen, starken Federzeichnungen, Rittergestalten und keuschen Frauenfiguren, meist im einfachsten und klarsten Schwarzweiß oder ganz wenigen stilisierten Farben gehalten, hatten bald besonders viele Freunde. Ein großer Auftrag — er hatte eine französische Prachtausgabe von „Tristan und

„Isolde" mit zahllosen Bildern zu schmücken — hielt Engels Jahre lang der „Jugend" fern. Als er wiederkam, hatte er in der Ausführung des großen Werkes seine Vortragsweise total verändert. Die leichte Anmut von vorher hat er mit herbem Ernst und tiefer Innerlichkeit vertauscht; er arbeitet jetzt fast immer auf Ton in eigentümlicher, oft schwerer, dunkler stets aber poetischer Art. Fidus (Höppner) war auch der frühesten Mitarbeiter einer und thut noch heute mit. Er war schon vorher weiten Kreisen wohl bekannt durch ein reines und schönes Schwärmertum und die opfermutige Hingabe, die er als Schüler des bekannten wunderlichen Heiligen und Naturapostels C. W. Diefenbach gezeigt. Dieser hat ihm, wie er mir einst erzählte, den bekannten, unbeschreiblich anmutigen Silhouettenfries mit Kindern und Tiergestalten „sozusagen in die Hand diktiert", d. h. Fidus hat eben den Gedanken Diefenbachs sichtbaren Ausdruck verliehen und jede seiner späteren Zeichnungen beweist, wie sehr doch der künstlerische Ausdruck der Sache sein Werk war. Unsere Abbildung (S. 609) ganz besonders. Eine wunderbare, durchgeistigte Grazie bewegt diese kindlichen und halbreifen Körperchen; Fidus, der sich im Leben längst mit der Wirklichkeit abgefunden hat, bleibt als Zeichner immer noch der Schwärmer für paradiesische Zustände, schuldloses Menschentum und Freundschaft mit der Tierwelt. Eine Kerntruppe der Jugendkünstler bilden die ehemaligen Schüler Paul Höckers, die sich, mit Ausnahme von Angelo Jank, in der Künstlergruppe „Die Scholle" vereinigt haben: R. M. Eichler, Adolf Münzer, Max Feldbauer, W. Püttner, W. Georgi. Angelo Jank, ein Sohn des verstorbenen Hoftheatermalers Christian Jank, der als großer Künstler seines Faches geschätzt war, dürfte zu Münchens besten und sichersten Zeichnern gehören und hat als Maler schon nicht minder große Erfolge hinter sich. An seinen Arbeiten imponiert das, was man „Faust" nennt, er gibt die Form „so reinlich und so zweifelsohne", wie es irgendwo in einem schönen Gedicht heißt, und oft auch mit einem leichten, modernisierten Archaismus, wenn man so sagen darf. Am wohlsten fühlt er sich, wenn er Pferde zeichnen kann, Pferde und Soldaten und überhaupt kräftige süddeutsche Typen dazu. Auch wenn er Frauenschönheit verewigt, behält sein Strich die Wucht, die er immer zeigt und doch weiß er dann auch holdselige Anmut zu schildern. Sein „Konkurrent" im Pferdezeichnen ist Max Feldbauer, der auch außerhalb der „Jugend" diesen Kunstzweig als Spezialität ergriffen hat. Auch er setzt seine Figuren, wenn irgend möglich, auf einen Gaul oder bringt sie sonstwie zu einem solchen Tier in Beziehung, und den Sommer über studiert er fleißig in den Gestüten, die ihm zugänglich sind. Aber außerdem hat Feldbauer noch sein ganz eigenes Gebiet trockenen, kraftvollen und oft

Titelblatt von Angelo Jank.

Angelo Jank.

recht schalkhaften Humors, der hin und wieder auch aktuelle politische Themen mit krauser Drolerie beleuchtet. R. M. Eichler ist der Poet der Gruppe, ein gedankenvoller, junger Maler von reichem Innenleben. Er steht merkwürdig intim zur Natur, er hört allerlei fremdartige Wunderstimmen aus ihr heraus und erzählt wieder, was sie ihm sagen, mit freier, beziehungsreicher Symbolik und oft frappierender Selbständigkeit des Ausdrucks. So hat er in einem Blatte den Knall eines Büchsenschusses gemalt und in einem andern einen Kuckucksruf. Auf den Bildern sieht man aber weder den Kuckuck, noch den Schützen. Eichler studiert mit zähem Fleiß des Sommers auf dem Lande und mit noch merkwürdigerer Zähigkeit verarbeitet er das, was seinem Gemüt draußen aus der Scholle erwachsen ist, den Winter über im Atelier. „Zeichner" im herkömmlichen Sinn ist Eichler, der alles zunächst rein malerisch empfindet, durchaus nicht, und wenn hie und da die, um eine Wendung verlegene Kritik ihm und seinen Freunden vorwarf, ihre Bilder seien vergrößerte Illustrationen,



Max Feldbauer im Atelier.



Max Feldbauer: Die lustigen Dachauer.



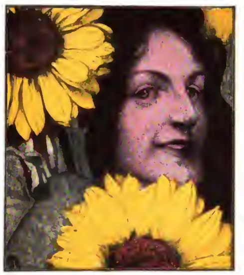
Abendlied. Zeichnung von R. M. Eichler.

so traf sie mit ihrem Schlag kräftig neben den Nagel. W. Georgis Stärke liegt in der Landschaft, die er oft unglaublich wahr und unmittelbar mit den schlichtesten Mitteln wiedergibt, Püttner hat die dekorative Landschaft zum Spezialfach. Weiter von der Scholle entfernt hat sich in seiner künstlerischen Art in den letzten Jahren Adolf Münzer, der nach Paris übersiedelt ist und mit der höchsten Eleganz und einer Vollendung der Zeichenkunst, die selbst einem Steinlen nichts nachgibt, die dortige Frauenwelt schildert, graziös, ohne süß, pikant, ohne lüstern, chic ohne je konventionell zu werden. Mit ihm ist es jetzt Paul Rieth, an den sich die „Jugend" wendet, wenn es elegante Welt im allgemeinen und schöne Damen im speziellen wiederzugeben gilt. Er hat den hierzu nötigen Blick für den Reiz der Bewegung, der Toilette, er hat auch die Beweglichkeit und den Humor dazu, den Situationen die heitere Seite abzugewinnen, ohne daß seine Darstellung dabei an Grazie verliert. Im übrigen leiht er seinen Stift ebenso gern der politischen Satire und bringt hierzu, wie Schmidhammer, den er auch in Sommerurlaubszeiten abzulösen pflegt, neben dem nötigen Witz das gleiche Verständnis mit für das Sachliche, für die Polemik, kurz für das, worauf es eben ankommt.



R. M. Eichler in der Sommerfrische.

Eine „Klasse für sich" ist der Wiener Ludwig



Helianthus. Von Ad. Münzer.

welche die Wonne der Zinkographen bildet, weil sie ihnen so gar keine Schwierigkeiten macht, eine Fülle feiner, beziehungsreicher Vignetten und Zierstücke, oder auch reiche Witzillustrationen beigesteuert. Lange war auch Arthur Halmi, der jetzt wohl mehr seiner starken Begabung für das Porträtfach nachgeht, ein fleißiger und vielseitiger Mitarbeiter der Jugend, geschickt zu allem, besonders auch ein charmanter Schilderer des Familienlebens und der Kinderwelt. Und ganz anders wiederum war der in den ersten Jahrgängen oft vertretene J. Carben mit seiner innigen, ehrlich naiven Zeichenweise, ganz anders wieder der barocke, zum richtigen Clown-Ulk aufgelegte Strathmann, ganz anders Ewerbeck und Max Kleiter, Ignatius Taschner, J. Damberger, von denen jeder seine besondere Art von Humor, seine eigenen Zerrspiegel für die Thorheiten der Menschen besitzt und besaß. Für das poetisch-phantastische Fach waren Fritz Hegenbart, Hoffmann v. Zumbusch, der Sohn des Wiener Bildhauers, der mit leicht altertümelndem Accent Märchen und Menschengeschichten in liebenswürdigster Behaglichkeit und mit schnurriger Laune erzählt und der Jugend schon ein paar ihrer lustigsten Titelblätter geliefert hat. Eine Klasse für sich ist auch Josef Rudolf Witzel, der phantasiereiche Zeichner des Überchies, der bizarrsten Bewegungen, Verkürzungen und Verdrehung, oft aber auch der ätherischsten, duftigsten Grazie. Mit ihm wissen freilich manche Leser manchmal nichts anzufangen, das kann man sich wohl denken; andere aber klassifizieren seine anmutigen Grotesken sehr hoch und einer von seinen intensivsten Bewunderern war der verstorbene Adolf Bayersdorfer, gewiß ein Mann, der die Sache verstanden hat. Karikaturenzeichner von ganz eigenem Gesicht sind ferner der Ungar Kubinyi und Max Hagen. Der eine, mit leichtester Hand und flüchtigem Pinsel zeichnend, wie ein Japaner, hat es besonders auf die Schwächen des schönen Geschlechts abgesehen. Der zweite, einer von jenen Humoristen, die selber nicht lachen können, versteht oft mit der denkbar trockensten Komik unwiderstehlich zu packen. Walter Caspari hat in seiner delikaten und zierlichen Art,



„Du mein geliebtes Überbrettl!“
Zeichnung von Paul Rieth.

Bestenhof, Ottolia Gräfin Kraszewska, Heinrich Vogeler, Christian Wild, der markige Alexander Franz thätig, Anetsberger steuerte seine ernsthaften, altmeisterlichen Schilderungen bei; Raders, der so früh ins Grab sinken mußte, zeichnete dazwischen monumental dunkle Landschaften und Figuren, die selten heiter blickten; es ist, wie wenn Todesahnung jede Äußerung dieses auserlesenen Talentes verdüstert hätte. Bennewitz von Loefen, Wislicenus, Schulte im Hofe, Emil Lugo, Schaupp, Moest, Schade, Zuber, Fritz Burger, K. Starke und so viel andere — was haben sie alles an ernster und heiterer Kunst diese sechs Jahre in der Jugend erscheinen lassen! Der knappe Raum, der hier zur Verfügung steht, genügt nicht einmal, alle wesentlichen Mitarbeiter, geschweige denn das Heer derer, die vorübergehend mitthaten, zu nennen! In der jüngste Zeit hat auch Leo Putz manch köstlichen Beitrag geliefert, ein junger Tiroler Künstler, dessen launige Phantastik sich aus dem Märchengebiet mit Vorliebe ihre Stoffe holt, und als das jüngste sinnige Talent im Dienst der schönen Sache ist Richard Pfeiffer zu nennen, ein Schlesier, der still und bescheiden seine eigenen Wege geht und beneidenswert reich ist an guten Einfällen und an Gemüt. Einen erstklassigen Jagdzeichner besitzt die Jugend in



Paul Rieth.



Der Fesselballon. Zeichnung von Paul Rieth.

In der berühmten Ballonfabrik von August Riedinger in Augsburg werden die Ballons nicht bloß von Mädchen genäht und mantiert, sondern es findet auch jeder Aufstieg unter Assistenz von etwa zwanzig jungen Mädchen statt.

(Zeitungsnachricht.)



Philisterglück. Von Ludw. von Zumbusch.

Ludwig Eugen Hoeß, einen liebevollen Schilderer der Tierwelt überhaupt in Max Bernuth, der freilich auch als Aktzeichner seines Gleichen sucht. Noch eine Reihe von Landschaftern wären übrigens aufzuzählen, die bald schwarz, bald farbig, bald zeichnerisch, bald malerisch ihren Teil am Bilderschmuck der „Jugend" leisteten, Richard Riemerschmid, Keller-Reutlingen, E. Karl Küstner, E. Dodge, Leo Prochownik, Fritz Rehm und andere, viele andere! So lückenhaft diese Aufzählung ist — viel mehr als eine Aufzählung konnte bei der gegebenen Fülle des Materials die Sache hier ja nicht werden, man sieht doch, welche Menge von Kräften ein Unternehmen, wie die „Jugend" in Bewegung setzt und wie unendlich vielfach sich diese dabei bethätigen können. Wer die Sache in der Nähe mitgemacht hat, weiß aber auch, daß sie noch nach so mancher anderen Seite hin fruchtbar war. Eine ganze Anzahl junger Künstler ist durch sie von der Schule frei und für das Leben reif geworden, Leute dabei, die als Zeichner längst nicht mehr zu haben sind! Die Illustration hat nicht die Maler verdorben, sondern die Beteiligung der malerisch begabten Elemente hat die Illustrationskunst gehoben, hat der Zeichentechnik immer neue Aufgaben gestellt und Ausblicke erschlossen. Nicht wenigen hat die regelmäßige Mitarbeiterschaft an einer solchen Zeitschrift überhaupt erst die Mittel gegeben, zu malen, in Ruhe zu lernen, sich zu entwickeln. Mancher Künstler ist durch die „Jugend" zum Studium ins Ausland geschickt worden, mancher hat hier erst, im Suchen nach brauchbaren Gedanken und treffenden Ausdruck, sich selber gefunden. Die Reproduktionstechnik hat dabei einen mächtigen Aufschwung genommen, und die betreffenden Münchener Firmen können heute ruhig den Kampf mit den berühmtesten Anstalten des Auslandes wagen. Und ein Stück Kulturarbeit ist bei dem allen doch wohl auch geleistet worden von den Künstlern der „Jugend", ein Stück Entwickelung in der Kunst gefördert! Das Publikum, das naturgemäß anfangs gerade gegen die Selbständigsten, Eigenkräftigsten oft recht absprechend urteilte, ist schon viel toleranter geworden und empfindet es im allgemeinen nicht mehr als persönlichen Schimpf, wenn man es mit einer neuen Auffassung überrascht. Und das bedeutet doch ein bissel mehr, als einer so im allgemeinen glauben möchte!

Die fünf Vokale Zeichnung von W. Caspari.



Der Zahme Zeichnung von Max Bernuth.



Ein Kapitel aus der Geschichte des Tanzes.

Von

Dr. Karl Storck.

(Abdruck verboten.)

Eine Geschichte des Tanzes, die mit der bei diesem Stoff naturgemäßen Lebhaftigkeit die rechte Geschmeidigkeit der Darstellung und eine temperamentvolle Charakteristik verbände, müßte ein sehr schönes Buch werden. Es gehört zu den noch ungeschriebenen. Es müßte stofflich ja auch die Kulturgeschichte aller Zeiten umfassen. Dagegen wäre der Stoff, wenn man sich auf den rein musikalischen, instrumentalen Tanz beschränkte, durchaus nicht so umfangreich. Denn bis zum Ende des XV. Jahrhunderts gibt es eigentlich nur Tanzlieder; Instrumente kommen bis dahin nur als Verbreitungsmittel der Melodie in Betracht. Von der angegebenen Zeit ab haben wir dann eine zwiefache Entwickelung des Tanzes. Einmal eine rein instrumentale, indem durch Zusammenstellung mehrerer Tänze rhythmisch und melodisch charakteristische Gegensätze geschaffen werden, die allmählich feststehend zu gewissen Formen der Kammermusik, als da sind Sonate, Partite, Suite führen, und damit immer mehr den Charakter des Tanzes einbüßen. Daneben geht die Entwickelung des ausgesprochenen Tanzes als rhythmische Körperbewegung.

Der Tanz als solcher ist naturgemäß ein Stück Kulturgeschichte, ein Abbild des gleichzeitigen Empfindens. Ist doch die Musik nirgendwo so sinnfällig mit dem Leben vermählt, wie gerade im Tanz. Wenn wir in Kaiser Maximilians „Weißkunig" die vornehmen Damen und Herren zu — Trommel und Pfeife tanzen sehen, so haben wir von vornherein die Gewißheit, nicht in einem Zeitalter empfindsamer Nerven zu sein. Und wenn auf Orcagnas sonnigem „Paradies" in Florenz ein Engel den Tanzenden auf dem Dudelsack aufspielt, so sehen wir, daß auch im gepriesenen Lande des bel canto die Zeit nicht allzufern liegt, wo man das Jahrmarktsinstrument für geeignet hielt, Sphärenmusik zu machen. — Etwas später stimmt die Zeit der Alleinherrschaft des Kontrapunkts mit ihren Gavotten und Sarabanden so recht zu den Leuten in Reifrock und Perrücke, die, wo sie feierlich oder ernst sein wollten, steif waren, wo sie rokokomäßig lustig sich gaben, leicht am Kindlichen vorbei ins Kindische gerieten. So steif und geziert die vornehme Welt sich gab, so behäbig, ja fast phlegmatisch ging es beim Tanz des „Volkes" zu. Weniger noch als der Ländler, regte der „Deutsche" auf.

Die gute Gesellschaft kümmerte sich um diese Volkstänze nicht. Dazu mußten sie erst hoftheaterfähig werden, was, für Deutschland charakteristisch genug, 1787 mit des italienisierten Spaniers Martin y Soler berühmter Oper „Una cosa rara" für Wien geschah. Von der Zeit ab bleibt Wien die Entwickelungsstätte des Tanzes, des Walzers zumal, der sich allmählich durch immer weiterausgreifende Bewegung aus jenen älteren Rundtänzen entwickelt hatte.

Die sogenannten Klassiker unserer Musik haben zu dieser Entwickelung nicht viel beigetragen. Mozart und Haydn haben sich fast nur den vornehmen Tänzen zugewendet; man wird allerdings in ihren Menuetten eine erhöhte Freiheit der Bewegung, oft auch die stolzere Haltung nicht verkennen. Daß Beethoven sich im Tanzsaal nicht wohl fühlte, leuchtet ein. Und wenn er doch

einmal hineingeriet, so gebärdete er sich so absonderlich, daß man eher von Caprieen, denn von Tänzen sprechen möchte. Ganz anders Schubert, dieser liebenswürdigste und liederseligste aller Bummler, der so gern zwischen den Gärten und Matten herumstrich, die sein geliebtes Wien umrahmen. Dort pflückte er ganze Büschel der duftigen Blumen, die er Tänze nannte, die aber immer mehr Stimmungsblüten waren, als Tänze. Immerhin hat er durch seine köstlichen Stückchen auf den Ort hingewiesen, wo man die beste Anregung holen konnte: nicht im vornehmen Ballsaal, sondern vom Tanzboden des Volkes. Nur in der Knappheit der Form ihm verwandt war der ältere Clementi, dem aber die nötige Geschmeidigkeit der Melodiebildung abging.

Die geschilderte Erscheinung der geringen Bedeutung unserer Tonheroen für den Tanz erklärt sich leicht. Diese große Zeit der Musik, wo ein Beethoven in gewaltigen Symphonien den tiefsten Problemen des Menschenlebens nachging, war eben für die liebevolle Ausbildung kleinerer Formen nicht geeignet. Weniger noch lockten die Zeitumstände zum Tanzen. Die Welt bebte unter den Eisenschritten Napoleons, und die Kanonen donnerten eine Musik, die an das Herannahen des Weltgerichts gemahnte. Die unterjochten Völker aber hatten nur die eine Sehnsucht nach Freiheit, nach eigener Größe.

Als aber dann der korsische Eroberer gebändigt auf Helena lag, als die Tage der Not ein Ende genommen, da erwachte nach der ungeheuren Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte das Bedürfnis nach Lustigkeit, nach leichtem, den Sinnen schmeichelndem Vergnügen. Nicht umsonst vermochte diese Zeit den letzten Beethoven nicht zu verstehen. — Andererseits war es den Herren vom Wiener Kongreß, war es insbesondere Österreichs leitendem Staatsmann sehr angenehm, wenn die Leute sich „amüsierten“. Das war dann die rechte Luft für das Gedeihen der politischen Reaktion. Und daß es gerade die „Phäakenstadt“ Wien war, die das musikalische Amüsement im Tanz durch drei ihrer Söhne zu einer ungeahnten Höhe hob, steht durchaus in Einklang mit dem kulturgeschichtlichen Hintergrund, den wir dem Gemälde von der Entwickelung des Tanzes geben können.

Der erste aber, der aus dem Tanz mehr machte, als die musikalisch oft recht kunstvolle und melodisch einschmeichelnde Einkleidung und Stützung einer rhythmischen Bewegung, war jener Musiker, der wie keiner vor ihm die Hauptforderung der Romantik in die That umsetzte, „die Einheit der Kunst mit dem Leben zu begreifen“ — Karl Maria von Weber. Seine am 28. Juli 1819 vollendete „Aufforderung zum Tanz“ führte, nach Riehls treffenden Worten, das „Pathos der Liebe“ in die Tanzmusik ein. Und Riehl führt weiter aus: „Eine solche affektvolle, träumerische und doch kecke und chevalereske Tanzmusik mußte in den Herzen der Jugend zünden, wie nie vorher; die Musiker geigten Tänzer und Tänzerinnen, ohne daß jene es merkten, in die nächste und natürlichste Leidenschaft eines Ballsaales hinein, und gegenüber dieser verliebten Tanzmusik mußten natürlich alle die alten Tänze wie ein Entre-Deux von Perücke und Reifrock erscheinen.“

Daß es sich hier aber nicht bloß um einen genialen Einfall handelt, sondern um ein zielbewußtes Programmwerk, man möchte sagen um eine bewußte Reform der Tanzmusik, das beweisen die Erläuterungen, die der Komponist nach dem Zeugnis seines Biographen Jähns seiner Gattin beim ersten Vorspielen gab. Eine Reihe dramatischer Scenen wollte er schildern, eine Liebesgeschichte, die um so reizender wirkt, als die Blume der Liebe unter dem süßen Hauch der eigentlichen Tanzweisen aufblüht, während die in anderem Zeitmaß gehaltenen Melodien zu Beginn und am Ende mehr charakteristische Schilderungen der äußeren Vorgänge enthalten. Dieser lebhafteren Empfindung entsprechend erfuhr auch das Tempo eine Steigerung. War der Walzer früher ein gemächlich behaglicher Drehtanz gewesen, so jagt er jetzt mit den beschleunigten Herzschlägen der verliebten Tänzer im Allegro con fuoco dahin.

In Webers bedeutsamer Schöpfung kündet sich die zwiefache Entwickelung an, die der Walzer, der nun rasch zum beliebtesten Tanz des XIX. Jahrhunderts wird, und mit ihm die gesamte Tanzmusik nimmt. Webers „Aufforderung zum Tanz“ als Charakterstück, als Schilderung der Empfindungen beim Tanze findet seine bedeutsamsten Fortsetzer in Chopin und Brahms. Der vorwiegend erotische Gehalt der Tanzmusik, der sich

übrigens als naturgemäßester bereits in vielen Tanzformen der „Naturvölker“ kundgibt, bleibt dabei bestehen. So gesund und voll jauchzender Kraft, wie der Deutsche Weber, ist allerdings der bleiche Pole Chopin nicht.

Weber schildert uns vor allem erst das Entstehen der Liebe, der reinen Liebe. Die Schüchternheit des deutschen Jünglings spricht sich zögernd aus, zuweilen allerdings bricht der Feuerbrand hervor, der innen lodert. Doch nur auf Augenblicke. Dann beherrscht sich der Werbende wenigstens äußerlich wieder; denn wir sind ja im Tanzsaal, und nur seine Träume gaukeln dem Verliebten zum wiegenden Takt berückende Bilder.

Chopin hat genossen. Er hat den Becher geleert bis auf den Grund, auch die bittere Neige ist ihm nicht erspart geblieben. Jetzt sitzt er allein, im Zwielicht des üppig ausgestatteten Gemaches. In weiche Polster gelehnt, umkost vom narkotischen Duft der starken Cigarette, packt ihn die Erinnerung an die Stunden wildesten Begehrens, süßesten Taumels, bis zum Schmerz gesteigerter Wollust, rasenden Genusses, aber auch müden Erschlaffens, ja des sich ekelnden Überdrusses. Eines aber bleibt trotz allem: der Durst nach dem neuen Trunk; die Erinnerung an den geleerten mischt sich mit dem Sehnen nach dem neu gefüllten Becher.

Eine andere Welt wieder eröffnen die Walzer von Brahms, die sich auch in der Form charakteristisch von der großen Masse der übrigen Litteratur abheben. Und bei einem so großen Künstler darf man immer annehmen, daß die gewählte Form eine Notwendigkeit für den Inhalt ist, mit diesem zum wenigsten harmonisch verbunden ist. Da ist es dann doch sehr bezeichnend, daß Brahms seine Walzer für Soloquartett und vierhändige Klavierbegleitung schrieb [op. 31 (1864), op. 52 (1867), op. 65 (1875); außerdem op. 39 (1867) vierhändig für Klavier ohne Gesang]. Und wenn er auch die schönsten darunter „Liebeslieder“ nennt, so sind sie doch durchaus nicht erotisch. Brahms war selbst in seinen jungen Jahren keine verliebte Natur, so daß die Thatsache, daß er überhaupt Tänze geschrieben hat, auffallend genug ist. Aber so ernst und schweigsam der spröde Hamburger für gewöhnlich war, die so ganz anders geartete Wiener Welt hatte es ihm eben auch angethan. Die Lustigkeit und Leichtigkeit des Lebens, die zwanglose, heitere Geselligkeit, die schönen Frauen mit dem hellen Lachen, die ganze musikalische Atmosphäre des Straußschen Walzers, des Zigeunerczardas, die ja nicht großartige, aber immer liebliche und in ihrer Fruchtbarkeit zum Behagen einladende Umgebung — das alles hat ihn bewogen, den heiteren Lebensgenuß zu feiern. Dazu eignet sich auch die gewählte Form in hohem Maße, während sie für Heimlichkeiten eines verliebten Pärchens nicht die entsprechende wäre.

Als dritter Typus wäre Liszt zu nennen, dessen Tanzphantasien durchaus „brillant“ sind. Es ist bezeichnend, daß Schuberts ungezwungene Bummlerweisen unter seinen Händen zu „Soirées de Vienne“ werden. Die Gesellschaft sehr vornehm, aber nicht steif, und alle unter dem Bann einer überragenden Persönlichkeit. Ein Sprühfeuerwerk von Geist, Liebenswürdigkeit und Grazie. Nur selten verrät sich die heiße, urwüchsige Leidenschaft; für gewöhnlich ist man zu gewandt, um sich zu vergessen. Aber man flirtet; heiße Blicke aus großen Augen blitzen hin und wieder. Der Mund aber versteht zu lächeln, plaudert pikant und schelmisch, aber verrät nichts vom inneren Fühlen, von verschwiegenen Wünschen.

Auf diese drei Grundformen läßt sich die Unmasse der „Tänze“ zurückführen, die nicht zum Tanzen bestimmt sind, sondern nur die Form als Stimmungsmoment benutzen. Die „valses charactéristiques“, „valses de bravour“, „valses brillantes“, „valses mélancholiques“ und wie die Bezeichnungen alle heißen mögen, sind ein üppig aufschießendes Gewächs; nur wenigen aber ist es gelungen, wirklich Bedeutendes zu schaffen, wo die Wahl der Form aus innerer Notwendigkeit und nicht wegen ihrer sinnfälligen Reize der Bewegung erfolgte. —

Webers Tonstück enthält aber nicht nur die Aufforderung zum Tanz, sondern auch den Tanz selbst. Und gerade dieser Tanz ist das eigentliche Lebensidyll. „Brust an Brust geschmiegt, gesteht er ihr seine Liebe, erhält er von ihr die süße Bestätigung erwiderter Neigung“, so lauten die Erklärungen des Komponisten.

Auch in dieser Hinsicht wirkt Webers Tonstück als „Aufforderung“ an spätere Komponisten. Reichere, blühendere Formen, breitere aber damit natürlich auch, um nicht

zu ermüden, kunstvollere Ausbildung und Durcharbeitung der Motive einerseits, andererseits eine Steigerung des musikalischen Inhalts, des Gefühlsgehalts, der Leidenschaft. Nicht mehr bloß rhythmische Stütze für rhythmische Bewegungen, sondern Stimmung machendes, Stimmung schilderndes Tonstück. Und was ist oder sollte die Stimmung Tanzender sein? Doch dionysische Lust am Leben und seinen Freuden, zumal seiner höchsten Seligkeit, der Liebe. So wird der Walzer in seiner vollendeten Gestalt zur „Symphonie der Liebe".

Diese Entwickelung hat sich in Wien vollzogen. Und nicht nur das, auch die drei Tonsetzer, die wirklich schöpferisch und für die Entwickelung bedeutsam wurden, sind geborene Wiener, während die österreichische Kaiserstadt ihre sonstige Bedeutung für die neuere Musikgeschichte mehr dem Reiz, den sie auf Fremde ausübt, als dem Schaffen eigener Söhne zu danken hat. Diese drei Künstler sind Joseph Lanner und die beiden Johann Strauß. Es gibt ja noch zahllose andere Walzer- und Tanzkomponisten, darunter wirklich bedeutende und mit Recht beliebte. Aber mit diesen drei Namen ist die Entwickelung und der Umfang der Walzerkomposition umschrieben. Und für den, der der Überzeugung ist, daß alle äußeren Erscheinungen tiefer liegende innere Ursachen haben, ist die Thatsache, daß seit einigen Jahren die Beliebtheit des Walzers im Ballsaal abnimmt, daß man nach neuen Tänzen sucht oder auf alte Formen zurückgreift, ein Anzeichen dafür, daß die Form des Walzers, die fast das ganze letzte Jahrhundert hindurch den Tanz beherrschte, offenbar über den jüngeren Johann Strauß hinaus nicht mehr fortbildungsfähig ist.

In der That bedeuten alle anderen neben den drei Wiener Meistern nur ein Bauen in der Breite. Labitzky (1802—1881) ist ein schwächerer Lanner, Gungl (1810 bis 1889) hat nicht die Kraft des älteren Strauß — die beiden sind übrigens ebenfalls Österreicher —, Bilses (1816 geb.) Schneidigkeit bedeutet ein Abziehen des Tanzes aus dem Ballsaal auf den Exerzierplatz, insofern er viel Marschmusik verwertet; im Vortrag aber suchte er durch übertriebene dynamische Schattierungen dem Tanz etwas Konzertmäßiges zu geben. Waldteufel endlich verdankt seine nachhaltigsten Erfolge jenen Stücken, in denen er den, aus der Bänkelweise eines „O du lieber Augustin" hinauf entwickelten Tanz wieder auf die Gasse zerrt. Die Legion der anderen brauche ist nicht zu nennen, höchstens noch den Franzosen Olivier Métra (1830—1889), dessen zahlreiche Tänze voller Chik und sprühender Lustigkeit sind, denen aber die lyrische Schönheit der Muse des jüngeren Strauß fehlt. So mußte der Franzose selbst auf Pariser Boden dem Deutschen weichen, dem 1877 sogar die Leitung der „Opernbälle" überlassen wurde.

Wenden wir uns nun den drei Wiener Meistern zu. Die Geschichte des Walzers ist ein Stück Geschichte Wiens, dessen Gesamtleben in nichts eine vollere künstlerische Aussprache gefunden hat, als eben im Walzer. Dieser, wie seine Meister, sind auch aus dem Volk herausgewachsen. Wien war damals, in der frühesten Grillparzerzeit, eine Musikstadt in jedem Sinne des Wortes. Die gewaltigsten Genies, die der deutschen Musik erwachsen waren, hatten hier ihren Wirkungskreis; die italienische Oper behauptete dem Ansturm der Deutschen gegenüber noch ihre Stellung, ohne doch das blühende Schaffen ihrer Gegnerin hemmen zu können; im Leopoldstädtischen Theater blühten das Kouplet und das Singspiel. Wichtiger noch, als diese öffentliche Musikpflege, war die häusliche. Eine Trösterin in der bösen Zeit der Kriege, die beste Unterhaltung in der müden Zeit der politischen Reaktion, war die Musik in jedem Bürgerhause daheim, mußte sie in jedem Wirtshause den Gästen geboten werden. O, man wollte sich amüsieren. Man hatte solange in Angst gelebt, jetzt war ja alles in Ordnung. Der böse Korse war weit, weit fort, und die Regierenden sorgten so gründlich dafür, daß der Bürger dem Glauben treubleibe, daß Ruhe seine erste Pflicht sei.

Das war die rechte Zeit einer leichten, romantischen Schwärmerei. Beileibe keine Größe, keine Mystik; auch von der Ironie der Romantik wollte der Bürger nichts wissen. Man war gut philiströs, aber man schätzte die Kunst, sofern sie nicht aufregte oder geistige Mitarbeit verlangte, als Schmuck des Lebens und pflegte den eigenen Sinn für sentimentale Verschönerung des Daseins. Der mystische Beethoven wurde

ebensowenig verstanden, wie der titanische; die derbfrische Gesundheit eines Weber fand ebensowenig Teilnahme, wie die von aller Sentimentalität freie, musikselige und tief humoristische Natur Schuberts.

In der Dichtkunst erstand Wien damals ein Raimund; in der Musik traf den rechten Ton für „sein Wien" Joseph Lanner. Breite, behagliche Melodie, etwas Romantik, aber von der lieblichen Art derer Raimunds, und viel, sehr viel verliebte Schwärmerei. Dabei aber auch rechte deutsche Gemütlichkeit.

Lanner war am 12. April 1801 zu Oberdöbling, dicht bei Wien geboren. Er war „nur" Liebhaber, Autodidakt als Violinist und Komponist. Früh schon gründet er ein Liebhaberterzett, für das er die nötigen Opernpotpourris, Märsche und Tänze selber zurecht macht. Seine Vorführungen werden rasch beliebt, bald kann man sich zum Quartett erweitern. Der Violaspieler, der gewonnen wird, ist Johann Strauß. Das war 1819. Lanner war also erst achtzehn Jahre alt, der neue Quartettspieler gar nur fünfzehn. Die Beliebtheit des Quartetts steigert sich in solchem Maße, daß es sich schnell zum Orchester auswächst, das auch bald doppelte Besetzung erfordert, denn die Nachfrage nach Tanzmusik ist so stark, daß das Orchester oft geteilt werden muß. Hier erprobt sich Johann Strauß als Dirigent, hier auch bald als Komponist.

Da duldet es ihn nicht mehr lange an zweiter Stelle. Am 1. September 1825 scheidet er aus dem Lannerschen Orchester aus und gründet seine eigene Kapelle. So hatte er es denn doch zu einer Stellung gebracht, was sein Vater, der arme aber brave Bierwirt „zum guten Hirten", nie hatte glauben wollen. Er hatte auch seinem einzigen Sohn, der ihm, dem schon Hochbejahrten, am 14. März 1804 geboren worden, das Musikwerden weidlich schwer gemacht. Aber es half nichts, es lag im Blute. Jetzt war Johann als Einundzwanzigjähriger bald neben Lanner der erklärte Liebling der Wiener. Nicht ganz zwei Monate nach der Gründung des eigenen Orchesters wird dem jungen Kapellmeister der erste Sohn geboren — am 25. Oktober 1825 —, der nach dem Vater den Namen Johann erhielt. Er sollte der bedeutendste Rivale seines Erzeugers werden.

Doch bis dahin hatte es noch gute Wege. Einstweilen hieß der Ruf, der die Wiener schied: „Hie Lanner! — hie Strauß!" Sie waren verschieden genug, der „Flachskopf" Lanner und der „Mohrenschädel" Strauß. Ein weiches Gesicht mit versonnenem Lächeln, so ähnelt Lanner seiner sinnigen Musik; der vierkantige Schädel des älteren Strauß, die tiefliegenden, glühenden Augen verraten dagegen die sinnliche Natur des Mannes, dessen zuckende Lebhaftigkeit während des Spiels das kommende Wort Nervenkunst vorweg illustriert.

Strauß war, so bescheiden er äußerlich auftrat, eine despotische Natur. In der Familie gab es darob viel Unfrieden, der schließlich zur Scheidung führte. Etwas Despotisches liegt auch in seiner Musik.

Johann Strauß Sohn hat das einmal dahin ausgesprochen. Bei Lanner hieß es: „I bitt Euch schön, geht's tanzen", beim Vater Strauß: „Geht's tanzen, i will's!" Es ist auch bezeichnend für die Verschiedenartigkeit der beiden, daß Lanners stillere Natur im Wirkungskreis der engsten Heimat Genüge fand, den unruhigen Strauß dagegen trieb's durch die ganze Welt.

Man wird für die beiden aber auch eine verschiedene Zeitstimmung als Untergrund ihrer Gesamterscheinung wählen müssen, trotzdem ihre Geburtsjahre so wenig auseinanderliegen. Aber der Stimmungswechsel in der Öffentlichkeit vollzog sich rasch, und Lanner gehörte mehr der Vergangenheit an, während Strauß vorwärts wies. Das geistige Leben wurde tiefer, bedeutsamer, gegenständlicher. In Wien wurde Raimunds Romantik von Nestroys Satire abgelöst; der große Grillparzer erhob sein Haupt. Man wollte nicht mehr rückwärts schauen, man wollte der Gegenwart leben. Das Jahr Achtundvierzig kündigte sich an. Das bürgerliche Leben begnügte sich nicht mehr mit Träumen und Sinnen; es wollte etwas Gegenständliches haben, man wollte genießen. In dieser Luft erwuchs der Walzer von Strauß, dem Vater. Er ist kräftiger, selbstbewußter, kecker, sinnlicher, als der Lanners. Das sind keine Jungfrauen mit Madonnengesichtern, Jünglinge mit langen Schmachtlocken, die ihn tanzen. Der selbstbewußte Bürger tritt an; nach der Arbeit des Tages will er sich vergnügen. Und der Maid, die ihm die drallen

nackten Arme um die Schultern legt, schwellt Begierde den Busen. Dahinten aber an den Wänden sitzt die Wohlhabenheit behäbig zu Tisch. Es ist nicht mehr die Zeit der ästhetischen Thees, die Tafel ist reich besetzt, und die Gläser füllt schwerer Wein. „Jugend hat keine Tugend", und „Man muß sich austoben" sind die dehnbaren Leitsätze im Moralkodex dieser Gesellschaft.

In musikalischer Hinsicht sind die Walzer Lanners und Strauß' gleichartig gebaut. An die Stelle der früher unbeschränkten Zahl von Einzelnummern treten jetzt bloß ihrer fünf, die dafür breiter ausgebaut sind. Hinzu kommt die Introduktion und die das Vorangegangene nochmals zusammenfassende Coda. Strauß ist nun äußerlich glänzender, mehr auf rhythmische Pikanterie und prickelnde Orchestration bedacht, während Lanner den Nachdruck auf das lyrische Melos legt, dabei innerlich zweifellos Wertvolleres bietet.

Am 14. April 1843 starb Lanner. Nun war Strauß, der übrigens mit seinem Rivalen persönlich stets gute Freundschaft gehalten, Alleinherrscher. Aber nicht lange. Am 15. Oktober 1844 gab sein neunzehnjähriger Sohn, Johann, sein erstes Konzert mit einer eigenen Kapelle. Was hatte der Alte sich Mühe gegeben, seine Söhne daran zu hindern, Musiker zu werden! Viel schlimmer noch, als einst sein Vater, hatte er sich gebärdet, und erst die Liebe der Mutter machte es den Kindern möglich, offen ihrer Neigung zu leben.

Johann Strauß, der Jüngere, errang gleich mit seinem ersten Auftreten einen vollen Sieg. Daß er der echte „Walzerkönig" geworden, wissen alle, denn kaum ein zweiter Musiker erfreut sich in aller Welt eines solchen Bekanntseins, wie der Komponist der „Donauwellen". Der Vater räumte übrigens bald den Platz: am 25. September 1849 bereits ist er gestorben.

Der modern-nervenfeine Franzose Marcel Prévost schreibt: „Der Walzer von Johann Strauß ist die Frau: wie die Frau, hat er sein einschmeichelndes Wesen, die wechselnde Stimmung, bald Lächeln, bald leichte Thränen, die überraschenden Launen, den jähen Stimmungswechsel. Jeder Walzer von Strauß birgt eine Frauenseele." Darin liegt viel Wahres. Unsere modernen Tänze sind überhaupt durchaus weiblich geartet, oft weibisch entartet. Aber bei Strauß hätte man doch genauer sagen können, sein Walzer sei die Wienerin, das oft gefeierte „süße Wiener Madel".

Auch nichtösterreichische Musiker, wie der ja allerdings weiche Schumann, aber auch der herbe Hanseate Brahms, haben den Zauber, den Wien gerade auf den Musiker ausübt, empfunden und gepriesen. Johann Strauß aber hat bei der Bankettrede an seinem fünfzigjährigen Künstlerjubiläum es deutlich ausgesprochen: „Ich danke die Ausgestaltung meines Talentes nur meiner geliebten Vaterstadt Wien, in deren Boden meine ganze Kraft wurzelt, in deren Luft die Klänge liegen, die mein Ohr gesammelt, mein Herz aufgenommen und meine Hand niedergeschrieben, meinem Wien, der Stadt der Lieder und des Gemütes, die dem Knaben liebevoll auf die Beine half und dem reifen Manne noch immer ihre Sympathien zuwendet, Wien, der Stadt der schönen Frauen, die jeden Künstler begeistern und bezaubern."

Es ist allerdings ein anderes Wien, als das des Vaters Strauß und Lanners. Es ist die Weltstadt Wien. Auch die Bewohner haben den Zug der Zeit mitgemacht und sind feiner geworden. Die „gute Stube" hat dem Salon Platz gemacht, das Urwiener Bürgertum ist einer international gemischten Gesellschaft gewichen. Damit ist ein gut Stück der alten Behaglichkeit geschwunden, man ist eleganter geworden, man plaudert nicht mehr, man konversiert, man macht keine derben Späße, aber Esprit ist willkommen. Auch die Sinnlichkeit ist verfeinerter, nervöser. Es ist die Makartzeit. Luxus und üppige Tafel, rauschende Seide, berauschende Parfüms, Champagner, alles getaucht in das helle Lampenlicht des Salons.

Und nun beruht der wunderbare Reiz des Walzers des jüngeren Strauß darin, daß er alles enthält, aber darum das eine nicht verloren hat, was der geschilderten Gesellschaft abhanden gekommen ist: die deutsche Herzlichkeit, das echte Gemüt.

Sein Vater wäre der Gefahr dieser Gesellschaft leichter unterlegen; aber der Sohn hatte von der Mutter die lyrische Weichheit mitgeerbt, die dem Vater fehlte. Nicht umsonst war sie eine Verehrerin der Muse Lanners gewesen. Im Walzer ihres Sohnes finden wir die Verschmelzung der Elemente der beiden älteren Meister.

In der oben erwähnten Rede hatte Strauß selber darauf hingewiesen, daß er das Beste diesen feinen Meistern verdanke; sein „schwaches“ Verdienst sei die Erweiterung der Form, auf die ihn übrigens auch schon die Älteren hingewiesen hätten. Strauß war immer sehr bescheiden, so auch hier. Denn es ist einleuchtend, daß die bloße Erweiterung der Form zur Hohlheit hätte führen müssen, wenn nicht die Bereicherung des Gehalts und die Steigerung der aufgewendeten technischen Mittel damit im Einklang geblieben wären. So hat in der That Johann Strauß in seinen Partituren musikalische Arbeit geliefert, die der höchsten Bewunderung wert ist. Und zum Reichtum der Einfälle, zur trotz ihres charakteristischen Gepräges immer wieder überraschenden Neuartigkeit seiner Motive tritt als drittes die fast unerhörte Leichtigkeit und Fruchtbarkeit seines Schaffens, die man mit der Rossinis und Mozarts vergleichen möchte. Die Opuszahl der Tänze erreicht fast das halbe Tausend, dazu kommen dann sechzehn Operetten und das unvollendet hinterlassene Ballet. Und wie er schuf! Im Fiaker, wenn er von einem Tanzsaal zum andern jagte, nach durchwachter Ballnacht, schrieb er Meisterwerke, wie die „Juristenballtänze“ (op. 177) oder „Die Accellerationen“ (op. 234) in kaum einer Stunde gleich in Partitur nieder. Und bei dieser fieberhaften Thätigkeit blieb er gesund und frisch, und manch einer, der am 3. Juni 1899 vom Absterben Johann Strauß' las, wird sich verwundert gefragt haben: ‚Wie, der Mann war vierundsiebzig Jahr alt? Dieser Mann, der noch zwei Jahre zuvor im duftigen „Waldmeister“ die schwersten Probleme durch fröhliches Tanzen zu lösen verstanden, der sich dann, wie ein Junger, auf das ihm bis dahin fremde Gebiet der Balletmusik geworfen, war ein Greis?‘ Wahrlich, seine Kunst, die er so recht der blühenden Jugend gewidmet, hat ihn selber jung erhalten.

Diese Jugendfrische hat auch seine Walzer vor einer Gefahr bewahrt, die sehr nahe lag. Die „Erweiterung der Form“, die schon bei Lanner dem alten „Ländler“ das Grab bereitet, gab dem Walzer immer mehr ein konzertmäßiges, symphonisches Gepräge. Daß Johann Strauß trotzdem den ursprünglichen Zweck des Tanzes nicht aus dem Auge verlor, ja selber mit der größten Ängstlichkeit bei Aufführungen den Tanzrhythmus festhielt, bildet einen Hauptreiz seines Schaffens.

Den Schritt aus dem Ballsaal hinaus hat er aber doch gethan. Den Übergang bilden etliche Gesangswalzer, die man allerdings wegen des zuweilen geradezu blödsinnigen Textes am liebsten mit einfachem la, la, la singen sollte. Dann aber, am 10. Februar 1871, errang er mit „Indigo“ den ersten Erfolg als Operettenkomponist. Dabei war das Textbuch geradezu jämmerlich, von erbärmlicher Witzlosigkeit im Dialog, geradezu rührender Abgeschmacktheit des Inhalts, und elender Stümperei in den Gesangsversen. Und Strauß hat fast nie brauchbare Textbücher gefunden. Er war übrigens von einer kaum entschuldbaren Gleichgültigkeit dem Textbuch gegenüber, die nur dadurch sich erklären läßt, daß er von eigentlicher Dramatik nichts verstand. Trotzdem hat er mit seiner „Fledermaus“ die beste deutsche Operette geschaffen. Allerdings verdanken wir sie dem Tanzkomponisten Strauß. Nicht als ob ich die wundervolle musikalische Arbeit verkännte, die jede Seite der Partitur schmückt, das glückliche Festhalten des Lustspieltons, die quellende Erfindung unterschätzte, nein, aber das Dramatische an der Musik, wohlverstanden nicht am scenischen Inhalt, ist die Ausnutzung der Tanzstimmung in ihren verschiedenen Lagen. Im Walzer des 1. Aktes die Vorfreude auf das bevorstehende Fest; im Finale des 2. Aktes ein wahrer Champagnerrausch von Melodien im ausgelösten Festtaumel; im 3. Akt in der meisterhaften musikalischen Pantomime des Gefängnisdirektors, die nur in der Beckmesser-Pantomime der „Meistersinger“ ein ebenbürtiges Seitenstück hat, der Gemütszustand nach einer so köstlich durchschwärmten Nacht. Hier ist Strauß wirklich dramatischer Stimmungsschilderer, der durch die Musik selbst Vorgänge und Erlebnisse schildert, während er sonst in seinen Operetten, wenig bekümmert ums Stoffliche, seine Melodien ausstreut, gleichgültig wohin sie fallen.

So hat Strauß 16 Operetten geschrieben, die in der Praxis der Bühnen um ihrer wundervollen Musik willen einen größeren Raum einnehmen, als in der Geschichte der dramatischen Musik. Hier sind sie mit

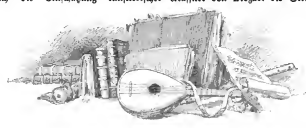
den Werken Offenbachs nicht zu vergleichen, in denen man den musikalischen Niederschlag einer tief, und leider verderblich, ins Volksleben eingreifenden Gesellschaftsschicht erblicken muß. Bei Strauß ist der Walzer in kulturgeschichtlicher Hinsicht, wie auch als geschlossenes Kunstwerk, weit bedeutender, als seine Operette. Dagegen hat diese in rein musikalischer Hinsicht die Wirkung noch nicht ausgeübt, zu der sie berufen scheint, nämlich stilbildend zu wirken für das musikalische Lustspiel.

Strauß selber that mit dem „Zigeunerbaron“ (1885) und ohne Zugeständnis an die Operette im „Ritter Pázmán“ (1892) den Schritt zur komischen Oper. Das letztere Werk hatte keinen Erfolg. Wirkte da zweifellos der zur Zeit der Entstehung herrschende italienische Verismo mit, so war doch auch der Text ein Hemmnis für den Komponisten. Der „Zigeunerbaron“ dagegen war ein Haupterfolg des strebsamen Meisters, aber wohl doch mehr ein Operettenerfolg. Und daran trägt Strauß selber die Schuld, der sein Schaffen von den Verhältnissen der Operettenbühnen beeinflussen ließ. Die mehrfach versuchte Aufführung durch Opernkräfte läßt den stilistischen Zwiespalt, unter dem das Werk leidet, nur um so schärfer hervortreten.

Es war ein Verhängnis für Strauß, daß er kein Textbuch bekam, in dem der Tanz als wesentlicher Bestandteil der Entwickelung eingegriffen hätte, wie es etwa — ich nenne das Werk ohne jede weitere Bezeichnung — in Gottfrieds Kellers „Tanzlegendchen“ der Fall ist. Um so begreiflicher ist es, daß der Künstler in seiner letzten Zeit zum Ballet überging. Allerdings doch zu spät. Das „Aschenbrödel“ ist von einer greisen Hand geschrieben, die die Feder wohl noch zu führen verstand, die aber nicht mehr zu Reformen die Kraft hatte.

Auch die Einschätzung künstlerischer Thätigkeit ist dem Wechsel der Zeit unterworfen. In der Sitzung vom 27. Mai 1830 lehnte die Wiener „Tonkünstler-Societät“ die Aufnahme Joseph Lanners ab, „weil er bei der Tanzmusik sei“. Das Testament von Johann Strauß setzt die Wiener „Gesellschaft der Musikfreunde“ zur Universalerbin ein. Mit der gesellschaftlichen hat sich auch die künstlerische Einschätzung des Tanzkomponisten verändert. Es gibt ja wohl immer noch Musikgelehrte, denen eine steife Fuge mehr bedeutet, als ein lebensprühender Walzer. Aber gerade die schöpferischen Geister denken da anders, wie das Zeugnis Robert Schumanns dem älteren, Richard Wagners dem jüngeren Johann Strauß gegenüber beweist. Des letzteren Urteil über „den musikalischesten Schädel, der ihm noch untergekommen“, sei hier aus dem Aufsatz über das „Wiener Hofoperntheater“ (1863) hergesetzt: „Was Wien auf dem Wege des höheren Ortes nicht subventionierten, rein spekulativen Verkehrs mit einem phantasievoll gemütlichen und lebenslustigen Publikum, ganz von sich aus auch für die Kunst hervorzubringen vermag, bezeugen zwei der originellsten und liebenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der öffentlichen Kunst: die Raimundschen Zauberdramen und die Straußschen Walzer. Wollt ihr nichts Höheres, so laßt es bei diesem bewenden: es steht an und für sich bereits wahrlich nicht tief, und ein einziger Straußscher Walzer überragt, was Anmut, Feinheit und wirklich musikalischen Gehalt betrifft, die meisten der oft mühselig eingeholten ausländischen Fabriksprodukte, wie der Stephansturm die bedenklichen hohlen Säulen zur Seite der Pariser Boulevards.“

So wollen auch wir für unser musikalisches Leben die Erfüllung eines andern Wagnerwortes wünschen, das er als Trinkspruch ausgebracht: „Es leben unsere Klassiker von Mozart bis Strauß!“





Die drei Esser. Nach dem Gemälde von J. Kriwer.



Aus den Berliner Theatern.

(Oktober—Dezember 1901.)

Von

Hanns von Zobeltitz.

Der rote Hahn. Tragikomödie von **Gerhart Hauptmann** (Deutsches Theater). — **Flavio und Florio.** Schelmenstück von **Franz v. Schönthan** und **Fr. Koppel-Ellfeld**; **Das grosse Licht.** Schauspiel von **Felix Philippi** (Kgl. Schauspielhaus). — **Die rote Robe.** Schauspiel von **Eugène Brieux**; **Alt-Heidelberg.** Schauspiel von **Wilh. Meyer-Foerster** (Berliner Theater).

Unsere Herren Theaterleiter haben in den letzten Monaten eine ganz außerordentliche Thätigkeit entwickelt, einen wunderbaren Fleiß — soweit die Zahl der neuaufgeführten Tragödien, Komödien, Tragikomödien, Lustspiele, Schelmenstücke, Possen in Betracht kommt. Auch den aufs Qualitative gerichteten Fleiß der Herren Autoren muß man lobend anerkennen; nicht zuletzt die Geduld des lieben Publikums und dessen Theaterfreudigkeit, die weder durch die schlechte Geschäftskonjunktur noch durch vielfache „verlorene Abende" erstickt werden konnte. Es gibt immer noch volle Häuser. Und zwar nicht nur in dem Theater der Frau Nuscha Butze, die ihre Bühne zuerst der höheren Tochter weihte und nun mit dem vielverbotenen und höchstgewagten „Coralie und Co." der leichtgeschürztesten Muse huldigt; und nicht nur im Thalia-Theater, wo im „Tollen Geschäft" und in der „Badepuppe" die diversen Musen vielleicht noch leichtgeschürzter sind. Nein, auch in den übrigen Theatern, in denen bekanntermaßen der sogenannte bessere Geschmack regiert, sollen die Kassenrapporte zur Zufriedenheit lauten. Man hat mir sogar erzählt, daß die „Fee Caprice" im Lessing-Theater noch immer zöge — eine erstaunliche Thatsache. Herr Dr. Oskar Blumenthal ist sonst wirklich ein sehr witziger Herr. Als er aber im letzten Sommer diese fadendünne Fee mit artigen Verslein bekleidete, hatte er seinen Witz wahrscheinlich im Winterüberzieher stecken lassen. Ohne den Vers-Kling-Klang freilich wäre das kleine Geschichtchen von der romantisch angehauchten jungen Frau, die gern etwas erleben möchte, aber durch einen eminent geistreichen Freund vor allem Herzensunheil bewahrt wird, eine völlige Unmöglichkeit. —

Mit höchster Spannung wurde im Deutschen Theater „Der rote Hahn" von Gerhart Hauptmann erwartet als die litterarische Pièce de résistance der Spielzeit. Und siehe da: es ergab sich ein vollkommener Mißerfolg. Ein solcher Mißerfolg, daß selbst die überzeugtesten und getreusten Hauptmannianer sich nicht zur Abwehr aufzuraffen wagten. Während zur Erstaufführung schon Wochen vorher alle Billets vergriffen waren, war am Abend darauf das Haus ganz schwach besetzt.

„Der rote Hahn" ist, äußerlich genommen, eine unmittelbare Fortsetzung des „Bieberpelzes". Einige der Hauptträger der Handlung sind von dem Dichter aus dem „Biberpelz" direkt in den „roten Hahn" hinübergenommen worden, vor allem „Frau Wolff", die nunmehr nach dem Tode ihres Julian eine Frau Fielitz geworden ist, und der Amtsvorsteher von Wehrhahn. Auch das Milieu ist das gleiche geblieben.

Derartige Fortsetzungen haben erfahrungsmäßig selten Glück auf der Bühne, sagt man. Man ist unwillkürlich geneigt, in der Wiedervorführung der gleichen Personen etwas wie einen Mangel an Gestaltungskraft zu sehen. Ich möchte bezweifeln, ob dieser Satz in seiner Verallgemeinerung, aber auch, ob er in der Anwendung auf den „roten Hahn" richtig ist. Hat Shakespeare nicht auch einzelne seiner Lieblingsgestalten mehrfach auf die Bühne gebracht, und hat dies seiner und ihrer Wertschätzung geschadet? Will man gerecht gegen Gerhart Hauptmann sein, so muß man, glaube ich, nicht nur die äußere Aehnlichkeit beider Stücke, sondern erst recht ihre innere Verschiedenheit betrachten. Dann kommt man vielleicht zu dem überraschenden Resultat, daß diejenigen, die vor dem Biberpelz den Hut nicht tief genug ziehen konnten, gar kein Recht



Frau v. Pöllnitz und Herr Sauer (Frau Fielitz und Amtsvorsteher von Wehrhahn) in „Der rote Hahn".

dazu haben, den roten Hahn so schmählich zu tadeln, wie es geschehen ist; kommt zu der Erkenntnis, daß beide Stücke die gleichen Fehler und Schwächen, aber auch die gleichen Vorzüge aufweisen, ja daß der Dichter in seiner neuen Schöpfung eigentlich tiefer zu greifen versucht hat, als in der ersten.

Der Biberpelz ist eine übermütige „Diebskomödie", wie Hauptmann das Stück selbst bezeichnet; den Roten Hahn nennt er eine „Tragikomödie". Dort dreht sich die kleine Fabel um einen Pelz, den die alte Waschfrau Wolff gestohlen und verkauft hat; hier darum, daß Frau Fielitz ihr armseliges Häuschen ansteckt, um eine hohe Versicherungssumme zu ergaunern. Das ist aber eigentlich ganz Nebensache. Denn hier wie dort ist das Hauptgewicht gelegt auf die plastische Gestaltung aller Personen und auf die feinste Ausmalung aller Details. Im Biberpelz ist damit der innere Gehalt ganz ausgeschöpft; diese verschlagene, biedermeierische Wolffen, die alle Welt an der Nase herumzuführen weiß, ist für Leser aber Zuschauer ebenso nur eine komische Figur, wie der eitle, thörichte Amtsvorsteher; man kann nicht einmal von einer Satire auf die hohe Obrigkeit sprechen, denn dazu ist das Ganze zu sehr, zu ausschließlich auf die drollige Wirkung gestellt. — Ganz anders im „Roten Hahn". Hier sind überall — freilich auch überall umwuchert von allzuviel Nebenwerk — ernste Ansätze, die Tragik wiederzuspiegeln, die sich aus geistiger Versumpfung und Verfehlung im Menschenleben erzeugen muß; hier sehe ich auch den, allerdings meiner Ansicht nach recht verunglückten Versuch zu einer schärferen Satire auf die Ohnmacht der Amtsgewalt.

Aus Frau Wolff also ist die Frau des Schusters Fielitz geworden. Es geht ihnen nicht gerade sonderlich, und so kommt die Fielitzen auf die Idee der nutzbringenden Brandstiftung; der Strafbarkeit ist sie sich natürlich genau bewußt und kennt im voraus Mittel und Wege, ihr auszuweichen; moralische Bedenken hat sie geradeso wenig, wie etwa eine arme Frau, die am fremden Feldrain für ihre eine Ziege das Gras abschneidet. Ungefähr auf dem gleichen Standpunkt steht ihr sauberer Gatte, trotzdem er sich den Rücken noch besonders zu decken sucht — sie sind einander wert. Dabei ist Mutter Fielitzen die sorgsame, fleißige Hausfrau geblieben und die, in ihrer Art, fürsorgliche Mutter, als die wir Mutter Wolffen kennen lernten. Die eine der beiden Töchter, Leontine, ist noch im Hause, ein reifes Mädchen, das hinter allen Männern her ist; aber die andere hat sich gut verheiratet, mit einem Baubeflissenen in Berlin, Herrn Schmargowski — diese Herrschaften stellen, jedoch nicht etwa im tadellosen Sinne, das aufstrebende Element der Familie dar; vielleicht fahren die Enkel auf Gummirädern.

Wir sehen im ersten Akt die Fielitzen bei ihren Vorbereitungen zur Brandstiftung in der Schusterwerkstatt; der Amtsvorsteher, unser alter Bekannter Wehrhahn, kommt, nicht jünger und nicht klüger geworden, um ein Paar Stiefel anzuprobieren; und auch Rauchhaupt kommt, ebenfalls ein Bekannter aus dem Biberpelz, früher Gensdarm, jetzt ein wohlbestallter Gärtner; er hat einen Sohn, der Idiot ist und allerlei blöde Sachen treibt, u. a. auch gern mit Streichhölzern spielt.

Der zweite Akt spielt vor der Dorfschmiede und führt einige neue Gestalten ein, einen famos gezeichneten lebenslustigen Schmied mit seinem frischen Gesellen und einen etwas schemenhaft gebliebenen Arzt; man hat mir erzählt, der Dichter habe einem verstorbenen Jugendfreund in diesem Doktor Boxer ein Denkmal setzen wollen — nun, solche Pietätsdenkmäler fallen nicht immer künstlerisch aus. Herr und Frau Fielitz sind nach dem nahen Berlin gefahren; da bricht, in ihrer Abwesenheit, das Feuer aus, und der Verdacht fällt, wie es die Fielitzen voraussah, auf den Idioten Eduard, den man am Hause wieder einmal mit Streichhölzern spielend gesehen hat.

Im dritten Akt, der im Mißerfolg einen Erfolg brachte, befinden wir uns in dem Geschäftszimmer des Herrn Amtsvorstehers. Fielitzens kehren aus Berlin zurück, spielen die tief gebeugten Abgebrannten, und schließlich wird der Idiot in die Untersuchungshaft abgeführt, trotzdem der Arzt bezeugt, daß er geistig anormal ist und trotzdem allerlei Verdachtsmomente gegen die Fielitzen laut werden, die Herr v. Wehrhahn aber ignoriert. Es ist eine Scene voll dramatischen Lebens, in der sich komische Elemente mit scharf satirischen und mit tragischen mischen. Die Satire freilich, ich sagte es schon, ist schließlich doch auch hier im komischen stecken geblieben. Man kann an diesen Herrn v. Wehrhahn mit seiner

Thorheit, mit seiner, von patriarchalischer Gutmütigkeit durchsetzten falschen Energie nicht so recht glauben; im einzelnen ist der Typ famos getroffen, und im ganzen ist doch ein unechter Zug geblieben: ich wenigstens vermag mir nicht recht vorzustellen, daß dieser Mann, wie ihn Hauptmann geschildert hat, den Fielitzens gegenüber so verblendet und zu dem alten Rauchhaupt, der für seinen armen Jungen eintritt, so erbarmungslos sein könnte.

Die schlaue Fielitzen hat wieder einmal triumphiert. Im letzten Akt finden wir sie im Dachkämmerchen des Schmieds, das sie während des stolzen Neubaus ihres Hauses bezogen hat. Das Richtfest findet heute statt, sie kann vom Fenster aus dem großen Ereignis, der Krönung ihrer Wünsche, zuschauen. Aber sie ist nicht mehr ganz die Alte. Mit ihrer Freude am Gelingen mischt sich die Kampfesmüdigkeit; ausdrücklich bemerkt der Dichter: sie ist abgemagert und gealtert. Und nun kommt Rauchhaupt, ihr erbitterter Gegner, der immer noch sinnt und spintisiert, wie er die Unschuld seines armen Jungen, der im Irrenhause ist, beweisen könnte und der immer aufs neue die Frau mit offenen und versteckten Drohungen peinigt. — „Und nun kummt er und kummt Tag fer Tag und thut een mit alen Geschichten krank machen“, sagt sie selbst. Rauchhaupt hat wieder eine neue Fährte gefunden, neue Verdachtsgründe. Aber er macht auch der Fielitzen klar, wie er gelitten hat, daß er sogar einen Selbstmordversuch machte, um der Schande zu entgehen, die ihm durch seinen Sohn geworden. Andere — die Tochter, der Schmiedegeselle, der Arzt, treten dazwischen; aber in der alten Frau lebt, wie sie sich auch beherrscht und verstellt, all das Gehörte fort. Und als fast unmittelbar darauf drüben am Neubau der Jubel erschallt und sie sich aufrichtet, um durchs Fenster zu sehen, bricht sie zusammen — und stirbt.

Dies plötzliche Ende ist dem Publikum und der Kritik als ein Verlegenheitsschluß erschienen und hat nicht zuletzt das Schicksal des Abends entschieden. Ich verstehe das nicht. Mir erscheint dieser Abschluß ganz folgerichtig und dem Lebenslauf der Alten, wie ihn Hauptmann im Biberpelz angelegt, im Roten Hahn weiter entwickelt hat, entsprechend. Sie ist ja keine hartgesottene Verbrecherin großen Stils; sie ist eine geriebene Gaunerin, die immer glaubte, dank ihrer überlegenen Schlauheit mit aller Welt ihr Spiel treiben zu können, der ihre — sagen wir einmal: ihre Streiche als zwar vom Gesetz verbotene, aber im Kampf ums Dasein unentbehrliche Maßregeln dünkten. Erst jetzt ist ihr zum Bewußtsein gekommen, daß man nicht ungestraft sündigt; wie sie sich auch gegen diese Erkenntnis und gegen die Reue sträubt, jenes Bewußtsein hält sie fest und nagt an ihr. Dies Bewußtsein macht sie krank und elend, und als der alte Rauchhaupt, mit dem sie ehedem so gut Freund war, nun von seinem Schmerz und von seinem Selbstmordversuch erzählt, da gibt ihr das den letzten Stoß. Sie stirbt nicht im Triumph über die „tummen Menschen“, sie stirbt an dem Bewußtsein ihrer Schuld.

Gleich dem Biberpelz ist auch der rote Hahn überaus reich an allerlei fein beobachteten Einzelzügen. Die Meisterschaft Hauptmanns in deren Gestaltung ist ja bekannt, und man kann seine Freude daran haben, auch wenn man in den Jahren, die zwischen der Entstehung des Biberpelzes und heute liegen, einzusehen gelernt hat, daß diese photographischen Bilder aus dem Volksleben weniger dichterische Kraft, als Beobachtungsgabe und Routine erfordern. Man hat ja inzwischen überhaupt wohl eingesehen, daß die ganze Richtung, die Hauptmann im Biberpelz vertrat und hier noch einmal lebendig werden läßt, stark überschätzt wurde, daß sie doch eben zu ausschließlich auf Auge und Ohr wirkt, zu wenig auf das Gemüt. Und wo jetzt im Roten Hahn der Dichter tiefer zu greifen suchte, da war es, glaube ich, nicht zuletzt seine Methode, die ihn hinderte, das voll herauszubringen, was er beabsichtigte. Man kann gewiß mit ihr die verschiedensten Effekte erreichen — große Seelenwandelungen, jauchzende innerliche Herzensfreude und tiefstes Menschenweh aber lassen sich durch sie kaum versinnbildlichen.

Die Darstellung im Deutschen Theater war des höchsten Lobes wert. Frau von Pöllnitz bot als Frau Fielitz eine meisterhafte Leistung, die jeder Schattierung in dem aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzten Charakterbilde gerecht wurde, aus ihnen ein einheitliches Ganze formte



Frau v. Pöllnitz und Herr Reinhardt (das Ehepaar Fielitz) in „Der rote Hahn“.

und, was ich besonders hoch veranschlage, in der Sterbescene den Intentionen des Dichters mitschöpferisch zur Seite stand, sie auf jede nur mögliche Weise dem Publikum verständlich zu machen suchte. Aber auch alle anderen Darsteller waren ausgezeichnet. Was ist dieser poltende, thörichte, selbstgefällige Amtsvorsteher des Herrn Sauer für eine köstliche Person! Wie grotesk und doch lebenswahr hatte Herr Reinhardt seinen Schuster herausgearbeitet, wie charakteristisch gestaltete Heer Rittner den alten, etwas verlumpten Rauchhaupt zumal von dem Augenblick an, in dem das Vaterherz in ihm erwacht! Und ebenso waren der fesche Schmied des Herrn Bassermann, der listige, heuchlerische Baubeflissene Schmargowski des Herrn Fischer Gestalten voll Saft und Kraft. Es dürfte auf deutschem Boden kaum eine zweite Bühne geben, die den roten Hahn in auch nur annähernd gleicher Vollendung aufzuführen imstande wäre.

Über unserem Königlichen Schauspielhause schwebt noch immer der alte Unglücksstern. Immer wieder werden die besten Kräfte an Aufgaben gesetzt, die vielleicht momentan schauspielerisch lohnend sein mögen, die aber innerlich gehaltlos sind. Immer wieder werden Novitäten mit höchster Sorgfalt vorbereitet, deren litterarischer Wert gleich Null ist.

Es gab da u. a. ein „Schelmenstück" „Flavio und Florio" der lobsam bekannten Firma Schönthan und Koppel-Ellfeld, in schönen Reimlein nach dem Spanischen zurechtgeschustert. Der Inhalt so armselig, daß es wirklich kaum verlohnt, auf ihn einzugehen: ein paar Vagabunden betölpeln einen unglaublich dummen spanischen Snob; der eine wird als falscher Graf beinahe dessen Schwiegersohn, der andere scharmuziert als des Genossen Diener mit dem üblichen hübschen Kammerkätzchen, vertauscht dann gelegentlich seine Rolle mit der des Freundes, um ein paar neue komische Scenen zu erzwingen — bis der echte Graf und Eidam erscheint und die beiden Schwerenöter sich aus ihrem Dilemma herauswinden, indem sie ihr gutes Recht auf Lug und Trug mit vielem Wortschwall erfolgreich verteidigen. Das Ganze stand an Erfindungsgabe und Witz noch einige Ellen unter der berühmten „Renaissance" derselben Herren Dichter — und das will viel sagen. Selbst die ausgezeichnete Darstellung — mit den Herren Vollmer und Christians als Schelmen, mit Herrn Grube als Schwiegerpapa, mit dem anmutigen Fräulein v. Mayburg als Töchterlein — konnte nicht über die absolute Inhaltslosigkeit des Stückes hinwegtäuschen.


Frl. Vilma v. Mayburg in „Flavio und Florio."

Schließlich: Flavio und Florio war eine Harmlosigkeit, über die man ohne viel Worte zur Tagesordnung übergehen kann. Anders aber verhält es sich mit dem neuen Werk des Herrn Felix Philippi, das ernst gemeint ist und ernst behandelt zu werden beansprucht.

Herr Felix Philippi hat seinen Dichtungen bisher fast regelmäßig eine Tagesfrage zu Grunde gelegt und, außerordentlich theaterkundig wie er ist, damit beinahe immer tantiemenreiche Erfolge errungen; heut war es die Krankheitsgeschichte des Kaisers Friedrich, morgen die Kotze-Affaire, ein andermal der Dreyfußskandal. Er ist nunmehr in sich gegangen, was man wirklich nur anerkennen kann, er will uns keine Sensation auftischen, er hat sich ein ‚Problem' erkoren. Kein ganz neues zwar, aber daraus soll ihm kein Vorwurf gemacht werden. Denn das alte Problem von dem kleinen Neider, der gegen den großen Könner Sturm läuft und scheitert, kann, in neue Formen gegossen, sehr wohl der Wiederbehandlung wert sein. Der gewiegte Bühnenpraktiker hat sich jedoch der selbst gestellten größeren Aufgabe leider gar nicht gewachsen gezeigt, und so ist aus seinem neuen Schauspiel ein gewaltsam zurechtgeknetetes, mit bunten Mätzchen aufgeputztes, arg verzerrtes Werk geworden.

„Das große Licht" hebt sehr interessant aus, und man denkt zuerst, wenn man der feierlichen Versammlung des Kirchenbau-Komitees beiwohnt, daß Heer Philippi seiner alten Vorliebe für aktuelle Stoffe doch nicht untreu geworden ist, denn es regnet gleich im Anfang scharfe Worte auf die Partei der Rechten. Aber das ist diesmal nicht so schlimm gemeint. Es handelt sich vielmehr nur um die künstlerische Ausschmückung einer Kapelle des gewaltigen Doms, den Meister Ferleitner soeben vollendete; er — ein Genie sonder Gleichen — hat einen jungen Künstler entdeckt, Rasmussen, und setzt mit seiner beispiellosen Energie und Grobheit (geschimpft wird in diesem Schauspiel, daß sich die Balken biegen!)

durch, daß diesem der malerische Kapellenschmuck übertragen wird. Ferleitner schätzt den jugendlichen Künstler nicht nur sehr hoch, er liebt ihn wie einen Sohn. Und nun kann es losgehen! Der junge Mann entpuppt sich nämlich schon im zweiten Akt als ein recht bedenklicher Geselle. Er hat gegen alle Verabredung und Kleiderordnung ein ganz anderes Bild in der Kapelle gemalt, ein anderes „Großes und Kleines Licht“, als der Entwurf zeigte: wie dieses und wie jenes Bild beschaffen waren, erfährt man zwar nicht, sondern hört nur, wie der Meister den Jüngling ernstlich zur Rede stellt und daß auch eine wunderbar schöne Schablonencousine diesen liebevoll mahnt, doch ja auf dem schlechten Wege nicht fortzufahren. Wäre in dem undankbaren Jungen nur eine Spur von Verstand, so würde er Einsicht haben. Er leidet aber bereits jetzt so offenkundig an Größenwahn, daß man nicht Psychiater zu sein braucht, um es zu bemerken. Auf der Bühne jedoch glauben sie immer noch an seinen Verstand, glauben sogar daran noch im dritten Akt, als er dem ‚Großen Licht‘ auf seinem Bilde den höchsteigenen, dem ‚Kleinen Licht‘ Fernleitners Kopf aufgepinselt und dazu eine giftgeschwollene Broschüre gegen den Meister geschrieben hat, von der wir freilich wieder nicht erfahren, worin denn eigentlich das Gift besteht; als der arme Bursche nun ganz offenbar verrückt wird, kommt weder der geniale Meister noch das Cousinchen, gegen die er eine recht unziemliche Attacke unternimmt, noch sonst jemand auf den nächstliegenden Gedanken, den Menschenliebe und Pflichtgefühl diktiern müßten, ihn ärztlicher Behandlung in einer geschlossenen Anstalt zu übergeben. Freilich — dann wäre das Stück ja zu Ende und der letzte, echt Philippische Knalleffekt unmöglich: im Schlußakt, der in der Kuppel des Gotteshauses bei dessen Einweihung spielt, stürzt sich der Kranke nämlich vom Domdach auf die Straße!



Eugen Brieux, der Dichter der „Roten Robe“.

Selbstverständlich unterliegt für mich das Recht des Autors, einen Geisteskranken auf die Bühne zu bringen, keinem Zweifel. Nur muß dieser Kranke und sein Leiden mit der Handlung folgerichtig verflochten sein, er darf nicht, wie hier, das ganze Problem, um das es sich handelt, vollständig verrücken und zerstören. Logisch wäre es gewesen, wenn das kleine Lichtchen, dieser arme Raßmussen, sich im vergeblichen Wettstreit mit dem großen Meister — da sein Herz zu arm ist, um in verehrender Liebe Anlehnung und neue Kraft zu suchen — verzehrte und, so oder so, zu Grunde ginge; unlogisch ist, daß das Jungchen, der eigentlich nur als boshafter Neidhammel gezeichnet ist, als pathologische Erscheinung durch drei Akte gezerrt wird, ohne daß der Konflikt durch sein Leiden irgend eine Vertiefung erfährt.



Szenenbild aus der „Roten Robe.“ Im Vorzimmer des Schwurgerichtssaales



Scenenbild aus „Die rote Robe".
Untersuchungsrichter Mouzon: Herr Tauber. Yanetta: Frau Hedwig Niemann-Rabe. Etchépare: Herr Wehrlin.

Das Schauspiel schleicht in diesen drei Akten unter ewiger Wiederholung derselben Motive hin. Aber da Herr Philippi nun doch einmal ein alter Praktikus ist, so hat er auf Abhilfe gesonnen und aus der ältesten Rüstkammer der Bühne die komische Figur herausgeholt. Diesmal ist's ein brummiger Organist, der jedesmal, wenn das Bächlein allzuschwach rieselt, ein paar Mätzchen machen muß — die dann auch jedesmal bei dem dankbaren Publikum ihre Wirkung nicht verfehlen. Ich glaube, der Organist allein in seiner drolligen Verkörperung durch Herrn Dr. Pohl hat dem Stück seinen unverdienten Erfolg verschafft. Sonst wäre dieser mir — trotz der starken Anwesenheit der Philippi-Gemeinde am Abend der Erstaufführung — ganz unbegreiflich.

Gespielt wurde überhaupt wiederum ausgezeichnet. Herr Matkowski als Meister — ungefähr in der Maske eines jugendlichen Reinhold Begas; — Herr Christians als Roßmussen; Fräulein Rosa Poppe als Lausinchen — sie gaben alle ihr Bestes. Selbst die kleinsten Rollen waren mit besten Kräften besetzt; Herr Molenaar spielte z. B. einen alten General, der kaum drei Worte zu sprechen hat. Welche Verschwendung — und welche andere Verschwendung an Mühe und Arbeit, die für die Inscenierung aufgewendet worden war!

Wenn nun einmal besondere Verhältnisse, an die ich übrigens gar nicht recht glauben kann, wenn allerlei Rücksichten es der Leitung des Schauspielhauses wirklich verwehren sollten, würdige Novitäten in dessen Spielplan aufzunehmen, dann sollte man sich doch lieber ganz auf das klassische Repertoire beschränken. Auch das ist doch wahrlich eine hohe Aufgabe. Und was für sie Darsteller und Regie zu leisten vermögen, das haben sie erst kürzlich bei der Neueinstudierung von Richard III. bewiesen.

In der glücklichsten Lage von allen Bühnen der Reichshauptstadt befindet sich auch in diesem Winter das Berliner Theater. Herr Lindau hat wiederum seinen sicheren Blick bewährt und sich zwei Novitäten gesichert, mit denen er Abend um Abend abwechselt und die ihm Abend für Abend das Haus füllen.



Wilhelm Meyer-Foerster, der Dichter von „Alt-Heidelberg".

„Die rote Robe", Schauspiel von Eugène Brieux, ist ganz gewiß keine litterarische Meisterleistung; sie ist ein dramatisches Pamphlet, eine leidenschaftliche Anklage gegen den französischen Richterstand.

In einer Provinzstadt Südfrankreichs ist ein Greis erschlagen worden. Der ehrgeizige Untersuchungsrichter will um jeden Preis den Bauern Etchépare, auf den einige Verdachtsgründe hinweisen, unter das Fallbeil liefern, und seine strebsamen Herren Kollegen sind im Interesse ihres Avancements von dem gleichen Wunsche beseelt.

Wir wohnen den Verhören bei und sehen, wie der Angeklagte, wie seine Frau durch jede Art von Seelenfolter zu einem Geständnis bewogen werden sollen. Schließlich kommen zwar dem Staatsanwalt Gewissensbisse, und die Geschworenen sprechen Etchepare frei. Aber im Lauf der Verhandlungen ist auch das Vorleben seiner Frau nach allen Richtungen hin durchforscht worden. Dabei hat sich herausgestellt, daß Ysanetta sich in früher Jugend ein Vergehen zu schulden kommen ließ, das sie in einem vieljährigen musterhaften Leben als Frau und Mutter hundertfach gesühnt hat. Erst durch die Verhandlungen, in die jener verjährte Vorfall hineingezerrt wurde, erfährt der Mann von der Schuld seiner Frau. Er kann dies Bewußtsein nicht überwinden, er wendet sich von ihr ab, nimmt ihr das Recht auf die Kinder. Da wallt es übermächtig in der leidenschaftlichen Baskin auf, sie stößt dem Untersuchungsrichter das Messer in die Brust.

Das alles ist mit echt französischer Bühnengeschicklichkeit, aber doch allzu sichtbar aus lauter Mosaikteilchen aufgebaut und mit den raffiniertesten Effekten der Leidenschaften, der Rührseligkeit, der Situationswitze schmackhaft gemacht, immer unter dem einen Gesichtspunkt, die Tendenz des Ganzen so scharf wie möglich zu betonen. Es kommt dem Verfasser weder darauf an, ob unter seiner Mache die Geschlossenheit der Handlung leidet, noch ob die Charakteristik in die Brüche geht; weder darauf, ob es denkbar ist, daß dieser einfache Bauer sein treues Weib wegen einer Verschuldung, die viele Jahre zurückliegt, brutal verstößt, noch darauf, ob der Mord, mit dem das Stück schließt, sich aus dessen Gefüge irgendwie als innere Notwendigkeit ergeben muß. Wenn er nur seine Zuhörer packt und erschüttert, sei's auch nur für die paar Theaterstunden selbst! Und — ohne Zweifel — das ist ihm gelungen. Er hat vor allem eine sogenannte große Rolle geschaffen, die Ysanetta, und sie allein würde genügen, den Erfolg zu sichern. Im Berliner Theater verschaffte uns diese Rolle die Freude nach langer Pause wieder einmal eine unserer ersten deutschen Schauspielerinnen, Frau Hedwig Niemann-Rabe zu sehen. Die ausgezeichnete Künstlerin bewährte sich auch hier, besonders in allen Scenen, in denen sie auf die Herzen wirken konnte. Die wilde Leidenschaftlichkeit der baskischen Bäuerin freilich konnte sie ihrer Veranlagung nach nicht kraftvoll genug wiederspiegeln. In allen Scenen, in denen das starke Temperament der gequälten Frau hervorbricht, reichte sie doch nicht ganz an Madame Réjane heran, die gleichzeitig in der Rolle der Ysanetta ein Gastspiel im Lessingtheater absolvierte.

Den zweiten Erfolg brachte dem Berliner Theater das Schauspiel „Alt-Heidelberg" von Wilhelm Meyer-Förster.

Das liebenswürdige Stück führt uns einen Ausschnitt aus dem Leben eines deutschen Prinzen vor, der, in strenger, nüchterner Hofluft aufgewachsen, auf ein Jahr die sonnige Freiheit auf der alma mater genießen darf. Es ist ganz allerliebst gezeichnet, wie der junge, herzensgute, lebensdurstige Prinz Karl Heinz aus der etikettenschweren Luft von Sachsen-Karlsburg mit seinem famosen Erzieher und einem hochmütigen Hoflakaien im fröhlichen Heidelberg Einzug hält, wie er von einem Korps „gekeilt" wird, wie er mit den neuen Freunden tollt und zecht, und wie er an ein frisches, niedliches Wirtstöchterchen sein Herz verliert. Dann ruft ihn der Tod des Herzogs unerwartet schnell heim; aus dem übermütigen Erbprinzen wird der ernste Herrscher. Ein Jahr ist vergangen, er muß sich aus Staatsraison vermählen, die Hochzeit steht bevor. Da reißt ein Zufall noch einmal die sehnsuchtsvolle Erinnerung an Alt-Heidelberg, an die Korpsbrüder, auch an Käthie, an die ersten Küsse von



Scenenbild aus „Alt-Heidelberg." Letzter Akt.
Der Herzog: Herr Walden.

roten Mädchenlippen auf. Nur auf einen Tag will er dort am Strande des Neckar noch einmal froh sein. Aber — ach! er findet alles verändert. Mit höchstem Respekt empfängt das Korps den durchlauchtigsten Alten Herrn, steif und förmlich spielt sich das Wiedersehen ab, schmerzlich klingt ihm das Lied von der alten Burschenherrlichkeit in Ohr und Herz. Da kommt Käthie. Sie, sie allein ist unverändert geblieben, herzig und lieb. Ein halbes Stündchen nur haben sie beide für sich, um hundert kleine süße Erinnerungen auszutauschen, um mit leiser Wehmut Ausblick in die Zukunft zu halten. Dann muß Fürst Karl Heinrich sich losreißen — die Pflicht ruft — die kalte Pflicht —

Die Künstler des Berliner Theaters standen dem Autor wirkungsvoll zur Seite. Herr Walden vor allem war ein flotter, frischer Student und ein wirklich vornehmer Prinz, und für Fräulein Taliansky bot die heiter anmutige Käthie eine Rolle, in der sie all die besonderen Gaben ihrer Drôlerie entfalten und ihre kleinen Herzenstöne klingen lassen konnte.

Es war ganz gewiß eine glückliche Idee, einmal das deutsche Studentenleben auf die Bühne zu bringen, zumal mit all dem romantischen Zauber der Neckarstadt; wenn manch Alter Herr



Aus „Alt Heidelberg".
Fräulein Taliansky (Käthie) und Herr Walden (Erbprinz Karl Heinrich).

über die Art, wie hier und dort mit dem Comment umgesprungen wird, wohl den Kopf geschüttelt haben wird, die Bilder aus froher Jugendzeit, der Jubel der Kommerslieder weckten gewiß auch in seiner Seele ihren Wiederhall, weckten frohes Rückerinnern und wehmutsvolles Nachklingen. Aber der Reiz des Stückes liegt meines Erachtens doch in anderen, als in den hübschen Äußerlichkeiten; er liegt in dem Gegensatz des eingeengten Hoflebens zur fröhlichen Ungebundenheit, im Gegensatz des zur Pflichterfüllung erzogenen Fürstenkindes zum übermütigen Studenten, im Gegensatz einer, fast möchte ich sagen: künstlich bedingten, unnatürlichen Reife zur überschäumenden Jugendlust. Vielleicht hätte sich dieser Kontrast noch kräftiger gestalten, hätte sich aus ihm noch manch tieferes Motiv holen lassen, als hier gesucht, wo in einzelnen Scenen etwas allzustark in sentimentalen Empfindungen geschwelgt wird und die allzu harmlose Liebesgeschichte etwas zu sehr in den Vordergrund tritt. Jedenfalls aber ragt das Stück in seiner liebenswürdigen Eigenart, mit seinen fein gezeichneten Figuren, mit seinen hübschen Wendungen weit aus der Masse der Durchschnittsproduktion heraus, die uns dies Jahr bescherte: es führt uns wirklich ein Stück deutschen Lebens vor.

Der überdrüssige Knabe.

Von Hugo Salus.

Und als ihm war zum Sterben
Und Vater und Mutter schlief,
Ihm war so traurig, weh zu Mut,
Er setzte sich, zu schreiben
Noch seinen Abschiedsbrief.

Ach, teure Eltern, ihr alten,
Was habt ihr Leids mit mir!
Mein Leben war so jung und rot,
Nun aber geh ich in den Tod —
Da musst' er innehalten.

Er konnt' sich nicht besinnen
Wie man das Wörtlein „Tod" wohl schreibt.
Er schämte sich und bebte
Und liess den Thränen ihren Lauf
Und lächelte und lebte
Und lebt und — schrieb dies Liedchen auf.



Bayerische Flusslandschaft. Nach dem Gemälde von Gilbert.



Das ABC des Lebens.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Schluß.)

Langsam, langsam hatte Willy sich an Sylvia angeschlossen, ganz und gar. Sein Wesen war von dem ihren erfüllt. Jeder seiner Gedanken richtete sich an sie, jedes Wort, jede Frage ging aus seinem Innern den einen, selbstverständlichen Weg: zuerst zu ihr. Sie war für ihn die Teilhaberin seines Lebens geworden.

Wußte er das? War er sich darüber klar? In so sicherer Ruhe gab er sich ihr ganz hin. Es war ersichtlich: nichts von der quälerischen Unrast eines Liebessehnsüchtigen, Zweifelnden war in ihm. Sein Wesen veränderte sich gar nicht. Er wurde nicht ungleich, nicht zerstreut, nicht rätselvoll. Nur vielleicht eine stille, große Freudigkeit, tief von innen kommend, durchleuchtete es und machte es noch anziehender, als vorher.

Seine Mutter, die das still beobachtete, begriff kaum, daß Sylvia ihr nicht um den Hals fiel und ihr gestand, daß sie Willy über alles liebe. So unwiderstehlich fand sie, die Mutter, sein Werben.

War es Werben? Das fragte sich eben Sylvia immer wieder. Und es war so bequem, sich die Frage zu verneinen.

Das Leben in diesem feinen, zarten Ahnen und Spüren war schön. Es hob und trug und machte reich.

Nur nicht stören ... Und jede Frage nach Gewißheit mußte doch zerstörend wirken.

Es erschien Sylvia unmöglich, daß sie eine Werbung von Willy annehmen dürfe, annehmen könne ...

Es würde wieder kommen, wie damals, mit Conrad Brügge.

Der heiße Wunsch, Glück zu geben, selbst Glück zu empfangen, der reichte nicht aus. Das hatte sie damals erfahren.

Jene geheime Stimme würde wieder tönen und ihr zurufen: es geht nicht.

Ja, Willy kam auf sie zu, fort und fort. Und es war unmöglich, ihn auf der Schwelle zu lassen, ihn hinter Grenzwälle zu weisen. Denn sein Kommen war zugleich so sicher und so leise, es war wie eine Notwendigkeit und eine Wohlthat.

Wo den Ton finden, zart genug, ihn zurück zu scheuchen? Wo das Wort, das nicht unwahr gewesen wäre? Denn, wenn Sylvia in stillem Grübeln meinte, eines gefunden zu haben, fühlte sie alsbald, daß dieses Wort, wenn sie es spräche, ihr selbst wie Lüge vorkommen werde. Und es hätte stören können ... diesen Reichtum von Freude und Furcht stören können ... Und das nicht — nur das nicht ...

Denn über die Furcht, daß das Werben des Mannes That werden könne, flutete beseligend die stolze Freude, daß dieser Mann sie ihrer Liebe wert halte.

Was für eine wundervolle Frühlingszeit!

Wenn sie doch dauern wollte.

Im Mai, zu Sylvias Geburtstag, kamen Bertie und Conrad Brügge an. Sie hatten schon lange kommen wollen. Der Tag war ihnen dann nur der schließliche Vorwand, mit dem sie sich bewiesen, daß sie sich aus ihrer Arbeit heraus einmal Ferien gönnen dürften.

Sylvia ängstigte sich davor. Sie würden es spüren. Gleich ... natürlich! Bertie, mit seiner Beobachtung und Subtilität. Und Conrad Brügge, weil er sie selbst einmal geliebt hatte.

‚Wenn ich nur unbefangen bleiben kann,' dachte sie.

Und dann dachte sie natürlich darüber nach, wie sich das Verhältnis zwischen ihr und Willy gestalten würde, wenn ... wenn er es gehört hätte ... Er würde nicht ihr brüderlicher Freund werden. Das sagte ihr eine sichere Empfindung. Ihr ‚Nein' schied sie für immer und ewig aus seinem Leben.

Es that unerträglich weh, das zu denken. Wenn er nur nicht fragen wollte! Immer so weiter leben, in diesem Rausch von feinsten Anreizen, von tausend süßen Gefährlichkeiten.

Bertie schien etwas gealtert. Sylvia bemerkte auch, daß er noch denselben schwarzen Rock trug und noch dieselbe Kravatte. Es mußte beides sorgsam verwahrt worden sein. Das schnitt ihr ins Herz. Bertie — zu ängstlichem Sparen verpflichtet! Er, der nichts mehr liebte, als seine stille Freiheit. Ach, diese schändlichen Contils.

Aber Conrad Brügge nahm es nicht so schwer. Als sie sich mit ihm darüber aussprach, sagte er, daß sie zwar sich zur Zeit ein bißchen mühsam durchschlügen, aber Schulden hätten sie nicht, und Bertie häute sich litterarisch etwas. Sacht, sacht. Aber doch spürbar. Er steige jetzt manchmal ‚zum Volke' herab, das heißt, er schreibe jetzt Essays, die auch weiteren Kreisen etwas gäben, und ‚die um Bertie Aschroth' fingen schon an, ihn zu verachten, weil er mehr Geld verdiene. Und er selbst: mein Gott, in der Bildhauerei sei's eben schwer, und seit ein paar Monaten sei eine Pause im Erfolg. Aber er arbeite nun an einer großen Sache. Wenn die glücke ... Nachher könne er Bertie alles abzahlen, stolz und protzig auf ein Brett.

Und sein Kunsthändler habe ihm einen schamlosen Antrag gemacht: die kleine Gruppe, ‚Das A-B-C des Lebens', solle er für die Vervielfältigung in Alabaster, in Bronze, in Elfenbeinmasse, in Thon, kurz und gut, vielmehr kurz und schlecht, für den Handel hergeben. Anonym — selbstredend, denn den Hinzen und Kunzen, die so was kaufen, ist der Künstler Schnuppe.

Für Sylvia, als intimes Souvenir an ein bedeutungsvolles Gespräch, war's ein netter Scherz. Seinetwegen sogar ein anmutiger. Aber als Kunstwerk in die Welt hinaus ... Na, den Unterschied verstehe sie wohl. Aber sie habe das Eigentumsrecht, und nur wenn sie wolle ... Es sei ein Skandal. Aber der Handel würde wohl so lukrativ ausfallen, daß er und Bertie ein Jahr davon leben könnten.

Grad nicht nobel sei's, erst einer guten Freundin was zum alleinigen Eigentum schenken und sie dann nachher um das Vervielfältigungsrecht zu bitten. Sylvia fand das ganz selbstverständlich. Da that er dann wie jemand, der eine Last los ist.

Sylvia war sehr beruhigt; sie sah es nun: mit diesem treuen Kämpen an der Seite, der sich auch gelegentlich aufs kluge Paktieren mit der Wirklichkeit verstand, würde Bertie schon allmählich lernen, auch seine eigenen Ellbogen zu brauchen.

Von Contils wußte er auch was. Spaßiges, wie er sagte. Dem schlauen Mann war es doch schließlich übel bekommen, seine Frau ‚seraphisch ansehnsüchteln' zu lassen. Der bewußte Verleger hatte sich recht irdisch in sie verliebt, und da er sehr reich war, so ließ Paulette sich nun von Contil scheiden. Der machte ein sehr schlechtes Geschäft, denn nun hatte er natürlich die Redaktion der Zeitschrift niederlegen müssen und verlor auch seinen Lockvogel, die schöne Paulette. Grotesk sei es gewesen, daß Contil nun sich wieder habe Bertie nähern wollen und offenbar gedacht hatte, wieder in dem Haus am See einen Unterschlupf zu finden. Er habe tragisch gethan. Aber ein Satyr mit Pathos — da sei Bertie doch das befreiende Lachen gekommen. Womit der allerbeste Schluß unter die Episode Contil gesetzt sei.

„Wenn sie nur nicht so viel Geld gekostet hätte!"

„Das haben Narrheiten so an sich. Aber nach dieser Wendung der Dinge kriegt Bertie wohl noch das mal wieder, was er in die Zeitschrift gesteckt hatte."

„Wollen's hoffen."

„Das waren nun die Geschichten von uns! Und die von Ihnen? Ich bin doch noch Freund und Beichtvater? Also kann ich sie hören."

Sie standen grade auf dem Hof hinter dem Haus, und Sylvia warf den Hühnern, die hinter dem Gitter von Drahtnetz hin und her rasten, ab und an ein paar Körner zu, immer dahin, wo just kein Huhn scharrte,

worauf denn die überstürzte Lauferei nach dem Fraß begann.

Die possierlichen Bewegungen der Hennen, die ihre Flügel ausbreiteten und zugleich senkten, machten Conrad Brügge Spaß. Er hatte während all seiner Reden zugesehen.

„Na?"

„Geschichten von mir? Ich habe keine zu erzählen. Ich erlebe rein gar nichts," sagte sie verlegen.

„Lassen Sie wieder mal bloß einem andern was erleben?" fragte er hart.

„Conrad!" rief sie empört.

Er biß sich auf die Unterlippe. Da war ihm ein alter, unvernarbter Schmerz brutal als böses Wort herausgesprungen. Pfui Teufel! Das sollte nicht sein. Ihr nicht verraten, daß man noch litt! Und noch weniger in den Verdacht kommen, daß man kleinlich war und immer wieder aus erlebtem Leid Waffen des Vorwurfs schmiedete — —

„Ich bin ein greulicher Kerl."

„Man vergißt sich wohl mal."

„Sollt' ich nicht! Sollt' reifer sein!"

„Wir wollen uns nur wieder vertragen."

„Ja, wollen wir? Das ist nett. Gleich. Wir hätten es sonst ja doch gethan. Und gleich ist wärmer."

Er schüttelte ihr die Hand. Von beichten und Geschichten erzählen war keine Rede weiter. Aber wie sie dem blonden Riesen so in sein helles, gutes, kluges Gesicht sah, da wußte sie's: er hatte erkannt, was in Willy jetzt war und wuchs und auf sie zukam ...

Ums Leben gern hätte sie auch gewußt, was er von ihr denke, was er von ihr erwartete.

Aber irgend ein Gefühl trieb sie, ihm zu sagen:

„Natürlich mußten wir uns vertragen. Denn wer weiß, vielleicht kommt's noch so, daß ich bald ganz nach Schwerin ziehe und dann immer bei Bertie bleibe."

Sie wollte sich Möglichkeiten abschneiden ... ihren Gedanken etwas beweisen ... ihm doch Antwort geben auf ungethane Fragen ...

Er aber schüttelte den Kopf und sagte nur:

„Glaub' ich nicht."

Weiter nichts. Und kam auch nicht mehr auf das Gespräch zurück.

Noch während Bertie und Conrad Brügge da waren, kam ein Brief an Willy Mammling.

Einer seiner Sportsfreunde zeigte seine Ankunft für einen der nächsten Tage an. Es war jener Herr, der schon während der Regattawochen ein starkes Interesse an Willys Unternehmen gezeigt und Absichten auf die neue Yacht hatte.

Willy bekam wirklich einen roten Kopf. Es erregte ihn also offenkundig. Ja, sagte er dann zur Erklärung, Mister Claypoole sei eine Autorität ersten Ranges, ein Mann von Weltruf im Segelsport, wenn der wirklich die Yacht kaufe und im Sommer mit ihr segle und Siegerflaggen erziele, dann sei der Name seiner Werft gemacht.

„Mein Gott," sprach Conrad Brügge, „ein Mann von Weltruf! Eine Autorität! Und wir hatten bis zur Stunde keinen Schimmer ... Es gibt doch tausend Dutzend Kulturkreise, und jeder hat seinen ‚großen Mann'. Nur wer alle großen Männer kennt und würdigt und im Blick behält, ist wahrhaft civilisiert. Ergo ist es kein Mensch."

„Sie sagen das so mokant. Aber ich habe es schon immer gesehen und gefühlt, und das grade hat mich mit hinausgetrieben in die Freiheit der Natur: dies blöde Überschätzen, das jedem Kreise eigen ist. Jeder dünkt sich Nummero Eins. Jeder hält sich am wichtigsten. Und wenn man so draußen schwimmt, einherjagend vor dem Winde, und hat die ruhige Faust am Steuer und den Blick voraus ... dann fühlt man sich klein — angenehm klein. Das will ich gern. Aber mich von meinem Kulturnebenmann für klein ansehen lassen, bloß weil meine Interessen anderswo hingehen als die seinen — das paßt mir nicht."

‚Wie hat er Recht,' dachte Sylvia und sie entsann sich jener reinen, freien Seelenstimmungen, die sie auf der Lubina damals, inmitten aller Qual um Robert, oft gehabt.

„Und all unsere Unzufriedenheit kommt im letzten Ende davon, daß wir uns darauf steifen, diese unsere Nebenkreise von der größeren Bedeutung des eigenen überzeugen zu wollen. Das ist mir durch Ihre Persönlichkeit klar geworden," sagte Bertie.

‚Sogar auf Bertie wirkt er gesundend und klärend,' dachte Sylvia stolz.

Die Gedanken der Mutter aber waren während dieser Reden bei einer sehr praktischen Frage gewesen.

„Wenn Claypoole die Yacht kauft, verdienst du dann viel?"

„Ich werde etwas verlieren, Mutter," sagte Willy, aber er sprach zu Sylvia, „denn beim Einkauf der Hölzer haben wir etwas Lehrgeld bezahlt, es wurde auch nicht so sicher und rasch von vorneherein gearbeitet, wie jetzt, da nicht alle Arbeitskräfte den Erwartungen entsprachen. Aber das schadet nichts. Wenn Claypoole kauft, bin ich eingeführt."

Sie merkten es alle, daß er diese Erklärung ganz allein für Sylvia machte.

Eine kurze Verlegenheit ging um den Tisch, denn jeder gab sich Mühe, blind zu thun.

Nur Willy, der wieder den Brief seines Freundes las, schien nichts zu spüren.

Bertie und Conrad Brügge baten sich, als sie abreisten, sofort Nachrichten aus, und Willy Mammling versprach sogar ein Telegramm, aber nur im guten Fall.

Mister Claypoole war mit seiner Kreuzeryacht unterwegs. Er wollte von Helgoland nach Cuxhaven kommen und von dort Willy antelegraphieren. Willy dachte dann auf der Libelle hinüber zu segeln und den Freund zu holen. Nach Südersod selbst würde Mister Claypoole kaum kommen. Wahrscheinlich mußte Willy über Nacht fortbleiben, vielleicht mit Claypoole zusammen noch eine kleine Partie in See machen. Die Frauen sollten sich im voraus auf Unbestimmtheiten gefaßt halten und sich weder ängstigen, noch auf ihn warten.

Das Telegramm kam dann auch eines Abends an, und am andern Morgen ging Willy schon vor fünf Uhr davon.

Als die Frauen zum Frühstück kamen, war er fort.

„Nun werden wir die Vergnügungen des Wartens kennen lernen. Es regt mich doch sehr auf. Ich wollte Willy die Ermutigung gönnen," sagte die Mutter.

Vor dem Hause war vermittelst eines rot und weiß gestreiften Schutzdaches und einer Glasscherwand ein Plätzchen hergerichtet, wo die Damen im Freien ihren Thee nehmen und gemütlich sitzen konnten. Da saßen sie auch an diesem Morgen und erwogen zusammen in endlosen und unnützen Gesprächen Willys Chanceen.

Dann kam die Post. Frau Agnes und die Enkelsöhne hatten geschrieben. Und die „Hamburger Nachrichten" waren da. Ohne die konnte Frau Mammling sich kein Dasein vorstellen, und allmorgendlich vertiefte sie sich darein, nicht ohne aus der Lektüre heraus Sylvia oder Willy, manchmal sogar Mike Drews, wenn sonst niemand da war, mitzuteilen, daß dieser oder jener Bekannte einen Todesfall oder eine Verlobung in seiner Familie gehabt. Die ausführliche Lektüre ihrer Zeitung war für sie sozusagen die Basis für die weitere, ruhige Entwickelung des Tages.

Sylvia hatte keine Briefe. Sie blätterte ein wenig in den Sportszeitungen, saß mit gestützten Ellbogen, die Stirn in der linken Hand und dachte an Willy. Wie konnte sie jetzt etwas anderes denken als an ihn!

Halb mechanisch blätterte sie dabei mit der Rechten weiter zwischen den bedruckten Blättern, bekam eine Kieler Zeitung zwischen die Finger und sah die Überschrift: „Marinenachrichten" und sah zwischen all den Worten des langen Satzes, zwischen einem Dutzend Namen sogleich nur das eine Wort, den einen Namen!

Wach mit allen Sinnen las sie:

„Korvettenkapitän v. Hollern, bisher beim Stabe des großen Kreuzers S. M. S. Germania: zum Reichsmarineamt kommandiert."

Er kam wieder! Er war vielleicht schon unterwegs! So bald? Er war ein Jahr und neun Monate fort. Also um drei Monate früher heimberufen worden, als er erwartet. Das kam ja vor . . .

Er kam wieder . . . .

Nun konnten die alten Leiden und die alten Demütigungen wieder anfangen. Von neuem das heiße Warten beginnen, ob er sich gnädig und erbarmend ihrer Liebe neige.

Von neuem dies grausame Spiel zwischen seiner zögernden Bedenklichkeit und ihrem Aufflammen?

Nein, tausendmal nein.

Alles in ihr empörte sich dagegen. Der alte Trotz erwachte.

Plötzlich war alles ausgelöscht, was sie seit jener Abendstunde des Abschiedes erlebt, erlitten, gedacht hatte.

Ganz unmittelbar knüpfte sich ihr Em-

pfinden wieder an die Empfindungen von damals.

Weggewischt schienen die Erfahrungen, zerstört die gewonnene Reife ...

Nur der Trotz lebte noch.

Wie hatte er sich damals von ihr getrennt: so besonnen und gefaßt, mit kühlem Lebewohl. Und liebte sie doch ... Mit zahllosen Blicken hatte er es verraten.

Er liebte und verwarf dennoch. Ihm fehlte der Mut der Liebe, das fröhliche Glauben.

Als sei sie dessen nicht wert gewesen. Wie hatte sie daran gelitten. Es zerbrach sie fast.

Nur der Trotz war ihr Halt gewesen und der Vorsatz, eines Tages vor ihm zu prahlen und zu prunken: ‚siehe, wie ist mein Leben stolz und glücklich, ohne dich.‘

Sie saß nicht hier unter dem Schutzdach, dessen ausgebogte Fransenkante vom Winde leise hin und her geschlenkert wurde; da breitete sich kein übersonntes, weites Flachland, über das der herbe Atem des nahen Meeres hin hauchte; da war um sie keine reine, heitere Morgenfrühe — —

Ihr war, als läge sie wieder in Kiel in jenem Hotelzimmer, ruhelos, in der Nacht. So lebendig war jeder Schmerzgedanke von damals in ihr.

Kehren denn alle Leiden, die wir überwunden glaubten, immer und immer mit neuer Gewalt zurück? Gibt es kein wahrhaftes Vergessen? Und haben sie bei ihrer Wiederkehr nicht schärfere Waffen? Beschämen sie nicht noch peinvoller?

‚Nein, ich will nicht, ich will nicht,‘ dachte Sylvia.

Stumm und reglos saß sie und zergrübelte sich den Kopf, und dazwischen war es ihr, als höre sie Conrad Brügge: ‚Vorsichtig sein, vielleicht schläft alles nur.‘ Ja, nun war alles wieder wach.

‚Den Trotz, den mach' ich mir vielleicht nur vor. Wenn er da wäre, mit einemmal dastände und sagte, hier bin ich und bin für dich — dann fiel ich ihm in die Arme? Gäb' es das? Könnt' ich das? Wüßt' ich doch ...‘

Das durfte es nicht geben. Das konnte, das sollte nicht sein!

Ganz abgesehen davon, daß es ja sehr wahrscheinlich wäre, daß er gar nicht käme und gar nicht sagte: ‚Hier bin ich und bin für dich.‘

Es gab nur eines! Vor ihm prunken und prahlen mit der Thatsache: ‚Ich bin ohne dich glücklich. Du hast mich verloren.‘

Und bereuen sollte er ... o, wenn er dann bereute ...

Das mußte eine Genugthuung geben ...

Die alte Frau, als sie endlich ihre ‚Hamburger Nachrichten‘ bewältigt hatte, fand Sylvia blaß und zerstreut, auch hatte das Mädchen offenbar vergessen, fertig zu frühstücken. Die Theetasse war noch voll, das Spiegelei ungegessen ...

‚Sie regt sich um Willy auf,‘ dachte die Mutter beglückt, ‚möchte es dem Jungen doch gelingen. Wenn man in reiferen Jahren was anfängt, erträgt man gewiß nicht mehr so leicht Fehlschläge.‘

Ganz ersichtlich blieb Sylvia den Tag über in einem nervösen Zustand.

Sie lief ruhelos im Hause umher und machte einen so weiten Spazierweg, daß sie ganz bleich und übermüdet heimkam.

Sie bekam liebevolle Schelte. Was Willy sagen würde! So ein bleiches, abgespanntes Gesicht müßte ihm angst machen.

‚Sie spricht und thut, als wär' ich schon sein‘, dachte Sylvia.

„Vor morgen abend können wir ihn nicht zurückerwarten,“ meinte die Mutter.

Käme er nie! Denn wenn er kommt — — und wenn er dann die Frage thut...

Sylvia wußte, was dann geschehen werde. Wahrscheinlich eine große Unehrlichkeit.

Wie, nur eine Unehrlichkeit? Ein viel zu mildes Wort. Eine Unanständigkeit! Denn dieses Mannes Hand nur ergreifen, weil es eine Retterhand war — ja, das erschien schändlich.

Wenn sie diesem alles gab, was sie besaß: ihr ganzes Herz, ihr ganzes Leben, war es ja immer noch zu geringe Gegengabe gegen seinen Wert.

Wie lang war der Abend. Und kein Wort von Willy. ‚Immerhin hätte er doch durch einen Boten ein Wort herüberschicken können,‘ meinte die Mutter, und sie entschuldigte es fast vor Sylvia.

‚Er gehört mir ja gar nicht. Was geht es mich an,‘ hätte sie am liebsten gerufen.

Am andern Morgen dieselbe Scene: die beiden Frauen am Theetisch unter der großen rotweißen Markise, an deren be-

franſtem, ausgebogten Rand der Wind hinlief. Draußen das weite, grünbraune Flachland im kühlen Sonnenglanz, und mitten darin, auf einem Landweg, deſſen lehmfarbige Furchen man ſah, das Wäglein mit dem feiſten Schimmel und der alte Drews auf dem Bock, in blauer Friesjacke. Das waren die zwei fröhlichen Farbenpünktchen. Und ſie bewegten ſich ganz langſam fort, quer über das breite, monotone Bild mit dem ungeheuren Himmel.

Nun waren es ſchon vierundzwanzig Stunden, ſeit Sylvia es wußte: er kommt zurück.

Und nichts hatte ſich in ihr gelichtet und in geſunde Bewegung geſetzt. Dumpf laſtete es auf ihr und drückte alle Freiheit ihrer Seele nieder.

Ihr Wille ſtieß dagegen. Er wollte dieſe Enge und dies Drohende nicht ertragen.

War das Furcht? Oder vielleicht nur Unſicherheit? Die Unklarheit über ſich ſelbſt?

Gleich nach Tiſch hielt Sylvia es nicht mehr aus.

Die wohlmeinende alte Dame mit ihrem vielſagenden Lächeln, wenn ſie nur den Namen ‚Willy‘ ausſprach — das war nicht mehr zu ertragen.

Das beſchämte ſie fürchterlich. Allein ſchon das ſtumme Zuhören war eine Lüge. Denn dieſe liebe alte Frau würde ſich auf der Stelle von ihr gewandt haben, wenn ſie geahnt hätte, welche Rolle Sylvia ihrem Sohne zuzudenken begann — —

Draußen, der Nachmittag war ſchön. Durch den friſchen Wind kamen die Sonnenſtrahlen etwas abgekühlt und mit etwas kaltem Meſſingglanz herab. Aber das wirkte ſo ſeltſam rein. Alles ſtand in ſo klarem Licht. Faſt kein Dunſt über der Ferne.

Sylvia ging durch den Knickweg und bog dann über das Feld hinüber auf den Sood zu.

Ein Haſe lief ihr nahe vorbei. Wie lange ſie ihm nachſehen konnte. Er mußte erſt ganz bis zu dem kleinen Birkengebüſch hinraſen, ehe er Deckung fand. Das Birkengebüſch ſtand im grellen Maigrün, und in dem Mooſe ſeines Grundes blühten noch blaßlila Waldveilchen, duftlos, an ſehr lang aufgeſchoſſenen Stielen.

Dann blinkte der Sood auf. Seine große runde Waſſerfläche war ſtark gekräuſt. Aber ſo ſeltſam regelmäßig und mit ſo gleichförmig verteilten Glanzlichtern, daß es wirklich ausſah, als wäre ein ſtählerner Schuppenpanzer dahingebreitet. Das junge Schilf um ſeinen Kreis neigte ſich mit der Windrichtung.

Nun flogen zwei wilde Enten aus dem Schilf und ſegelten mit ſchiefem Fluge davon.

Es war ein ſo friedevoll-kühles Bild.

Wie ſonderbar: vor fünfzehn Monaten, als hier das Grauſige geſchehen, da hatten ſie alle gedacht, man könne hier in der Nähe des Schauplatzes nicht wohnen bleiben, der Anblick würde unerträglich werden. Nicht einmal begraben hatte man Makarie in dieſer Gegend wollen, um den verwaiſten Mann nicht für immer an dieſe Scholle zu ketten.

Und nun war er doch geblieben. Und nun gingen ſie faſt jeden Tag hier vorbei.

Und wie oft geſchah es, ohne daß ein erinnernder Gedanke das Bild des Schreckens von damals heraufbeſchwor — — —

Darüber durfte man nicht nachdenken. Das machte zu ängſtlich. Dann zitterte man vor Reue über jede Stunde, die durch eigene Schuld glücklos, inhaltslos verlief.

Makarie war glücklich geweſen. Warum eigentlich?

Weil ſie mit kräftigem Egoismus die Liebe annahm, die ſich ihr darbot, und mit einem ebenſo kräftigen Egoismus ſich ganz und gar nach dem Mann umformte, weil ſich ihr ſo das Daſein am ſonnigſten bot.

Natürlich hatte ſie das nicht mit Bewußtſein gethan.

Aber mit voller Erkenntnis nachahmen, was jene einſt aus ſtarkem Trieb gethan — —

Sylvia ging weiter. Sie kam bis zu dem Elbdeich. Vor ihm, in ſeinem Schutze, zwiſchen ſeinem ſchräganſteigendem Raſenhang und dem Felde, lief ein ſchmaler Weg. Ein kleiner Entwäſſerungsgraben trennte ihn von der Koppel.

Dieſer ſchmale Graben war von jungem Schilf durchwuchert, an ſeinem Rande war ein üppiges Gedränge von Krauſeminze und Sumpfvergißmeinnicht.

Der Deich hielt den Wind ab, und die Sonne ſchien warm auf ſeinen Hang.

Sylvia ſetzte ſich dahin, die Füße auf

den Weg stemmend, die Hände rechts und links ins Gras stützend, das von Thymian und Marienblümchen durchwachsen war.

So saß sie und sah still über das Land hin. Drüben sah man die paar Häuser von Süderkoog und neben ihnen die Pappelgruppe, das einzig Ragende, weit und breit.

Im hellen Sonnenglanz, der über der Gegend lag, hatte die Stille etwas Feiertägliches.

Sylvia sah plötzlich nach links. Ihr war gewesen, als bewege sich da etwas im äußersten Winkel ihres Gesichtskreises.

Der Deich und zu seinem Fuß der schmale Weg zog sich weit, weit schnurgerade hin.

Und, ganz fern noch, ging da jemand. Er kam näher. Es war natürlich Willy. Seine lange, schmale Gestalt, sein Anzug und die weiße Yoddingmütze ...

Sylvia wurde ganz ruhig. Alles, was sie seit gestern morgen gedacht, kam ihr traumhaft, exaltiert, unwahr vor.

Schon von fern schwenkte Willy seine Mütze. Mit seinen Seemannsaugen hatte er ja Sylvia schon erkannt, noch ehe sie sein Daherkommen nur bemerkte.

Das war wohl Freude. Das hieß wohl: alles ist gutgegangen. Willy war nicht so raschblütig, daß er ohne große Veranlassung schon von weitem telegraphiert hätte.

‚O, wie ich ihm das gönne,‘ dachte sie aus tiefstem Herzen.

Sie blieb aber sitzen, bis er herankam.

„Ja,“ sagte er, „nun ist's kein Dilettieren mehr. Nun muß die Arbeit mit Hochdruck anfangen. Nach dem ersten Erfolg ...“

„Ich gratuliere.“

„Darf ich da mitsitzen?“

„Es ist Ihr Grund und Boden, nicht der meine.“

„Der Deich nicht.“

„Also: mit meiner gnädigen Erlaubnis.“

Willy hockte neben ihr im Gras und Thymian nieder.

Eine Weile saßen sie schweigend.

„Hier ist es still und feierlich,“ sagte er dann mit andächtigem Ton.

Sie nickte nur.

„Sylvia,“ sprach er langsam, „ich habe mir was gedacht. Sie würden nicht einen Mann heiraten, der keinen Beruf hat?“

„Ganz gewiß nicht.“

‚Jetzt kommt es‘, dachte sie.

„Deshalb habe ich bis heute gewartet. Der erste Erfolg ist ja da. Erfolg ist sonst nicht der Richter. Hier bewies er aber doch was. Nämlich, daß ich die rechte Thätigkeit gefunden habe.“

„Das beweist er gewiß,“ sprach Sylvia. Sie wollte unbefangen thun. Das schien so erleichternd.

Er besann sich. Es schien, als suche er nach den Worten, in denen er etwas am besten sagen könne.

Und sie wartete auf diese Worte, und in ihr war eine seltsame Art von Neugier, wie er es sagen würde. Und vor allen Dingen eine Neugier auf sich selbst.

„Ich habe Sie seit langer Zeit sehr lieb,“ sprach er dann.

Er nahm ihre Rechte aus dem Grase und drückte sie heftig.

„Ich Sie auch, Willy — ich auch,“ flüsterte sie schnell.

Gott ja, das war heilige Wahrheit. Sie hielt ihn höher, als alle Menschen. Und wenn jener Schatten nicht gewesen wäre, der zwischen ihm und ihr stand...

„Das weiß ich,“ sagte er in seiner stillen, sichern Art.

Das Wissen war ihm so schön, so heilig. Er sann ihm nach. Ihm schien, er müsse ihr aber noch etwas erklären.

„Nicht wahr, Sylvia, das Grab in meinem Leben stört Sie nicht? Sie fordern nicht, daß ich es vergesse? Ich habe Makarie sehr lieb gehabt. Aber es war etwas anderes ... Ich wundere mich schon lange ... Dasselbe Herz und doch ein anderes Gefühl ... ein neues Leben. So als träte noch ein anderer Mensch heraus, der bis dahin versteckt hinter dem früheren gestanden. Verstehen Sie mich, Sylvia?“

Sie verstand, daß er ihr klar zu machen trachtete, wie er ihr ein ganzes, volles Herz darbringe. Sie verstand, daß er ihr sagen wolle, sie sei geliebt, nicht als ein Ersatz und Trost, sondern mit einem neuen, starken Gefühl, das so noch nie in ihm gewesen und das nur sie erweckt habe.

Sie saß atemlos, gesenkten Blickes. Eine so heilige Freude war in ihr, wie sie noch nie empfunden.

Wie konnte das sein?

Und nun mußte sie sprechen ... ihm

doch andeuten wenigstens . . . nicht völlig lügen . . .

„Willy, aber ich . . . Es ist der Rest eines großen Schmerzes in mir. Können Sie das übersehen? Ich liebte lange einen Mann — hoffend — hoffnungslos . . .“

„Also hat Mutter doch recht gehabt: Conrad Brügge!“ sprach er leise.

Dies war nun wie befreiend. Ein so völliger Irrtum.

Sie sah ihn grade an.

„Nein Willy, der ist mir wie ein Bruder! Ich will es Ihnen sagen: es war Robert von Hollern. Und es ist eine Vergangenheit.“

Sie begriff es nicht. Auf einmal ließ sich das so leicht aussprechen und war kein Weinen, kein Zagen in ihr.

Willy lächelte ein wenig. Nachsichtig? Wehmütig? Erleichtert? Er wußte es selbst nicht.

Aber von einem Manne, der in einem andern Weltteil ist, spricht es sich leicht, an den denkt man, wie an etwas Wesenloses.

Das war auch fast wie ein Toter.

Willy legte den Arm um sie und zog sie sanft an sich.

Ohne Widerstreben lehnte sie ihr Haupt an seine Schulter, und es war ein gutes Gefühl, so von seinem Arm umschlungen dazusitzen.

„Ich weiß es von mir, das Menschenherz ist wunderbar reich. Es ist wie die Natur. Das neue Leben, die neue Liebe haben ihr Eigenrecht. Wir wollen in Dank und Ernst das Vergangene nicht vergessen. Aber wir zwei zusammen sind ein Neues. Sind wir nicht, Sylvia?“

Sie nickte und drückte ihren Kopf fester an seine Schulter.

Da neigte er sein Haupt und küßte sie, lange und innig.

Um sie war die große Stille der sonnigen Stunde. Beglänzt und einsam lag das weite Land vor ihnen. Der ungeheure Himmelsraum war von Licht durchflutet, das die wenigen weißen Wolken vor der Bläue übersilberte.

Und es war, als ob diese weite, feierliche Stille mit keinem Ton der Betäubung, mit keinem Laut der Täuschung das erzitternde Herz beeinflussen wolle . . .

Es konnte sich selbst belauschen — — in sich hineinhorchen . . .

Das junge Weib wartete und horchte . . . Aber keine Stimme in ihrem Innern schrie empört auf. Nichts in ihr wehrte sich gegen diesen Mann und seine Küsse.

Wie wunderbar, wie unfaßlich . . .

XI.

Die Freude der Mutter, als sie ihre neue Tochter in die Arme schloß, war groß. Als Sylvia ihr unter vier Augen sagte, daß sie fürchte, Herrn Ludwig und Frau Agnes keine willkommene Schwägerin zu sein, kam die alte Dame unter zahllosen Entschuldigungsreden damit heraus, daß eben Agnes, so gut und lieb sie sonst sei, und Ludwig, ein so großer Ehrenmann er sonst sei, sich in elterlichem Egoismus schon Willy als Erbonkel für ihre Jungens ausersehen gehabt; Eltern haben eben eine weittragende Phantasie, wenn es den Vorteil ihrer Kinder gilt. Und früher hätten auch Willy und Makarie mal gesagt, nicht die Haager, sondern die Hamburger sollten von ihnen erben. Aber darauf solle Sylvia kein Gewicht legen. Der Thatsache gegenüber würden die Ludwigs sich schnell finden und sich sicher alsbald irgend eine andere, besondere Hoffnung für ihre Kinder konstruieren, denn so etwas müßten sie immer haben, Agnes könne nicht ohne ein Luftschloß sein. Sie morde in ihrer Phantasie in aller Unschuld die lebensfähigsten alten Onkel und Tanten hin, um deren Nachlassenschaft im Geiste zu verteilen. Darüber müßte Sylvia nur lachen.

Die Depeschen, die auf die telegraphische Verlobungsnachricht denn alsbald als Antwort eintrafen, waren auch von unerwarteter Herzlichkeit.

Bertie und Conrad Brügge machten es nicht mit einem Telegramm ab. Am übernächsten Tag kamen ihre Briefe.

„Seit wir uns vor anderthalb Jahren so recht eigentlich erst als Geschwister entdeckten,“ schrieb Bertie, „hat sich viel begeben. Von allem kann es das Überraschendste scheinen, daß nun ein Mann mein Bruder wird, mit dem ich, wie Du einmal sagtest, nicht die gleiche Sprache spreche und daß ich mich dieses Bruders so tief freue. Mir ahnt, wir können uns gegenseitig nur bereichern. Er mich aber mehr, als ich ihn. Warum? Weil er der Einfachere ist. Das könnte paradox scheinen.



Brunnengruppe. Von Otto Lang.

Aber es ist das Höchste, was der Mensch mit sich erreichen kann — sein Selbst als Bildungsmaterial betrachtet, daß er sein Wesen auf wenige, sehr klare, sehr einfache Linien bringt. Zu viel Details der Zeichnung machen eine reiche, breite Farbenentfaltung unmöglich. Du wirst sehr glücklich sein. Zwar Du hast Deinen großen Fehler, das maßlose Dich-hinein-rasen in Leid, Zorn, Gefühl, abgelegt. Mir scheint es wenigstens so. Aber da diese Anlagen zum Vulkanischen nun einmal in Dir sind, und die Phantasie an ihrer Bethätigung ebensoviel Anteil hat, als das schnell pulsende Blut, so konnte Dir kein besseres Los werden, als neben der edlen Einfachheit dieses Mannes in der grandiosen Einfachheit jener Gegend leben zu dürfen.

Verzeih', wenn etwas Lehrhaftes aus diesen Zeilen klingt. Wenn man betrachtet, wird man wie von selbst lehrhaft.

Sei glücklich, liebe Sylvia. Aber mach' ihn auch glücklich. Du wirst ihm ja ein ganz anderes Glück geben, als die, welche er verlor, ihm gab. Das ist sehr schön. Es ist aber auch das Natürliche. Ein Menschenherz empfindet immer wieder; aber wenn es reich und kraftvoll ist, empfindet es immer anders. Wär's nicht so, stände ja bald die Menschheit still."

Es berührte Sylvia wunderbar, daß ihr Bruder beinahe dieselben Worte fand, wie Willy selbst gesprochen.

Schien es nicht, als müsse man sie darüber beruhigen, daß sie kein Surrogat für Makarie sei? Als wolle man ihr immer wieder sagen: er gibt dir ein ganzes Herz?

Und sie selbst — was gab sie ihm denn? Daran konnte sie nicht denken, ohne vor Furcht zu zittern.

Conrad Brügges Brief aber überraschte sie ganz. Er war sehr kurz. Er fing an mit der gewohnten, scherzhaften Rede.

„Mein lieber, kleiner A-B-C-Schütz! Ich sah es wohl, als wir bei Euch waren. Ihr strebtet aufeinander zu, Sie und Willy Mammling. Wenn ich den Schmerz ertragen muß, Sie eines anderen Mannes zu wissen — — ich gönne Sie noch am ehesten diesem! Er ist sehr wertvoll. In seiner Seele ist Sonnenklarheit. Werden Sie glücklich. Wir sehen uns wieder. Vorerst aber noch nicht ... Meine Gedanken müssen sich erst gewöhnen. Immer Ihr alter Conrad Brügge."

‚Ihr strebtet aufeinander zu' — — so hatte es ihm geschienen?

‚Ich auch auf Willy? Wie konnte Conrad Brügge beobachten, was gar nicht gewesen sein kann?'

Aber daß Bertie und er ihre Wahl so sehr billigten, machte sie ganz stolz. Sie las der Mutter die Stellen aus den Briefen vor, die ihren Sohn würdigten, und die Mutter fand es selbstverständlich. Sie fragte Sylvia, ob sie auch Willy diese, ihn preisenden Lobreden vorlesen würde?

Makarie hätte es gethan. Sie warf ihre Verliebtheit und ihre Bewunderung und die Anerkennung anderer ihrem Manne sozusagen beständig an den Kopf. Es war ihr ein Bedürfnis.

Sie hielt es für ihr Recht; vielleicht sogar für klug. Daran dachten beide Frauen in diesem Augenblick. Aber nicht um die Welt hätten sie dies einander verraten mögen.

Sylvia wurde ein wenig rot. Dann sagte sie:

„Als ob Willy der Bestätigung und der Zeugnisse bedürfte! Nein, das lese ich ihm nicht vor."

Die Mutter küßte sie befriedigt. Sie hatten sich verstanden.

Es gab angesichts der neuen Lebensumstände viel zu besprechen und zu ordnen. Aber alles schien so leicht.

Sylvia lag oft die halben Nächte schlaflos und dachte darüber nach, weshalb ihr trotz allem so frei ums Herz sei, weshalb ihr das Leben nun so gesichert und friedvoll vorkäme.

Also das gab es: eine Vernunftheirat konnte Glück bringen?

Man bedurfte nicht der riesengroßen Liebesleidenschaften, um sich im Bund mit einem Mann geborgen vorzukommen?

Alles, was man sich so als junges Ding vorgestellt hatte, war nur Illusion gewesen?

Was für Worte schwirrten einem da durch die Phantasie: lodernde Flamme — heißes Sehnen — hinsterbende Demut vor dem Mann — er ein Herrlicher ohne gleichen — kein Pulsschlag, der nicht zu ihm strebte — kein Bild außer dem seinen im Herzen — die ganze Welt nur in ihm — er die ganze Welt.

Aus unserer Skizzenmappe:



Primbusch. Von R. B. Adam.

Es kam ihr so vor, als ob diese großen Worte alle sich auf ihre Gefühle für jenen andern hätten anwenden lassen. Und als ob zwischen ihr und Willy keine Größe wäre, in keiner Hinsicht.

Nur eine wundervoll klare Gewißheit, daß sie ein arbeitsames, zufriedenes Leben in der schönen Unabhängigkeit einer relativen Einsamkeit führen würden.

Was war nun das Bessere?

Wer weiß?

Daß sie wieder und auch in dieser neuen Epoche ihres Daseins diese Frage in sich fand, brachte sie fast um all ihre heitere Zuversicht.

Einmal mußte doch ein Seelenzustand kommen, mußte erreichbar sein, wo diese Frage nicht mehr aus der tiefsten Brust sich emporrang.

Einmal die schöne Gewißheit: ich weiß!

Vielleicht kam die in der Ehe. Sylvia fing an, sich das einzureden, und machte gar keine Einwendungen, wenn Willy von baldiger Heirat sprach.

Worauf hätten sie warten sollen? Sie hatten sich monatelang geprüft — so meinte Willy wenigstens — ehe sie das bindende Wort sprachen. Sie wußten, was sie wollten. Ihr Leben lag klar vor ihnen. Es gab keine Hindernisse zu überwinden und keine besonderen Ziele noch vorher zu erreichen. Alles, was sie erhofften und erwarteten, erwarteten sie eben von ihrer Gemeinsamkeit.

Am liebsten hätte Willy gleich das Aufgebot bestellt. Aber er wollte erst einen kleinen, bescheidenen Umbau des Hauses vornehmen.

Die Mutter und Sylvia verstanden ihn darin ohne Worte.

Makariens Gedenkzimmer sollte wohl unberührt bleiben. Allein im übrigen sollte das Haus für die neuen Lebensverhältnisse auch etwas anderes werden.

Die Erinnerung sollte gleichsam ihren besonderen, geheiligten Raum haben; sie sollte nicht als Tisch- und Zimmergenossin allgegenwärtig sein.

Während dieser Zeit wollten die Mutter und Sylvia sich in Hamburg aufhalten, und sie hatte auch den Wunsch, sich die neuangebauten beiden Zimmer nach den Prinzipien Berties einzurichten. Er sollte nach Hamburg kommen und ihr raten; er sollte die Zeichnungen seiner Möbel mitbringen.

Obgleich Willy davon Zeitverlust fürchtete, widersprach er nicht. Es wäre ihm zu ungroßmütig vorgekommen.

Sie kam in ein Haus, dem schon eine andere Frau vorgestanden hatte, und fand zahllose Spuren von dieser vor. Da war es wohl ihr Recht, ein Stückchen eigene Welt in die schon von einer anderen bewohnt gewesene hineinzutragen.

Mitte Juni schon siedelten sie nach Hamburg über. Frau Mammling gleich mit allen ihren Sachen, denn sie wollte nach ihres Sohnes Heirat nur noch als Sommergast nach Südersood gehen.

Das war ja so selbstverständlich. Aber wenn Sylvia darüber nachdachte, kam es ihr so wunderlich vor, daß sie allein mit Willy Mammling da wohnen sollte.

Und als sie dann, getrennt von ihm, mit der Mutter das kleine Quartier in einer der Villenstraßen vor dem Dammthor bezogen hatte und nun anfing nachzudenken, ohne von seiner bestimmenden Gegenwart beeinflußt zu sein, kam ihr vieles ‚wunderlich‘ vor.

Noch weniger als früher, schien ihr, verstehe sie die Kunst, im Buchstabierbuch des Lebens sich zurecht zu finden.

Willy und sie, sie hatten sich an die sieben Jahre gekannt. Er war glücklich

verheiratet. Sie selbst liebte einen andern Mann. Also ganz fern waren sie voneinander gewesen, nach keines Menschen Voraussicht konnten sich jemals ihre Bahnen so vereinen.

Und nun schien es doch gerade, als ob alle Vorerlebnisse nur Studienjahre gewesen wären, zu dem einzigen Zweck, daß sie beide eine segensvolle Ehe zusammen bilden sollten.

Wie seltsam wurde man geführt.

Aber war der Preis allen Kampfes, aller Leiden, aller Demütigung wert? Das wirklich das beste, das schöne Ende: eine Vernunftheirat?

Von was für Höhen hatte sie dereinst geträumt!

Sie blieben unerreichbar. Wie sagte doch mal Conrad Brügge:

‚Zu abstrahieren ist die Kunst des Lebens — dies Wort vom alten Kant ist ganz vergessen und wenn Gerhard Hauptmann seine Michaline Kramer sagen läßt: »sich abfinden ist Menschenlos«, wird's eitiert wie ein funkelnagelneues, großes Wort. Kinder, Kinder, was wird gestohlen!‘

Wie war es doch noch gewesen? Wie hatte sie ihr Sehnen und Hoffen doch einmal in Worte gekleidet?

Ach ja, sie entsann sich. An jenem ersten Abend, damals in Schwerin, im Kreise Berties, da hatte sie gesagt:

‚Ich möchte in einem Zustand leben, wo alles um mich, Menschen und Dinge, jede Saite meines Wesens ins Schwingen bringt. Ich möchte, daß keine Kraft in mir weder zur Liebe noch zur Arbeit unausgenützt bleibt.‘

Und wie ihr das nun wieder so wörtlich einfiel und auch, wie Conrad Brügge gesagt, daß das freilich ein Dasein auf der Höhe wäre, wenn man das erreichen könne, da durchfuhr es sie, wie ein glücklicher Schreck.

War ihr Zustand nicht jetzt dieser vollkommene? Ihre Tage waren reich an Inhalt, es gab keine Unzufriedenheiten, kein maßloses Begehren und wildes Trauern mehr. Ja, jede Saite klang, und eine köstliche Harmonie füllte sie aus und schied sie beinahe von den anderen Menschen ringsum, über die sie sich erhoben fühlte.

‚Ich steigere mich wieder in etwas hinein,‘ sagte sie sich dann ängstlich, ‚gewiß, das mach' ich mir nur vor, das kann ja gar nicht sein. Mit eines anderen als Willys Bild in meinem Herzen . . .‘

Sie war so mißtrauisch gegen sich selbst geworden. Besonders auch, weil sie sich nicht begriff.

Ihr Verstand sagte ihr: Robert ist die große Leidenschaft deines Lebens und du zitterst vor dem Augenblick, wo du ihn wiedersiehst — also kannst du nicht glücklich mit Willy sein.

Und trotzdem dies Gefühl, als sei jene ersehnte Höhe erreicht.

Bertie kam. Auf seinem verschlossenen Gesicht lag so etwas wie ein fröhlicher Ausdruck, als er sich von seiner Schwester umarmen ließ. Er wohnte nicht bei den Damen, das Wohnlogis war zu klein. Es gab in der Nähe eine Pension, wo er absteigen konnte. Mit wenig Schritten die von Linden bestandene und von kleinen Villen in Gärten eingesäumte Straße entlang war man ja bei einander.

Frau Mammling betrachtete Sylvias Bruder nun als ‚Familie‘ und wollte von ihm Tante genannt sein. Sie sagte es gleich bei der ersten Begrüßung und Sylvia ängstigte sich ein wenig. Wenn Bertie er-

Aus unserer Skizzenmappe:



Speranza. Von R. V. Adam.

haben oder spöttisch lächelte . . . Aber er nahm es in vollendeter Höflichkeit dankend an.

Als die Geschwister zusammen in die Stadt fuhren, meinte Sylvia, sie habe jetzt so eine Art mütterlichen Gefühls, fast ein patronisierendes ihm gegenüber. Sie schrieb es auf ihre demnächstige Frauenwürde und den Umstand, daß ihr Heim dann auch für Bertie das werden werde, was dereinst das Elternhaus ihnen gewesen.

„Kann sein," sagte er, „daß das mitspielt. Zumeist aber erhebst du dich über mich, seit du mich irren sahest."

„Du weißt so fabelhaft in dir selbst und in andern Bescheid! Und bist trotzdem 'reingefallen."

„Auch Ärzte werden krank."

„Na ja — bei was Körperlichem! Das hat man nicht in seiner Hand! Und wenn ich meinen ganzen Organismus kenne, hüten kann ich ihn nicht. Nicht mal vor Zugluft. Aber das Seelische! Das ist doch was anderes."

„Es ist dasselbe," versicherte er.

„Ach," sagte sie, „dann braucht so ein armes Wurm wie ich, das weder in andern noch in sich Bescheid weiß, sich ja auch weiter nicht zu schämen, wenn es nur so umhertappt. Aber das ist doch nicht wahr, daß ich mir vorkomme, weil du dich irrtest."

„Doch," behauptete er, „unbewußt doch. Jeder weiß es von sich, daß er auch irrte, daß auf zehn kluge Schritte im Leben gut und gern immer fünf thörichte kommen. Aber trotzdem genießt auch die anständigste Seele es förmlich, wenn sie eine andere irren sieht. Wer eine Psychologie der Schadenfreude schreiben wollte, müßte sich gefaßt machen, den Stoff beim näheren Besehen ins Riesenhafte wachsen zu lassen."

Aber es blieb trotzdem dabei: sie fühlte sich nicht mehr unsicher neben ihm. Und er ließ es sich gefallen, daß ihr Ton ein anderer geworden; sogar schon ohne die Miene der Leutseligkeit ertrug er es.

Am Sonnabend Abend kam Willy, das Zusammensein wurde sehr wohlthuend für alle Beteiligten.

In Willys Familie war die Meinung vorherrschend geworden, daß er nun die richtige Frau bekomme. Seine Mutter verbreitete es, wie eigentlich Sylvia den Anlaß gegeben, daß Willy sich eine Thätigkeit gesucht. Und weil nun seinem Unternehmen das Glück günstig schien, wurde Sylvia zum Verdienst angerechnet, woraus sie ihr, bei schlechtem Gelingen, einen bitteren Vorwurf gemacht hätten. Ludwig und Agnes gingen in ihrem Urteil immer mit den Resultaten.

Sylvia war nicht der Mensch, gleichgültig sich bald stoßen, bald streicheln zu lassen. Aber da sie bemerkte, wie vollkommen nebensächlich dies alles Willy erschien, nahm sie sich vor, sich auch darüber zu stellen. Ludwig und Agnes wollten sich auch auf eine gewisse Weise ihrer bemächtigen. „Du mußt Willy so nehmen . . ." — „Du mußt ihn dahin beeinflussen" . . . — „An deiner Stelle trachtete ich . . ." — So hieß es alle Augenblick.

Und Sylvia staunte dies nur immer an. Hatten denn Ludwig und Agnes nicht genug mit sich und ihren Kindern zu thun? Konnten sie Willy nicht sein eigenes Leben leben lassen?

Aber vielleicht gerade, weil er so unnahbar war, reizte es sie fort und fort, sich dennoch in seine Angelegenheiten hineinzudrängen. Nun versuchten sie es durch seine Braut. Sylvia hatte aber von der Mutter schon etwas gelernt, eine Art von Jesuitenklugheit ihr abgesehen, für die wohl kein Moralrichter ein böses Wort gefunden hätte: Spitzen abbrechen, ausweichen, stillschweigen, liebevoll und vermittelnd sprechen, ein nachsichtiges Lächeln finden, wo ein scharfes Wort alles zerstört hätte, auch wenn es eigentlich am Platze gewesen wäre.

Und wenn ihr etwas Mühe kostete, was der alten Frau aus mütterlichem Friedensbedürfnis heraus natürlich war, dann tröstete sie sich damit, daß diese Kunst ja nur vorübergehend geübt werden mußte.

‚Warum soll ich nicht Willys wegen ein bißchen konciliant sein? Er ist glücklich, wenn Mutter Sonne hat. Und Mutter ist glücklich, wenn ich mich mit Ludwig und Agnes stehe.'

Ja, die rechte Frau für Willy, eine wahre Perle, sagte die Familie, und es fiel noch nachträglich manches Wort der Schonungslosigkeit über die arme Makarie. Als Sylvia einmal so eines direkt mit anhörte, stieg es ihr bitter in ihr auf.

Nachmittags ging sie dann mit Bertie auf den Kirchhof. Es war ihr, als müsse

sie Makarie entschädigen, ihr Andenken lebhafter pflegen.

Sie legten Kränze auf das Mammlingsche Familiengrab, das von einer sehr großen Sandsteinplatte bedeckt war, die ein Rahmenbeet, bestanden mit üppiger Blumenpracht, umgab.

Bertie war ja zugegen gewesen, wie man sie da hineinsenkte, aber er sagte, er könne sich dies Grab mit Makarie in keinem Zusammenhang denken. Er habe überhaupt, seit er aus Willys Erzählungen und Sylvias Berichten die spätere Makarie kennen gelernt, die ganz verloren, die er früher geliebt.

„Und Willy, indem ich ihm die hinstellte, die ich geliebt, verlor sie auch. Ich habe es gespürt."

„Das ist schrecklich. Das hieß eine Tote berauben."

„Es war die Vorbedingung zu dem Reichtum, der für dich erwachsen sollte. Das sehe ich nun."

„Bertie!" rief sie ausbrechend. „Bin ich wirklich reich? Ist nicht alles bloß Täuschung?"

„Schlimm, wenn du so etwas fragen kannst. Kennt Willy deine Zweifel?"

„Nein."

„Du wirst dich mit ihm darüber aussprechen," sagte Bertie streng.

„Wenn er bei mir ist, sind sie weg," sprach sie.

Darauf schwieg er.

Am Abend dieses Tages fuhr er nach Schwerin zurück. Die Schwester sah ihn ungern gehen. Ihr war immer, als habe sie für alle Fälle in ihm einen Ratgeber zur Seite.

Bei ihrem Heimweg, den sie teils mit der Straßenbahn, teils zu Fuß zurücklegte, fühlte sie sich tief verstimmt. Die staubige Hitze des Sommerabends in der Stadt war abscheulich, die Luft von grauen Dünsten erfüllt. Und dazu der Lärm. Und das stete durcheinanderschieben von so viel Formen und Farben, das der Straßenverkehr erzeugt. Kein Ruhepunkt für das Auge, kein frischer Atemzug für die Brust.

Ein unendliches Heimweh nach dem reinen Frieden von Südersoob erfüllte sie.

Ja, da war sie glücklich gewesen. Willy hatte recht gehabt, sein Leben sich fern von der Stadt und fern von den Menschen einzurichten; man räumte allen diesen Dingen unwillkürlich Einflüsse auf sich ein, als ob sie etwas Mächtigeres und Wertvolleres seien wie man selbst.

Übellaunig kam sie nach Hause.

„Nun, was für ein Gesicht," scherzte die Mutter, „das kenn' ich doch gar nicht."

„Schwer liegt der Himmel von Madrid auf mir, wie das Bewußtsein eines Mordes," citierte Sylvia und umarmte die alte Frau, sie mit sich herumdrehend, denn auf die Frage hin verflog die unmutige Stimmung sogleich.

„Sehnsucht nach Willy!" sprach die Mutter lächelnd. „Und hier gleich was, sie zu stillen."

„Ein Brief? Ein Brief von Willy?"

Da er Sonnabends kam und Montags ging, so schrieb er in der Zwischenzeit höchstens Karten. In diesem Punkte hatte er sich nicht geändert und Sylvia frei bekannt, daß ihm die Gabe versagt sei, sich mit der Feder auszusprechen. Es sei gerade immer, als werde was in ihm lahm und stumm, wenn er darüber schreiben solle. So werde ihm, als wolle man sein Wesen einsperren. Und lachend hatte sie ihm alle „Liebesbriefe" geschenkt.

Sogleich fühlte Sylvia, daß sich irgend etwas Wichtiges ereignet haben müsse. Das peinvolle Gefühl auf dem Nachhauseweg ... wirklich, als wenn es eine Ahnung gewesen war. Was sollte Willy schreiben? Er kam ja übermorgen ...

Sie ging mit dem Brief in ihr Schlafzimmer. Mutter war ja so bescheiden. Die erhob keinen Anspruch, gleich Mitteilungen zu empfangen, oder gar mit lesen zu wollen. Die hatte eine wahre Kunst darin, im Hintergrunde zu verschwinden.

Sylvias Zimmer lag nach hinten hinaus, und aus dem Fenster sah man in einen kleinen Garten, der rückwärts wieder an einen Garten stieß.

Aber es waren die wohlgepflegten Gärten einer Villenansiedelung. Bronzegelbe Grandwege schlängelten sich um winzige, saubere Rasen. Wie Blumenteller sahen die bunten Beete auf ihnen aus. Und rundum, innerhalb der Gartengitter, stand Gebüsch.

Nun war es abgeblüht, und die graubraunen, mißförmigen Blumenreste waren zwischen dem grünen Laub als sei Kehricht darüber hingeschüttet. Und das grüne Laub selbst war ein wenig schwärzlich übersprenkelt.

Unsern vor Sylvias Parterrefenster

drehte sich eine Gartenspritze. Ihre vier feinen Strahlen sprühten hoch auf und wurden beständig im Kreise herumgezogen. Die kühlen Tropfen warfen sich auf den Rasen, Weg und Laub, färbten das Bronzegelb des Weges terracottabraun und gaben, wenn sie die Blätter trafen, ein fortwährendes kleines, prickelndes Geräusch.

Der Himmel, der so leicht und hoch über diesem Winkelchen frisierter Natur stand, war noch ganz hell, aber schon völlig farblos. Doch gab die Dämmerung, die eben begann, genug Licht zum lesen.

Sylvia setzte sich auf die Fensterbank seitwärts, wie eine Reiterin aufs Pferd.

Sie hielt den Brief noch uneröffnet in der Hand.

Wie thöricht eigentlich. Als ob sich damit aufhalten ließe, was darin stand.

Und vielleicht war dies ganze bängliche Vorgefühl ein Unsinn. Vielleicht wollte und mußte Willy ihr es doch einmal mit der Feder sagen, wie er sie liebe . . .

Und da öffnete sie . . .

„Meine liebe Sylvia! Ich habe heute einen Brief von Robert bekommen. Sein Brief ist in Genua aufgegeben. Robert aber, als Transportführer eines abgelösten Kommandos, kann aus irgend einem dienstlichen Grund dies Kommando noch nicht an den nächst Dienstältesten abgeben; er muß es bis nach Bremerhaven begleiten. So lief sein Brief über Land, ihm acht Tage voraus. Es ist klar, daß Robert die gedruckte Verlobungskarte noch nicht bekam. Ich adressierte sie nach Ostasien an Bord S. M. S. Germania, weil ich von seiner Heimberufung keine Ahnung hatte.

Robert fragt bei mir an, ob ich ihn in Hamburg treffen wolle. Er denkt, Mariens Grab zu besuchen.

Er fragt auch, ob Du noch bei meiner Mutter auf Südersood seiest. Ich lese zwischen seinen Zeilen den Wunsch, Dir zu begegnen.

Dies muß ich Dir offen sagen. Und fragen: was wird werden? Beunruhigt Dich diese Rückkehr?

Soll ich ihm nach Bremerhaven entgegenschreiben, daß Du meine Braut bist? Willst Du es lieber selbst?

Ich bin überrascht: es war so viel Selbstbetrug dabei, Robert fern, ganz weg aus unserm Leben zu denken. Und noch mehr bin ich überrascht, daß ich Unruhe fühle. So als könnte eine Gefahr entstehen.

Liebe Sylvia! Wenn das denkbar ist, sage es mir frei. Ich mag gern allem offen ins Auge sehen. Das ist mal meine Art. Nur gegen die Möglichkeit, Dich zu verlieren, da möchte ich es schließen. Und doch: Wort halten, nur um des Wortes willen — das soll nicht sein. Dem liegt immer, wo es auch geschieht, falsches Bemessen von Ehre und Wert des andern zu Grunde.

Soll ich übermorgen, wie gewöhnlich am Sonnabend kommen? Oder willst Du Zeit haben zum Selbstprüfen? Dein Willy."

‚Ich habe es gewußt,‘ dachte Sylvia immer nur. Es schien, als sei dieser kleine alberne Triumph, daß ihre Ahnung sie nicht getrogen, zunächst der einzige lebhafte Gedanke in ihr. Erst nach und nach fing sie an zu begreifen.

Dieser Brief war so klar, so ruhig, so ganz Willy. Nur von dem Bestreben geleitet, gerecht zu denken, ihr gleich Auswege, Freiheiten anzudeuten.

Und doch — gerade damit nahm er ihr alle.

Ihm sagen: ja, da sind Gefahren, hieß sich sofort von ihm lösen.

Er würde nur eine Antwort haben: Du bist frei!

Ihm verhehlen, daß da Gefahren seien, hieß den vornehmsten aller Menschen belügen.

War es nicht schon Lüge genug, daß sie ihm ihre Kenntnis von Roberts Heimkehr verheimlicht hatte.

Was thun, um ehrlich zu bleiben! Was thun, um nichts zu verlieren?

Und dann diese Nachricht: daß Robert den Wunsch geäußert oder angedeutet hatte, ihr zu begegnen!

Da Willy besonders betonte, er müsse dies offen sagen, so hatte er ganz gewiß die Art, wie Robert die Andeutung gemacht, bedeutungsvoll gefunden. Sollte vielleicht dennoch, dennoch in seinem Herzen die Liebe so kraftvoll geworden sein . . .

Ah, dann müßte es ihn treffen . . .

Nun war die Stunde ja da, wo sie prunken und prahlen konnte, so wie sie sich vorgesetzt hatte. Nun konnte sie ihm ja hochgemut entgegentreten und ihm zeigen: ich habe dich gar nicht gebraucht, ich habe gar nicht nötig gehabt, auf dich zu warten.

Nun war ja alles gerade so gekommen, wie sie sich vorgesetzt gehabt, daß es kommen solle, in jenen Stunden nach dem erbarmungslos nüchternen Abschied.

Aber ihr war nicht wie einer Siegerin zu Mut.

Furchtsam, zerschlagen, das Herz voll Schmerz und Not, saß sie und sah in den dunkelnden Garten hinaus, wo noch immer die Gartenspritze vier hochsprühende Strahlen drehte und Tropfen um sich säte und kühlen Hauch in Bewegung setzte.

Was sagen? Was verschweigen? Wie vorwärts gehen, ohne sich elend zu verrennen?

Die Wahrheit sagen! Welche Wahrheit? Wo war eine?

„Sylvia!" rief die Mutter und klopfte an die Thür; „das Abendessen, mein Kind."

Die Thür war keineswegs verschlossen. Aber da Sylvia sich ausdrücklich mit dem Brief ihres Verlobten zurückgezogen hatte, kam die Mutter nicht herein. Dazu war sie zu diskret.

‚Alle seine feinen, tiefen Eigenschaften hat er von ihr,' dachte Sylvia förmlich erbittert.

Es gibt Seelenstimmungen, in denen man sich gegen die Vollkommenheiten anderer auflehnt.

Was nun, was nun? Robert wollte hierherkommen? Dann war ja ein Wiedersehen nicht zu vermeiden.

Nur das nicht! Die alten Flammen mußten, würden wieder emporlodern.

Und was dann? Der arme Willy. Nein, er mochte zehnmal sagen: „Nicht Wort halten um des Wortes willen." Wort mußte doch gehalten sein.

Sie konnte nicht aus einem Arm in den andern hinüberfliegen.

Wie abgeschmackt das war, nur so etwas zu denken. Selbst wenn Robert ihr nun — nun endlich die Arme öffnen sollte.

Im Grunde gab es nur einen Ausweg: still davonlaufen. Weder den einen noch den andern Mann jemals wiedersehen.

Das war das anständigste.

Vornehm handeln, nur um Gotteswillen vornehm handeln . . . .

Das hieß hier auf alles verzichten.

Sie warf sich auf ihr Bett und wühlte ihr Gesicht in die Kissen hinein, nur um nicht laut hinauszuschluchzen.

Vielleicht stand Mutter noch hinter der Thür, beunruhigt, daß Sylvia nicht kam. Nur die gute alte Frau nichts merken lassen von dieser Not — — —

Immerhin wieder Leid und Verzicht. ‚Warum grade mir das?' dachte sie verzweifelt ‚Ich soll nie zur Ruhe kommen. Liegt es an mir oder an den Launen des Schicksals, das mich umgibt?

Es wird wohl an mir liegen. Es liegt immer an uns selbst.

Die Kaltblütigen und Berechnenden haben es besser.

Ich sollte mich nicht durch Willys Vornehmheit erdrücken lassen . . . ich sollte mich fragen: nicht, wie handle ich am anständigsten? sondern, wie handle ich am klügsten?

Daß ich überhaupt so etwas denken und erwägen kann . . . das ist niedrig. Was kommt alles herauf aus den Untiefen in uns!'

„Aber liebe Sylvia!" rief draußen wieder die Mutter.

Ihr Ton war hörbar unruhig.

„Gleich Mutter, gleich."

Sylvia sprang schnell auf und wusch sich das Gesicht. Es war ein vergeblicher Versuch, die Spuren von Thränen und Aufregung auszulöschen. Natürlich sah die Mutter gleich, daß sie etwas habe.

‚Zwischen Verlobten kommt ja mal was vor,' redete sich die alte Frau ein. Da sie aber ihren Sohn kannte, wußte sie ganz genau, daß ein kindisch-verliebter Streit seinem Wesen unmöglich war.

Wenn ein Brief von ihm seine Braut so erregte, mußte etwas sehr Ernstes, etwas Gefährliches darin gestanden haben.

Es wurde ihr diesmal sehr schwer zu schweigen. Aber sie gewann es doch über sich. Wie immer siegte ihre milde Klugheit.

Sylvia fühlte es. Voll Angst erwartete sie eine Frage. Und da sie ausblieb, sann sie nach, warum die Mutter schwieg, und verstand das stille und mühsame Warten dieses geängsteten Herzens.

Sie sprang von ihrem Stuhl auf, umarmte die alte Frau und rief voll Leidenschaft:

„Was seid ihr für Menschen! Willy und du! So gut und groß."

Der Ton heißer Bewunderung für Willy — das war eigentlich das einzige, was die Mutter aus dem ungestümen Ausbruch heraushörte. Und dazu dachte sie:

‚Nun — gottlob!‘

Es war also nichts. Oder doch nichts Gefährdendes. Für alle Fälle wollte sie aber etwas Vermittelndes, Entschuldigendes, Klärendes sagen. Die Kunst, ein linderndes Tränklein zu reichen, wenn man die Krankheit nicht kennt, ist schwer.

„Ganz gewiß ist Willy gut und großmütig,“ sagte sie, indem sie Sylvia die Wangen streichelte, „aber er hat auch die Fehler seiner Vorzüge. Das haben wir in seiner ersten Ehe gesehen. Weil Makarie ihn so liebte und sich so bestrebte, sich seinen Neigungen anzupassen, war er zu großmütig, ihr zu zeigen, wenn sie über alle Grenzen ging. Auf diese Weise kam es, daß sie bei aller ihrer Gradheit und Klarheit etwas — Gott, es ist ja ein furchtbar hartes Wort — etwas verrohte! Ich bin so glücklich in dem Gedanken, daß du und Willy — daß ihr so ersichtlich erzieherisch aufeinander einwirkt. Das soll so sein. Einer reift am andern.“

Hiernach blieb Sylvia ganz still. Sie verbohrte sich in einen Gedanken.

‚Ja, was hat er von Makarie schweigend und großmütig ertragen. Und doch litt er manchmal. Ich hab's gespürt — an jenem letzten Morgen ihres Lebens. Er litt und schwieg und trug. Was er für sie konnte, kann er für mich: mich tragen, mich ertragen. Nur kurze Zeit! Mir helfen, bis mir die Klarheit kommt? Oder nein, mir helfen, daß keine Versuchung mehr an mich herankommt. Das ist am besten, am sichersten.‘

Nach Tisch bat sie, gleich in ihr Zimmer gehen zu dürfen. Sie wolle noch an Willy schreiben, und Johanne könne nachher wohl den Brief noch in den Kasten werfen.

Johanne saß bis elf in der Küche und wartete, und die Mutter saß vorn in der Wohnstube und dachte: das wird ein langer Brief.

Aber sie täuschte sich. Es war nur ein ganz kurzer geworden.

Die Feder in der Hand saß Sylvia und sah in die Lampe, die links zu Häupten des Briefbogens stand.

‚Den Anspruch kann ich doch nicht erheben. Makarie war sein Weib und sie liebte ihn mit einseitigem Fanatismus. Wenn sie auch vielleicht nur in ihm die Liebe und die Ehe liebte. Aber deshalb mußte er, durfte er sie tragen. Sie hatte ihr ganzes Herz, ihr ganzes Dasein ihm gegeben.

Ich aber nicht. Ich gab ihm mein Wort mit einer halben Lüge. Das, was ich ihm von meiner Leidenschaft für Robert gesagt, sagte ich nur für mich selbst. Es war so wie ein kleines Zugeständnis an mein Gewissen. Mehr war es nicht.

Ich wollte durch ihn nur Frieden, Sicherheit, Ziele in mein Leben bringen. Ich habe für ihn nur Achtung — ach Gott — Ehrfurcht, ja beinah Ehrfurcht. Aber heimlich zersehnt sich mein Herz nach einem andern.“

Wie würde es nun werden, wenn sie diesen wiedersähe?

Eine qualvolle Neugier darauf zog lange ihre Gedanken ganz von ihrem Vorsatz zu schreiben ab.

Würden sie einander sehr verändert finden, wie damals, nach seiner Mittelmeerreise, als sie sich dann langsam wieder zu einander tasteten?

Konnte sich das noch einmal so ereignen? Und müßte nicht dann, wenn er das wiederum an sich erlebte, in ihm siegreich und alle Hindernisse niederwerfend, die Erkenntnis triumphieren, daß sie ihm vorbestimmt und ihm die rechte Gefährtin sei? Würde sie ihm dann jubelnd und jauchzend in die Arme sinken?

Es überflutete sie heiß. Seligkeit oder Schreck? Sie wußte es nicht.

‚Wie geh ich so über Willy hin?‘ dachte sie in tiefer Scham.

‚Das ist das letzte, was er um mich verdient hat.‘

Und da schrieb sie ganz rasch:

„Lieber Willy!

Daß Robert zurückkommen werde, wußte ich, als ich mich mit Dir verlobte; ich hatte es grade am Tage vorher gelesen. Warum ich es Dir verschwieg, vermag ich Dir nicht zu erklären. Verzeihe es mir, wenn es Dir vorkommt, als wäre daran etwas zu verzeihen.

Zu allem, was in Deinem Brief steht, möchte ich am liebsten schweigen dürfen.

Ich bitte Dich nur um das Eine: ich möchte Robert v. Hollern nicht wiedersehen. Verhüte es, denn Du allein kannst es in unauffälliger Weise.



Spielzeug. Von Paul Meyer-Mainz.

Laß mich Dir noch eines sagen. Du bist mir der Erste unter allen Menschen.

Deine Sylvia."

Sie rechnete sich die Reise des Briefes nach: nun trug Johanne ihn nach dem Kasten, und aus demselben wurde er morgen früh um fünf genommen; er ging dann mit den Halbsiebenzug fort und kam gegen Abend an. Wenn Drews grade was an der Station zu thun hatte, nahm er noch gleich die Post mit, sonst bekam Willy sie erst am andern Morgen. Aber sicher würde Drews diesmal an der Station sein. Willy schickte ihn. Er hatte es ja bekannt: er war in Unruhe —

In ihr aber war nun vorerst wieder Ruhe. Sie hatte ihm ja ein schönes Wort gesagt, daß er ihr der Erste von allen Menschen sei! Etwas Größeres kann man doch eigentlich nicht sagen. Und es war keine Lüge!

Frau Mammlings Augen verloren ihren forschenden Beobachterblick, als sie den ganzen andern Tag ihr „liebes Töchterchen", wie sie Sylvia gern nannte, wieder mit unbewölkter Stirn und in gelassener Stimmung umhergehen sah.

Am darauffolgenden Morgen kam ein Telegramm; Willy sagte darin, daß er am Sonnabend nicht kommen werde. Einen Grund nannte er nicht, aber die Mutter sagte eifrig:

„Natürlich geschäftliche Abhaltungen. Wie einem das neu bei Willy ist."

Er hatte aber die herzlichsten Grüße angefügt.

Sylvia wurde blaß und still.

Sonntag Morgen hatte sie dann wieder einen Brief.

Die Mutter war in die Kirche gegangen, Sylvia saß im Garten, wo zwei dünne Eisenstühlchen vor einem überzierlichen Eisentischchen, beide von Kohlenstäubchen wie bepudert, in einem Halbkreis abgeblühter Büsche standen. Hinter den Büschen zog sich das Drahtgitter des Nachbargartens hin und da wurde ein schreiendes Kind getragen, die englische Nurse schimpfte laut dazu, und ein kleiner Junge, der ihr voraus auf dem Steckenpferd trabte, blies Trompete. Von der Straße her drang manchmal das Rollen einer Droschke. Alles kam Sylvia unerträglich vor.

Da brachte Johanne den Brief, wichtig und strahlend, im Gefühl, so etwas wie ein Liebesbote zu sein.

‚Er gibt mir den Abschied,' dachte Sylvia. Ihr war ganz schlecht zu Mut.

‚Aber nein. Wie sollte er. Dazu war ja kein Grund. Noch nicht . . .

‚Wenn nur der gräßliche Junge nebenan die Tuterei sein lassen wollte! Das zerriß einem ja die Nerven.'

Dick war der Brief nicht. Er konnte nicht so viele Blätter enthalten, wie der vor drei Tagen. Zu einem Adieu braucht man nicht viele Seiten.

Was half es — er mußte gelesen werden.

„Liebe Sylvia! Du bittest schweigen zu dürfen und sagst doch, wohl Dir selber unbewußt, so viel in Deinen wenigen Zeilen.

Daß Du mich höher schätzest als alle anderen Menschen, glaube ich Dir. Die Wahrheit Deiner Achtung habe ich auch von je als die schönste Grundlage unseres Glückes angesehen. Aber sie ist doch eben nur eine Grundlage — — — Nicht das Glück selbst.

Du wußtest, daß Robert heimkäme, als Du meine Hand ergriffst? Nicht daß Du es mir verschwiegest, beunruhigt mich. Aber der Zusammenhang.

Steuertest Du Dein Lebensschifflein nicht etwa in einen Nothafen?

Verzeih dies Bild, es drängt sich mir so auf.

Und Du willst Robert nie wiedersehen? Ist das nicht Furcht?

Ich sehe Unklarheiten. In solchen kann ich nicht atmen. Noch viel weniger in ihnen meine neue Ehe schließen.

Helfen wir uns zur Klarheit.

Du mußt Robert wiedersehen.

Und wacht wieder auf, was Du vergangen glaubtest, so ist Offenheit allein Deiner und meiner würdig. Besser in Schmerzen als in Lügen leben. Dein Willy."

Nun war es aus. Dies war schon so gut wie ein Abschied.

Robert wiedersehen — in Willys Gegenwart! Diese Vorstellung beraubte sie ja zum voraus aller Besinnung.

Daraus konnte nur Elend für sie entstehen. Und wie Willy wachen und warten würde! Und der andere auch! Denn der dachte doch vielleicht, daß ihr Herz sich gewandt habe und daß sie nur Willy liebe . . .

Welch eine Lage! Zum Lachen oder zum Verzweifeln.

‚Hätt' ich doch geschwiegen. Er wäre des Wahnes geblieben, ich liebte ihn.'

Aber gleich schämte sie sich des Gedankens.

‚Hätt' ich doch mehr gesagt — es wäre besser gewesen.'

Dann kam eine große Apathie über sie. Aller Glaube zerbrach, daß ihr jemals ein Leben voll heiterer Ruhe beschert sein werde. Sie würde Willy verlieren. Und vor Robert lächerlich erscheinen. Und .... Ach ihr Hirn war zu müde, alle demütigenden Möglichkeiten auszudenken.

Es war alles aus. Es war alles egal. Nur trachten, so ein bißchen Würde und Haltung zu heucheln — wegen Willy — anders würde es ihn doch sehr schmerzen —

Inzwischen kam die Mutter aus der Kirche und fand auch einen Brief von ihrem lieben Jungen vor.

Triumphierend kam sie damit in den Garten gegangen, förmlich geschmeichelt, daß Willy nicht nur an seine Braut, sondern auch an seine alte Mutter denke.

„Guck den Jungen. Fängt an schreibselig zu werden. Als wenn der litterarische Schwager ihm die Tinte vertrauter gemacht hätte."

Und sie stand im Sonnenschein, einen schwarz-weiß-karrierten Schirm vorsorglich über ihrem grauen Haupt und las Sylvia aus ihrem Brief vor, daß Willy sich mit Robert v. Hollern, dem Vetter der armen Makarie, heut in acht Tagen treffen werde. Willy wolle seine Yacht nebst Peter nach Hamburg herauf kommen lassen, damit sie zur Verfügung sei, wenn er und Sylvia mit Hollern mal segeln wollten. Hollern denke nur einige Tage in Hamburg zu bleiben, und diese müsse man ihm recht angenehm gestalten, doch solle die Mutter nicht etwa ein Diner mit Ludwig und Agnes veranstalten. Es wäre besser, man bliebe unter sich.

Unbefangenheit vor der Mutter zu heucheln, Unbefangenheit vor Robert — das war der Vorsatz, der aus diesem Brief sprach.

Ganz Willy! Zugleich schonend und zugleich stolz.

„Du freust dich gewiß auch auf den Korvettenkapitän. Ach Gott — ich weiß noch — du hattest ihn zu Tisch auf Makariens Hochzeit. Er war eben Kapitänleutnant geworden. Ja, wie die Zeit läuft. Und wie sich alles ändert. Wer das damals gedacht hätte. Aber da nun doch mal die arme Makarie tot ist: erst mit dir findet mein Junge sein rechtes Glück."

Alte Leute haben meist eine wohlthuende Empfindung, wenn sie, ein halb Dutzend Gemeinplätze auf den Lippen, so zurückblicken können. Mit Behagen erging sich Frau Mammling in Erinnerungen. Sie entsann sich noch: der Brautkranz war vertanzt worden. Der Kapitänleutnant v. Hollern hatte das Sträußlein, Sylvia den Kranz bekommen. Ja, wie so was trog.

Aber ein ernster und netter Mensch war der Kapitänleutnant schon damals gewesen. Und ob Ludwig und Agnes es nicht übel nähmen ... Und ob man nicht eine Kochfrau für die Tage ... Denn Johanne ...

Sylvia lächelte immerfort, so wie sie dachte, daß Willy von ihr erwarte ...

„Freust du dich Kind? — So ein Jugendbekannter — das macht immer Spaß."

„Ja," sagte Sylvia, „ich freue mich."

XII.

Willy Mammling ging auf dem Bahnsteig hin und her.

Das elektrische Licht gab eine aufdringliche Helligkeit. Durch die weite Halle strich ein scharfer Zugwind hin. Er nahm wohl die Schwüle fort, die sich während des heißen Tages unter dem von Eisenrippen getragenen Glasgewölbe angesammelt hatte, aber nicht all die Kohlen- und Asphaltdünste, nicht diesen Bahnhofsgeruch, den man nicht nur riechen, sondern auch schmecken kann, weil seine Luft von tausend kleinen Körperchen gesättigt ist, die sich bei jedem Atemzug auf die Zunge legen.

Willy Mammling bekam sonst immer so etwas wie Kurzlustigkeit, wenn er diese Dünste einsaugen mußte. Heute spürte er sie nicht, trotzdem er hier schon lange ging und noch lange gehen mußte, denn er war viel zu früh gekommen.

Er sann noch einmal darüber nach, ob er richtig handle.

Wenn man handelt, wie man muß! Wenn man vor inneren Notwendigkeiten steht! Aber das gibt doch wohl nicht Urteil und Maßstab! Sorge, Eifersucht können ja die Triebfedern sein. Während man sich einbildet, klar und gerecht zu handeln.

So dachte Willy, immer bestrebt zunächst

noch mehr sich selbst als andere auf Reinheit der Gesinnung zu prüfen.

Seine Lage war sehr heikel. Er fühlte es so deutlich, daß er daran litt.

Der Mann kam wieder, den seine Braut geliebt. Hoffnungslos, wie sie ihm gestanden hatte. Und von vergangenen Schmerzen hatte sie etwas gesagt.

Aber nun stand er plötzlich unter der Furcht, daß dies alles doch noch in ihr lebendig sein mochte.

Viele Zeichen sprachen dafür.

Er spürte vom ersten Tage an, da sie seine Braut geworden, in ihr leise Fremdheiten, eine Zurückhaltung — so als wolle sie ihm ihr geheimstes Innere noch nicht erschließen. Aber immer, wenn sie sich ihm entzog, geschah es mit Anmut und Würde — er hatte schöne, ihn tief beglückende Keuschheiten heraus empfunden. Und da sein erstes Weib immer alles gesagt, auch das letzte Wort, da sie niemals etwas übrig gelassen hatte zu erraten und zu ergründen, ihr Wesen hinter gar keinen Schleiern verbarg, so hatte er in dieser zarten Zurückhaltung einen wunderbar beglückenden, ihm neuen Reiz gefunden.

Nun deutete er es plötzlich anders.

Wie das weh that, zu denken, daß immer im Grunde ihres Herzens eine geheime Sehnsucht nach jenem andern gewesen . . .

Wenn er sie nun hergeben mußte! Denn er war entschlossen, sie freizugeben, wenn nur ein Erröten, ein Blick ihm verriete . . .

Er wußte, wie es that, seine Liebe begraben.

Er hatte Makarie wirklich lieb gehabt. Aber so anders. Es war so viel Duldung, so viel Großmut, so viel Resignation dabei gewesen. Er hatte sich voll Dankbarkeit lieben lassen. Und seine Dankbarkeit darin bekundet, daß er sein Weib nie, nie auf den Gedanken kommen ließ, ihm fehle etwas.

Nicht einmal den starken und unerfüllten Wunsch nach einem Kinde hatte er sie ahnen lassen. Nur damit sie nicht etwa denke, er sei nicht zufrieden an ihrer Seite.

Und dann nach ihrem Tode war Makarie ihm so seltsam abhanden gekommen — grade, als sei sie seinem Gedächtnis gestohlen.

Wenn Bertie Aschroth von ihr und ihrer ersten Mädchenzeit sprach, dann drängten sich ihm so viel neue Farben und Linien auf. Und sie vermengten sich mit den Farben und Linien seines Bildes von Makarie. Bis er sie zuletzt gar nicht mehr so deutlich sah.

Er wußte eigentlich selbst nicht, ob das ein Schmerz oder eine Befreiung gewesen war. Er dachte darüber auch gar nicht nach.

Er wußte nur, daß sein Herzschlag, der zu Sylvia ging, einen andern Ton hatte . . .

Nicht nur zitterte er vor diesem Verlust, weil auch er wie alle Menschen, sich vom Leben nicht berauben lassen wollte. Der Räuberhand des Todes muß man geben . . . Das Gefühl der Ohnmacht zwingt zur Stille. Es schneidet auch alle Fragen ab.

Aber wenn das Leben kommt und rauben will! Mit dem Leben streitet man!

Auch er ging zehnmal in seinen Gedanken den Weg zurück . . . Wo war ein falscher Schritt gemacht? Wo eine Gefahr übersehen, die lauerte?

Er fand nichts, was besser anders gewesen wäre. Sah keine Fehler, keine Irrungen. — Um so unerhörter erschien es ihm, daß er, grade er der Verlierende sein sollte.

Wenn er Sylvia verlor, wo war dann noch Freude und Lebenszweck?

So stark und so beherrschend war in ihm die Liebe zu ihr.

Ja, er war verheiratet gewesen. Ja, er hatte sich in seiner Ehe oft genug für sehr glücklich, für glücklicher wenigstens als viele gehalten. Diese Thatsache stand in seiner Vergangenheit. Sie ließ sich nicht daraus streichen.

Aber oft mußte er sich besinnen: war ich das? Und heimlich in ihm war eine Stimme, die ihm heiße und bethörende Worte zuzuflüstern schien . . . von erster Liebe . . . von der wahren großen Leidenschaft seines Lebens.

Er zitterte davor, das Andenken an eine liebe Verstorbene zu kränken! Und dennoch, dennoch . . .

„Aber ich muß sie freigeben!“ Dieser harte Entschluß war das Ende aller quälenden Grübeleien.

Die Anordnung der äußerlichen Fragen ergab sich fast von selbst.

Robert von Hollern kam aus Herzenshöflichkeit. Er dachte ohne Zweifel zu einem noch tief trauernden Mann zu kommen. Die letzten Urlaubszeiten, damals, ehe er nach Ostasien ging, vor eindreiviertel Jahren,

die hatte Hollern mit Willy Mammling und Makarie an Bord der Lubina verlebt. Makarie war beim Abschied sentimental und ahnungsvoll gewesen. Und hiernach war es für Robert eine Pflicht der Pietät, den ersten Besuch in Europa Willy Mammling zu machen, obschon dieser ihm eigentlich weiter nicht nahe stand.

Willy begriff dies vollkommen. Aber er hatte aus Hollerns Brief noch etwas herausgelesen. Nämlich, daß auch Sylvia, die Hollern bei Willys Mutter wußte, ihn herzog. Die betreffende Äußerung war sehr vorsichtig gewesen. Ungewöhnlich vorsichtig, denn Männer unter sich sprechen leicht von Heiratsprojekten, wenn sie noch so fern und unsicher sind. Es schien, daß Hollern eine Art von Neugierde habe . . . ob Sylvia verändert sei . . . ob sein Gefühl für sie verändert sei . . .

Willy Mammling kannte das: wenn Marineoffiziere von einer Auslandsreise kommen, sind sie förmlich wie besessen von dem Wunsch nach Familienglück, nach einem eigenen Herd. Sie haben die Heimatlosigkeit so kraß gespürt. Durch zahllose Stunden voll harter Entbehrungen und Einsamkeit sind sie gegangen — je höher die Charge, je stärker die Einsamkeit.

Es warm und traulich zu haben, ist ihr Sehnen. An einem Herzen, im eigenen Haus zu rasten, dünkt ihnen Ausgleich und Entschädigung für alles.

Wieviel übereilte Verlobungen und Eheschließungen hatte diese Stimmung nicht schon in Marinekreisen geschaffen.

Willy Mammling würde einfach gedacht haben: ‚Aha, Hollern läßt schon alle ihm bekannten jungen Damen innerlich Revue passieren, und Sylvia Aschroth ist eine in der Reihe.‘

Mehr sagte Hollerns Äußerung nicht, auf mehr hätte sie nicht schließen lassen, wenn nicht . . .

Das war es eben: Willy wußte, daß seine Braut diesen Mann geliebt hatte, vielleicht noch liebe.

Deshalb ward dies hingeworfene Wort wie ein Pfeil, der nach seinem eigensten Lebensglück zielte . . .

Willy schrieb Hollern nach Bremerhaven entgegen.

Es ging ja nicht an, Hollern in eine solche Verlegenheit zu bringen . . .

Für ihn, der die Entwickelung nicht kannte, konnte es eine Verlegenheit werden. Er kam, vielleicht um mit zu weinen und fand keinen Trostlosen mehr, sondern einen, der in neuen Hoffnungen und in — neuen Leiden stand!

Und deshalb schrieb Willy ihm, daß er ihn in Hamburg auf dem Pariser Bahnhof erwarten werde. Er sagte ihm auch, mit wenigen und ernsten Worten, daß er hoffe, binnen kurzem seinem Leben an der Seite einer zweiten Frau wieder Inhalt zu geben. Dann drückte er noch den Wunsch aus, daß es Robert sich einige Tage in Hamburg gefallen lassen möge.

Unbefangener konnte man nicht schreiben.

Daß er nicht den Namen derjenigen nannte, die seine zweite Frau werden solle, mochte Hollern deuten, wie er wolle. Vielleicht so, daß es sich um eine noch unausgesprochene Sache handle.

Jedenfalls konnte Hollern nun nicht den Ton beim Wiedersehn verpassen.

Willy war abends in Hamburg angekommen. Die Zeit zwischen der Ankunft seines Zuges und dem, mit welchem Hollern von Bremen kam, war zu kurz, um ganz nach Harvestehude hinaus zu fahren, wo Mutter und Braut wohnten. Das hatte Willy sich mit Absicht zurechtgelegt. Er wollte Sylvia nicht begegnen außer in Hollerns Gegenwart.

Eine Aussprache unter vier Augen vorher hätte zu gar keinen Sicherheiten geführt. Rührung, Großmut, Dankbarkeit, Verliebtheit würden lauter verworrene und täuschende Stimmungen erzeugt haben.

Zwei Menschen, die einander um keinen Preis weh thun wollen, dürfen nicht zusammen scharfe Waffen betrachten. Aus Furcht einander zu verletzen kann man feige werden und die Waffen fortwerfen, anstatt sie zu probieren. Von allen Feigheiten die einzige verzeihliche.

Und doch auch sie, wie jede Feigheit, gefährlich und ungesund.

Schon auf Südersood hatte Willy an seine Braut geschrieben und den Brief mitgebracht, um ihn in Hamburg durch Eilboten bestellen zu lassen.

Diesen Brief hatte er sich acht Tage lang überlegt. Er lautete:

„Liebe Sylvia, ich treffe heute abend

in Hamburg ein und empfange Hollern. Wir steigen in den Vier Jahreszeiten ab. Ich werde Hollern nicht mitteilen, daß Du meine Braut bist. Dies scheint gegen ihn versteckt gehandelt.

Aber in langen Erwägungen ist es mir klar geworden, daß es nur so scheint.

Ich bin bereit, ihm, sollte er sie einmal fordern, darüber jede Rechenschaft zu geben, die ein Ehrenmann vom andern nur verlangen kann.

Es ist für uns alle drei am besten so.

Wir sind in einer unaussprechlich heiklen Lage.

Freiheit allein kann uns aus ihr in

Komm morgen früh etwa um zehn Uhr an unserm Hotel vorgefahren. Wir wollen dann nach Neumühlen hinaus, wo Peter mit der Yacht wartet. Mutter segelt ja nie. So ist sie bei dieser Sache von selbst ausgeschlossen. Sie kann also nicht auf den Verdacht kommen, wir wollten ihre Gesellschaft meiden.

Und nicht wahr, das fühlst Du mit mir: das Schwanken und Wanken meines Glücks soll Mutter nicht sehen! Geht es in die Brüche — dann muß sie es ertragen. Aber das Mitzittern vorher, das wollen wir ihr ersparen.

Sage ihr, übermorgen brächte ich Hollern zu Tisch mit.

Aus unserer Künstlermappe:



Soldaten huldigen Radetzki in Mailand. Relief vom Radetzki-Denkmal von Caspar von Zumbusch.

einen Zustand emporretten, in dem es vielleicht viel Gram aber ganz gewiß auch die Wahrheit geben wird. Und für Robert sehe ich nur eine Möglichkeit ihm die Freiheit zu schaffen: sein Nichtwissen.

Denn wüßte er, so würde seine Ehre ihm gebieten, Dir zu verhehlen, was ihn vielleicht übermächtig ergreift, wenn er Dich wiedersieht.

Du aber sollst über Dich entscheiden — so als habe ich nie schöne, heilige Hoffnungen gehegt.

Ich gebe Dir heute Dein Wort wieder! Das meine aber, das nehme ich nicht zurück, außer Du gibst es mir.

Fühlst Du nun, wie frei Du bist?! — —

Bis übermorgen ist lang — — Aber Mutter hat dann ein Programm. Und das mag sie ja so gern.

Ich sage nichts weiter. Nichts von meiner Liebe. Ich kann jetzt nicht. Es sähe auch wie Bitten aus, das soll es nicht.

Ganz rücksichtslos, als vollkommene Egoistin sollst Du handeln — denn nur so kannst Du in *dieser* Lage wahr handeln!

Dein Willy."

Jetzt, während er hier auf dem Bahnsteig hin- und herging, bekam sie wohl den Brief.

Er würde sie tief erregen. Das mußte getragen sein. Es ging ja nicht anders.

Nun pfiff der Zug. Ganz fern noch,

und der Wind trieb den Lokomotivenschrei nach rückwärts. So klang er schwächlich und zerrissen.

Da sah man in dem großen, dunklen Halbrund der Gewölbeöffnung zwischen all den roten und grünen und weißen Lichtfleckchen, die das Nachtbild punktierten, sich etwas bewegen: zwei orangefarbene Leuchtkugeln, die nah über dem Erdboden heranzurollen schienen und immer größer und blanker wurden.

Nun klopfte Willy doch das Herz.

Ihm fiel es auf.

Er bildete sich ein, zum erstenmal in seinem Leben Herzklopfen zu haben.

‚Dem Tode trotzt man,‘ dachte er, ‚und wenn man sein bißchen Glück verlieren soll, zittert man.‘

Nur daß ‚sein bißchen Glück‘ ihm wichtiger war als Tod und Leben, und daß er sich dessen in bitterm Schmerz bewußt blieb.

Gleich an einem der ersten Wagenfenster des einfahrenden Zuges stand Robert von Hollern. Die Männer erkannten einander und winkten sich grüßend zu. Dann wartete Willy neben der Thür des D-Wagens und mußte erst alle möglichen Menschen und Gepäckstücke an sich vorbeilassen, ehe der Korvettenkapitän herauskletterte.

Sie schüttelten sich die Hände, und Willy fragte gleich nach dem Gepäckzettel.

Aber Hollern hatte nur zwei große Handkoffer. Er wollte ja nur zwei, drei Tage bleiben, seine andern Sachen habe er gleich zu seiner Mutter gesandt.

Willy dachte plötzlich: er wäre nun gar nicht gekommen, da er ja nicht geradezu kondolieren kann; er kommt nur wegen Sylvia; ich bin nur noch Vorwand.

In dem Lärm der Ankunft und der Droschkenfahrt durch die Stadt kam es zu keinem rechten Gespräch. Willy fragte nach der Überfahrt, und Hollern sagte, sie sei im Roten Meer zum Verrücktwerden heiß gewesen. Das Mittelmeer dann wie Öl so glatt — alles in allem, langweilig, auch wenig nette Menschen an Bord.

Nachher saßen sie in dem kleinen eleganten Speiseraum des Hotels einander gegenüber. Eine elektrische Lampe mit einem roten Schirmchen stand auf dem weißen Damasttuch, das Silber blinkte, und alles war so sehr geräuschlos im Raum, daß die eigene Stimme einen beinah genieren konnte.

Hollern war in einer lebhaften Spannung. Er fühlte, daß Mammling die Unterhaltung leiten müsse. Es stand bei ihm, wie viel er von seinem überwundenen Gram, wie viel er von seinen neuen Hoffnungen sagen wollte. Jede Frage, auch die zarteste, konnte zudringlich scheinen.

Hollern, der selbst schwerfällig und furchtsam in Dingen der wahren Liebe war und sich durch allerlei oberflächliche Abenteuer nach Seemannsart ohne viel Bedenken hindurchgeschlagen hatte, besaß gar keine Vorstellung davon, wie es so in Willy Mammling aussehen möge. Er hielt Willys und Makariens Ehe für vollkommen glücklich, und als er die Todesnachricht erhielt, war sein erster Gedanke: ‚Der tröstet sich nie!‘ Zwar hatte ihm ein Kamerad, der in zweiter Ehe lebte, anvertraut, daß es ein alter, aber wirklich allgemein gültiger Satz sei: grade wer sehr glücklich war, sucht wieder nach Glück.

Jedenfalls fühlte er sich als völliger Theoretiker in Ehefragen und erlaubte sich weder ein Urteil über Tröstlichkeit noch Untröstlichkeit eines Witwers.

Er hatte nur die eine bestimmte Empfindung, daß er taktvoll auf Mitteilungen zu warten habe und keine erbitten dürfe. Eigentlich meinte er, er werde einen etwas verlegenen Menschen in Willy finden — grade ihm gegenüber verlegen, der Makariens Verwandter gewesen.

Aber das erste Gespräch Willys war in der That Makarie.

Hollern war ganz angethan von der freien Würde, die der Mann dabei zeigte.

Er erzählte noch einmal das Unglück, welches Makarie ihres jungen Lebens beraubt hatte. Und ganz ersichtlich war er dabei ergriffen.

‚Wie merkwürdig,‘ dachte Hollern, ‚was es alles zusammen in einem Menschenherzen geben kann. Das liegt so dicht bei einander und gehört zusammen und sollte sich doch im Grunde ausschließen: altes Leid und neues Hoffen.‘

Willy Mammling war nicht verlegen, nicht die Spur. Er empfand also seinen Zustand als den natürlichen und rechten, sagte sich Hollern.

„Nach und nach wendet man sich wieder dem Leben zu. Man tritt in eine neue Epoche desselben ein. Dies an sich zu be-

obachten, ist wunderbar. In der neuen Epoche ist alles anders, aber auch alles echt. Doch das Gedenken an sie, die mir mein erstes Glück gab, bleibt lebendig. Ich erfahre etwas unaussprechlich Schönes: ich brauche einem lieben Andenken nicht untreu werden und raube dabei derjenigen, die mir vielleicht wieder Glück gibt, nichts," schloß Willy.

Es klang sehr einfach; aber Hollern konnte sich dennoch nicht hineindenken.

„Die mir vielleicht wieder Glück gibt." Aus dieser Äußerung schloß er, daß entweder Willy noch nicht zur Aussprache gekommen oder daß da irgend ein Hindernis sei.

Aber wie viel Wagemut er doch hatte, dieser Willy Mammling: er wollte zum zweitenmal heiraten.

Und er, Robert, hatte nicht den Mut gehabt, obschon er damals eine liebte .....

Das war ja auch was anderes. Bei seinem Beruf! Jahr und Tag fort und eine junge Frau sich selbst überlassen, zu einer Zeit, wo sie vielleicht noch eine feste Erzieherhand brauchte ....

Ja, wenn er seinerzeit hätte ein bißchen mehr Vertrauen zu Sylvia Aschroth fassen können!

Eigentlich hatte er sich heute mit Willy darüber aussprechen wollen. Sich auch zu erkundigen gedacht, welcher Art die Entwickelung sei, die Sylvia genommen? Willy hatte sie doch fast immer im Auge gehabt.

Aber nun war es, als verschlösse ihm was den Mund.

Dieser Willy Mammling hatte so eine Art! Indem er sich selbst Grenzen bestimmte, schien er sie gleich auch andern vorzuschreiben.

Von Makariens Tod hatte er ernst und offen zu Makariens Verwandten gesprochen, gleichsam als habe er damit eine gerechte Forderung desselben vorweg erfüllen wollen. Dann hatte er noch einige wenige Worte von seinem Zustand nach dem Verlust gesagt und dann geschwiegen.

Sein neues Glück, so dachte er vielleicht, gehe Makariens Vetter nichts an, oder könne diesen allzu wehmütig berühren.

Vor einem Manne, der die Diskretion selber ist, mag niemand indiskret erscheinen.

Hollern war sich bewußt, kein Schwätzer zu sein. Aber wenn man nach so langer Zeit wieder in die alten Lebensverhältnisse hineinguckt . . . wenn so alle möglichen lieben Menschen, an denen man Teil genommen, so wieder vor einem auftauchen . . . . da lockern sich auch die festesten Fugen der Verschlossenheit.

‚Vielleicht fängt er von selber von ihr an,' dachte Hollern.

Und das that Willy. Aber erst am Schluß, als er sich ausführlich über seine Schiffswerft und deren Chancen ausgesprochen hatte. Sie standen schon auf dem Korridor, vor Hollerns Zimmerthür.

„Wenn es dir recht ist, Robert," sagte Willy langsam, „machen wir morgen eine kleine Segelpartie. Peter ist mit der Libelle vor Neumühlen."

Hollern machte große Augen. Eins war Willy bei seinem Plan doch entgangen: daß man einem Manne, der eben über den Ocean daherkommt, als erste Unterhaltung nicht gut eine Segelpartie anbieten kann . . .

Er hatte dabei ganz instinktiv gehandelt: ihm war am wohlsten, freiesten, sichersten in der Natur.

Die bloße Vorstellung, daß er Hollern und Sylvia zusammen sehen, sie beobachten solle in einem Zimmer, gar bei der Zeugenschaft seiner Mutter . . . Die hatte ihm die Stirn gefeuchtet.

Grade wollte Hollern schon sagen, daß er es vorzöge, sich doch erst mal wieder ein bißchen auf festem Land zu amüsieren. Da setzte Willy hinzu:

„Sylvia Aschroth wird von der Partie sein."

Beiden Männern rötete sich die Stirn. Aber jeder fühlte sich in diesem Augenblick zu unfrei, um den andern anzusehen.

„Ist sie hier?" fragte Hollern.

„Ja, bei meiner Mutter."

„Charmant, daß man das liebenswürdige Mädchen mal wieder sieht," sagte Hollern.

‚Kann man etwas Banaleres sagen!' dachte Willy, ‚meint er das so — nur das?'

Und Hollern dachte:

‚Ahnt er was? Hat Karle seinerzeit doch geschwatzt? Will er uns so was geben wie 'ne Gelegenheit?'

Nun, ob Willy das ahnungslos oder mit Vorsatz so eingefädelt hatte, besser konnte es sich gar nicht treffen.

Da hatte er gleich die Gelegenheit, sich und sie zu beobachten . . . .

„Also auf morgen!" — —

Heiß aber windbewegt war die Luft des Julimorgens. Unter dem blauen Himmel jagten ein paar weiße Wolken einher und ließen, durch die Raschheit ihres Fluges, da oben noch ganz anderes Wehen vermuten, wie das, was hier unten die Fläche der Binnenalster in muntere Unruhe brachte. Die Schwäne wurden gegen ihren Willen heftig geschaukelt, und wenn der Wind so ein Tier von hinten faßte, sträubte er ihm die Flügelfedern auseinander.

Drüben die Häuserzeile an der anderen Seite des Alsterbassins sah ganz festlich und fröhlich aus, der Sonnenschein machte ihre Fensterscheiben blank. Hinter ihr bohrte sich der dunkle, schlanke, spitze Kirchturm von St. Petri hoch hinein in die blaue Luft. Und ein wenig weiter von rechts sah der altersgrüne Katharinenkirchturm mit seinen niedergelegten Halskragen von durchbrochenem Gold herüber.

Auf dem Wasser war viel Leben: rote und grüne Personenverkehrsdampfer liefen hin und wieder, Lastboote, mit Kohlen oder Baumaterial gefüllt, kamen unter der Lombardsbrücke her aus der Außenalster, um über die Binnenalster hin in die Fleete zu gehen. Dazwischen ruderte und segelte alles mögliche von Lustbooten umher.

Hollern und Willy standen auf den Steinstufen, die zur Thür ihres Hotels emporführten. Sie warteten auf Sylvia. Grade kam ein Sprengwagen vorbei und schlug allen Staub nieder. Willy sah gedankenvoll zu, wie am Rande des feuchten Wurfes sich das Wasser zu Tropfenperlen zerteilte, die im Staube rollten. Da war eben der Staub mächtiger als das nasse Element.

„Das Fräulein läßt uns warten," bemerkte Hollern, den die Spannung ungeduldig machte.

„O nein," sagte Willy fast gekränkt, denn er schätzte grade an Sylvia die zuverlässige Pünktlichkeit, „es ist noch fünf Minuten vor zehn."

Er knöpfte extra sein Jacket auf, um die Uhr herauszunehmen und sie dem andern zu zeigen.

Aber da kam auch grade schon ein Wagen. An dem Stückchen Wölbung eines grünen Sonnenschirmdaches, welches hinter dem Kutscher sichtbar war, erkannte Willy, daß es Sylvia sein werde.

„Da kommt sie," sagte er.

Beide Männer starrten dem Wagen entgegen, beide wie gebunden von einem ganz äußerlichen, nebensächlichen Gedanken.

‚Unbefangen thun — nur um Gotteswillen unbefangen thun.'

Und grade in diesem Gedanken benahmen sich beide so gezwungen und unnatürlich wie möglich.

Als Sylvia im Wagen herankam, sah sie diese beiden Männer und sah sie doch auch nicht. Ihr Herz klopfte so schwer, es hämmerte ihr das Blut in den Schläfen. Alles in ihr und um sie schien ein seltsamer Zustand von Verworrenheit. Das benahm sie ganz, verursachte ihr ein körperliches Schwindelgefühl.

Sie war noch nie in ihrem Leben ohnmächtig gewesen und wußte nicht, daß dies, was sie anwandelte, ein Ohnmachtsgefühl sei.

Sie zwang sich zu einem Lächeln, es wurde blaß und schwächlich. Ihre Stirn ward feucht. Doch gewann sie so viel Kraft, den Kopf grüßend zu neigen, als der Wagen hielt.

Hollern kam als erster heran, küßte ihr sogleich die Hand, sah ihr ins Gesicht und sagte bewegt:

„Welch große Freude!"

Ton und Wort war mehr als er gewollt, gleich von vorneherein gewollt hatte.

Aber im Augenblick, als er Sylvia sah, quoll aus seines Herzens-Tiefe diese große Freude auf und überraschte ihn durch ihre Stärke.

Wie war das Mädchen schön! Entweder war sie viel schöner geworden, oder ihr Bild war ihm allzusehr verblaßt, oder es kam ihm so vor, weil sie das erste Weib war, das er wiedersah.

Sylvia schwieg, mit blassem Gesicht und halbgeschlossenen Augen . . .

Sie hatte es sich zugeschworen, was ihr erstes Wort sein sollte, an diesen Mann gerichtet.

Vornehm handeln, anständig handeln . . . an diesen Vorsatz klammerte sie sich in der Wirrnis ihrer Empfindungen.

Und da gab es nur eines! Willys Plan durchkreuzen, seinem Wunsch entgegenhandeln und dem andern als erstes Wort ins Gesicht werfen:

„Ich bin Willys Braut."

Jede Wahl, jeden Kampf abschneiden.



Alte Stadt. Nach dem Gemälde von Aug. Kühles.

Wort halten, wenn denn auch nur um des Wortes willen. Aber nun wollte kein Laut von ihren Lippen. Alle ihre Sinne, das ganze bißchen Willens-Energie, was ihr die Ohnmachtsanwandlung übrig ließ, war darauf gerichtet, nur ungefähr Haltung zu bewahren. Willy sah ihre erschreckende Blässe, und das ängstigte ihn so, daß er einen Augenblick die eigene Erregung vergaß.

„Dir ist nicht wohl?" fragte er hastig und eindringlich.

„Ich weiß nicht . . . . es geht schon vorüber," flüsterte sie.

„Willst du lieber aussteigen?"

„O nein . . . es geht wirklich schon vorüber." Hollern sah die zärtliche Besorgnis und hörte das Du.

Er stutzte. Daß sie sich früher schon beim Vornamen genannt, erinnerte er sich bestimmt. Über das „Du" war er im Unklaren. Bei der Intimität zwischen Makarie und Sylvia war es nicht undenkbar, daß da einmal in aller Harmlosigkeit zwischen Makariens Gatten und ihrer Freundin Brüderschaft getrunken worden war . . . . burschikos wie Makarie sich manchmal gab . . . . sie konnte das veranlaßt haben . . . . aber diese zärtliche Besorgnis . . . .

Willy blieb dabei, daß nicht gefahren werden solle, ehe Sylvia ein Glas starken Weines getrunken hatte. Er holte es selbst heraus.

Und dann kehrte auch wirklich die Farbe in Sylvias Gesicht zurück, und man fuhr davon.

Und wie sie so zu dritt miteinander im Wagen saßen, aufeinander angewiesen, zwang die Situation ihnen Selbstbeherrschung auf.

Sylvia wagte es, Robert von Hollern anzusehen, lange und fest.

Und ein großes, tiefes Erstaunen kam über sie.

Sah er nicht ganz anders aus als früher? Hatten seine Züge sich nicht vergröbert? Hatte der Bart ihm schon immer so unvorteilhaft gestanden und seinem Gesicht so etwas Typisches gegeben? Ja, dieser greuliche Zwang für die Marine-Offiziere, alle dieselbe Barttracht zu haben, mochte die nun einem Gesicht kleidsam sein oder nicht.

Und wie breit und untersetzt ihr seine Gestalt vorkam.

Wie man doch Äußerlichkeiten vergißt! Was für ein Maler doch die Erinnerung ist! Kein guter Porträtist, gewiß nicht.

Es kam Sylvia vor, als ob dieser Mann, der im wohlvertrauten Anzug des Yachtclubs ihr gegenüber saß, grade so wie sie ihn damals immer gesehen, als ob der unmöglich derselbe sein könne, mit dem sich ihre Seele so leidenschaftlich beschäftigt hatte.

Wie man doch von Äußerlichkeiten abhängt. Wie kann ein Mann, der einem innerlich verhängnisvoll viel bedeutet hat, plötzlich als Fremder erscheinen, nur weil seine Person nicht mehr mit dem Bilde übereinstimmt, das die Seele bewahrte . . .

Das war nur das erste Erstaunen — gewiß — es würde vorübergehen —

Aber es machte so frei, so frei!

Sylvia lächelte Willy an und sagte ungefragt noch einmal, daß es ihr nun sehr gut gehe.

„Und Mutter läßt dich grüßen," schloß sie.

„Was sagte sie denn . . . es war ihr doch recht?"

„Mutter meinte, Willy sei ja wohl nicht bei Trost, daß er Sie gleich wieder aufs Wasser schleppe," sprach sie und sah Robert von Hollern an, „so etwas bringe eben nur Willy fertig."

Hollern lachte.

Willy wurde etwas verwirrt. Freilich ja — daran hatte er nicht gedacht.

Aber Hollern sagte, es käme ja hauptsächlich aufs Zusammensein an, und man wäre schließlich bei dem schönen Wetter besser im Freien zusammen, als in der Stadt.

Und damit war die Unbefangenheit ganz hergestellt. Sie hätten nicht sagen können warum. Ein logischer Grund war nicht nachweisbar.

Sie hatten einen weiten Weg zu fahren, durch geräuschvolle Stadtteile und dann die belebte Chaussee entlang. Da konnte doch nur ein gelegentliches Wort gewechselt, und auch dieses mußte geschrieen werden.

In Neumühlen, am Ufer, stand schon Peter auf der Landungsbrücke und strahlte. Quer über seiner Brust, auf seinem blauen Wams stand ‚Libelle', wie da früher ‚Lubina' gestanden hatte. Dasselbe Wort zog sich rot um seinen blauen Mützenrand, das war aber auch die einzige Veränderung an ihm.

Sein hübsches, bartloses, braungebranntes Gesicht mit den dunklen Augen war noch immer das Gesicht eines Menschen, dem man's ansieht, wie gut es ihm geht.

Am Stege lag die Libelle, ein schlankes kleines Ding, federleicht und mit Planken so dünn, daß wasserfremde Seelen zittern konnten, wenn sie sich ihnen anvertrauen sollten. Die Rennyacht war schlohweiß angemalt, das Pitschpineholz ihres Deckes gleißte blank und sauber hellbräunlich. Inmitten des Decks befand sich eine bassinartige kleine Vertiefung, die Sitzplätze für vier Personen hergab. Es befand sich in der Libelle nur eine einzige Kajüte mit einer kleinen Kombüse daneben. Eine Fallthür mußte gehoben werden, wenn man da hinab wollte.

Der Korvettenkapitän gab Peter die Hand.

„Na, mein Sohn? Immer noch bei Herrn Mammling? Freut mich."

„Mir auch, Herr Korvettenkapitän," sagte Peter, „wo sollt' ich auch wohl anders sein."

Sylvia und Hollern gingen gleich zu den Sitzplätzen, während Willy beim Aufziehen der Segel half.

Sie setzten nur die halbe Takelage, aber sie nahmen die seidenen Segel.

Der dichte, leichte gelblichweiße Stoff blähte sich sogleich kraftvoll, und kaum daß die Fahrt begann, ward sie ein rasches Hinschneiden durch die Wasseroberfläche.

Dann setzte Willy Mammling sich zu seinen Bordgästen und nahm das Ruder, welches seinen Arm hierherstreckte.

Und dann kam ein schweigendes Sinnen über die Drei.

Willy mit seinen Adleraugen beobachtete Luft und Wasser und gab ab und an ein kurzes Kommandowort für Peter. Aber daneben horchte und wachte er mit allen Sinnen auf die beiden neben ihm.

Ihm war sehr weh ums Herz. Als sein Schreck über Sylvias seltsame Anwandlung von Körperschwäche, dergleichen er noch nie an ihr beobachtet, vorüber war, fing er an über die Bedeutung dieser Blässe, dieser Ohnmacht nachzugrübeln.

Es konnte nur eine geben. Für ihn die allerschmerzlichste: das Wiedersehen mit Robert beraubte sie fast der Besinnung.

Die große Leidenschaft sprach, und neben ihrer gewaltigen Stimme hörte Sylvia nun wohl nicht mehr die feste, bescheidene, ehrliche seiner Liebe.

„‚Ich habe sie verloren,' dachte er. Aber während er bitterlich in diesem Gedanken litt, nahm er sich vor, ihr seine Leiden zu verhehlen. Es hätte sie beeinflussen können . . .

Nein, ein Herz, das sich nur aus Mitleid gab, das wollte er nicht annehmen.

Selbst nicht, wenn der, dem es eigentlich gehörte, wenn Robert es sich gar nicht zu gewinnen trachtete.

Und so saß er unbeweglich und schien für gar nichts Gedanken zu haben, als für seine Segel und den Wind, der sie schwellte.

Hoch am Himmel war noch immer eine sehr starke Wolkenbewegung. Da balgten sich Eisbären an Bergeshängen, und gleich darauf waren Berg und Eisbären auseinandergerissen, zerrissen in eine Schar Wolken. Die fanden und ballten sich wieder mit andern und türmten sich zu phantastischem Gehäuf, bis ein Sturmstoß kam und es zerblies. Bald flogen weiße Fetzen zur Sonne und deckten sie zu, aber die Sonne mit ihrer großen Strahlenhand schob sie aus ihrem goldenen Weg. Und das alles gab ein fortwährendes Hin und Wieder von grellem Licht und huschendem Schatten.

Das Kielwasser glurrte ohne Pause, und es war gut zu sitzen und zu horchen und den Wind im Gesicht zu fühlen.

Die Wasserstraße war von grandioser Breite, aber sie war auch sehr belebt. Doch Sylvia sah die größten Dampferleiber scheinbar drohend, hochragend auf die winzige Libelle zukommen ohne mit der Wimper zu zucken, sie sah die Libelle geradewegs in den Kurs einer großen Brigg hineinfahren, ohne Herzklopfen. Wenn Willy am Steuer saß . . .

Hollern dachte daran, daß man vor fast zwei Jahren auch so zusammengesessen.

Nur eine fehlte — — —

Ein flüchtiger Seufzer galt diesem Gedanken. Er, der Mann, war zu sehr in der Gegenwart, um der Verstorbenen mehr gönnen zu können als diesen kleinen Seufzer nebenher.

Er sah es, immer mehr, immer deutlicher: Sylvia war verändert.

Das Flackernde ihres Wesens, das ihn dereinst so beunruhigt, war wie verwischt.

Die schnelle Wechsel von Stimmungen vorbei. Wenigstens konnte Hollern sich diese Sylvia nicht mehr ‚launenhaft' denken.

Er hatte es damals launenhaft genannt. Es war so die bequeme, gewohnte Etikette; ihm blieb zwar recht gut bewußt, daß es

gärende Unreife sein mochte. Aber das war's ja eben: er hatte geglaubt, sich damit nicht befassen zu dürfen.

Was hatte das Mädchen erlebt? Wie an sich gearbeitet? Durch wessen Einfluß sich so verändert?

Wenn sie das aus eigener Kraft und Erkenntnis gekonnt hatte?

Vielleicht um seinetwillen?!

Ihm klopfte das Herz.

Wie anziehend sie war. Wirklich — ein Thor, der sich jetzt noch besann.

Aber er wagte dennoch nicht, mit deutlichem Blick und Ton den starken Eindruck zu verraten, den sie auf ihn machte.

Er spürte irgend etwas . . . zwischen Willy und Sylvia lag etwas in der Luft.

Und plötzlich kam ihm der Gedanke: ist sie es, die Willy sich zu erringen hofft?

Was war das, das zwischen diesen beiden, ungreifbar und doch so spürbar, hin und her ging? War das Werben und Ablehnen? Oder gar — — Werben und Annehmen?

Rot stieg es ihm ins Gesicht.

Das Weib erschien ihm plötzlich noch hundertmal erstrebenswerter.

‚Ich bin ein Narr damals gewesen, ein zaudernder Narr,' dachte er.

Damals hätte es ihn nur ein Wort gekostet, er wußte es genau.

Aber er hatte nicht den Mut gehabt, das Wort zu sprechen.

Ihr Wesen schien ihm zu ungefestigt. Er fürchtete sich, ihr sein Leben anzuvertrauen.

Er wußte in diesem Augenblick nicht mehr genau, was alles ihm ‚geschienen' hatte und was alles er ‚gefürchtet'.

Nur das eine, daß seiner Liebe der rechte Mut, der tiefe selige Glaube gefehlt.

Vielleicht aber war nichts verloren. Wer sagte ihm, daß da wirklich zwischen Willy und Sylvia etwas vorgehe . . .

Es konnte eine eifersüchtige Einbildung sein. Oder es gab irgend eine seelische Unfreiheit, eine Verstimmung, wie das ja vorkommen kann, zwischen Menschen, die in der gleichen Familie zusammenleben . . .

War es nicht sein Mannesrecht, den Kampf um ihren Besitz aufzunehmen, selbst wenn Willy danach trachtete?

Ihr Erblassen vorhin, als sie am Hotel anfuhr, war das nicht die Erregung des Wiedersehens gewesen?

Und wenn das war, dann liebte sie ihn noch.

In schneller Gedankenfolge machte er sich das alles klar.

Ein freudiger Vorsatz schwellte ihm das Herz.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er zu auffällig lange geschwiegen haben mochte. Er wollte auch zeigen, wie wichtig ihm alles war, was sie anging.

„Wie geht es denn Ihrem Herrn Bruder?" fragte er. „Damals als Sie sich von uns trennten, reisten Sie doch zu ihm?"

„Ja," sagte Sylvia und sah den Mann ganz fest an. „Ich blieb dann drei Monate bei ihm. Es geht ihm nicht gut. Er hat Vermögensverluste gehabt. Falsche Freunde haben ihn ausgebeutet. Aber das ist nicht wichtig. Er besitzt großes Können, er kann lernen, es zu verwerten. Viel schlimmer ist es, daß er eine böse Herzenserfahrung machte. Ich war dabei und habe zugesehen. Er gab einem Wesen seine besten, zartesten, vielleicht überzarten Empfindungen und wurde enttäuscht."

„Das muß für Sie ein sehr schmerzliches Schauspiel gewesen sein," sagte er etwas unsicher. Er wußte nicht, was er aus ihrem Ton machen sollte.

„Ein sehr lehrreiches," sprach sie.

Es war zu gefährlich, dies Thema weiter zu verfolgen, das fühlte er wohl.

Schien es nicht beinahe, als wolle sie ihm, von ihres Bruders Erfahrung sprechend, vorwerfen, was sie durch ihn selbst erfuhr?

Eine tiefe Beschämung und herbe Reue erfaßte ihn.

Wie hatte er das damals nur gekonnt . . . starr bleiben, abwehren . . . Wie war sie ihm unbewußt entgegengekommen . . . Mit weitgeöffneten Händen hatte sie ihm das Glück dargeboten.

Und er besaß nicht den Mut, danach zu greifen.

Unfaßlich!

„Wohin willst du eigentlich mit uns?" fragte Sylvia.

„Ich will in den südlichen Elbarm, da weiß ich ein Stückchen von Moorburg ein ländliches Wirtshaus. Wir müssen doch essen . . . so ein Bauerngarten ist es . . ."

„Wenn wir unter einem Apfelbaum sitzen können und Kirschpfannkuchen kriegen, bin ich einverstanden."

‚Wie scheint sie vergnügt — wie frei ist ihr Ton,‘ dachte Willy.

Und ihr weißes, leichtes Schifflein kreuzte hin und her.

Bald schien es dem südlichen Ufer zuzustreben und wandte sich dann in jäher Keckheit und schoß auf das nördliche zu.

So vagabondierte es scheinbar planlos auf dem breiten Strome umher.

Sylvia saß und sah fast unverwandt auf den Mann, der ihre ganze Jugend beherrscht hatte.

Und ihre Seele staunte .....

‚Ich will nicht lieben um der Liebe willen. Ich will nicht heiraten um der Ehe willen. Ich will nicht eine Bestimmung erfüllen, ich will m e i n e Bestimmung erfüllen.‘

Wie oft hatte sie das gedacht in dem letzten Jahr ...

Nun konnte sie sich fragen: war es wirklich dieser Mann, durch den sich ihre eigenste Bestimmung erfüllen sollte?

Oder hatte ihr heißes, unruhiges, sehnendes Mädchenherz in ihm die Liebe geliebt — durch ihn die Ehe ersehnt um der Ehe willen? War es ihr gegangen, wie es tausend anderen Mädchenherzen auch geschah?

All der hingebende Enthusiasmus, mit dem sie den Kultus seiner Persönlichkeit gepflegt hatte ... ach, es war schmerzlich schön, thöricht süß gewesen ...

Ein Mädchentraum ... gewoben aus Sehnsucht und Selbsttäuschung?

Oder doch eine Wahrheit? Eine Wahrheit für jene Lebensepoche ...

Und wie Sylvia so in den sonnendurchglühten, windbewegten Mittag hinein sah, war es ihr, als habe sie ein Gesicht...

Die weite Gegend lag unter dem Hitzdunst. Er verwischte die Farben und Linien der Ferne und zog vor ihr Bild, es bis zur Unklarheit verhüllend, einen dünnen, bläulichen Schleier.

Und in diese Ferne hinein wandelte eine Gestalt — mit schwebenden Schritten — sanft — immer weiter, immer weiter — —

Und es war wie ein leiser, feiner, wehmütiger Schmerz, sie so entwandeln zu sehen — —

Sie nahm so vieles mit hinweg — Leiden, die zugleich Reichtum gewesen — Wahn, der doch erhoben hatte, wie große Wahrheit — —

Eine Thräne füllte Sylvias Auge ...

Aber über diese leise, feine Wehmut hin erhob sich ein anderes Gefühl, stark und stolz und sicher ...

„So nachdenklich?“ fragte Hollern.

Sie erschrak nicht, wie sonst Menschen leicht thun, die man aus tiefstem Sinnen aufruft.

Ruhevoll sah sie ihn an, gütig und lächelnd. Aber sie schwieg.

Willy kommandierte in diesem Augenblicke mit Peter herum; der sprang hin und her. Segel schlackerten und wurden von greifenden Armen umrafft, die ‚Libelle‘ wiegte sich scheinbar gefährlich, und dann bekam sie einen tüchtigen Stoß. Peter sprang auf die Landungsbrücke, aber zugleich warf sein Herr ihm mit sicherem Schwunge das Seil zu.

Man stieg am Ufersaum einer grünen Böschung aus. Ein bescheidener Steg, schmal, auf Rundhölzern ruhend, gab der ‚Libelle‘ Gelegenheit, vertäut zu werden.

Ein Bauerndorf begann unfern am Ufer stromauf. Die Strohdächer und die dicken, dunkelgrünen Obstbaumkronen guckten über die Böschung weg. Aber vor dem Dorf lag ein stattliches Gebäude am Weg. Ein grüngestrichenes Staket, daran jede Latte eine weißbemalte Spitze hatte, zog sich um den Garten, der das Haus umgab.

„Siehst du — da sind so viel Äpfel- und Birnbäume mit Tischen darunter, wie du nur wünschen kannst,“ sagte Willy.

Peter bekam noch allerlei Befehle. Er sollte die Kajütthür verschließen und vorher die Mäntel und Sitzkissen hinunterbringen, damit etwaige Bauerngöhren, die sich vielleicht an Bord wagten, nichts verderben könnten. Und dann sollte Peter auch ins Wirtshaus kommen und auch Mittagessen haben.

Dann gingen sie im Gänsemarsch den schmalen Uferstieg entlang. Ab und an führten ein paar in die Böschung eingelassene Holzstufen hinauf zu dem breiten Fahrweg.

Sylvia ging voran. Ihr weißes Kleid leuchtete über dem grünen Untergrunde, und ihr grüner Sonnenschirm beleidigte förmlich mit seiner falschen Farbe die saftreichen Töne des Grases.

Hinter ihr ging Robert von Hollern, dann kam Willy.

Der warme Wind strich über das Gras und strich es nieder, förmlich stählern blinkten bei diesem Spiel in der Sonne die Rückseiten der grünen Halme. Voraus auf dem schmalen Steig, der fast zwischen dem Grase verschwand, ging ein Storch, bei jedem Schritt mit seinem roten Bein ein Winkelmaß bildend.

Zur Linken, die Halme am Ufersaum hin und her spülend, als seien sie nasses, grünes Haar, plätscherte das Wasser.

Und in der ungeheuern Höhe und Weite des gleißend blauen Himmels noch immer die weiße, silberne Wolkenjagd, so schnell, so wechselnd, so gigantisch, daß es dem Blick des kleinen Menschenauges war, als weite sich seine Kraft, als könne er ungemessene Räume umspannen.

Wie war das alles schön ... das weite, lustige, rastlose Wasser — der warme Wind, der über das Gras ging ...

Eine unaussprechliche Freude überwältigte Sylvia.

„Sommertag — Sommertag!" rief sie und schwenkte ihren Sonnenschirm, als könne sie den Sommertag grüßen in dem fliegenden Gewölk, im wogenden Wasser, im spielenden Gras ...

Im Garten um das Wirtshaus gab es richtig sehr viel Plätze. Der Wirt, der grade in der Thür gelehnt hatte — ein breiter Mann mit wiegendem Gang und Goldknöpfen in den Ohrläppchen — zog mit Willy und Hollern immer hinter Sylvia her. Sie war wählerisch. Beinah sah es aus, wie vor Übermut.

Da flimmerte und blinkerte einem das Wasser zu sehr in die Augen.

Dort hing ein Raupennest in den Zweigen, die sich über den Tisch reckten.

Auf jenem Platz lief man Gefahr, daß einem die kleinen, unreifen grünen Äpfel in die rote Grütze fallen konnten.

Aber da war ja eine Hainbuchenlaube. Sie ging in ein Stück Gartenland hinein, das mit Bohnen bepflanzt war. An den gekreuzten Staken kletterten sie zierlich empor. Gegen den Weg schloß eine Rabatte mit Bauernblumen und Johannisbeerbüschen das Bohnenfeld ab, und die Front der Laube, mit dem schmalen Eingang, war in der Linie dieser Rabatte.

Der Himmel sah hinein, denn die Spitzen der jungen Bäume waren nicht zusammengebogen.

Aber sonst standen sie wie eine kühle, dichte Mauer schwarzgrün um den Tisch und die Stühle.

Sylvia legte zur Besitzergreifung ihren Sonnenschirm auf die Tischplatte.

Während dieser Suche nach dem Platz hatte der Wirt schon auf die beiden Herren eingeredet und allerlei angeboten: rote Grütze, Küken und Gurkensalat, Kirschpfannkuchen zum Nachtisch.

Ja, es war ihnen alles recht so.

Nun hieß es warten.

Und ganz plötzlich, nachdem alle diese kleinen heiteren Augenblickssorgen erledigt waren, die man aufgebauscht wichtig verhandelt hatte, nur um immer wieder die Unbefangenheit festzuhalten, die immer wieder fliehen wollte; ganz plötzlich legte sich eine schwere Stille über die drei Menschen.

Jeder der beiden Männer empfand die Gegenwart des andern mit qualvoller Ungeduld.

Hollern fühlte sich durch Willys Zeugenschaft beengt.

Es drängte ihn, einen Blick, ein Wort zu wagen.

Vielleicht glückte es ihm, jenen Klang wiederzufinden, der einst in ihr ein so holdes Echo gab — —

Vielleicht wartete sie darauf, und ihr Herz zitterte ihm schon entgegen wie damals ... Nur, daß sie jetzt gelernt hatte, sich zu verstecken und zu beherrschen — —

Wenn Willy diesen ganzen Ausflug denn angestiftet hatte, um ihm und ihr die Gelegenheit zwanglosen Wiedersehens zu geben, warum ließ er sie nicht allein ... nicht ein paar kleine Minuten lang ...

Und Willy stand und dachte:

‚Ich sollte sie wohl einmal allein lassen ...' und rührte sich nicht aus dem Laubeneingang fort, in dem er lehnte, scheinbar interessiert in den Garten hinaus sehend, wo eben im Sonnenschein eine graue Katze über den Weg schlich.

Sylvia hatte sich einige Augenblicke damit beschäftigt, von den Hainbuchen Blätter zu pflücken und ihnen dann das Grün zwischen den Rispen herauszustreifen, so daß sie ein Blattskelett nach dem andern auf den Boden warf.

Dies Schweigen war unerträglich.

Es war eine fieberische Spannung darin — fast eine Drohung ...

Es konnte nicht dauern, es durfte nicht dauern — beide Männer fühlten es.

Da seufzte Sylvia auf, tief — tief — Sie wußte, was geschehen mußte!

„Willy," sagte sie, trat an ihn heran und legte die Hand auf seine Schulter.

Er fuhr sofort aus seiner nachlässigen Stellung auf und sah sie an. Aber ihr Blick suchte gar nicht den seinen — fest und groß schaute sie den andern Mann an. Vielleicht streng — vielleicht richtend — Willy verstand den Blick nicht — —

„Findest du," begann sie, „daß wir uns mit Herrn von Hollern zu Tisch setzen können, ehe wir ihm gesagt haben ..."

Er griff nach ihrer Hand, angstvoll, beschwörend ...

Was wollte sie thun?

Aus lauter Stolz und Wortehrlichkeit in eine Lebenslüge hinein?

„Ich bitte dich — schweige," rief er und wußte doch, daß diese Bitte allein schon wie ein Geständnis für den andern sein mußte, der aufhorchend stand.

Und immer noch sah Sylvia diesen andern an ...

Sie hatte begriffen, was sie ihm schuldig war. Eine letzte Schonung. Hindern mußte sie ihn, sich vorzuwagen ... kein Wort durfte erst über seine Lippen kommen, daß sie zurückzuweisen hatte ... mit keinem werbenden Blick sollte er ihr verraten was in ihm vorging ... Er sollte nicht einmal ahnen, daß sie spüre, wie die alten Funken in seinem Herzen sich zu neuer Glut entfachen wollten ...

Willys reine Absicht hatte sie alle drei in diese seltsame Lage gebracht. Es gab nur einen Ausweg aus ihr: die Wahrheit.

Selbst auf die Gefahr hin, daß er es für Rache nahm, die sich für einst erfahrenes Leid sättigen wolle ... Lieber so von ihm mißdeutet werden, als ihn einer Niederlage aussetzen ...

Nein, als Willys Braut wollte sie keinen Augenblick länger von den Gedanken dieses Mannes begehrt werden. Und dieser Mann sollte sich nicht tiefer in die Demütigung verstricken ...

Und sie sagte es ihm nun gerade ins Gesicht, ohne zu ermessen, welch ein stolzer Jubel ihre Stimme durchbebte:

„Wir sind verlobt — Willy und ich! Ich werde sein Weib. Ich bin sehr glücklich ..."

Sie sah es wohl: dem Manne wurde das Gesicht fahl. Er stand und sah sie an und mit einemmal war ihm, als habe er das ja gewußt und gespürt von jenem ersten Augenblicke an, wo er die zärtliche Besorgnis Willys sah — als habe er es sich nur nicht eingestehen wollen, weil es so seltsam demütigend war, einst der Mutlose gewesen zu sein — weil es so seltsam schmeichlerisch war, zu denken, sie warte vielleicht immer noch auf die Gnade seiner Liebe — —

Dies Weib und dieses Glück hätte er haben können ... es schien ihm entgegenzublühen — nur ihm ...

Da hatte es ihm am rechten Siegermut gefehlt.

Wie genau das Leben abrechnet. Wie seltsam es vergilt. Es ist, als ob es lauter Kreise bilde — Ringe — es fügt Anfang und Ende so genau zusammen ...

‚Einst wolltest du mich nicht — nun will ich dich nicht.'

Das schien ihn aus ihren Augen anzublitzen, während ihre Hand die ihres künftigen Gatten fest, fest umschlossen hielt.

„Liebe Sylvia?" sprach Willy bittend.

Sie hörte es gar nicht. Sie wartete auf das, was der andere sagen werde ...

Aber der war ein Mann und ein Soldat. Er mußte die Kraft haben, auch eine Niederlage zu ertragen.

Und den Stolz, nicht zu zeigen, was sie ihn koste.

Er fragte auch gar nicht, weder sich noch die beiden, weshalb sie geschwiegen bis zu diesem Augenblick.

Er fühlte es: heiße Ehrlichkeit war aufgeflammt. Eine große und starke Wahrheit hatte ans Licht gewollt.

Das ging über ihn hin und seine Hoffnungen ...

‚Eigene Schuld, eigene Schuld,' sagte eine Stimme in ihm.

Ein wenig nervös fuhr er zusammen. Das war beinahe gewesen, wie ein vernehmbarer Ton von außen.

Eisern bezwang er sich nun, und mit einem mühsamen Lächeln auf blassem Gesicht sprach er:

„Aber das ist eine Neuigkeit ... es kam

mir doch gleich so vor ... meinen Glückwunsch, Willy ... Ihnen beiden ... ja ..."

Sie schüttelten sich die Hände und versicherten sich so viel, so eifrig, mit beflissenem Lächeln — —

Nur, daß es ein wenig verzerrt war ...

Und dann wieder eine Pause, als ob es zu mühsam sei, nur zu denken — als ob es unmöglich sei, einander zu ertragen in diesem Augenblick.

Dann sagte Hollern mit großer Wichtigkeit und Fröhlichkeit:

„Aber das muß gefeiert werden ... das muß begossen werden ... ob der Wirt wohl einen anständigen Sekt ..."

Und seine Rede, die so wichtig begann, verlor sich in einer gemurmelten Bemerkung, daß er mal nachsehen wolle ... gleich wiederkäme ...

Und dann fiel Sylvia dem Manne um den Hals und zitterte und weinte vor Glück und drängte sich fest, fest an ihn.

Willy stand unerschüttert. Wohl umschloß er sie liebevoll, aber er sagte:

„Was hast du gethan! Dein Glück zerbrochen."

„Die Wahrheit gesagt," rief sie jubelnd, „die Wahrheit. Dich lieb' ich. Ich weiß es nun. Ach, die Klarheit — die Klarheit."

Und sie küßte ihn.

Er mußte es wohl begreifen ...

Er konnte vor Glückseligkeit kaum denken.

Und dennoch — die erste deutliche Empfindung war wie eine Beschämung ... in die Seele des andern hinein ... eine feine, zarte Sorge ...

„Mußte es sein? Ihm so ins Gesicht?" fragte er leise.

„Ja," sagte sie leidenschaftlich, „es mußte sein. Einst, als er mich so leiden ließ, da hab' ich's mir geschworen, ich will vor ihm prunken und prahlen mit einem andern Manne. Das waren kleine und böse Gedanken. Willy — Trotz war es! Und nun kam dennoch die Erfüllung — aber sie kam anders — o, schön — groß — frei! Und mein Stolz auf dich und meine Liebe gebot es mir. Ja, ich habe ihn geliebt — das war nicht ich — nicht diese, die du liebst, die dich liebt. O du — auf was für weiten, weiten Wegen sind wir zu einander gekommen. Und nun ist alles sicher und hell. Nun weiß ich, was ich will. Nein, nicht was ich will — was ich muß — ich mußte zu dir, das war mein Ziel. Ist es nicht ein Wunder?"

Er nahm ihre liebe Hand zwischen seine beiden Hände. Schweigend und lange sah er ihr in die Augen.

Er fühlte es wohl — kein kleinlicher Sinn, der endlich seine Genugthuung kosten will, hatte sie handeln lassen, wie sie gethan. Nein, eine große, schöne Wahrheit ... die Wahrheit ihrer Liebe zu ihm.

Ja, es war wie ein Wunder.

Aber auch er hatte es an sich erfahren. Mit einem neuen Gefühl stand er an der Schwelle eines neuen Lebens ...

Und alles, was vorher gewesen war, schien nur Vorschule, die sie gelehrt hatte, ihren Reichtum recht zu begreifen und festzuhalten, für immer und immer.



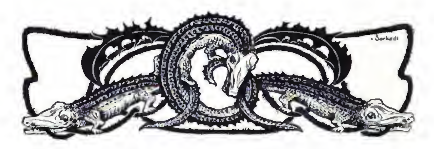
Sonnenschein.

Von Prinz Emil Schönaich-Carolath.

Nun schwellen die toten Rosen,
Nun hab ich im Lenzgelüst,
Dem stürmenden atemlosen,
Mein schauerndes Lieb geküsst.

Es liegt ein Traum auf der Heide,
Am Rain webt Sommerduft.
Es rauscht aus dem goldnen Getreide
Die Lerche hoch in die Luft.

O nimm auf deinen Schwingen,
Glückzitternde Wanderin,
Mein Herz voll Jubel und Singen
Mit dir zum Himmel hin.



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Der Krokodile Glanz und Ende.

Von

Professor Dr. Max Haushofer-München.

Nicht von jenen schuppigen Ungeheuern, welche die Fluten des Nil bevölkern, soll in diesen Zeilen die Rede sein, sondern von einem Dichterbunde, der unter dem Namen „Krokodile“ ein Vierteljahrhundert lang zu München bestand und sich einen dauernden Platz in der Geschichte der deutschen Litteratur errungen hat. Wenn ich selber auch erst damals die Ehre und Freude genoß, in diesem Bunde zu verkehren, als er sich schon wieder in absteigender Entwickelung befand, glückte es mir doch schon während seiner Glanzzeit, seine hervorragendsten Mitglieder kennen zu lernen. Es erscheint mir als eine Pflicht der Dankbarkeit und eine Aufgabe teils frohen, teils wehmütigen Erinnerns, das Meinige beizutragen zur Kenntnis eines Kreises, der so viele glänzende Namen umschloß.

Als König Maximilian II. von Bayern den Dichter Emanuel Geibel — es war im Jahre 1852 — nach München berief, begann für diese gute Stadt eine Zeit litterarischen Lebens und geistiger Kämpfe, wie sie vorher niemals erlebt worden war. Schon daß überhaupt die ganze Geistesaristokratie Münchens den nordischen Dichter durch ein ihm gegebenes Festmahl begrüßte, war ein Zeichen der hohen Bedeutung, die man dieser Berufung beilegte. Denn es war klar geworden, daß fortan in München Dichtung und Wissenschaft von Seite des Trägers der Krone ebenso gepflegt werden sollten, wie unter seinem Vorgänger, Ludwig I., Malerei, Architektur und Bildhauerei gepflegt worden waren.

Aber nicht bloß Freunde, auch Gegner fand Geibel von Anbeginn seines Münchener Aufenthalts. Denn er war ja einer aus einem großen Kreis Berufener. Und in diesen Berufenen, Fremden sahen weite Kreise der Münchener Bevölkerung eine Gegnerschaft, gegen die ein zäher und leidenschaftlicher Kampf entbrennen müsse. Einige unter den vor und nach Geibel berufenen Fremden hatten ja mit einem gewissen Hochmut auf das ganze bayerische Geistesleben herabgeblickt, und einzelne Äußerungen dieses Hochmutes waren auch bekannt geworden. Dadurch waren nicht bloß die wirklich rückständigen Elemente herausgefordert; gekränkt waren auch jene besten einheimischen Talente, die gerne in den Berufenen neue Mitkämpfer für geistige Freiheit und Aufklärung begrüßt hätten.

Geibel hielt sich während seines ganzen sechzehnjährigen Münchener Aufenthalts fast nur an die Neuberufenen. Selbst seine nordischen Freunde bestätigen, daß es ihm nicht gegeben war, Süddeutscher zu werden. Fremd blieb ihm der Münchener Humor, fremd die Einzelnheiten bayerischen Volkstums, fremd sogar die großartige Schönheit der bayerischen Alpenlandschaft. Seine trefflichen Eigenschaften, die Lauterkeit seiner Gesinnung, die glühende Begeisterung, den unerschöpflichen Reichtum an geist- und phantasievollen Einfällen: all das wandte er stets nur einer kleinen Zahl von Auserlesenen zu. Allen älteren Münchenern ist er in seiner äußeren Erscheinung wohl noch in Erinnerung: ein mittelgroßer Mann mit hoher kahler Stirne, Locken im Genick und großem gelocktem Schnurr- und Knebelbart um den feingeschnittenen Mund, mit klassischem Profil und schwärmerisch glänzendem Auge. So sah man ihn durch die Straßen wandern, einen grauen Plaid über die Schulter gehängt, unbekümmert um die Menschen. Die Münchener zeigten ihn einander, wie man auf eine fremde Sehenswürdigkeit hinweist; von dem wunderbaren Zauber seiner Verse wußten nur wenige.

Zwei Jahre nach Geibel ward auch Paul Heyse nach München gerufen, von Geibel selbst mit neidloser Bewunderung als der Größere anerkannt. Heyse, jünger und weit elastischeren Geistes, gewann sich rasch eine größere Schar von Freunden, auch unter den Einheimischen. Seine prächtige Erscheinung, sein bestrickendes Wesen machten ihn selbst solchen Kreisen bekannt, die wenig oder nichts von Poesie zu lesen pflegen. Er sah es auch für eine Anstandspflicht an, sich in seiner neuen Lebensatmosphäre zurecht zu finden; er lebte sich in den bayerischen Volkscharak-



Vor der Fähre. Nach dem Gemälde von H. Zügel.

ler ein, so gut das einem Berliner überhaupt möglich ist; er empfand eine innige Liebe zu den Landschaftsbildern seiner neuen Heimat. Eine feine satirische Ader half ihm dazu, über Widerwärtigkeiten leichteren Gemüts hinwegzuschwimmen. Stand Geibel, als er nach München berufen ward, schan auf dem Höhepunkte seines Ruhmes, ja sah man in Heyse den noch im Werden begriffenen Genius, der immer neue Gebiete betrat, immer neue schöpferische Griffe machte.

Es war natürlich, daß Geibel und Heyse als die Mittelpunkte des litterarischen Lebens van München erschienen. Zu ihnen gesellten sich dann noch eine stattliche Anzahl anderer. Da muß zunächst Friedrich Bodenstedt genannt werden, gleichfalls vam König Max nach München berufen. Seine akademische Thätigkeit hat ihn weniger berühmt gemacht, als die Lieder des Mirza Schaffy, die seiner formgewandten Feder entflassen. Seine äußere Erscheinung hatte damals etwas Imponiereudes. Der ungewöhnlich breite Kapf mit der stark entwickelten Stirne ließ ihn als Denker erscheinen; sein kriegerischer Schnurr- und Knebelbart gab ihm das Ansehen eines wallensteinischen Generals; seine stattliche Figur und seine einnehmenden Manieren gaben ihm etwas von einem Grandseigneur. Sa schien er vartrefflich geeignet, ein feines Litteratentum bei Hofe zu vertreten; in der That war er einer van jenen, die dem Könige am allernächsten standen. Ich traf mit dem Sänger des Mirza Schaffy nur ein paarmal, stets flüchtig, zusammen. Das erste Mal als Student, auf einem Maskenball im Hoftheater. Meine verehrte Gönnerin, die Hafschauspielerin Kanstanze Dahn, hatte ihren jüngeren Sahn und mich, in ein paar schwarze Kutten vermummt, auf jenen Maskenball geschickt, hatte uns auch eine Liste van Bosheiten aufgeschrieben, die wir einer Reihe van hervarragenden Persönlichkeiten in die Ohren raunen sollten. Nachdem wtr uns dieser Aufgabe entledigt hatten, erlustierten wir uns auch auf eigne Faust, und ich machte mich auch an Badenstedt heran. Da ich aber behauptete, ich hätte ihn in der königlichen Residenz kennen gelernt, machte er hinter mir etwas Wichtigeres vermuten und war in seinen Antwarten äußerst reserviert, sa daß ich nur einen sehr sehr schwachen Abglanz van Mirza Schaffys berühmtem Humar zu spüren bekam. Auf Maskenscherze schienen mir die persischen Dichter nicht besanders eingeschaffen zu sein.

Zu den vom König Max Berufenen gehörte auch Moritz Carriere, der hier mit Ehren genannt werden muß. Er war Philasaph und in heimlichen Stunden auch gemütvaller und gedankentiefer Dichter. Beim öffentlichen Auftreten schadeten ihm sein etwas unmännliches Organ und ein allzu stereatypes Lächeln, mit welchem er vartrug. In seinen philosophischen Werken war der strahlende Optimismus, von dem er sich tragen ließ, nicht mehr nach dem Geschmack der heranwachsenden Generation. Aber er war ein ehrlicher und gründlicher Denker, ein begeisterter freisinniger Patriot. Und er gab sich, seit ihn König Max an die Universität berufen hatte, unverdrassen die redlichste Mühe, Wesen und Ziele des Münchnertums zu verstehen. Darin war er allen andern Berufenen voraus. Man fand selten einen Mann, der Gerechtigkeit und Milde im Urteil gegen andere so schön vereinte, während er mit heiligem Eifer gegen alles niedrige Banausentum, gegen jede Reklame, gegen alles, was käuflich und gemein ist, ankämpfte. Und mit welchem Heldenmute ertrug der Mann späterhin sein Unglück, sein schweres Augenleiden, das ihn eine Zeitlang fast völlig erblinden ließ, und den frühzeitigen Verlust seines einzigen haffnungsvollen Sahnes! Nach dem Ende der Krakadile bin ich mit ihm noch Jahre hindurch fast jeden Abend zusammengetroffen; und wohl allen, die ihn kannten, wird es ergangen sein, wie mir: Alle mußten ihn höher schätzen von Jahr zu Jahr.

Auch den Freiherrn, später Grafen van Schack hatte der König zum Aufenthalt in München bewagen. Ihn lernte ich persönlich niemals kennen, wie überhaupt die wenigsten Münchener ihn kennen lernten. Denn Schack blieb zeitlebens und ward immer mehr ein menschenscheuer Einsiedler, der sich zwischen litterarischen und künstlerischen Schätzen vergrub. Man sah seine feine aristokratische Erscheinung immer nur abseits, in den stillsten und vornehmsten Straßen. Wer aber von der Welt sich abwendet, dem thut sie das gleiche; und sa ist Graf Schack trotz seiner reichen Phantasie, trotz seiner glänzenden Formgewandtheit, tratz seines edlen Empfindens ein durchaus höfischer und akademischer Dichter geblieben, der im Valke nicht verstanden ward. Seine Werke bleiben eine durchaus vornehme Erscheinung in der Geschichte der deutschen Litteratur. Er selber, wenn er heute zurückkehrte, um zu geistern, würde wahl nur im Pelzrack und mit einem raten Bande geschmückt, durch die Säle seiner Galerie und über die einsame säulengeschmückte Schönheit des Königsplatzes hin schweben, abgestoßen van allem Lärm und Graßstadttreiben.

Diese Männer bildeten, zusammen mit einer Reihe anderer, van denen gleich noch die Rede sein sall, den Dichterbund der „Krakadile“.

Jene erste Periade der Krokodile habe ich persönlich nicht miterlebt. Denn als ich im Jahre 1857 nach langjähriger Abweienheit in meine liebe Vaterstadt München zurückkam, war ich nach ein grüner Gymnasiast. Aber ein starker Abglanz vom litterarischen Treiben jener Tage fiel doch schan frühzeitig anregend und wegweisend in mein Leben. Das kam sa.

Unter den Häusern, in welchen ich in München gastlich aufgenammen ward, war var allen das der berühmten Hafschauspielerin Konstanze Dahn, wa ich wie ein Kind der Familie verkehrte und die glücklichsten Anregungen erhielt. Felix Dahn, der älteste Sahn des Hauses, war damals erst auf dem Wege, der bedeutende Dichter zu werden, der er später wirklich geworden ist. Aber er war doch schan ein hachgeschätztes Mitglied des Krokodilteichs; und was er in jener erleuchteten Gesellschaft lernte, versäumte er nicht, als treuer Lehrer wieder mir mitzuteilen. Jahre hindurch las er mit rührender Geduld die Gedichte, die ich ihm brachte, und gab dann sein Urteil darüber ab. Ich traf ihn in der ersten Zeit im Hause seiner Mutter, später verkehrten wir noch viel häufiger in seinem Arbeitszimmer, wa wir mit-

einander den Geschichtschreiber der Goten, Jornandes, übersetzten, aus welchem Dahn den Stoff zu seinem „Kampf um Rom“ geschöpft hat. Und wenn wir genug übersetzt hatten, lasen wir uns gegenseitig Gedichte vor. Unablässig wies er mich hin auf die Notwendigkeit reinlichen Ausdrucks in der Sprache und klarer, plastischer Gestaltung des Gedankens; unerbittlich verwarf er jeden sprachlichen Mißklang, jedes Flickwort, jeden unreinen Reim. Dazwischen übten wir uns wieder im Pistolenschießen und Floretfechten. So ward er in mancher Hinsicht mein Meister und Lehrer, während seine weltkluge Mutter mir gesellschaftliche Umgangsformen beibrachte. Als ich dann die Universität bezog, ward ich sein erster Zuhörer; und mein ganzer Studiengang ward von ihm beeinflußt. Wir sind uns auch gute Freunde geblieben bis auf den heutigen Tag, wenn ihn auch sein Lehramt bald von München forttrug. Seiner süddeutschen Heimat hat er nicht vergessen; die Erinnerung an sie klang noch manchesmal, wie ein sehnsüchtiger Hauch, aus dem, was er schrieb.

Es sollte, seit ich bei Felix Dahn verkehrte, noch manches Jahr vergehen, bis ich an den Sitzungen des heiligen Teiches teilnahm. Einstweilen lernte ich seine Mitglieder unter ziemlich verschiedenen Umständen kennen.

Im Frühjahr 1860 war's, als ich einen kleinen Osterausflug nach Frauenchiemsee machte. Der einzige Gast, der außer mir auf dem stillen Eiland sich sonnte, war mehr wert, als tausend andere hätten sein können; denn es war Joseph Viktor Scheffel, der dort im Frühlingsglanze umhertag und einige unsterbliche Lieder dichtete, die heute noch in der „Frau Aventiure“ zu lesen sind. O, wie gefiel mir der Mann! Damals war er jung und schön, sanft und gutmütig, mit etwas melancholischem Ausdruck. Leider hielt er sich meist allein, in einsamer Träumerei. Einmal aber durfte ich ihn doch in meinem kleinen Segelboot nach dem Nachbarwalde hinüberfahren. Ein andermal half er mir und den hoffnungsvollen Inselrangen, einen Maibaum aufzurichten. Am Tag meiner Abreise lud er mich noch ein, mit ihm nach Reut im Winkel zu der Wirtin mit dem heidnischen Kopftuch zu pilgern; leider konnte ich nimmer. Überspanntes Pflichtgefühl trieb mich wieder in den Hörsaal zurück; es wäre viel fruchtbringender gewesen, mit Scheffel bergeinwärts zu wandern!

Scheffel war eines der ältesten und angesehensten Mitglieder der Krokodile, wenngleich er in späteren Jahren immer nur als Wandervogel durch München kam. Jene wenigen Frühlingstage in dem Idyll von Frauenchiemsee waren die einzige Gelegenheit, die ich hatte, den Dichter des „Ekkehard“ kennen zu lernen; niemals im Leben bin ich ihm wieder begegnet.

Zu den fruchtbarsten Geistern aus dem Kreise der Krokodile gehört auch Julius Waldemar Grosse. Er war nicht vom König berufen, sondern aus seiner Heimat Erfurt auf eignen Antrieb nach München gewandert, um der Malerei willen, der er sich widmen wollte. Sehr bald aber geriet er in die Schriftstellerei und ist ihr treu geblieben. Eine edle und tiefe Natur, hat er wohl von allen Krokodilen am meisten von den Leiden und Freuden des Schriftstellerberufes durchgekostet. Ich lernte ihn schon 1863 kennen, als er die Erstlinge meiner Muse im Morgenblatte der „Bayerischen Zeitung“, das er damals redigierte, aufnahm. Es gelang ihm trotz mancher Hindernisse, dieses Blatt neben der hochberühmten „Allgemeinen Zeitung“ zu einem liebenswürdigen und wertvollen Tummelplatz des Münchener Geisteslebens zu machen. Und so widerwärtig auch die Schicksale waren, mit denen er zu kämpfen hatte: niemals ließ er es zu, daß der in ihm flutende Strom von Poesie durch diese Schicksale getrübt oder zu knechtischen Diensten herabgewürdigt worden wäre.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier eine genaue Charakteristik aller jener Männer geben, die den ersten Bestand des Krokodilteichs bildeten. Gehörten doch zu ihnen außer den Genannten auch noch der gedankenreiche Julius Braun, der so geistvolle Betrachtungen über die Naturgeschichte der Sage und über die historische Landschaft zu schreiben wußte; der Dichterphilosoph Melchior Meyr, dem wir unverwüstliche Bauerngeschichten aus dem Ries verdanken; der phantasiereiche K. v. Heigel, der nur zu bald aus München verschwand; die anregenden Kunsthistoriker und Ästhetiker Zeising, Lemcke und v. Lützow, die Maler und Bildhauer Knoll und Pixis, u. A. Nicht vergessen darf ich den getreuen Lichtenstein, der die Chronik der Krokodile in Versen schrieb und mein langjähriger mittäglicher Tischgenosse in der bekannten Münchener Restauration an der Ecke des Hofgartens war.

Ausführlicher aber muß ich noch eines Mannes gedenken, der als großartige und ehrwürdige Erscheinung in der neueren deutschen Litteraturgeschichte dasteht und dessen Schicksal innig mit der Geschichte der Krokodile verwoben ist. Es ist Hermann v. Lingg, heute ein Greis von mehr als achtzig Jahren. Ihm die Bahn zum Ruhme geebnet zu haben, bleibt ein großes Verdienst von Emanuel Geibel. An den Ufern des rauschenden Bodensees war Lingg erwachsen, ein Bayer schwäbischen Stamms. Feindselige Lebensschicksale hatten einen schweren Druck auf ihn geübt, bis in seine Mannesjahre. Erst mit dem Aufblühen des Münchener Dichterbundes ging auch sein Stern auf. In diesem Kreise fand er zuerst jene reiche und neidlose Anerkennung, die ihm noch viel reicher gebührt. Unter den Erstlingsgedichten von Lingg steht folgendes:

> Im heil'gen Teich zu Singapur,
> Da liegt ein altes Krokodil
> Von äußerst grämlicher Natur
> Und kaut an einem Lotosstiel.
>
> Es ist ganz alt und völlig blind,
> Und wenn es einmal friert des Nachts
> So weint es wie ein kleines Kind;
> Doch wenn ein schöner Tag ist, lacht's.

Dieses merkwürdige Gedicht ist es, von dem der 1856 gegründete Dichterbund seinen Namen herleitet. Es war eine Augenblicksidee, die gerade dieses Gedicht eines ihrer Mitglieder einen so dauernden Einfluß auf das Dasein der Gesellschaft gewinnen ließ. Das mythische uralte Krokodil ward zum Symbol. Fortan schmückte auch den Tisch, um den die Gesellschaft saß, ein etliche Spannen langes, kunstvoll modelliertes

Krokodil, das mit erblindeten Augen, aber offenen Ohren und verständnisvollen Zügen den Reden der reimkundigen Freunde lauschte. Ein einer Pyramide nachgebildetes Gefäß stand als Archiv dabei. In den siebziger Jahren sah ich noch dieses Krokodil. Später soll es spurlos verschwunden sein; es ist wohl wieder untergetaucht in den dunklen Gewässern des Teiches von Singapur.

Die lebendigen Krokodile aber trafen sich allwöchentlich einmal, während der Abendstunden von sechs bis neun, in einem Kaffee- oder Weinhause der Altstadt München. Und das Erlesenste von dem, was während der Woche ersonnen und in Verse gebracht worden war, las dann jeder Einzelne vor. Dann folgte die Beurteilung des Gelesenen. Wer mochte, beteiligte sich daran; natürlich wog am schwersten, was Geibel oder Heyse sagten. Diese Kritik schaltete mit unerbittlichem Ernste; manchmal auch mit freundlichem Spotte. Alles, was schlecht, ja auch nur mittelmäßig war, konnte sicher sein, verurteilt zu werden; da gab's kein dilettantenmäßiges Beifallsklatschen für schwächliche Leistungen. Jene Formvollendung, die alles auszeichnet, was von Mitgliedern dieses Kreises in die Öffentlichkeit gesetzt ward, ist in erster Linie Geibels Werk.

Der Krokodilteich übte vom ersten Tage seines Bestehens eine magische Anziehungskraft auf die litterarischen Kreise nicht bloß Münchens, sondern ganz Deutschlands. Von einheimischen Münchenern wuchsen ihm zu: der Arzt und Musikschriftsteller Grandaur, der lebhafte, frühzeitig nach Wien und Berlin entwichene H. v. Hopfen, der jugendliche Oskar Horn, der feine Musiker Freiherr v. Hornstein, der Dramatiker Andreas May, Hauptmann Heinrich v. Reder und der echt bajuwarische, durch seine Dorfgeschichten und Romane bekannt gewordene Hermann v. Schmid. Von Auswärtigen dagegen, die das geistige Leben Münchens angezogen hatte, gewannen die Krokodile wertvolle Mitglieder in dem reimfrohen Meister mittelalterlicher Dichtung, Wilhelm v. Hertz, in Fr. Koppel, Wilhelm Jensen, Heinrich Leuthold und dem Musikschriftsteller Ludwig Nohl.

Wie interessant all diese Menschen waren! Jeder anders, jeder eigenartig, und doch alle, mit wenigen Ausnahmen, einig in dem Bestreben, Großes und Würdiges auf dem Gebiet ihres besondren Könnens zu leisten! Und fast jeder aus ihnen hat eine kürzere oder längere Furche in das Arbeitsfeld des deutschen Geisteslebens gezogen! Das zu verzeichnen ist Sache der Litteraturgeschichte. Mir aber, der ich in den Erinnerungen an die Krokodile blättre, wandeln die Einzelgestalten jener Männer vorüber, so wie sie auf dem Hochpunkte ihres Wollens und Könnens waren.

Die Blütezeit der Krokodile fällt in die Jahre 1857 bis 1864. Denn in diesem Zeitraume geschah es, daß König Max durch ein Preisausschreiben für Tragödien und Lustspiele seinem Dichterkreise große und dankbare Aufgaben stellte; in diesen Zeitraum fällt auch die Herausgabe des „Münchener Dichterbuchs“, in dem die sämtlichen dichterisch thätigen Mitglieder des Bundes an das Licht der Öffentlichkeit traten. Geibel hatte Sorge getragen, daß nur Mustergültiges in das Buch kam; und so erscheint dieses Buch heute als das glänzendste und sprechendste Zeugnis vom litterarischen Leben jener Periode.

Als der hochsinnige König Max im Jahre 1864 nach kurzer Krankheit die Augen für immer schloß, war mit ihm der Schutzgeist jener Blütezeit geschieden. Die von auswärts nach München berufenen Dichter und Gelehrten sahen sich ihres stärksten Haltepunktes beraubt; einzelne aus ihnen begannen abzusplittern. Den schwersten Stoß aber erhielten die Krokodile, als 1868 Geibel München verließ. Er hatte zu Lübeck im Sommer den König Wilhelm von Preußen mit einem Huldigungsgedichte begrüßt. Das ward ihm von maßgebenden bayerischen Kreisen, die noch von 1866 her verstimmt waren, sehr übel vermerkt; sein Jahrgehalt, den König Max ihm ausgesetzt hatte, ward gestrichen. Gekränkt verließ Geibel München für immer, um in seine Heimat zurückzukehren.

Mit dem Scheiden Geibels von München begann die letzte Periode des heiligen Teiches, dessen Bewohner stark zusammengeschmolzen waren. Geibel war nach Lübeck gezogen, Bodenstedt nach Meiningen, Dahn lehrte in Würzburg. Lützow hatte sich in Wien niedergelassen, wohin auch Hopfen gegangen war, Horn und Leuthold und Jensen fuhren in der Welt umher; auch Heigel und Lemcke waren verschwunden. Aber noch lagen als Veteranen in den stillen Gewässern Julius Braun und Julius Grosse, Carrière und Wilhelm Hertz, Grandaur, Freiherr von Hornstein, Heinrich Reder und andre. Und die Führung der verwaisten Schar übernahm — das war selbstverständlich — Paul Heyse.

Die Hoffnungen und der Glanz der Krokodile waren vorüber. Aber wie eine freundliche Spätsonne lag der Schimmer von einst auf dem Teiche. Man befliß sich einer inneren Einkehr; die schwelgerischen Gelage in üppigen Weinhäusern wichen wieder einfachen Sitten; noch einmal erwachte die litterarische Begeisterung; es wurden wieder Gedichte gelesen und kritisiert. Und bei den Stiftungsfesten waren die dichterischen Festgaben weit wichtiger, als das, was Küche und Keller boten. Wie schön war's damals noch, wenn Wilhelm Hertz in seinen prachtvollen Versen die Speisekarte verklärte und tiefsinnige Betrachtungen über Rheinlachse, Rindsfilet und junge Gemüse zum besten gab; oder wenn in launigen Strophen die schriftstellerischen Leistungen der Krokodile, mit ihren Charakterzügen, Schicksalen und selbst körperlichen Eigentümlichkeiten, zu lustigen Bildern verwoben, aufmarschierten!

In die litterarischen Geschicke der Krokodile griffen die künstlerischen Neigungen König Ludwigs II. in ganz andrer Weise ein, als das zur Zeit der Tafelrunde seines Vaters geschehen war. Ludwig II. versammelte keinen Kreis von Gelehrten und Dichtern mehr um sich; wohl aber erhielten einzelne aus den Krokodilen ganz bestimmte Aufträge, namentlich zu dramatischen Arbeiten. Für die Entwickelung des litterarischen Lebens sind diese Arbeiten leider zum größten Teile bedeutungslos geblieben. Nichts ist empfindlicher, als das Verhältnis eines Dichters zu seinem Stoffe; das verträgt nicht den leisesten Zwang. Jene, oft mit

großartiger Pracht ausgestatteten Dramen, die sich König Ludwig schreiben oder übersetzen ließ, gingen in später Nachtstunde über die Bretter, vor dem einzigen königlichen Zuschauer. Sie entbehrten des Beifalls und des Tadels einer menschlich fühlenden Menge; wie freudlose Gespensterkomödien versanken darum die meisten, wenn die Lichter erloschen waren, in Vergessenheit.

Litt der heilige Teich schon unter dieser Umgestaltung des königlichen Mäcenatentums, so brachte ihm weitre Einbuße das politische Leben der nächsten Jahre mit seinen hochgehenden Wogen. Der große und siegreiche Krieg, die Gründung des Reiches, die Gestaltung der Parteiverhältnisse, die kirchenpolitische Bewegung und endlich 1873 die Krisis des wirtschaftlichen Leben: Alles dieses nahm so viel Interesse in Anspruch, daß einerseits das Publikum nur mehr ein geringeres Interesse für schöngeistige Fragen aufbringen konnte, und daß anderseits die Dichter kleinlaut wurden in dem Gefühl, zu wenig in die volksbewegenden Strömungen eingreifen zu können. Von den Münchener Theatern verschwanden die Stücke der Münchener Dichter; sie wichen dem Wagnerschen Musikdrama und den französischen Ehebruchsdramen; höchstens daß noch, zur besondren Ehrung der Verfasser an ihrem siebzigsten Geburtstage, Graf Schack oder Lingg eins ihrer Dramen erlebten. Nur gegenüber Heyse war die Hoftheaterleitung stets so entgegenkommend, daß seine neuen Stücke rasch und gut dem Publikum vorgeführt wurden.

Unter solchen Umständen begann für die Krokodile das Jahrzehnt von 1869—79, das letzte ihres Bestehens. Im Winter 1869—70 war die Zahl der Erscheinenden schon so gering geworden, daß uns Paul Heyse allwöchentlich einmal während der Dämmerstunden zu den Sitzungen in seiner Wohnung versammeln konnte. Gerne wurden wieder junge Talente aufgenommen und angehört. Aber die Kritik war streng. Ich erinnere mich an einen Abend, den sich einer der jüngeren Gäste auserwählt hatte, um uns mit der Vorlesung einer dreiaktigen Tragödie „Prometheus" zu behelligen. Wenn wir nun kurze Gedichte ganz gut vertrugen, selbst wenn sie mittelmäßig waren, wurden doch bei dieser Tragödie die Gesichter so lang, als drei Akte sind. Den ersten Akt hörten wir geduldig an, in der Hoffnung, daß es bei ihm sein Bewenden haben dürfte. Als aber der Dichter schonungslos den zweiten Akt begann, schaute man sich unheilverkündend an. Und als der bejammernswerte leberkranke Prometheus seine fünffüßigen Jamben klagend in die Ewigkeit fortzuspinnen schien, erhob sich Heyse plötzlich, wie vom Stuhl emporgeschnellt, sah im Kreise umher und sprach: „O meine Freunde! Ich glaube, das können wir nicht mehr mit anhören! Es ist wirklich zu stark für einen Abend!"

Der Dichter schwieg verdutzt; man vertröstete ihn auf ein andermal, und die zwei Akte Prometheus sind uns erspart geblieben.

Eine überaus schätzenswerte neue Kraft gewann der Krokodilteich während seiner letzten Periode in Karl Stieler, dem früh Verblichenen. Seine humorvollen oberbayerischen Dialektgedichte, seine wegen ihrer Innigkeit und ihres Farbenreichtums rasch berühmt gewordenen Hochlandlieder gehören der Litteraturgeschichte an; über sie brauche ich nichts mehr zu sagen. Neben Felix Dahn war er aus diesem Dichterkreise derjenige, der mir am nächsten stand. Wir fanden uns nicht nur im heiligen Teich zusammen, auch bei mancher andren jugendlichen Lustbarkeit, namentlich bei frohen Berg- und Wanderfahrten. Waghalsige Gletschergänge waren nicht seine Sache; wo die menschlichen Behausungen ein Ende fanden, bot ihm das Hochgebirge keine Reize mehr. Aber soweit die Wälder mit ihren Forsthäusern und Holzknechthütten und die grünen Almen mit ihren Sennerinnen hinaufreichten, war er heimisch in ihr, wie wenig andre. In diesem Grenzgebiet fand er die herrlichsten Stoffe. So konnte er auch dem Krokodilteich neue und prächtige Impulse verleihen. Wenn er seine Gedichte los, den blonden Bart mit den Fingern streichend, fiel er wohl manchmal in einen etwas düsteren Ton; aber immer wieder fand er den Weg in einen goldhellen, herzensfreudigen Humor. Er besaß ein „schwarzes Buch", in das er jene Äußerungen des Volkscharakters einzutragen liebte, die wegen ihrer Derbheit oder Sinnlichkeit minder für das Lesepublikum seiner gedruckten und sein illustrierten Dichtungen geeignet schienen. Im Männerkreise schlug er wohl manchmal dieses Buch auf, dessen Inhalt unschätzbare Streiflichter auf die Lebensanschauung des Bergvolkes warf.

Von anderen Krokodilen jener letzten Periode nenne ich noch den beliebten Humoristen Franz Bonn, der damals fast in jeder Nummer der „Fliegenden Blätter" als „von Miris" seine Scherze brachte. Vertreten waren ferner die Lustspieldichtung durch August Fresenius, die Tragödie durch F. C. Schubert; die Kunstgeschichte durch den prächtigen, viel zu früh geschiedenen Gustav Floerke; die Medizin durch Osw. Schmidt.

Aber es war ein Epigonentum. An einem Winterabend des Jahres 1878/79 ward eines der greifbaren Besitztümer des heiligen Teiches, die Bibliothek, in die einst jedes Mitglied seine neu erschienenen Werke gestiftet hatte, verlost; betrübt nahmen wir die hübschen, mit einem goldenen Krokodil geschmückten Bändchen nach Hause.

Versiegen jedoch konnte der Teich noch nicht so rasch. Er spaltete sich, wie das ja auch in der Natur versiegenden Gewässern manchmal ergeht, in zwei Teiche: in den der Theekrokodile, die nachmittags beim Thee zusammenkamen, und in den der Sumpfkrokodile, die sich abends beim Bierkrug vergnügten. Aber nicht als ob ein Gegensatz zwischen beiden Teichen geherrscht hätte. Die meisten Krokodile verkehrten vielmehr in beiden Teichen. Das Ende des Bundes war indessen doch besiegelt, obgleich er noch in Professor Weltrich, Professor Ohlenschlager und Professor Robert Vischer neue tüchtige Kräfte gewann und in einem, 1881 von Heyse und Laistner herausgegebenen Dichterbuche der Welt einen schönen Abschiedsgruß zu senden vermochte. Das war sein letztes Lebenszeichen; 1882 versiegten die letzten Reste des Teiches. Seine noch überlebenden Mitglieder sind ergraute Männer geworden und haben nur noch Erinnerungen an den einst so glänzenden Kreis.



Bei den Senûsis in der Amonsoase.

Von

Professor Dr. G. Steindorff-Leipzig.

Mit fünfzehn Abbildungen nach Aufnahmen des Oberleutnant Freiherrn Curt von Gruenau.

Wer da meint, daß der Jslâm, die von Mohammed gegründete und mit Feuer und Schwert in drei Erdteilen verbreitete Religion, ein einheitliches Ganze bilde und durch keinerlei Parteiungen zerrissen sei, befindet sich in einem nicht geringen Irrtume. Schon bald nach dem Tode des großen arabischen Propheten brachen unter seinen Gläubigen nicht nur politische, sondern auch religiös-dogmatische Zwistigkeiten aus und haben bis zum heutigen Tage nicht geruht. Wir sind ja selbst Zeugen des großen, blutigen mohammedanischen Glaubenskrieges gewesen, der vor zwanzig Jahren durch Mohammed Ahmed, den Mahdi von Chartum, gegen die Ungläubigen, und zwar nicht nur gegen die Europäer, sondern ebenso gegen die dem Jslâm anhängenden Türken und Ägypter begonnen wurde und der erst nach langen, schweren Kämpfen durch die Niederlage der Derwische am 2. September 1898 ein auch für die Sieger nicht allzu rühmliches Ende fand. Weit tiefer und ausgedehnter ist nun eine andere religiöse Bewegung, die ebenso wie der „Mahdismus" aus der allgemeinen Sorge um die Existenz des Jslâm hervorgegangen ist und die noch heute teils offen teils geheim ihre Propaganda in der mohammedanischen Welt treibt: der Orden der Senûsi. Von Senegambien bis nach Arabien, von der Mittelmeerküste Afrikas bis zum Tsad-See sind seine Anhänger verbreitet und bilden eine religiös-politische Macht, die nicht nur für die im schwarzen Erdteil interessierten europäischen Staaten, sondern auch für die orthodoxe islâmische Welt noch immer gewisse Gefahren birgt. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts vernimmt man beständig von Angriffen, die durch die Senûsi namentlich gegen die französischen Besitzungen in Algier, Tunis und am Senegal unternommen wurden; einige der besten unserer Afrikareisenden (ich nenne von Deutschen nur Beurmann und von der Decken, sowie die unerschrockene Holländerin Alexandrine Tinne) sind dem Fanatismus der senusischen Lehren zum Opfer gefallen. Und wie groß die Macht und der Einfluß des Ordens bei den Mohammedanern ist, dafür ist das beste Beispiel, daß es sein Oberhaupt 1861 wagen durfte, den Nachfolger des Propheten, den türkischen Sultan Abdul Mejid in Acht und Bann zu thun und daß es trotzdem der gegenwärtige Beherrscher der Gläubigen, Abdul Hamid, zuließ, sich in seiner Politik von diesen „Ketzern" unterstützen zu lassen.

Der Gründer des Ordens der Senûsi hieß mit seinem vollen Namen: Sidi

Mohammed Ben-Ali Es-Senûsi. Er war im Jahre 1791—1792 in Algier in der Nähe des Städtchens Mostaghanem, etwas östlich von Oran, geboren und widmete sich der Rechtsgelahrtheit. Wohl infolge von Familienzwistigkeiten verließ er, etwa dreißig Jahre alt, seine Heimat und wandte sich nach Marokko. Hier wurde er in die mystischen Lehren des mohammedanischen Mönchsordens der Chadirija eingeführt, zu dessen fanatischsten Anhängern er bald zählte. Kurz vor der Eroberung Algiers durch die Franzosen kehrte er in sein Vaterland zurück und durchzog es, indem er teils als Rechtsgelehrter seinen Rat erteilte, teils als Wanderprediger die asketischen Lehren seines Ordens verbreitete. Sein Hauptwunsch aber war eine Reise nach Mekka, der heiligen Stadt, in der das Grab des Propheten Mohammed liegt, die seit Jahrhunderten das Wallfahrtsziel aller frommen Mohammedaner bildete, und in der auch das geistliche Oberhaupt der Chadirija seinen Sitz hatte. Unterwegs verweilte er in verschiedenen Städten; namentlich in Kairo nahm er einen längeren Aufenthalt. Hier trat er auch mit den officiellen Vertretern der islamischen Theologie, die an der altberühmten Azharmoschee ihre Schüler unterwiesen, in nähere Beziehungen. Als er diesen orthodoxen Meistern aber seine eigenen ketzerischen Anschauungen vortrug, stieß er auf den schärfsten Widerspruch und um schlimmeren Konflikten aus dem Wege zu gehen, kehrte er Kairo schnell den Rücken und zog weiter gen Mekka. Sidi Ahmed ben Idris, das Haupt der Chadirija-Brüderschaft, nahm den begeisterungsvollen Jünger mit Freuden auf, und bald wurde aus dem Schüler der erklärte Nachfolger. Aber wie die Gelehrten Kairos sich energisch gegen den algerischen Neuerer erklärt hatten, so traten jetzt auch die geistigen Leiter der Orthodoxie Mekkas gegen Ahmed ben Idris auf, und der Greis wurde gezwungen, seinen Wohnsitz zu verlassen und bei den Wahhabiten, den Anhängern einer eng verwandten religiösen Sekte, in Sobia in Jemen, eine Zuflucht zu suchen. Dorthin folgte ihm auch Senûsi, gerade noch zur rechten Zeit, um seinem Meister die Augen zudrücken zu können. Das geschah im Jahre 1835. Bald darauf kehrte Senûsi nach Mekka zurück und gründete hier auf dem Berge Abu Kobais eine eigene Schule und Moschee, in der sich die Mehrzahl der Anhänger Sidi Ahmeds und zahlreiche neue Schüler um ihn versammelten. Hier predigte er die Lehre Mohammeds, aus der aber bald eine „Lehre Senûsis“ wurde; seine Schüler verehrten ihn als ihren höchsten Meister, sie nannten sich nach ihm, und so entstand in kurzem ein neuer Orden, der des Senûsi. Mit einer fast unverständlichen Schnelligkeit wurden seine Lehren verbreitet, überall, von Arabien bis zum nordwestlichen Afrika, traten neue Jünger der Sekte bei. Daß hierdurch der Groll der politischen und und religiösen Spitzen Mekkas noch mehr angestachelt wurde, liegt auf der Hand. Wie einst sein Lehrer Sidi Ahmed, so sah sich auch Senûsi bald gezwungen, die Stätte seiner Wirksamkeit zu verlassen. Er übergab die Schule in Mekka einem seiner Anhänger und zog selbst 1843 wieder westwärts über Ägypten nach Tripolis. In der Nähe des alten Kyrene, unweit des heutigen Ben-Ghasi, gründete er auf dem „grünen Berge“ eine Klostermoschee und schlug hier mit seinen Getreuen sein Hauptquartier auf. Zwölf Jahre hat er daselbst gewirkt; dann glaubte er aber doch nicht mehr vor den feindlich gesinnten türkischen Behörden sicher zu sein und verlegte seine Residenz nach der kleinen, in der libyschen Wüste, nur wenige Tagereisen von der Amonsoase entfernt gelegenen Oase Gharabûb. Hier starb der Großmeister im Jahre 1859 und überließ die Leitung des Ordens seinen beiden jugendlichen Söhnen Mohammed el-Mahdi und Mohammed Scherif, die aufs genaueste den geistlichen und politischen Bahnen ihres großen Vaters folgten.

Zweifellos ist Senûsi eine seltene Persönlichkeit gewesen. Ein ernster und ruhiger Mann, mit einer hinreißenden Beredsamkeit begabt, vereinigte er in seinem Wesen alle diejenigen Eigenschaften, die den Orientalen Hochachtung und Verehrung einflößen. Mit kraftvoller Energie wußte er alle seine Pläne durchzusetzen und scheute dabei auch nicht vor der rohen Gewalt zurück. Indem er selbst aufs strengste die Vorschriften befolgte, welche er in seiner „Lehre“ predigte, verlangte er auch von seinen Schülern unbedingten Gehorsam gegen die Ordensregeln. Von Natur ein weltabgewandter Mystiker und Asket, hatte

er doch niemals den Blick für die Wege und Ziele der weltlichen Politik verloren. Bewundernswert ist das Geschick, mit dem er die Angehörigen verschiedener Orden, besonders derjenigen, welche auf denselben Ursprung wie der seine zurückgingen und ähnliche Aufgaben verfolgten, sich anzugliedern und zu seinen Gefolgsleuten zu machen wußte. Entstanden unter seinen Gläubigen Zwistigkeiten, so wurden sie von ihm schnell und klug geschlichtet, und mit seinen weißfarbigen Anhängern in Arabien und Nordafrika wußte er ebenso gut umzugehen wie mit den Negern in Wadaï und im Sudân. Vor ihm verschwanden die Unterschiede der Rasse und des Geschlechts, der Sprache und Heimat; seine Anhänger nannten sich stets nur mit dem einen Ehrentitel: Senusis.



Platz mit Teich (Ostdorf von Siwe).

Nicht weniger als die geistlichen lagen dem Meister die weltlichen Interessen seiner Ordensleute am Herzen, und von Anfang an ist er darauf bedacht gewesen, den Handel zu schützen und dadurch den Wohlstand seiner Getreuen zu heben. Charakteristisch ist es, wie er sich durch diese schlaue Politik auch neue Anhänger zu werben wußte. Einst wurde eine Sklavenkarawane, die von dem Sultan von Wadaï aus Innerafrika quer durch die Sahara nach Ägypten gesandt war, an der Westgrenze von Tripolis durch arabische Beduinen aufgehoben und geplündert. Kaum hatte Sidi Mohammed von diesem Überfall gehört, als er die geraubten Sklaven aufkaufen und nach seiner Residenz in Gaghabûb bringen ließ. Hier wurden sie in die Mysterien des Ordens eingeweiht, mit der Freiheit beschenkt und nach Wadaï zurückgesandt, wo sie jetzt als eifrigste Missionare des Ordens auftraten. Seitdem datiert eine enge Freundschaft zwischen dem Negersultan von Wadaï und dem Ordensmeister der Senûsis, durch die namentlich auch die Handelsbeziehungen zwischen jenem großen Reiche in Innerafrika und den Ländern am Gestade des Mittelmeeres, der Verkehr mit Ben Ghâzi, Siwe und Alexandrien einen neuen, lebhaften Aufschwung genommen haben. Von Zeit zu Zeit kommen große Karawanen in die geistliche Hauptstadt zu Gaghabûb, mit den Geschenken des Sultan von Wadaï. Natürlich spielen dabei Negersklaven die erste Rolle, sie werden zum Dienst in den verschiedenen Moscheen abkommandiert und vor allem auch dazu verwendet, die zahlreichen Ländereien, die der Orden allenthalben erworben hat, zu bestellen; durch ihre Hände ist schon manche Wüstenstrecke wieder urbar gemacht worden, durch ihre Arbeit sind an nicht wenigen Orten, die früher gelber Dünensand bedeckte, grüne Palmenhaine entstanden. So haben



Moschee der Senûsi im Ostdorf von Siwe.

sind nach der Ansicht Senûsis im Laufe der Jahrhunderte von den Theologen so viele parasitische Zuthaten aufgepfropft worden, sie hat so viel von ihrer ursprünglichen Reinheit und Wahrheit durch die „Irrlehren" der orthodoxen Pfaffen eingebüßt, daß ihr helles Licht verdunkelt worden ist. Zum alten, geläuterten Islâm zurückzukehren, Mohammeds Lehre in ihrer echten Gestalt wiederzuerkennen, das ist eines der Hauptziele, die Senûsi anstrebt. Daß er mit dieser Auflehnung gegen die offizielle Theologie, die hauptsächlich von den Professoren der KairinerAzharmoschee und von den frommen Gelehrten in Mekka vertreten wurde, gerade an diesen Orten auf unversöhnliche Gegner stieß, wird man jetzt wohl leicht verstehen.

hier die Anhänger des Senûsi-Ordens vielfach eine ähnliche Kulturaufgabe erfüllt wie die Brüder der christlichen Gemeinschaften im Abendlande zu den Zeiten des Mittelalters.

Welches ist nun aber eigentlich die Lehre, die Sidi Mohammed ben Ali es-Senûsi gepredigt und durch die er seinen gewaltigen Einfluß namentlich in der westlichen mohammedanischen Welt begründet hat? Er selbst hat seine Grundsätze in einer Reihe von Werken zusammengestellt, von denen eines am deutlichsten sein ganzes Lebenswerk zusammenfaßt. Es führt den Titel: „Die aufgehende Sonne." Die Erörterung dogmatischer Fragen, deren krause Spitzfindigkeiten wohl nur der islamische Theologe verstehen wird, nehmen darin den Hauptraum ein.

Es-Senûsi hat, ebensowenig wie Martin Luther, eine neue Lehre aufstellen oder gar eine neue Religion gründen wollen. Als höchste göttliche Offenbarung galt ihm das, was der Prophet von Mekka gepredigt und im Korân niedergelegt hatte. Aber dieser Lehre

Aber noch größere Gefahren als durch die mohammedanischen Theologen sind nach Senûsis Anschauung dem reinen Islâm durch die Andersgläubigen, besonders durch die Europäer, erstanden. Überall werden durch diese die Rechte der Moslim verkürzt, ihre Sittlichkeit zersetzt. An Stelle des Glaubenskrieges den Mohammed und seine Nachfolger gepredigt hatten, ist ein fauler Friede getreten, in dem der Mohammedaner ohne Haß mit dem „verfluchten" Christen verkehrt, und es ist sogar soweit gekommen, daß der Beherrscher der Gläubigen, der Sultan von Konstantinopel, unter der Vormundschaft der Europäer steht. Die Türken seien überhaupt keine echten Mohammedaner und müßten darum ebenso bekämpft werden wie die Andersgläubigen. Daher predigte Senûsi die Auswanderung der Moslim aus den unter europäischer Herrschaft stehenden mohammedanischen Gebieten und geistliche und räumliche Absperrung gegen den europäischen Einfluß.

Sein Ideal gipfelte in dem Epigramm: „Türken und Christen — alle eine Bande, ich haue sie auf einmal ab." Er verbot überhaupt mit einem Christen oder Juden zu reden, ihn zu grüßen oder Handel mit ihm zu treiben, geschweige denn in seinen Dienst zu treten. Und wenn der Ungläubige es gar wagt, die politische Unabhängigkeit eines Mohammedaners anzutasten, so wird er zu einem grimmigen Gegner, den man vernichten muß, wie und wo man es nur vermag. So hat Senûsi bei seinen Anhängern den glühendsten Glaubenshaß angefacht, der dann auch oft genug in hellen Flammen zum Ausbruch gekommen ist.



Schneider in Siwe.

Auch in allem Äußeren sollte man zur Einfachheit und Strenge des alten Islam zurückkehren. Jede Art von Luxus in der Kleidung war durch die Ordensregeln untersagt; weder Seide noch Stickereien noch irgendwelcher Schmuck sollte am Körper getragen werden. Gold und Silber sei nur zur Verzierung des Schwertes gestattet, denn dieses diene zum heiligen Kriege. Dagegen war Senûsi klug genug, in diesen strengen Vorschriften *eine* Ausnahme zu gewähren und — den Frauen das Tragen von seidenen Gewändern und goldenen Zieraten frei zu geben. Freilich auch von den Männern ist dieses Verbot nie streng beobachtet worden. — Abgesehen von dem Wein, der dem Mos-



Straßenbild. (Vor dem Hause des Schneiders.)



Kamele, mit Datteln beladen, auf dem Markte von Siwe, marschfertig.

kranz abgezählt und dabei hundertmal: „Ich habe Zuflucht beim Mitleid Gottes" gesprochen. Darauf wird das Glaubensbekenntnis: „Es gibt keinen Gott außer Gott" gleichfalls hundertmal hergesagt und endlich hundertmal folgendes kurze Gebet gesprochen: „O mein Gott, breite deine Gnade über unsern Herrn Mohammed, den ungelehrten Propheten, und über seine Familie und seine Genossen und gib ihnen den Frieden!"

Ferner sind den Ordensbrüdern Wallfahrten zu den heiligen Klöstern, sowie feste Abgaben an die Ordenskasse zur Pflicht gemacht; jeder Gläubige, dessen Vermögen mehr als 125 Franken beträgt, muß jährlich $2^1/_2$ vom Hundert als Steuern entrichten. Außerdem werden noch freiwillige Gaben entgegengenommen. Und wie reich diese Zehnten und Geschenke einkommen, davon sollen die Mengen von Pferden, Eseln, Rindern, Sklaven, die alle mit dem Namen Allahs rot gestempelt sind, in der Ordenshauptstadt das beste Zeugnis ablegen. Diese Mittel werden nun vor allem zur Unterhaltung der Klöster und Moscheen, dann aber auch zur Propaganda und zu Almosen verwendet. Jeder Moslim, der in eine Moschee der Senûsîs kommt, erhält dort drei Tage lang unentgeltlich Nachtquartier und Verpflegung und, wenn er bedürftig ist, sogar noch die Mittel, seine Reise fortzusetzen

Die innere Organisation des Ordens ist aufs beste geregelt. Die Brüder, deren Namen genau in die Listen des Mutterhauses eingetragen sind, schulden ihrem Vorgesetzten, dem Mokaddem, der an der Spitze der Gemeinde oder des Klosters steht, unbedingten Gehorsam. Der Großmeister verkehrt mit den Mokaddems oder den sonstigen einflußreichen Persönlichkeiten durch besondere Boten; durch sie erteilt er seine Befehle

lim schon durch den Propheten Mohammed untersagt worden ist, müssen sich die Ordensbrüder auch des Genusses von Tabak und Kaffee enthalten. Dagegen dürfen sie Thee genießen, aber nur mit Rohzucker (Kassonade) versüßt; denn der weiße kristallisierte Zucker gilt als unrein, weil er mit den Knochen von Tieren gereinigt ist, die durch Ungläubige getötet worden sind. Bei Festlichkeiten darf weder die Handtrommel gerührt noch sonst irgend ein musikalisches Instrument gespielt werden; ebenso streng ist Tanzen oder Singen untersagt. Doch sind auch diese Vorschriften nie streng befolgt worden.

Der Zug von Askese, der diese Regeln durchzieht, findet sich auch sonst: vor der Aufnahme in den Orden muß der Novize feierlich der Welt entsagen. Erst dann werden ihm die geheimen Gebete mitgeteilt, die ihm die besondere Gnade Gottes zusichern sollen und die er keinem Menschen außer seinen Ordensbrüdern mitteilen darf. Trotzdem sind sie bekannt geworden und sollen hier verraten werden. Nach dem gewöhnlichen Morgengebete spricht man, indem man sich auf die rechte Seite legt und den Kopf auf die rechte Hand stützt, vierzigmal hintereinander: „O Gott, segne mich im Augenblick des Todes und in den Prüfungen, die dem Tode folgen." Dann wird der Rosen-

und wird selbst von den wichtigsten Ereignissen aufs schnellste in Kenntnis gesetzt; man erzählt, daß dadurch die Kunde von den verhängnisvollen Ereignissen des Mahdistenaufstandes im Sudân eher nach Gaghabûb gedrungen sei, als nach Kairo. Jedes Jahr ruft der Ordensmeister die Mokaddems zu einer großen Synode zusammen. Hier werden alle Fragen der geistlichen Lehre und der weltlichen Politik besprochen, und bindende Beschlüsse über Maßnahmen aller Art gefaßt.

Am 12. November 1881 waren 1300 Jahre seit der Auswanderung des Propheten Mohammed von Mekka nach Medîna, der sogenannten Hedschra, verflossen. Nach einer alten mohammedanischen Prophezeiung sollte zu dieser Zeit der „Mahdi" erscheinen, der von Gott gesandte Heiland, der vor dem Weltende noch einmal alle Menschen unter dem Gesetze des Propheten vereinigen würde. Nicht umsonst hatte der greise Ordensstifter Mohammed es-Senûsi auf dem Sterbebette seinem Sohne den Beinamen „der Mahdi" gegeben; er war von dem festen Glauben durchdrungen, daß in diesem der wirkliche Erlöser erschienen sei, der „rechtgeleitete", der die Erde mit Gerechtigkeit erfüllen und an die Spitze aller Gläubigen treten werde. Aber der junge Mohammed verharrte in Unthätigkeit und ließ seine Aufgabe ungelöst. Statt seiner erhob sich in Chartûm ein anderer Mahdi, der, zuerst siegreich, schließlich doch der überlegenen europäischen Kriegskunst unterliegen mußte. Hatte Senûsis Sohn ein solches Schicksal vorausgesehen, hatten er und seine Ratgeber gewußt, daß ein Kampf gegen Europäer und Türken doch erfolglos sein würde? Jedenfalls hat er es für nützlich erachtet, auf die kriegerische Durchführung seiner Mahdiaufgabe Verzicht zu leisten und seine Ziele auf friedlichem Wege zu verfolgen. Hiermit steht vielleicht auch im Zusammenhange, daß er sich selbst in Gaghabûb nicht mehr abgeschlossen genug, vielleicht auch nicht mehr vor türkischen oder europäischen Eingriffen sicher genug fühlte. Im Jahre 1895 wurde die Residenz südwärts nach Kebabo in der Oase Kufra verlegt, und seitdem werden von hieraus die Geschicke der Senûsije geleitet. Auch in der sonstigen Politik und Propaganda des Ordens

Korbmacher.



Markt in Siwe.

scheint dadurch eine gewisse Wandlung eingetreten zu sein: das Hauptgewicht der Ordensthätigkeit wird jetzt auf die Bekehrung der Neger im Innern Afrikas gelegt, und der Glaubenshaß gegen die Türken und Europäer, der gewiß auch heute noch in der „Lehre" gepredigt wird, hat in der Praxis abgenommen. Mehrmals haben neuerdings Türken dem „Mahdi" ihre Besuche abgestattet und mit ihm verkehrt, auch sonst leben Türken und Senûsîs vielfach in gutem Einvernehmen nebeneinander. Wenn auch dem Europäer der Zutritt zu den heiligen Stätten in Gaghabûb und Kufra versagt ist, und man vielleicht den Versuch dorthin vorzudringen mit dem Leben bezahlen müßte, so ist dafür ein anderer Hauptsitz des Ordens, die Amonsoase Siwe, die früher wiederholt ihre Pforten ungastlich fremden Reisenden verschlossen hatte, jetzt zugänglicher geworden. Mir selbst war es vergönnt, sie auf einer archäologischen Expedition im Winter von 1899 zu 1900 zu besuchen, volle drei Wochen, weit länger als irgend ein Reisender vor dem, zusammen mit meinem Freunde Freiherrn Curt v. Grünau, in ihrem Bannkreise zu verweilen und in engem Verkehr mit den maßgebenden Persönlichkeiten des Senûsî-Ordens zu treten.

Freilich konnten auch wir, als wir uns nach neunzehntägiger Wüstenwanderung mit unserer Karawane der Amonsoase näherten, ein gewisses Gefühl der Beklemmung nicht unterdrücken, wie wohl der Empfang sein würde, der uns bevorstände, und unwillkürlich mußten wir jenes Wahlspruches der Senusi gedenken: „Türken und Christen — alle eine Bande, ich haue sie alle auf einmal ab." Aber schon bald nach unserer Ankunft zerstreuten sich alle Bedenken. Wir fanden dank der Empfehlung, die uns der ägyptische Ministerpräsident von Kairo aus mitgegeben, bei dem Mamûr, dem Amtshauptmann der Oase, die freundlichste Aufnahme, und bald erschien Ethman el-Habûn, der Vertreter des „Mahdi" von Kufra, um uns willkommen zu heißen und uns seine Dienste anzubieten. Es war ein schöner, stattlicher Mann, von etwas gelblicher Gesichtsfarbe; nach Art der reichen Kairiner Kaufleute war er in seine Gewänder gekleidet und trug mit einer gewissen Koketterie vorn an der Brust sein seidenes Taschentuch. Sein ganzes Aussehen, der Händedruck, den er uns bot, zeigte, wie wenig streng er es nach außen hin mit den Vorschriften seines Ordensmeisters meinte.

Siwe, die alte Oase des Jupiter Amon, dieselbe, zu der einst Alexander der Große seinen abenteuerlichen, romantischen Zug unternommen hatte, liegt etwa 600 Kilometer westwärts von Kairo inmitten der libyschen Wüste. Sie enthält zwei größere Ortschaften, das eigentliche Siwe und Aghurmi. Der Hauptort Siwe erhebt sich auf zwei mäßig hohen Kalksteinhügeln. Man kann sich kaum etwas Eigenartigeres denken, als diese sich am Felsen emporziehende Stadt mit ihren engen Gassen und den mehrere Stockwerke hohen Häusern, die vielfach über die Straße hinweggebaut sind. Nach außen hin zeigt sie gewaltige, aus Lehm und Bruchsteinen aufgeführte Mauern, die von rohen Fensteröffnungen wie von Schießscharten durchbrochen sind. Im Innern bildet sie ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen. Die wunderlichsten Stadtteile liegen auf der Höhe; hier sind die Wege aus dem Felsen herausgeschlagen und so schmal und dunkel, daß man sich vielfach nicht mehr auf offener Straße, sondern eher in einem unterirdischen Gange zu befinden glaubt. Mitten aus dem Häusergewirr erhebt sich das nach oben dünner werdende Minaret der kleinen Senusi-Moschee, das freilich eher an einen Schornstein, als an die schönen und zierlich geformten Türmchen der Moscheen Kairos oder Konstantinopels erinnert. Am Fuße des östlichen der beiden Hügel liegt der weite, von Häusern und einfachen Verkaufshallen umgebene Marktplatz und an ihn schließen sich in der Ebene von malerischen Palmengärten begleitet kleinere Weiler. Auch sie enthalten mehrere Moscheen mit Minarets. An einer derselben ist der Schêch Omar Musalleim angestellt, wohl der gebildetste aller Siwis. Er besitzt eine genaue Kenntnis des Korans und der Schriften des Senûsî-Ordens; im Auftrage des Mahdi ist er auch vor einer Reihe von Jahren mit einer Gesandtschaft in Konstantinopel gewesen, um dort mit den orthodoxen Ulemas zu verhandeln und so ein besseres Verhältnis mit der hohen Pforte herzustellen. Äußerst anschaulich wußte er von dieser weiten Reise zu erzählen, von den Eindrücken, die das halbeuropäische Alexandrien, die Fahrt über das Mittelmeer, das prächtige

Stambul auf ihn gemacht; aber über die eigentlichen Ergebnisse seiner Reise, über die Angelegenheiten des Ordens hüllte er sich schon bei der unverfänglichsten Frage argwöhnisch in tiefes Schweigen.

Noch malerischer als Siwe liegt der zweite Ort Aghurmi, gleich jenem auf einem freistehenden, steil in die Ebene abfallenden Hügel. Unmittelbar über den fast senkrechten Felswänden streben die Mauern in die Höhe und zwischen den Häusern ragt auch hier das sonderbar gestaltete Minaret der Moschee gen Himmel. Ein enger Thorweg führt in das Innere dieser Felsenburg und mündet auf einen kleinen Platz, an dem die Reste eines aus fein bearbeiteten Quadern errichteten, altägyptischen Tempelchens liegen, das aber jetzt, von modernen Mauern durchzogen, zu profanen Zwecken, Wohnungen und Ställen benutzt wird.



Frau aus Siwe.

Die Amonsoase zählt heute etwa 7200 Einwohner, von denen ein Drittel Männer, zwei Drittel Frauen sind. Die Männer sind große, kräftige Gestalten, mit gelber Gesichtsfarbe; die Nase ist in der Regel dick, die Lippen sind, wie bei den Negern, wulstig und etwas aufgeworfen. Durch die lebhaften, dunklen Augen gewinnt das Antlitz noch an Reiz. In ihrem ganzen Wuchs und durch die Hautfarbe unterscheiden sich die Siwis scharf von den dunkelfarbigen Bewohnern des Nilthals, von den schwarzen Sudan-Negern und den semitischen Arabern, die in der libyschen Wüste nomadisieren. Dagegen sind sie mit den hellfarbigen Berberstämmen des nördlichen Afrikas und den Kabylen Algeriens nahe verwandt. Schon die alten Ägypter, die für Rassenmerkmale ein scharfes Auge hatten, haben auf ihren Bildern alle diese „libyschen" Völker durch die blasse, fast weiße Färbung des Körpers deutlich von den anderen, ihnen bekannten Völkerfamilien zu scheiden gewußt. Aber nicht allein durch ihre Körperbildung, sondern auch durch ihre Sprache stehen die Bewohner der Amonsoase im Gegensatz zu den Ägyptern und Arabern. Sie sprechen nämlich einen besonderen Dialekt, der seine nächsten Verwandten in den verschiedenen, im nördlichen Afrika verbreiteten Berbersprachen besitzt und erst weiter mit der längst ausgestorbenen Sprache der Ägypter und gewissen Sprachen Ostafrikas, u. a. der Sprache der Galla und Somali, im Zusammenhange steht. Es mag wohl sein, daß in den Urzeiten alle diese sprachlich verwandten Völker eine gemeinsame Heimat, vielleicht in Arabien, gehabt haben und aus dieser, ähnlich wie im Mittelalter die Araber, allmählich in ihre jetzigen Sitze eingewandert sind.

Neben ihrer berberischen Muttersprache reden die Männer in Siwe fast alle noch arabisch, während die Frauen nur ihr Berberisch sprechen und verstehen. Die Siwis

sind äußerst sauber an ihrem Körper und in ihrer Kleidung. So oft ich an einer der Quellen, die in den Palmenhainen bei Siwe aus dem Boden hervorsprudeln und in gemauerten, wohl noch aus dem Altertum stammenden Becken gesammelt werden, vorüberkam, traf ich Männer oder Frauen bei dem reinlichen Geschäfte des Badens. Während sich aber die Männer bei unserem Nahen in ihrem Vergnügen nicht stören ließen, eilten die Damen schleunigst aus dem Wasser, eine zog die andere heraus, sie warfen sich das erste, beste Gewand über und verschwanden im Schatten des Waldes oder in einer nahe gelegenen Hütte. Das war auffallend, da sich die Frauenwelt der Amonsoase sonst keineswegs eines untadeligen Rufs erfreut.

Die gewöhnliche Kleidung der Männer besteht aus einem linnenen Hemd und einer linnenen Hose; darüber tragen sie einen kurzärmeligen, aus brauner Kamelwolle gewebten Rock und ein weites, weißes Obergewand, die sogenannte Galabija. Das Gesicht ist gewöhnlich rasiert, doch trägt man, wenn Haarwuchs vorhanden ist, auch kurzgeschnittene Backenbärte; auch das Kopfhaar ist wie bei allen Mohammedanern schon der Reinlichkeit wegen rasiert, auf dem glatten Scheitel sitzt der bekannte rote Tarbusch. Das schöne Geschlecht verbirgt seine Reize unter einem blaugestreiften Obergewande, dessen Stoff in Europa hergestellt und von Alexandrien aus eingeführt wird. Große Ohrringe und Fingerringe aus Silber bilden den Hauptschmuck. Ueber die weiteren Einzelheiten der Damentoilette vermag ich leider keine Auskunft zu geben, da die Frauen stets bei ihrer Begegnung mit uns das Gewand vors Gesicht zogen und schnell an uns vorüberschlüpften.


Mann aus Siwe.

Was in Siwe besonders auffällt, ist der Aberglaube seiner Bewohner. Nicht nur daß sie sich selbst mit Amuletten behängen, auch ihre Häuser, ihre Gärten, ja sogar die Palmen und Quellen schützen sie durch Talismane vor bösen Einflüssen. Auf dem Kiosk des Gartens, der zu dem Regierungsgebäude, in dem wir unser Quartier aufgeschlagen hatten, gehört, waren Tierknochen aufgestellt, die von fernher wie ein Storch aussahen. Allenthalben sieht man auf den Häusern oder an den Gartenzäunen umgestülpte Töpfe, welche die Kraft haben sollen, den feindlichen Zauber abzuwehren. Über den Quellen ist von einer Palme zur anderen ein Seil gezogen, an dem Kamelknochen und Schädel befestigt sind, die die Quelle vor dem Versiegen bewahren sollen.

Äußerst interessant war der Besuch, den wir an einem der ersten Nachmittage dem Schech Ethman el-Habûn, dem Vertreter des Mahdi, abstatteten. Er wohnte in einem großen, ansehnlichen Hause, das am Westberge von Siwe liegt. Als wir ankamen, war der Hausherr selbst abwesend, doch wurden sofort Diener ausgesandt, um ihn von unserem Kommen zu benachrichtigen und schleunigst zurückzurufen. Inzwischen breitete der Thürhüter einen Teppich auf die vor dem Hause befindliche Lehmbank und lud uns ein, hier Platz zu nehmen und der Rückkehr seines Herrn zu warten. Dieser erschien denn auch bald, that höchst erfreut über die Ehre, die ihm durch unsern Besuch widerfahren, und geleitete uns in das Haus. Während in den Häusern der modernen Ägypter der Empfangsraum zu ebener Erde an dem offenen Hofe liegt, mußten wir hier zwei Stiegen emporklimmen, um in den großen



Vor dem Hause des Sattlers.

„Salon" zu gelangen. Es war ein geräumiges, fast quadratisches Gemach, das mit kostbaren Teppichen belegt war, die, wie uns Ethman erzählte, alle aus Arabien stammen sollten. An den Wänden liefen niedrige Polstersofas entlang; an der Decke hingen mehrere Ampeln. Sonst enthielt der Raum an Möbeln nur noch einen europäischen Spiegel mit einem scheußlichen Rahmen und — ein eisernes Bettgestell, dessen Heimat gewiß auch nicht weit von der unsrigen lag. Wir ließen uns mit gekreuzten Beinen auf der Erde nieder, und bald war ein sehr lebhaftes Gespräch im Gange. Wir erkundigten uns nach dem Ausfall der Dattelernte und erzählten, wie weit des Hausherrn Ruhm gedrungen sei und daß man von seinem Reichtum selbst im fernen Europa spreche. Für diese plumpen Schmeicheleien war er äußerst empfänglich und nahm jeden unserer Sätze mit einem selbstzufriedenen, durch die Nase gezogenen äääh auf. Während der Unterhaltung trugen seine beiden erwachsenen Söhne und ein kleiner Diener den hölzernen Theetisch herein und stellten den echten Samowar darauf. Zunächst regalierte uns aber Ethman mit allerlei Süßigkeiten, die er aus der Fremde bezogen hatte und die ihm zweifellos als die feinsten Konfekte galten. Es waren kleine Pfennigbonbons und Zuckerfischchen, bunte Zuckereierchen, überzuckerter Ingwer und eine Art von Gummizucker, den ich seit meiner Kindheit nicht wieder gesehen, geschweige denn gegessen hatte. Dann bekamen wir Kaffee gereicht, den freilich der Hausherr selbst als verboten verschmähte. Endlich kochte das Theewasser, und nun begann unser Freund den Thee mit einer Feierlichkeit sondergleichen zu bereiten. Ich habe leider die Reihenfolge der einzelnen Prozeduren, die dabei befolgt wurden, vergessen und weiß nur noch, daß der Thee immer wieder von neuem umgegossen, gekostet, gezuckert und wieder mit Wasser versetzt wurde. Die Gläser, aus denen Ethman eigenmundig geprobt hatte, wurden uns gereicht. Zwei Gläser erhielten wir in dieser Zubereitung; dann kam noch ein dritter und letzter Aufguß, bei dem noch ein aromatisches Kraut dem Thee zugesetzt wurde. Das Getränk schmeckte



Straße mit Palmen in Siwe.

wie irgend ein Heilthee, keineswegs schlecht, aber doch ganz anders als die Flüssigkeit, welche wir mit dem Namen Thee zu belegen pflegen. — Es war schon dunkel, als wir das Haus unseres Gastfreundes verließen; er gab uns bis zur Hausthür das Geleit und ließ uns dann durch zwei Diener mit Laternen nach Hause bringen, nicht ohne uns vorher noch zu einem erneuten Besuche aufgefordert zu haben. Des Mahdi der Senûsi, der geheimnisvollen Hochburgen des Ordens, Gaghabûb und Kufra, war mit keinem Sterbenswörtchen Erwähnung gethan worden, so sehr wir auch gewünscht hatten, von einem so eingeweihten Manne wie Ethman darüber etwas zu vernehmen.


Wassertragende Frauen und Neger in Siwe.

Die Amonsoase wird von einer großen Anzahl Quellen bewässert, die in einer Temperatur von 26° Celsius aus dem Boden hervorsprudeln. Während aber im Altertum der Abfluß dieser Gewässer vortrefflich geregelt war, verlaufen sie sich jetzt in großen Teichen und Sümpfen, die in den heißen Sommermonaten der Herd bösartiger Fieber werden und die Brutstätte aller möglichen Bazillen sein mögen. Wundervoll gedeihen in der Oase die Dattelpalmen, auf deren Pflege und Befruchtung große Sorgfalt verwendet wird und deren Erträgnisse auch die Haupteinnahmequelle der Bewohner bilden. Jetzt


Die Sonnenquelle.

im Dezember war die Dattelernte gerade beendet, und von Ost und West, von Alexandrien und Tripolitanien trafen täglich Karawanen mit Hunderten von Kamelen ein, um die Früchte einzuhandeln und weiter zu befördern. Wie Kartoffeln waren die Datteln in drei großen Höfen aufgestapelt, von denen zwei zum Dorfe Siwe, der dritte zu Aghurmi gehörten. Hierhin liefert jeder Mann seine Erträge ab, die dann von Gemeinde wegen verkauft werden; der Erlös wird nachher entsprechend verteilt. Die Datteln sind keineswegs alle gleichwertig, es werden ebenso viele Sorten unterschieden, wie bei Äpfeln oder Pflaumen. Besonders geschätzt sind die Saïdi- und treibe wird nur wenig angebaut, mehr noch Klee als Kamel- und Eselfutter. Auch der Tierbestand ist nur sehr gering: ein paar Schafe und Ziegen, Tauben und Hühner werden gehalten. Das Rind soll nur sehr schlecht fortkommen und sehr bald eingehen. Esel werden aus Ägypten eingeführt. Eine zoologische Merkwürdigkeit sondergleichen waren zwei Gänse, die sich auf einem Teiche herumtummelten. Sie waren einmal von einer Karawane aus Alexandrien mitgebracht worden und wurden nun hier von Jung und Alt mit derselben Bewunderung angestaunt, wie bei uns ein Marabu oder Flamingo.

Das Handwerk blüht nicht sonderlich in



Dorf Aghurmi mit dem Turm der Senûsi-Moschee.

Fröchi-Datteln, sowie die wohlschmeckenden Gasâli. Eine andere Sorte, Widdi genannt, findet nur als Kamel- und Eselfutter Verwendung. Die größte Delikatesse sind die Abu-tawil-Datteln, die etwa 10 cm lang, von weißer Farbe, zuckersüß und kernlos sind. Von dieser Sorte gibt es nur ein paar Bäume, die Ethman el-Habûn gehören; was er von ihnen erntet, kommt nicht in den Handel, sondern wird in seinem Hause verzehrt oder an auserlesene Freunde verschenkt.

Von anderen Fruchtbäumen wachsen in der Oase Oliven; auch Feigen, Weinstöcke, Aprikosen, Tomaten, Granaten und Citronen fanden wir vielfach in den Gärten. Ge-

der Amonsoase. Für den Transport der Datteln werden aus Binsen und Palmblättern feste Körbe geflochten, ferner werden ganz gute Matten und Kamelsättel gefertigt, die an die arabischen Beduinen verkauft werden. Was die Töpfer an Näpfen und Töpfen herstellen, oder die Schmucksachen, die Meister Goldschmied fabriziert, sind äußerst primitiv. Im allgemeinen zeichnet sich der Siwi nicht durch besonderen Fleiß aus; wenn die Dattelernte vorüber ist, glaubt er ein Recht auf Ruhe zu besitzen und hält es für unnütz, den durch Verkauf der Früchte gewonnenen Erlös anderweitig zu vermehren.

Immerhin ist der Wohlstand der Oase nicht gering. Die Gesamtsumme der Steuern,

die jährlich von Ägypten eingezogen wird, beträgt etwa 42000 Mark, für eine Bevölkerung von rund 7000 Seelen eine ganz erhebliche Summe. Allerdings wird davon nur wenig Reingewinn für die ägyptische Staatskasse übrig bleiben. Muß sie doch davon in der Oase den Mamûr mit seinem Bureau, sowie zwanzig Polizeisoldaten unterhalten und die immerhin beträchtlichen Unkosten für die Postverbindung mit dem Mutterlande tragen. Während aber früher die Abhängigkeit der Oase von Ägypten mehr dem Namen nach bestand, so ist seit mehreren Jahren ein festeres Regiment eingeführt worden, an dem gewiß die maßgebende englische Verwaltung des Nilthals nicht unbeteiligt ist.

So freundlich man uns im Anfange in Siwe entgegengekommen war, um so mißtrauischer, zurückhaltender wurden die Leute gegen uns, als sie sahen, daß wir unseren Aufenthalt weiter ausdehnten. Sie konnten nicht begreifen, was wir eigentlich wollten; suchten wir nach goldenen Schätzen oder wollten wir ihre Ländereien ausmessen, um ihnen im nächsten Jahre höhere Steuern zu verschaffen? Man wagte es freilich nicht, unseren Arbeiten offene Hindernisse in den Weg zu legen, aber es wurde auch nichts gethan, um sie zu fördern. Dazu kamen wir bald mit unseren Lebensmitteln in Verlegenheit. Man verkaufte uns so wenig wie möglich, und das Wenige zu den höchsten Preisen. „Euch, den Dienern der Christenhunde geben wir nichts,“ wurde unserm Koch geantwortet, als er im Dorfe für uns Hammel und Hühner erstehen wollte.

So waren wir denn herzlich froh, als wir unsere wissenschaftliche Ernte eingeheimst hatten und den Senûsis den Rücken kehren konnten. Auf dem Weitermarsch sahen wir noch eine interessante Kolonie in dem Dörfchen Zētûn, das etwa eine Tagereise östlich von Siwe noch im Bereiche der Oase gelegen ist. Hier sind etwa 60 Sudan-Neger mit ihren Weibern angesiedelt. Sie sind Eigentum des „Mahdi“ und bestellen für ihn das Besitztum des Ordens. Gerade diese Leute galten als besonders fanatisch, und wir konnten unsere Mannschaften nur mit Mühe dazu bringen, mit uns nach dem verrufenen Senûsi-Neste zu gehen. Aber auch hier begegneten wir keinerlei Feindseligkeiten, die Leute starrten uns groß an, ließen uns jedoch ruhig weiter unseres Wegs ziehen.

Ein Wüstenmarsch von zwanzig Tagen brachte unsere Karawane über die Oase Bahrie nach Kairo zurück. Schnell waren die Strapazen und Mühseligkeiten der Reise vergessen und außer den wissenschaftlichen Ergebnissen blieb uns die Erinnerung an eine eigenartige Welt, in die uns ein gütiges Geschick geleitet und aus der wir glücklich und gefahrlos wieder entronnen waren.



Weltfremd.

Von **Georg Busse-Palma.**

Mir ist das Heute nur ein Kahn
In dem wir uns dem Morgen nah'n
Aus dem verglühten Gestern.
Erinnerung, die rückwärts sieht,
Und Sehnsucht, die ins Weite flieht,
Sind meine liebsten Schwestern.

Die eine ruht am See und lauscht
Wie tief es in den Gründen rauscht
Und sieht Vineta liegen. —
Die andre geht im Jagdgewand
Und lässt aus nervig brauner Hand
Die goldnen Speere fliegen.

Die fliegen hoch und falkenweit,
Dann wird das Ziel Vergangenheit
Und neue Speere streben.
Bis sich dem letzten Wurf gemach
Ein Thor erschliesst, in das wir nach
Zum ew'gen Frieden schweben . . .



Der Wirt von Scheffelding!

Skizze von

Anton Freiherrn von Perfall.

(Abdruck verboten.)

Ob er wirklich genau so ausgesehen hat, oder ob sich in dieser Gestalt nur allmählich alle die Eindrücke einer lebensfrohen Zeit verdichteten — gleichviel! Ich will keine Momentaufnahme bieten, ich bin ein Feind all der öden Wahrheiten und liebe die Lüge, die Spinne, die aus uns selbst den Faden zieht, zu ihrem lieblichen Gespinste um alles Lebendige. — — —

Das Dorf liegt hoch, an der Landstraße, die hier steil aufsteigt.

Seit Hunderten von Jahren knallen hier die Peitschen, ächzen die Frachtwagen, fluchen die Fuhrleute; und seit Hunderten von Jahren schweigt das alles vor dem Giebelhause mit der behäbigen Pforte, aus der kräftiger Gerstengeruch dringt, vor dem, von kunstvoll geschnitzten Armen getragenen Kranze mit dem Maischbottich darin — dem „Wirt von Scheffelding".

Geschlechter vergehen, Namen verklingen. Da sucht der Mensch in der Flucht der Erscheinungen nach Unvergänglichem, das, der Vernichtung trotzend, die ihm heiligen Spuren der Vergangenheit bewahrt; und wenn er es nicht findet, schafft er es sich selbst. So schufen die Völker ihre Könige und die Scheffeldinger ihren Wirt.

Der Wirt von Scheffelding hat eine grüne Schlegelhaube mit goldenen Quasten auf dem Kopfe, eine hirschlederne Hose, an den Knöcheln zusammengebunden, daß man noch die weißen Strümpfe sieht, und ein grünes Gilet mit Silberknöpfen.

Der Wirt von Scheffelding ist behäbig, breit, nicht groß, trägt einen lustig aufgedrehten Schnurrbart, nie einen Vollbart.

Der Wirt von Scheffelding hat immer ein gemütliches Lächeln für seine Gäste, ein kräftiges Scheltwort für seine Knechte auf den üppigen Lippen; einen flotten Fuchs im Stall und ein frisches Zeugl im Schuppen.

Der Wirt von Scheffelding sagt „grüaß Gott beianand" und „a andersmal die Ehr'" — „Sapramemt" und „Deixl". Der Wirt von Scheffelding ist Taroker, Schützenmeister und Pächter der Gemeindejagd. Der Wirt von Scheffelding hält alle Oktober eine Jagd ab, zu der alle schießenden Gemeindemitglieder als Schützen, alle nicht schießenden als Treiber geladen werden. —

Es war im Oktober 187.. Da erhielt ich eine Einladung zum „Jagdl". Die Dynastie „Schimp" stand eben in vollster Blüte, und ich kannte ihr treffliches Haupt. —

Der dünne Frühnebel zittert und schwankt, vom ersten Sonnenstrahl erwärmt; da und dort bricht die bunte Farbe des Herbstes durch das Rot der Buche. An der Seite der Landstraße lodert die Vogelbeere, von zeternden Staren umschwärmt.

Den Scheffeldinger Berg hinauf ächzt ein hochgetürmter Blagernwagen.

„Hüa — hott — öh" — ruft der Blaukittel. Auch ich bin abgestiegen und gehe neben meinem leichten Gefährte.

„A Hundsberg, das!"

„A was! Da fluach nett! Wegschiaß'n soll ma' 'hn z'samt die Scheffeldinger."

„Sei so gut, gerad' heut' laß f' no leb'n."

Der Blaukittel warf einen Blick auf mein Gewehr. „Ah so, 's Jagdl — gel? A Luad'r is scho' der Wirt."

Ich hatte keinen Grund, dem Schmeichler zu widersprechen. „Ja, das ist er auch, das kann ihm niemand absprechen."

„Gel? A Morzluad'r. I sag's ja, gar nett verdiena thun's 'hn, d' Scheffelding'r."

Die ärgste Steile war überwunden, ich stieg wieder auf. „Jedes Dorf hat den Wirt, den es verdient. Merk' dir das."

Der Blaukittel sieht mir erstaunt nach. Ich sehe noch, wie er seinen Hut herunter thut, wohl um seinem Hirn, welches meine

Worte beunruhigten, Luft zu machen; dann hüllte ihn der Nebel ein.

Beim Wirt ist alles besetzt.

Im Verschlag'l das obere Dutzend —, die Jäger, in der Stube die misera contribuens plebs — die Treiber. Bier, Salzbrezeln, Geselchtes und Juchten vereinigt sich zu einem eigenartigen, schweren Duft, den der Tabaksqualm siegreich besteht. Die Treiber, alt und jung, sitzen dicht gedrängt, lange Stecken zwischen den Beinen, unglaubliche Hüte tief in das Gesicht gedrückt, die Maßkrüge kreisen, und die Brez'n krach'n.

„Grüß Gott, Leut'!" —

Demütiges, verschmitztes Hutziehen —

Ich gehe ins Verschlag'l.

Was doch der Besitz macht. Behäbige Gestalten, die grünen Hüteln mit Spielhahnstoß oder Adlerflaum kühn im Genick.

Herzlicher Gegengruß — zehn Krüge zum Trunk geboten.

Ich erkenne sie alle. Den Bäcker, zarten Mehlreif über seinem ganzen teigigen Wesen; den Metzger mit seinem körperlichen Überlegenheitsgefühl, seinem Muskelschwung und tadelloser Haarpflege; den knorrigen Bauern mit seinen Arbeitshänden und langsamen Bewegungen. — Den Herrn Ökonomen, den Kaufmann, den Privatier, den eingesprengten Handwerksmann; — Und vor allen ihn, den heute ebenso Umworbenen, als sonst Befehdeten, — den königlichen Förster! —

Das gelbe Emblem auf seinem nagelneuen Hut verfehlt seine Wirkung nicht.

Ich störe ihn unliebsam in einer Erzählung, die wohl eben auf ihrem Höhepunkt angelangt ist, seinen zusammengekniffenen Augen und der Zielbewegung seines Armes nach. „— und im Schnall hab' i's einag'schoss'n — alle zwei — so wahr i da sitz' —"

Da ertönt der Wirtsruf: „Grüaß Gott, beianand."

Er steht unter der Verschlagsschwelle, behäbig, breit, nicht groß, den Schnurrbart lustig aufgedreht, mit den blitzenden Schweinsäugerln, die die feisten Backen wie ein Bollwerk umlagern, jeden grüßend.

Auf der grünen Weste baumelt über dem Bäuchlein ein mächtiger Pack Hirschgrandln, Rehkröneln und Geierklauen, während thalergroße Hirschhornknöpfe die Joppe zieren. Ein Odem harmloser, spitzbübischer Lebensfreude geht von ihm aus.

Die Stimme, bald in höchstem Diskant sich verlierend, bald in den Tiefen eines mächtigen Bierbasses versinkend, ist schon helle Laune, — während sein erschütterndes Lachen, an dem sich der ganze Mensch beteiligt bis auf den klirrenden Pack auf der Weste, unwiderstehlich wirkt, — der Wirt von Scheffelding, wie er sein soll!

„Ja, grüaß Gott, Herr Baron! — Das freut mi', daß S' mir die Ehr' geb'n. Der erste Fuchs g'hört aber a Ihna —"

„Wart's erst ab, deine Füchs'," warnte der Förster.

„Ja, natürli! Das war scho' no' schön'r, koa Fuchs! Da müßt's scho' a bisl später auf Scheffelding kema, Förster! Meine Herrn, wenn's g'fällig wär —"

Allgemeiner Aufbruch. Dachselgekneif, Hundegebell, Ratschengeklapper. Unglaubliche Dinge kommen zum Vorschein, die Schätze alter Truhen und Schränke. Riesige Lederranzen, Taschen mit gestickten Hasen. Verrostete Pulverhörner, vergilbte Rucksäcke, lange Entenflinten, schwere Hausbüchsen, mit Messing beschlagen; nur der Wirt glänzt mit einem nagelneuen Leveaucheux.

Draußen wartet das ganze Dorf, Weiber und Kinder, als gält's in die Schlacht zu ziehen. Der Wirt voraus, mit dem langen Förster. Dachsel balgen sich mit Hühnerhunden. Schrille Fingerpfiffe, Rufe nach „Wald'l", „Feldmann", „Cora". „Nehmt's d' Hund' an d' Lein', und 's Maul halt'n! Mir san glei' am Bog'n," befiehlt der Wirt.

Glitzernd vom Frühtau liegt die Fichtendickung. Der Wirt stellt an. „Bäck'! Aber net umanand'r walgeln, steh'n bleib'n. — Pletzerbauer! Kennst den Platz? Amal probier' i's no' mit dir. — Rochus Glaser! A Hauptplatz! Da kannst di' ausbaz'n für a ganz's Jahr. — Jetzt kommt der ‚Alisi'! Gel, die Treib'r san a Scheffeldinger — i sag' nur grad' — Herr Förster!"

Ich bin der letzte.

Der Wirt lächelt verschmitzt und flüstert nur leise. „Da kimmt er, wenn er drin is. Ab'r a Luad'r! G'schlich'n kommt er wie a Fuchs." Er nimmt seinen Feldmann an die Leine, wischt sich mit einem blutroten Sacktuche den feisten Nacken. „A fein's Vögerl!" flüstert er mir noch zu, mit einer Handbewegung gegen das vielversprechende Dickicht, dann schleicht er davon.

Kurz darauf, ein schriller Pfiff, die

Scheffeldinger Hölle ist los. Der Wald hallt vom hui hax — hax der Treiber, Ratschengeklapper und Hundegekläff. Beim Förster blitzt der erste Schuß. Ein Rauchwölkchen zieht gegen das Dickicht. Ich glaube einen leisen Fluch zu vernehmen. Dann geht das Geknatter los.

Die hitzigen Doppelschüsse, deren Hall sich kaum trennt, — das Lauffeuer auf einen unglücklichen Hasen.

Halb verwehte — „Sakra" — „Teufi" — ein wahrer Hexensabbat. —

„Laßt's d' Hund aus! Um Gotteswill'n laßt's d' Hund aus!" ruft ein Übereifriger. Noch höher anschwellendes Toben der Treiber. „Tiro! Obacht! — Langsam! Ja, Himmi Kreuz sapra! Was is enk denn in die Hax'n g'fahr'n?" brüllt der Wirt.

Jetzt blitzt es vor mir in der Buchenstaude, ganz nieder. — Schau, ein Fuchs! Langsam aufgefahren. — Ein roter Dack'l fliegt heraus. —

Wie man sich doch blamieren könnt! —

Er sucht eine verlorene Fährte, kreuz und quer — wieder zurück — dort — das ist ein anderes Rot. Der Sechser! — lang gestreckt, den Grind fast am Boden, jede Deckung benutzend. — Im nächsten Augenblick tritt er heraus.

Da taucht ein schwarzer Hut auf vor meinem Visier, ein Scheffeldingergesicht — seitwärts blitzt der Bock heraus. — Bäng! — „Den haben's g'feit!" sagt der Fürchterliche mit starrem Grinsen.

„Mach' daß du weiter kommst. Was thust du denn da?"

„Treib'n thua i beim Wirt —"

Große Dummheit versöhnt. „So treib' nur zu."

Der Bogen ist zu Ende. Der Wirt kommt im zornigen Selbstgespräch. Ich erkläre ihm mein Pech mit dem Treiber.

„I sag's ja, das Jagd'l bringt mi no um. A Sechs'r wia a Roß — so a Vich — den Treib'r moan i —"

Nun geht's zum Förster. Der Wirt sucht schon mit den Augen am Boden. „No, wo is er?"

„Glauben's vielleicht, i kann hex'n." Der Alte nimmt wütend sein Gewehr auf. „Is das a Treib'n — is das a Platz —"

Der Wirt hat jetzt nur mehr ein verzweifeltes Lachen. Der Bäcker, der Pletzenbauer und die übrigen stehen noch in einem Klumpen mit den Treibern. Ihr erregtes Gespräch verrät nichts Gutes.

Der Wirt rückt verdächtig das Hüt'l. „20 Schuß hab' i zählt — also —"

Dumpfes Schweigen, schüchterne Entschuldigungen, allgemeines Grinsen der Treiber. — Jetzt bricht der Sturm los. Der Wirt von Scheffelding wird zum entflammten Volksredner. „Ja, was glaubt's denn eigentlich, es Bauern jaga, es g'scheert'n? Habt's denn Dreck in eure Spritz'n? I' that's z' Maul no weit'r aufreiß'n, Martl —"

Das gilt einem Treiber.

„20 Schuß und ei' Haas! No, mir is recht — aber das woaß i — No ja weit'r — weit'r —"

Bei dem Anstellen zum zweiten Bogen nennt er nur verächtlich die Namen, bei den Hauptschuldigen des ersten Bogens fügt er eine hoffnungslose Handbewegung hinzu. Aber das Resultat ist besser. Bis der schönste, dankbarste aller Bögen kommt, der „Knöd'lbogen", ist die Ehre des Jagd'l gerettet. Ein Bock und zwei Füchse liegen auf der Strecke.

Knöd'lbogen! Duftige Waldwiesen-Erinnerung! Das Faß steht auf dem Baumstock mit blitzendem Hahn. Im Kessel brodeln die Würste, im Korb duften die reschen Semmeln. Ringsherum die Genossen, Wald und Erdluft, verdoppelte Lebenskraft, weit draußen die Sorge, was eben noch tiefen Kummer bereitet, jetzt zum leichten Scherz geworden, jeder Zorn verraucht. In der Mitte die Beute Der Wirt ist wie verwandelt. Alles lacht an ihm und schmunzelt, die lustigen Augen, der aufgedrehte Schnurrbart, die Grüberln in den gebräunten Wangen, der Spielhahnstoß auf dem Hut, das Gehänge auf seiner grünen Weste, das runde Bäucherl, die fleischige Hand mit den dicken Silberringen, die sich um den Maßkrug legen. „I sag's ja all'weil, das Scheffeldinger Jagd'l laßt net aus."

Es fällt ihm selber schwer, den schrillen Pfiff zu thun, der die Lust endet.

Der Nachmittag ist halbe Arbeit, kein rechter Ernst dabei. Die Treiberlinie verwirrt sich, in das pflichtgetreue „aho aho, hui hax — hax" mischen sich profane Töne, ein schlechter Jodler, irgend ein Bierbanklied, selbst die Schüsse knallen so planlos.

Der Förster reißt die Strecke mit einem Bock und einem Dachs heraus.

Ein Feld-, Hasen- und Schnepfenbögerl bildet den jetzt ersehnten Schluß.

Blutrot sinkt die Sonne hinter die flammenden Buchen. Jetzt kommt der schönste Teil der Jagd'l. Beim Wirt schmettert schon die Scheffeldinger Kapelle. Aus der Küche duftet es lieblich. In der Stub'n tönt der Bierschlegel.

Der Wirt steht wieder unter der Thür; jetzt hat er die Scheffeldinger Schlegelmütze auf dem Haupt, die Finger eingehakt in die Westentaschen. „Grüaß Gott beianand! Gebt's ihna die Ehr', Musikanten!"

Ein rauschender Tusch. Und wie die schwärmenden Bienen läßt es sich nieder an den Tischen. Die Resl, blondgezöpft, bringt die erste Tracht Wildbrett mit Knödl'!

„Verdient habt' es net, außer der Förşt'r — und der Herr Baron," wendet er sich nach einer verhängnisvollen Pause an mich, „aber weil's schon der Brauch is — es lebe das Scheffeldinger Jagd'l. Spielt's auf, Musikanten!"

Im Verschlag'l knallen von neuem die Büchsen. Der Förster glüht, er ist bei seinem Zehnerhirsch angelangt, den er als G'hilf g'schoss'n hat in der Lachenau —

Der Wirt lacht nur pfiffig. „An ‚Sechzga' leg auf, Corbini," ruft er dem Knecht hinaus.

Dann nimmt er's selber auf mit dem Alten. Der „Zehner" muß sich gegen einige hundert von „Hehna" wehren, die der Wirt auf seinem Jagd'l schon heruntergeknallt hat.

Der „Sechzga" reicht noch nicht. Das „Jagdl" endet erst, wenn der Tag graut. „Behüat Gott beianand, a andersmal die Ehr'." — — —

Zwanzig Jahre waren vergangen, da erhielt ich wieder eine Einladung zum Scheffeldinger Jagd'l. Weiß Gott, wie ich dazu kam.

Die Dynastie „Schimp" war längst ausgestorben, ein ganz Fremder herrschte. Der Erinnerung halber, dachte ich, — und wie sich's wohl jetzt ausnimmt, das Jagd'l. —

Der Berg war noch immer nicht z'samm'g'schossen, wie der Fuhrmann damals meinte; ja, er kam mir noch viel steiler vor. Dann wieder das alte Giebelhaus, die alten Banzen vor der Pforte, aus der noch immer der frische Gerstengeruch strömte.

Ich trat in die Stube. Es war geradezu geisterhaft. Dieselben Gestalten, dieselben Stecken, dieselben Hüte. Und das Verschlag'l! — Der Bäcker, der Metzger, der Förster, der Pletzenbauer. Daß der letztere längst tot war, wußt' ich gewiß, und der Bäcker mußte sich doch in 20 Jahren auch verändert haben. Und der Förster zielte, wie damals gegen das Fenster. —

Haben sich die Gräber geöffnet? Hatte ich eine Vision? Oder hat die Zeit hier ihre Macht verloren? —

Da ertönt eine bekannte Stimme hinter mir: „Grüaß Gott beianander!"

Jetzt rieselt es mir doch über den Rücken. Ich wende mich — da steht er leibhaftig vor mir, breit, den Schnurrbart lustig aufgedreht, die Hirschgrandeln, Rehkronen und Geierklauen auf dem Gilet, die großen Knöpfe auf der Joppe, — der Schimp — nein, der ist ja schon lange tot — der Unveränderliche, der Ewige, der Wirt von Scheffelding.

Etwas wie Ehrfurcht packt mich. Ich grüße förmlicher, als man es hier gewohnt.

„Ah, der Herr Baron! Das is schön. Das freut mi' daß S' mir d' Ehr' geb'n. Der erste Fuchs g'hört aber a Ihna."

Das war zu viel. Das war schon unheimlich. Als ob ich die Galoschen des Glücks an den Füßen hätte. — Ich mußte mich erst hineinfinden, ein gewisses Grauen über diese Zeitlosigkeit überwinden. Dann aber war es herrlich; auch ich fühlte mich um 20 Jahre jünger.

Ich stand wieder auf dem Rehwechsel, neben mir fehlte wieder der Förster einen Fuchs auf dem engen Riegel. —

Und abends bringt wieder ein Resl das duftige Wildbret mit den Knödeln, und der Förster erzählt wieder von irgend einem Zehner. Und um 3 Uhr: „B'hüat Gott beianand! A andersmal d' Ehr'." —

Und ich war der einzige, der noch lebte von den Gesellen von damals.

Auf dem Kirchhof, über den der Heimweg führte, las ich alle ihre Inschriften.

Wenn ich nach 20 Jahren wieder komme zum Jagd'l als müder Greis, ich wette, er steht wieder unter dem Thor des Giebelhauses, behäbig, breit, nicht groß — den Schnurrbart lustig aufgedreht — der Unsterbliche — der Wirt von Scheffelding.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Prinz Karnevol durchzieht die Lande. Er, der civilisierte Abkömmling des olten Dionysos. Satyrn und Foune umtanzen ihn, und der Narr mit der Pritsche bahnt ihm den Weg. Wo er hinkommt, ergreift es Thoren und Weise auf ein paar Stunden wie ein Rousch. Einen Augenblick long vergißt der Philister Alltagsploge und Alltagsmüh', Zollfreunde und Zollfeinde verbrüdern sich bei einer Flasche Sekt, ehrbare Weiblein wagen zitternd einen Schritt seitab vom graden Wege, und der moderne Übermensch fällt aus der Rolle stilvoller Erhobenheit und tollt noch einmal wie ein Kind. Aber es ist nur ein Rausch, oll diese Foschingsluft; eine Betäubung, keine Stählung. Sie ist nicht ous der großen Freude geboren, die den Alltag nicht zu vergessen, sondern ihn zu erhöhen, zu verklören sucht, die nicht im Gegensotz zu Arbeit und Ringen steht, sondern beides weiht und durchleuchtet. Nicht aus jener sonnigen Lebensfreude, der Sorge und Furcht nichts anhaben können, weil sie in Ewigkeitsstimmungen ihren Grund hat.

Zu den Zeichen dieser Zeit gehört es, daß auch in unserer Litteratur so wenig von der großen Freude, von jener Sonnenstimmung zu spüren ist, aus der heraus so viele Werke der Hellenen und der Renaissoncekünstler geschaffen sind. Wo einmal helle Fröhlichkeit aufblitzt, ist sie zumeist vom Faschingsgeist beherrscht. Den Scherzen merkt man den Zwang, den Witzen die Moche on. Noch immer führt der Humor großen Stils, der nicht gekünstelt, sondern geboren, der Geist und Gemüt in gleicher Weise belebt und erhebt, ein bescheidenes Dasein in unserer Litteratur!

Ein Typus des Faschingskünstlers ist O s k a r B l u m e n t h a l, der etwas kleinere Nachtreter des großen Heinrich Heine. Seine „Unerbetenen Briefe" (Stuttgort, Deutsche Verlogsanstalt) gewähren einen deutlichen Einblick in die Rüstkammer seines Geistes. Von Herzensfröhlichkeit kaum ein Hauch, von den lebendigen Quellen, die aus den Tiefen des Gemütes emporsprudeln, kaum eine Spur. Meister Oskars Komik ist fost niemols gegenständlicher Art, sie erwächst nicht ous der Notur und dem Wesen der Dinge, sondern sie spielt mit den Worten, sie bleibt durchweg an der Außenseite haften. Er hot Witz und Esprit, aber er ist selten ein Witzgebärender, meist jogt er auf Witze, und wenn er mal keinen Hasen, kein Rebhuhn trifft, so begnügt er sich ouch mit einem mageren Spatz. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß sein Houptfeld die Satire ist. Dafür kann er nicht, das liegt an der Rasse. Seine Satire thut nicht sonderlich weh, sie stichelt und kitzelt mehr, als daß sie ins Fleisch dringt. Jedenfalls ober sind die Spitzen oft sehr niedlich und feingeschliffen; wer an fröhlicher Bosheit sein Behagen findet, der kommt auf seine Kosten. Aufs Große, auf Dinge und Persönlichkeiten weltgeschichtlichen Charokters richtet sich diese Satire so gut wie nie; sie vergnügt sich am liebsten in der engsten Sphäre des Theaters, des Salons, der Litterotur. Vor allem sind es die „Konkurrenten" des tapfren Meisters, gegen die er seine Nodelpfeilchen versendet. Unter ihnen in erster Reihe die bösen Modernen, die von der Bedeutung des selbstzufriedenen Witzbeherrschers so gor keine Ahnung haben oder hoben wollen. Seine Satire wird sie nicht bekehren, aber er rächt sich doch an ihnen, soweit seine Mittel das erlouben. Mit „erquicklichem" Spott verfolgt er die Neuerer in der Lyrik, die Männlein um Dehmel, Holz und Stefan George. Wie er versichert, wird das Neueste demnächst die Stoccato- oder Stammel-Poesie sein. Als Probe dieser Zukunftslyrik teilt er einiges aus den „Gestotterten Liedern" des Meisters Werner Laupp mit. Dieser junge Poet ist von der Beobachtung ausgegangen, doß die Blütezeit der neuen dramatischen Kunst on dem Tage begonnen hat, an welchem auf dem Theoter kein richtig gebauter Satz mehr geduldet und das flüssige Hochdeutsch als unnotürlich verbannt wurde. Damals fand Werner Laupp in dem Jugenddrama eines der führenden Geister die wörtliche Vorschrift, doß ein hondelnder Mensch so sprechen soll, ols „hätte er Mehl im Munde". In einem onderen bahnbrechenden Werk setzte sich der Dialog nur ous obgerissenen Worten und zerhackten Satzteilen zusammen. An die Stelle des Worts trot oft nur die Interjektion. Mit ungezählten Hm! . . Äh! . . Tcha! . . Pfft! . . wor jede Rede durchlöchert und zersägt. Nur in der Lyrik hat man leider von dieser Reform der Sprache noch keinen Nutzen gezogen. Hier halten auch die Neuesten noch an der veralteten Gewohnheit des fließenden Wortes und des geregelten Sotzbaus fest. Werner Laupp ist der erste, der nun ouch das Stottern in die Lyrik einführen will und damit der Sprache dos letzte Gebiet streitig mocht, ouf welchem sie sich noch in Schönheit bewegen durfte. Wie viel er von seinen dramatischen Vorbildern gelernt hat, beweist schon das erste Frühlingslied:

Ich fühlte ... äh ... mich grau und grämlich ...
Er hatte mich .. der Sommer .. nämlich ...
Da ging ich .. hm .. zur grünen Flur ..
Und sah sie .. nämlich .. die Natur.
Die Sonne .. wie? .. der Himmel .. äh ...
Der grüne Wald .. der rote Klee ..
Da wurd' ich wieder frisch und flott, ..
O Gattagattagattagatt!

Mit Spannung kann man dem Tage entgegensehen, wo „Werner Lauffs Gesammelte Werke" erscheinen ... Niedliche Bosheiten enthält auch das Kapitel „Nekrologe"; so der Nachruf auf den Börsenjournalisten Moritz Nimm. „Mit dem Herausgeber der Deutsch-österreichischen Finanzrevue Moritz Nimm ist einer unsrer reichsten Börsenjournalisten von uns geschieden. Die Natur hatte ihm eine der schätzenswertesten Eigenschaften mitgegeben — eine unbegrenzte Empfänglichkeit. So hat er denn stets bereitwillig seine Brieftasche jedem zur Verfügung gestellt, wenn er erwarten konnte, daß ihm einige Wertpapiere hineingesteckt wurden. Und wenn die vertrauensvollen Leser seiner Monatsberichte sein Urteil für bare Münze nahmen, so konnten sie überzeugt sein, daß es auch thatsächlich dafür gegeben wurde. Trotzdem war er stets in seinen Prognosen über neue Aktien sehr zurückhaltend, denn er schrieb niemals: „Wir behaupten," sondern immer nur: „Wir nehmen an" ... Sein Bureau war in seiner regelmäßigen täglichen Bestechstunde der Sammelplatz aller unsrer Finanzgrößen, denen er dann später in seiner Wochenschrift mit der strengsten Unparteilichkeit ihre Meinung sagte. So kam er zu einem stattlichen Vermögen und hohen Ehrenstellungen und hat schließlich bei seinem glänzend verlaufenen Begräbnis gefunden, was ihm bei seinem Erdenwallen immer das Wichtigste gewesen ist, — eine große Beteiligung" ... Es hat etwas Ergötzliches, wenn so ein frischfröhlicher Tantièmemacher wie Meister Oskar einem andern Geschäftsmacher die Leviten liest.

Wie ich sehe, gehöre ich selbst mit zu denen, die der edle Satiriker mit seinem Groll beehrt. Allerdings habe ich mir diesen Groll redlich verdient. Bedauerlicherweise aber hat nur der Haß die Strophen diktiert, die mir der Meister vergönnt; Haß ist kein Zustand, der gute Witze zeugt. So kommt denn leider weiter nichts zu Tage, als daß ich meinen Namen Hart mit Recht verdiene. Und ich war doch schon Hart, ehe ich mich an die erste schüchterne Kritik gewagt.

Zu den fröhlichen Kapiteln gehört noch Agnes Sormas Wanderbuch, in dem die große Künstlerin mit wehmütiger Resignation von den Nichterfolgen berichtet, die sie auf ihrer europäischen Tournée davongetragen, sowie die tiefsinnige Betrachtung „Nach Abschaffung der Censur". Hier erzählt Meister Oskar, wie es dem Goethebund gelingt, die Theatercensur umzubringen. Aber für die armen Dramatiker erblüht daraus kein Heil. Die Theaterleiter werden seitdem so ängstlich, daß sie selbst weit ärger unter den Stücken wüten, als je zuvor der Censor. Und so erläßt schließlich der Goethebund die Petition: „In dem Kleinmut der Bühnenleiter, die jetzt die Theatercensur allein ausüben, erblickt der Goethebund eine unwürdige Bevormundung des deutschen Volkes und eine demütigende Beeinträchtigung des freien Dichterwortes und richtet an den deutschen Reichstag das dringende Ersuchen, zum Schutze der schriftstellerischen Redefreiheit — die polizeiliche Theatercensur wieder einzuführen."

Leider hat Meister Oskar es sich nicht versagt, in die Unerbetenen Briefe auch ein reichlich Maß unerbetener Lyrik einzustreuen. Ernstgemeinter Lyrik. Der Meister hätte bedenken sollen, daß man auch in der Bosheit nicht allzuweit gehn darf. Seit wann hat Blumenthal es nötig, Frühlingslieder zu singen? Das ist unerlaubter Wettbewerb, jeder lyrische Säugling könnte ihn darob verklagen. Freilich bringt es der Dichter zu der funkelnagelneuen Pointe: „Wie ist doch das Leben so schön!", und er schmettert diesen berückenden Vers von „ragender Höhe thalabwärts", — aber was man sonst alles an Versen um dieser eigenartigen Wendung willen in Kauf nehmen muß, das ist nicht schön. Geradezu angsterregend jedoch wird Blumenthals Muse, wenn sie sich ins Leidenschaftliche versteigt, wenn sie wilde „Trutzlieder" singt. Trutzlieder gegen die böse „Toleranz" und die noch bösere „Zufriedenheit". Wie ein rasender Roland sprengt Meister Oskar gegen die armen Dinger an, er spornt seinen Sonntagspegasus zu den tollsten Sprüngen und mit der Lanze fuchtelt er umher, daß man jeden Augenblick fürchtet, er werde à la Donquijote ein paar Windmühlenflügel zerlöchern. „Von allen plattgewalzten Phrasen" bringt ihn die „eine stets zum Rasen", die „Duldsamkeit" — und so rast er denn auch los. Wer bis anhero noch nicht gewußt hat, was Duldsamkeit ist, der erfährt es hier zu seinem Schauern: „Notseil finstrer Köpfe", „Hort verjährter Observanz", „Dünger des Unverstands". Entsetzt wird er mit dem Dichter „von allen Psaltern harfen":

O käm doch endlich kraftumkleidet
Ein kühner Held der rohen That,
Der mit dem Stahl des Schwertes schneidet
Der Wahrheit ihren breiten Pfad —
Der um die Erde ihr die Bahnen
Erzwingt mit Thaten, groß und ganz,
Und der es schreibt auf seine Fahnen:
Ein Pereat der Toleranz!

Groß und ganz ist zweifelsohne ein Druckfehler für „voll und ganz", das einzig zu diesem Begeisterungsbrausen paßt. Ein Trost aber ist es, daß der „kraftumkleidete" Held die Kraft nur in den Kleidern hat und nicht in Mark und Knochen; so wird er wahrscheinlich nichts Gefährliches ausrichten. Was würde aus Meister Oskar, aus ihm selbst werden, wenn der Recke in der That aller Toleranz den Garaus machte! Mit dem gleichen Grimm aber tobt der Dichter gegen die Zufriedenheit und „psaltert" den Preis der Unzufriedenheit, die das „Kleid von jeder Blöße reißt", „der Menschen Leid nackt zeigt", die „heilsam in die Venen den Saft gesunder Bitterkeit strömt" und das „Blut heizt" und die „Sehnen strammt". Schließlich fordert er schlicht und einfach auf, die „Scheinpoeten" der Zufriedenheit aufzuhängen. Das wäre allerdings eine Thatkritik, die den Mund gründlich stopfen würde.



Kaiserbecher der Stadt Halle a. S.
Entworfen und ausgeführt von den Hofjuwelieren und Edelschmieden Wentzke und Steiger in Halle a. S.

Wie man sieht, gibt es nichts Beklemmenderes, als wenn ein milder Herrscher im Witzgebiet jählings ins lyrische Rasen gerät. Blumenthal sollte sich erinnern, daß er selbst einst gesungen hat: das Jodeln liebt der Steiermärker, im Jüdeln ist der Meier stärker. Meister Oskar darf jüdeln, aber er soll nicht jodeln; er darf uns alle möglichen Pikanterien seines Esprits auftischen, aber er soll nicht Albert Träger auszustechen suchen oder gar ein bißchen Walter von der Vogelweide spielen wollen. Lieber hundert Kalauer mehr, als ein Trutzlied.

Eine echt humoristische Idee liegt dem Roman „Vineta“ (Dresden, E. Reißner) von M. Wittich zu Grunde. Heinrich Gerwerfer, ein armer und deshalb auch braver Assessor aus Berlin, weilt zur Zeit in irgend einem Seebad. All seine Erwartungen besserer Zukunft hat er auf einen Roman gesetzt, den er geschrieben und für den er mit Reichtum und Ehren überhäuft zu werden hofft. Aber das Manuskript wird überall mit Dank abgelehnt. Und da beschließt Heinrich Gerwerfer eines schönen Tages sich durch einen Sprung ins Meer allen Rechnungen und sonstigen Ansprüchen dieser Erde zu entziehen. So ein Sonntagskind von dichtendem Assessor jedoch geht selbst im tiefsten Wasser nicht zu Grunde. Als der arme Heinrich aus seiner Betäubung erwacht, findet er sich nicht in Charons Kahn, sondern mitten auf dem Marktplatz einer fremden Stadt. Von Todessehnsucht verspürt er nicht die geringste Regung mehr, wohl aber quält ihn ein solider Hunger, und so geht er hin, im nächsten Restaurant seinen Magen und seine Neugier, wohin er geraten, zu befriedigen. Daß die Menschen, die ihm begegnen, alle so was „Fischiges“ haben, daß die älteren Damen lebhaft an Flundern, die jüngeren an Sprotten, die Männer an Dorsche gemahnen, das fällt ihm wohl auf, aber er denkt nicht weiter darüber nach. Im Wirtshaus befreundet er sich mit einem älteren Herrn, einem Konsul, der ihn durch überraschende Ähnlichkeit mit einem feisten Seehund holdselig anmutet. Der Herr Konsul ladet den Verirrten zu sich als Gast in sein Haus und empfiehlt ihn seinem Neffen, der zunächst den Fremdling mit allen Merkwürdigkeiten der Stadt bekannt macht. Heinrich Gerwerfer sieht mit Erstaunen, wie altertümlich die Stadt in allen ihren Bauten sich erhalten hat, er staunt aber noch mehr, als er bemerkt, daß das Weichbild nicht von Wiesen und Wäldern umgrenzt ist, sondern von einer durchsichtigen Mauer wie von Wasser oder Glas. Da kann der Neffe die Wahrheit nicht länger verhehlen, und er berichtet dem Assessor, daß er sich nirgendwo anders als — am Meeresgrund in dem alten Vineta befinde, das dereinst ob des Übermuts seiner Bewohner in die Tiefe gesunken ist. Der Ozean bedeckt die Stadt wie eine krystallene Glocke, umschließt sie wie eine Wasserblase. Unter dieser Glocke aber haben sich die Vineter weiter entwickelt von Geschlecht zu Geschlecht ebenso wie die Leute auf dem Festland. Ihre Ernährung beruht auf dem Fischfang und auf dem Inhalt, den untergehende Schiffe ihnen zuführen. Durch Bücher und Zeitungen, die sich in diesen Schiffen finden oder sonstwie ins Wasser geraten, haben sich die Vineter eine fortlaufende Kenntnis von dem, was droben in der Welt vorgeht, erhalten. Natürlich aber ist diese Kenntnis sehr lückenhaft, und daher wird der Berliner Assessor von allen bildungsfrohen Elementen Vinetas wie ein Engel begrüßt. Die Stadt ernennt ihn alsbald zum Kultur- und Bildungsrat und erteilt ihm die Aufgabe, Architektur, Kunst und Litteratur Vinetas im Sinne des modernsten Stils umzugestalten, da man am Meeresgrunde ebenso wie auf dem Lande jeder neuesten Mode mit Eifer huldigt. Heinrich Gerwerfer geht um so begeisterter ans Werk, als er von all den Dingen, die er lehren soll, nicht sonderlich viel versteht. Und in Kürze gelingt es ihm, die Stadt wie die Anschauungen ihrer Bewohner aufs gründlichste umzukrempeln. Der Geist der modernen Symbolisten und Sezessionisten, der Kunstgewerbler à la Eckmann und van de Velde, ihr Geist und Ungeist hält auch in Vineta siegreich seinen Einzug. Über all den öffentlichen Dingen aber versäumt der neue Kulturrat auch seine Privatinteressen nicht. Er verliebt sich gleich in zwei Weiblein auf einmal. In die schlanke Ute, die Nichte des Konsuls, die in ihrer Modebildungssucht die thätigste Mitarbeiterin des Berliners ist, und in eine üppige Meeresnixe, die außerhalb der Stadt unweit der Wassermauer haust. Aber diese Doppelneigung wird schließlich das Verhängnis des Übermütigen. Fräulein Ute erfährt von den Beziehungen zur Nixe, und von Stunde an wird die reklamemachende Jüngerin zur erbitterten Feindin. Dank ihren Umtrieben büßt der Kulturrat mehr und mehr an Respekt und Wohlwollen ein, seine Anhängerschaft schmilzt zusehends dahin, und ungerächt darf der Mob an ihm sein Mütchen kühlen. Da eilt der Berliner verzweifelt zur Stadt hinaus und stürzt sich in die Wassermauer; im selben Augenblicke hat er den Vinetatraum ausgeträumt und er erwacht in seinem Boote ... Die Geschichte enthält einige sehr hübsche Momente, sie zeugt von Humor, Phantasie und Gestaltungskraft, aber sie schöpft die Anregungen, die der Stoff bietet, nur zum Teil und im großen Ganzen nur oberflächlich aus. Wenn einer einmal in das alte sagenumsponnene Vineta gerät, müßte er doch noch ganz andere Dinge erschauen und erleben, als Heinrich Gerwerfer aus Berlin. Vor allem sollten die Farben noch tiefer gestimmt sein, das Phantastische noch bunter und toller zu Tage treten, das Poetische noch reicher und saftiger sich entfalten. Allerdings war es M. Wittich wohl in erster Reihe um eine Satire, und nur in zweiter um eine phantastische Erzählung zu thun. Aber auch dann ist es schade, daß sich die Satire auf solche Dürftigkeiten beschränkt, wie Sezessionsstil und Symbolistendrama. Kurz und gut, die Geschichte bedeutet eine beachtenswerte Talentprobe, aber sie reizt mehr den Appetit, als daß sie ihn stillt.

Fröhliche Geister von allerlei Art regen und tummeln sich auch in Josef Lauffs neuestem Roman „Kärrekiek“ (Köln, Albert Ahn). Der Hauptton ist freilich auf Tragik gestimmt, aber dieser Hauptton bildet im Grunde nicht die Hauptsache; das Ergötzliche Drum und Dran war dem Dichter schließlich doch wichtiger, als der

sentimentale Kern. Er vertieft sich in seine Jugenderinnerungen, die niederrheinische Heimat taucht vor ihm auf und mit ihr das kleinstädtische Leben der Vaterstadt, die um 1870 herum, wie die meisten Kleinstädte des Nordwestens, erst an die Wende von Mittelalter und Neuzeit gelangt war. Eine Reihe köstlicher Gestalten kommen in Sicht und entfalten sich in ihrer ganzen edlen Schönheit: Pittje Pittjewit, der Barbier, Leichenbitter und Schweinestecher, Heinrich Hübbers, der trunkfeste Schuhmacher, Jakob Verhage, der Trompeter von der Beresina, Grades Mesdag, der ehrenfeste Holzschuhmacher, der jede Rede mit dem horizontalen Luftstrich schließt, bis herab zu dem gediegensten aller Gymnasiasten, dem lateinischen Heinrich. Und mitten unter ihnen der Erzähler selbst, als fünfzehnjähriger Junge, Jupp genannt. Es ist im allgemeinen nichts Sonderliches, was Jupp und Genossen erleben, aber sie erleben auch das Kleinste mit intensivstem Empfinden, das Behagliche wie das Erregende. Sie spielen Theater und erquicken das Publikum mit der schauerlichen Tragikomödie „Don Juan", sie sind mit bei Mesdags Schweinestechen und weihen den St. Niklasabend mit einem Punschgelage, sie feiern die Kriegserklärung 1870 mit einem festlichen Umzug, wobei eine Billardqueue als Fahnenstange dienen muß, sie feiern auch die Tage der großen Wassernot und spielen fröhlich: Sündflut, Arche Noah. Daß bei dieser Gelegenheit Heinrich Hübbers der Schuhmacher die Erscheinung, die Götz von Berlichingen im 3. Akt nur androht, in Wirklichkeit umsetzt, wenn auch ohne jede trotzige Absicht, trägt ihm eine kräftige Abfertigung ein. Derbes und Zartes, überall im bunten Gemenge, realistische Bilder von echt niederländischer Art wechseln mit feingetönten Stimmungsbildern, die von Duft und Poesie erfüllt sind. Eine Eigenschaft haftet freilich auch diesen Geschichten wie allen Jugenderinnerungen an, die Breite. Wenn einer erst einmal in die Schächte seiner Kindheit niedersteigt, dann kommt er sobald nicht wieder an die Oberwelt; jede Kleinigkeit hat für ihn Interesse, jeder Seitenstieg lockt in immer abgelegenere Stollen. Aber der Leser folgt nicht immer ganz willig, er gerät in die eigenen Erinnerungen und lauscht nur mit halbem Ohr. Um die Aufmerksamkeit stets vom neuen anzuregen, hat Lauff den Realismus der Kleinstädterei mit der Romantik einer überaus zarten Liebesgeschichte durchsponnen. Hannecke Mesdag, die Tochter des Holzschuhmachers, ist ein leibhaftiger Engel, eine Märchenprinzessin, die nur allzusehr an die Gestalten der Novalis- und Overbeckzeit gemahnt. „Wenn sie mit ihrer weißen, durchgeistigten Hand auf das Wasser und die Binsen des nahen Ravelins hinauswies, wenn sich ihre schönen Lippen leise bewegten, dann wurde alles zu einem Märchen in der kleinen, weltfernen Stube. Die Nixen aus dem nahen Ravelin kamen als lange Nebelstreifen gezogen, das Schiff, auf dem sich schmucke Libellen tummelten, nickte dabei durch die niedrigen Scheiben, und selbst die blutenden Herzen, die in bunten Scherben am Fenster standen und blühten, raunten und sprachen zusammen wie verständige Lebewesen." „Bis ins Jungfrauenalter hinein hatte sie ein vereinsamtes Leben geführt, wodurch eine gewisse Sonderlichkeit des Empfindens ihr Seelenleben beeinflußte, das sich vornehmlich durch ein unbewußtes Zusammenzucken vor jeder fremden Berührung und ein geheimnisvolles Hinträumen bemerkbar machte. Für gewöhnlich war ihre Sprache verschleiert; das Wesen des Traurigen und Müden beherrschte sie .... Mit ihrem Fühlen und Denken stand auch ihre äußere Erscheinung in Wechselwirkung. Der Hauch des Madonnenhaften, der aber des Leidenschaftlichen nicht entbehrte, verklärte ihren überschlanken Körper, dessen jugendliche Formen nicht durch den Zwang des Schnürleibchens eingeengt wurden." Im Verhältnis zu seinen litterarischen Zwecken betont Lauff das Madonnen-, Engel- und Mädchenhafte allzustark. Es berührt doch ein wenig seltsam, daß zwischen der äußeren Erscheinung des Mädchens und dem, was sie erlebt, kein rechter Einklang ist. Dieser Engel hat sehr irdische Neigungen, eine leidenschaftliche Liebe erfüllt sein Herz. Nicht in irgend welcher mystischen Richtung, wie man erwarten könnte, sondern Leidenschaft für einen jungen Mann, den Sohn des alten Verhage, des Trompeters von der Beresina. Da der junge Wilm die Neigung teilt, so stände einer Vereinigung nichts im Wege, wenn nicht der Geliebte, durch äußere Verhältnisse gegen seinen Willen gezwungen worden wäre, sich dem priesterlichen Beruf zu widmen. Noch hat er allerdings das bindende Gelübde nicht abgelegt, aber er steht nahe vor der Entscheidung. Beide, der Mann und das Mädchen, suchen vergeblich die Leidenschaft in sich niederzuhalten. An einem Sommertage, als eben die Rohrdrossel ihren brünstigen Lockruf „Kärre-kiek" wieder und wieder ertönen läßt, vergißt Hannecke, daß eine Maid nur „mit dem Ring am Finger" sich allzueng verstricken lassen soll, sie gibt sich dem Geliebten hin. Und Wilm entschließt sich nunmehr, einen anderen Beruf zu wählen. Bald hernach erfährt der hochwürdige Dechant des Städtchens von dem, was vorgeht. Er eifert von offener Kanzel aus gegen den Abtrünnigen, der Vater Hanneckes fühlt sich in seiner Ehre tief verwundet, und er schlägt den Liebhaber seines Kindes mit dem Holzschuh nieder. Wilm genest von dem Schlage, aber er verfällt dem Irrsinn, Hannecke siecht langsam dahin. Diese Liebesgeschichte hat, wie gesagt, litterarisch ihr Bedenkliches, sie würde eigenartiger wirken, wenn ihre Helden gleichfalls ein kräftigeres niederländisches Gepräge trügen. Aber ein wahrhaft poetischer Zauber geht doch von ihr aus, sie wirkt als Ganzes wie eine alte, wehmütig-süße Volksballade. Ein geschlossenes Kunstwerk bildet der Roman „Kärrekiek" nicht, in seinen Einzelheiten aber erweist sich Lauff wiederum als ein Erzähler und Dichter, der mit den Besten, vor allen im Stimmungsgehalt und Gestaltung, zu wetteifern vermag.



Illustrierte Rundschau.

Das Pergamon-Museum zu Berlin. — Das Suermondt-Museum zu Aachen. — Moderne Bucheinbände von A. Kersten. — Denkmal auf dem Grabe von Heinrich Heine zu Paris; Denkmal auf dem Grabe Robert Hamerlings zu Graz. — Neuere Tapeten. — Bauerntöplereien von Anna Schmidt-Pecht. — Kunstgewerbliche Neuheiten nach Entwürfen von Willy Dressler.

Am 18. Dezember v. J. wurde in Berlin, in Gegenwart des Kaiserpaares, das Pergamon-Museum feierlich eröffnet. Wir wiederholen selbstverständlich nur unseren Lesern längst Bekanntes, wenn wir berichten, daß dieser Bau zur Aufnahme des wundervollen Götter- und Gigantenfrieses bestimmt ist, den der unvergeßliche Humann, teilweise unterstützt von den Architekten Raschdorff, Stiller und Bohn, in den Jahren 1878—1886 im Auftrag des preußischen Staates auf der Akropolis von Pergamon, in der Hauptstadt Mysiens, ausgrub. Der Fries, einst die Zierde des Prachtaltars eines von König Eumenes II. (197—159 v. Chr.) erbauten Zeustempels, muß auch noch in seinem gegenwärtigen Zustande,



Pergamon-Museum zu Berlin: Außenansicht und Haupt-Altar.

trotzdem er nichts weniger ols lückenlos ist, ols eines der wunderbarsten Denkmäler griechischer Reliefplostik gelten. Er ist denn auch von Geheimrot Kekulé v. Stradonitz und Professor Dr. Winnefeld mit vieler Pietät und Sorgfalt, möglichst im Anschluß an die ursprüngliche Anordnung wieder aufgestellt worden; der schlichte, würdige Bau des Museums, dessen Grundzüge Professor Fritz Wolff entwarf, umschließt außer dem gewaltigen Gigantenfries noch einen kleinen, höchst anmutigen Fries, der einer pergamenischen Lokalmythe gewidmet war (Telephos-Fries) und zahlreiche andere Reste antiker Kunst, die uns teilweise durch die Ausgrabungen in Pergamon, teils in Priene, teils in Magnesia gewonnen wurden und bisher, dem Laienpublikum unzugänglich, in den Magozinen des Alten Museums lagerten. —

Dos alte Aachen gehört zu den deutschen Städten, in denen ein großzügiges Patriciertum stets einen regen Kunstsinn und Sammlereifer entwickelte, der sich auch vielfach in umfassenden



Teil des Pergamonfrieses: Gigantenkampf.

Schenkungen an die Stadt bethätigte: so widmete vor allem **Herr Barthold Suermondt** dem Anfang der 70er Jahre aus kleinsten Anfängen entstandenen städtischen Museum außer anderen Zuwendungen seine großartige, weitberühmte Gemäldesammlung, die ganz hervorragende Meisterwerke der alten deutschen Schule (u. a. Judith von Lucas Cranach und die Altartafel des Meisters von Linnich), der spanischen, niederländischen und französischen Kunst enthält, in der aber auch die neueren Meister ausgezeichnet vertreten sind. Zu Ehren des Stifters erhielt jetzt das Museum, das soeben in die stattlichen Räume des ehedem Casaletteschen Palais überführt wurde, den Namen Suermandt-Museum. Es umfaßt heute Sammlungen von einem Reichtum und einer Vielseitigkeit, wie sie kaum eine zweite deutsche Stadt van der Größe Aachens aufzuweisen hat: herrliche Renaissancearbeiten, zumal auch köstliche Goldschmiedewerke des Aachener Meisters Dietrich v. Radt (um 1620), eine umfassende keramische und eine höchst umfangreiche Spitzensammlung; eine fast einzig dastehende Kollektion von Eßbestecken 2c. Eine besondere Weihe erhielt das Museum durch die, in seinen Besitz übergegangenen Originalwerke des genialen, unglücklichen Alfred Rethel.



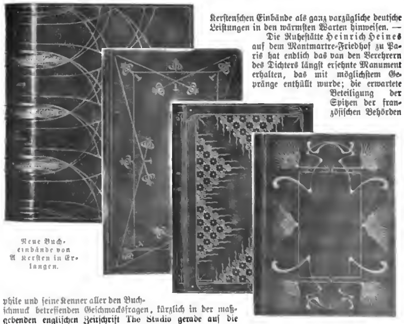
Das Suermondt-Museum zu Aachen; modernes Zimmer in demselben.

Auch das heutige Kunstgewerbe hat aber in dem schönen Hause in zwei ganz modern eingerichteten Räumen eine bleibende Stätte gefunden.

Nach längerer Pause bringen wir heute wieder einmal eine kleine Reihe neuer mustergültiger **Bucheinbände** nach Entwürfen van A. **Kersten**, einem der trefflichsten Meister auf diesem Gebiete, z. Z. Direktor der Aktien-Gesellschaft Zucker und Co. in Erlangen. Es wird gerade in Bucheinbänden in deutschen Landen noch immer viel gesündigt; man brauchte nur die Auslagen der Sortimentsbuchhandlungen zur Weihnachtszeit mit einigermaßenkritischem Auge zu betrachten, um zu erkennen, mit welch überladenem, überbuntem Material unsere Buchbindereien den Geschmack des Publiknms zu treffen meinen — und wohl leider auch treffen. Um so erfreulicher ist es, daß es sich doch auch in entgegengesetzter Richtung bei uns immer lebhafter regt. Konnte doch kein Geringerer als Oktave Uzanne, der große französische Biblio-



Renaissancezimmer im Suermondt-Museum zu Aachen.



Neue Bucheinbände von A. Kersten in Erlangen.

phile und feine Kenner aller den Buchschmuck betreffenden Geschmacksfragen, kürzlich in der maßgebenden englischen Zeitschrift The Studio gerade auf die Kerstenschen Einbände als ganz varzügliche deutsche Leistungen in den wärmsten Warten hinweisen. —

Die Ruhestätte Heinrich Heines auf dem Mantmartre-Friedhof zu Paris hat endlich das van den Verehrern des Dichters längst ersehnte Manument erhalten, das mit möglichstem Gepränge enthüllt wurde; die erwartete Beteiligung der Spitzen der französischen Behörden

blieb allerdings aus. Gestiftet ist dos einsache, würdige Denkmal von Deutsch-Österreichern; der Schöpser der Büste ist der dänische Bildhouer Hosselries. — Auch die Ruhestätte eines anderen deutschen Dichters wurde kürzlich mit einem schönen Denkmol geschmückt, dos Grob Robert Hamerlings auf dem Friedhof oon Groz. Peofessor H. Broudstetter löste diese Aufgobe in höchst reizvoller Weise: Psyche, die versinnbildlichte Jugend, reicht dem Dichtee des „Ahosver“ und des „Königs von Sion“, der selbst die Mythe von Amor und Psyche in neue Formen goß, den Lorbeerkronz. —

Einige kunstgewerbliche Neuheiten bringen wir aus dem Hohenzollern-



Grabdenkmal von Nobert Hamerling zu Graz.

Kunstgewerbehaus in Berlin, dos jüngst in der Leipzigerstroße 13 ein neues Heim bezog. Einmal drei modeene Tapetenmuster, von denen dos mittlere englischen, die beiden äußeren deutschen Ursprungs sind; alle drei bewegen sich noch in den Motiven des sogenonnten Jugendstils, zeigen ein schönes, kröftiges Flächenornoment. Ich soh ober bereits andere, zumal englische Tapeten, in denen eine Rückbildung des Geschmocks unverkennbor hervortrot: die Mode will eben durchous immer etwas Neues und greift in diesem Bestreben oielsoch nicht auf das olte Gute, sondern auf das alte Schlechte zurück; so wurde mir als das Neueste vom Neuen eine Topete mit aufgedrucktem Gardinenmuster gezeigt! — Sehr hübsch und originell erschienen mir die keramischen Arbeiten von Anna Schmidt-Pecht in Bosel, geschickte und geschmackvolle Nochohmungen der sogenonnten Bauerntöpfereien mit gesundem, in Farbe und Form kernigem Dekor. Hier hondelt es sich ouch um die Wiederbelebung olter einsocher Techuiken, die ich in einee der letzten Rundschauen als so dringend empfehlenswert hinstellte; gerode den Liebhabern, die in ihren Mußestunden kunstgewerblichen Neigungen nochgehen wollen, bieten sich auf diesem Wege noch zahlreiche dankbare Ziele. —

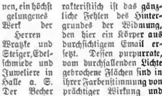
Im Kunstsolon Keller und Reiner in Berlin wor vor einiger Zeit eine reichhaltige Kollektion kunstgewerblicher Arbeiten noch Entwürsen des Molers und Architekten für Innendekoration Willy Dreßler in Berlin-Chorlottenburg ousgestellt, die Möbel, Schmucksachen und Taselsilber umfaßte. Wir geben die Abbildungen einer Zimmereinrichtung, einen Leuchter und ein Eßbesteck wieder, Stücke von schönen, reizvollen Formen, die auch bei Keller und Reiner sehr gefielen. — — —

Dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Magistrats der Stodt Halle verdonken wir die Möglichkeit, den prächtigen Koiserbecher der Stadt in einem farbigen Kunstblott, zwischen Seite 606 und Seite 607, unseren Lesern vorführen zu kön-



Grabmal von Heinrich Heine zu Paris.







Neue Tapeten. Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehause zu Berlin, Leipzigerstraße 13.

nen, ein höchst gelungenes Werk der Herren Wratzke und Steiger, Edelschmiede und Juweliere in Halle a. S. Der Becher ist im Auftrage eines kunstsinnigen Bürgers geschaffen warden und bestimmt, bei festlichen Gelegenheiten van der Stadt fürstlichen Gästen zum Willkommengruß dargebaten zu werden. Mit Ausnahme der in Altsilber ciselierten Reliefs am Fuße des Bechers, die Wappen und Ansichten der Stadt wiedergeben, ist das ganze Prunkstück aus reinem Gald. Charakteristisch ist das gänzliche Fehlen des Hintergrundes der Widmung, den hier ein Körper aus durchsichtigem Email ersetzt. Dessen purpurrate, vam durchfallenden Lichte gebrochene Flächen sind in ihrer Farbenstimmung von prächtiger Wirkung und bilden einen trefflichen Hintergrund zu den in Brillanten ausgeführten Kaiserlichen Namenszügen und Wappen, während mit dem sanftabgetönten walkenweißen Email das feinciselierte Larbeermativ sich kantrastierend verbindet. Den Abschluß nach aben bildet die Inschrift „Erzählen will ich noch in später Zeit, daß ich den Hohenzallern ward geweiht.“ Die Krone, im Fuß des Bechers, das Symbal der Kaiserlichen Majestät, wird umgeben van vier, die Berufsarten darstellenden Figuren, die tratz ihrer Kleinheit mit vieler Liebe und in vallendeter Technik madelliert sind. Jedenfalls ist das Ganze ein echtes Prunkstück für den Ratsschatz der Stadt Halle. Haffentlich aber wirkt das Beispiel des Stifters auch vorbildlich auf die reichen Bürger anderer Städte, damit diese, wie einst in den galdenen Tagen deutschen Städtewesens, mehr als dies jetzt der Fall ist, wieder in Besitz eigener Silberschätze gelangen.



Bauerntöpferei von A. Schmidt-Pecht.

* * *

Unser Heft bringt eine ganze Reihe hervarragend schöner Einschaltbilder. Zwischen Seite 600 und 601 ein Mädchenbildnis van A. Erdtelt, warmtönig und lebenswahr; zwischen Seite 632 und 633 ein humaristisch angehauchtes Genrebild





Bauerntöpfereien von Anna Schmidt-Pecht. Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehause zu Berlin.



Besteck. Von Willy Treßler.

„Die drei Esser“ von J. Kriwer; — man schmäht wohl auf das Genrebild, aber entbehren möchte es schließlich doch niemand ganz! — zwischen S. 640 u. 641 eine Flußlandschaft von Gilbert. Die Reproduktion einer originellen Brunnengruppe von Otto Lang fügten wir zwischen S. 648 und 649 ein; dann gab uns Paul Meyer-Mainz ein kleines allerliebstes Scherzbild: „Spielzeug“ — einen lustigen Mädchenkopf, in dessen hübschen Zügen sich die helle Freude über all den bunten Tand, den irgend eine frohe Gelegenheit brachte, wiederspiegelt. „Alte Stadt“ nennt Aug. Kühles sein Bild (S. 664—665) mit dem ragenden Kirchturm in der Mitte, den vielen hochgiebeligen Dächern und dem Blick darüber hinaus in die weite Ebene. Zwischen S. 672 und 673 endlich schalteten wir die Wiedergabe eines der schönen, so schlichten und doch so überaus wirkungsvollen Gemälde von Meister H. Zügel ein. Man kann sich nichts Einfacheres denken, als diese beiden Kühe, die auf die Fähre warten; aber je länger man dies Bild betrachtet, in dem Landschaft und die Tiergruppe so harmonisch zusammengestimmt sind, desto stärker fesselt das Ganze. Die echte große Kunst wirkt eben fast immer durch einfache Mittel! Auf den Seiten 650 und 651 fügten wir zwei Zeichnungen von R. B. Adam ein, einem Mitglied der ausgezeichneten Münchener Malerfamilie. Auf Seite 661 endlich finden unsere Leser einen Teil des Reliefs vom Radetzki-Denkmal Meister C. v. Zumbuschs. Der hervorragende Bildhauer ist kürzlich in hohen Jahren von seiner Wiener Professur zurückgetreten. H. v. S.



Leuchter. Von Willy Treßler.

Teil einer Zimmereinrichtung. Entworfen von Willy Treßler.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.






UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 055972902